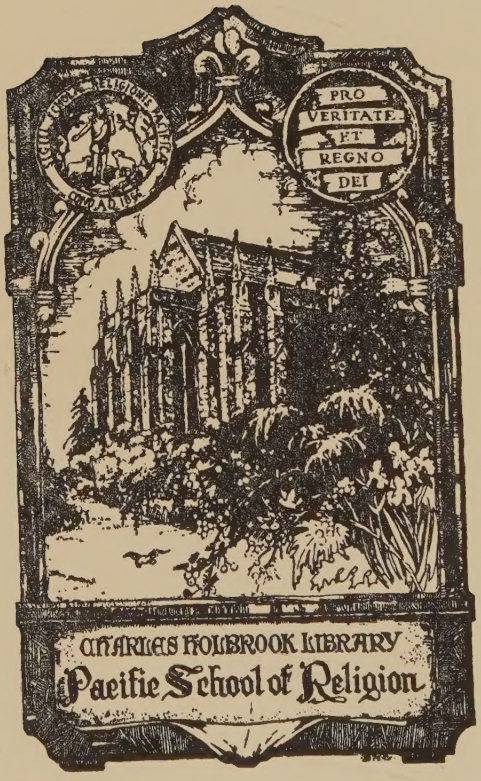
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

NEUE WEGE

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

50

Fünfzigster Jahrgang

1956

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag: Vereinigung Freunde der «Neuen Wege»

Seite

Alexander Campbell: Afrika — Gesicht und Seele (A. B.) 356
Melchior Vischer: Jan Hus (A. B.) 357
Blaise Pascal: Über die Religion (A. B.) 358
Hans Ehrenberg: In der Schule Pascals (A. B.) 358
Prof. Johannes Harder: Kraft und Innigkeit (A. B.) 358
Wilhelm Menschning: Jesus und der Krieg (A. B.) 358
Fritz Wartenweiler: Mahatma Gandhi, die große Seele Indiens; Vinet, ein Kämpfer für Wahrheit, Liebe und Freiheit des Gewissens (K. St.) 359
Fritz Wartenweiler: Schach dem Hunger (Hansruedi Zbinden) 359
Der lautlose Aufstand — Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes von 1933 bis 1945 (H. H.) 411
Jules Moch: Wir sind gewarnt (A. B.) 480
Colonel G. C. Reinhardt, Lieutenant Colonel W. R. Kintner: Atomwaffen im Landkrieg (A. B.) 481
Atomkrieg. Grundlegende Information. Soldat im Atomzeitalter. Die Kriminalisierung des Krieges (A. B.) 481
Dr. Nikolaus Koch: Revolution im Wehrdenken (C. W.-St.) 482
Vaerting, Liddell Hart, Holm, Elmerich: Jugend unter Wehrzwang (A. B.) 484
Ernst Zander: Die Kampagne gegen die Remilitarisierung in Deutschland (A. B.) 485
A. den Doolard: Die Zukunft in deinen Händen (A. B.) 485
Klemens Brockmöller S. J.: Christentum am Morgen des Atomzeitalters (A. B.) 485
Johannes Fleischer: Das fünfte Gebot und der christliche Friedensauftrag (A. B.) 486
Dr. Michihiko Hachija: Hiroshima-Tagebuch (A. B.) 487

Seite

Dr. Silvio Fanti: Ich habe Angst (C. W.-St.) 487
Fritz Katz: Weltproblem Hunger (A. B.) 489
Richard F. Behrendt: Problem und Verantwortung des Abendlandes in einer revolutionären Welt (A. B.) 489
Ernst Schwarz: Rassenprobleme von heute (A. B.) 490
Letzte Briefe aus Stalingrad (H. H.) 490
Gustav A. Wetter: Der dialektische Materialismus (A. B.) 558
Georg D. Heidingsfelder: Der Kampf zwischen Christentum und Kommunismus (A. B.) 559
Arthur Rich: Marxistische und christliche Zukunftshoffnung (A. B.) 560
M. Mattmüller: Leonhard Ragaz und sein Weg zum Sozialismus (A. B.) 561
Leonhard Ragaz: Zuflucht zu Gott (A. B.) 561
Wilhelm Mensching: Jesus und die Politik (A. B.) 562
E. G. Rüsch: Die Erlösung der Kreatur, die Geschichtstheologie J. Chr. Blumhardts (A. B.) 562
Erich Klee: Die Familienerziehung bei Pestalozzi (A. B.) 562
Adolf Leschnitzer: Saul und David (A. B.) 563
Heinrich Eduard Jacob: Sechstausend Jahre Brot (A. B.) 563
Basil Davidson: Erwachendes Afrika (A. B.) 563
John Gunther: Afrika von innen (A. B.) 564
Hans A. de Boer: Unterwegs notiert (C. W.-St.) 565
R. Kägi-Fuchsmann: Die UNO im Dienste der Menschheit (J. L.) 565
Karl Bechert: Der Wahnsinn des Atomkrieges (C. W.-St.) 566
Salome Wilhelm: Richard Wilhelm, der geistige Mittler zwischen China und Europa (C. W.-St.) 567

Berichte, Aufrufe, Zeugnisse, Mitteilungen, Redaktionelles, Antworten

Henri Jaquet: Protest 33
Redaktion: An unsere Abonnenten! 56
Redaktion: An unsere Leser! 103
Sonderheft März: Vorbemerkungen der Redaktion 105
Offener Brief von 104 badisch-württembergischen Pfarrern an die Abgeordneten des Deutschen Bundestages 183
Bericht über die Tätigkeit der Auskunftsstelle für Flüchtlinge 216
Flugblatt der religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz als Frage an die Großaktion «Zürich — wohin?» 238
Redaktion: An unsere Leser! 268
Flugblatt: Eine neue Wasserstoffexplosion — Was ist dazu zu sagen? Erklärung des Initiativkomitees für die Volksinitiativen 286
Redaktion: Fragen zu unserer Sondernummer (F.-D.-R.-Bericht) 287
C. W.-St.: Bericht über den Vortrag von Schalom Ben Chorin 356
Dr. Nikolaus Koch: Eine Stimme im Kampf gegen die deutsche Remilitarisierung und den militärpolitischen Wahn 395
Redaktion: An unsere Leser! 412
Redaktion: Vorbemerkungen zum Heft: Friede oder Krieg — Friede oder Tod 413
Redaktion: Nachwort 430
Redaktion: Aufruf zu einer Jubiläumsspende 495
C. W.-St.: Bericht über den Flumserberg-Ferienkurs, 7.—14. Okt. 1956 568
Erklärung der Redaktion 573

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

1956 nach Christi Flucht[1]

«Als sie aber fortgezogen waren, siehe da erscheint ein Engel des Herrn dem Joseph im Traum und spricht: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter mit und flieh nach Ägypten, und bleib dort, bis ich dir's sage. Denn Herodes hat vor, das Kind suchen zu lassen, um es zu töten. Er aber stand auf und nahm das Kind und seine Mutter mit, bei Nacht, und zog fort nach Ägypten; und dort blieb er bis zum Tode des Herodes – damit erfüllt werde, was vom Herrn durch den Propheten gesagt wurde, der da spricht: ‚Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.'» (*Matth. 2, 13–15.*)

Die Geschichte von der Flucht des Jesuskindes mit Maria und Joseph nach Ägypten haben uns die alten Maler auf sehr einprägsamen Bildern dargestellt. Aus irgendwelchen Gründen freilich liebten sie es, auch diesem Geschehen eine idyllische Seite abzugewinnen, und sie malten – die Ruhe auf der Flucht. Unser Text spricht aber nicht von der Ruhe auf der Flucht, sondern von der Flucht selbst. Was bedeutet es, daß das Jesuskind, daß der Sohn, das Wort Gottes auf die Flucht geht? Offensichtlich bedeutet es zunächst wohl einmal dies: Die Gesetze des Heldentums, das Ethos der Tapferkeit – wie es den Soldaten aller Zeiten und aller Armeen eingedrillt wird – haben im Reiche Gottes keine Bedeutung.

Die heilige Familie flieht. Da ist nichts Heroisches, nichts von letztem Einsatz, da wird keine Stellung gehalten, da ist von Verteidigung nicht die Rede. Die drohende Gefahr wird angesagt: «Herodes hat vor, das Kind suchen zu lassen, um es zu töten.» Und prompt heißt es von Joseph: «Er aber stand auf und nahm das Kind und seine Mutter mit, bei Nacht, und zog fort nach Ägypten.» In der Nacht, unbemerkt und unerkannt. Am nächsten Morgen waren sie weg.

Gott verzichtet auf alle Gewaltanwendung, die himmlischen Heerscharen werden nicht alarmiert. Nur *eine* Macht bleibt drohend sichtbar, die des Herodes. Gott stellt ihm keine ebenbürtige oder überlegene Macht entgegen. Gott beantwortet die Drohung des Herodes nicht mit einer Gegendrohung. Es wird keine himmlische Verteidigung eingerichtet – nichts von alledem. Die heilige Familie ergreift vielmehr die Flucht.

Wir sollten uns an der Schwelle eines neuen Jahres – nach Christi Geburt und Flucht – ernstlich fragen, ob wir bereit waren und bereit sein wollen, daraus zu lernen. Denn wenn Jesus Christus unser Meister und Herr ist, dann muß ja das, was er tut, uns, seinen Jüngern

[1] Aus «Stimme der Gemeinde», Januar 1956, Darmstadt.

und Sklaven, maßgeblich sein. Sehen wir nicht, daß die meisten der sogenannten christlichen Anstrengungen und Maßnahmen unserer Zeit darauf ausgehen, das Jesuskind vor einer solchen Flucht zu bewahren? Müssen wir nicht noch viel deutlicher sehen, daß solche Maßnahmen und Mühen töricht sind und sinnlos, ja widergöttlich, wenn sie nicht irgendwie den Maßnahmen und Wegen Gottes entsprechen, die ER wählt, um sein Reich aufzurichten? Die Flucht der heiligen Familie lehrt uns, daß Gott Gewaltmaßnahmen verwirft. Man ist bei uns in frommer Angst dabei, einen militärischen Schutzwall um das Christentum, und das heißt doch: um das Jesuskind zu legen. Das ist der militärisch-ideologische «Fortschritt» seit 1946. Des Königs und auch Hitlers Soldaten sollten für Deutschland kämpfen. Die neuen Soldaten sollen für das Christentum kämpfen, dafür, daß das Jesuskind nicht mehr zu fliehen braucht, sondern ruhig bei uns verbleiben kann. Aber – es wird sich auf diese Sicherung nicht verlassen. Es wird trotzdem auf die Flucht gehen . . .

Denn es flieht nicht nur vor denen, die ihm nach dem Leben trachten. Es flieht auch vor denen, die ihm sein Leben erhalten wollen. Sie wollen und können es ja nur mit Hilfe von Mitteln, die Gott verworfen hat. Gott schickt seinen Sohn ja nicht deshalb auf die Flucht, weil er vielleicht den Drohungen eines Herodes nicht standhalten könnte. Auch für die Flucht nach Ägypten gilt Jesu Wort: «Meinst du, ich könnte nicht meinen Vater bitten, und er würde mir jetzt mehr als zwölf Legionen Engel zur Seite stellen? Wie würden dann aber die Schriften erfüllt, daß es so kommen muß?» (Matth. 26, 53.)

Gott schickt seinen Sohn deshalb auf die Flucht, damit die Maßnahmen des Herodes ins Leere stoßen, und damit seine Gemeinde sieht: Der Sohn Gottes ist frei und bleibt frei; Gottes Wort ist nicht gebunden. Diese Freiheit und Ungebundenheit besteht gegenüber Feind und Freund! Wenn die Seinen Jesus zu schützen hätten, so lebte er ja von ihnen. Da es aber umgekehrt ist, so müssen sie ihre Schwerter alle wieder zurückstecken. Wenn sie das nicht wollen, so könnte es sein, daß das Kind von Bethlehem nicht nur vor Herodes flieht, der ihm nach dem Leben steht, sondern auch vor denen, die es schützen wollen. Es ist nicht zu leugnen, daß der deutsche Protestantismus im großen Luthers diesbezügliche Warnungen nicht mehr kennt, sondern der «christlichen» Gewaltideologie in seinen Reihen weiten Raum gewährt. Aber was nützt uns der Stall von Bethlehem, wenn er leer ist? Und wenn schon längst wieder das Vieh aus der Krippe frißt? Sind wir sicher, daß unser Christentum nicht dem leeren Stall entspricht? Sind wir sicher, daß das Kind noch bei uns in der Krippe ist? Könnte es nicht sein, daß es schon seit langer Zeit von uns geflohen ist? Müßten wir darum nicht solche Dinge tun, die es veranlassen könnten, wieder zu uns zurückzukehren?

Nach Ägypten floh das heilige Kind. Dorthin also, wo man Gott nicht kennt, wo man einmal die Kinder Gottes, sein Volk ganz entsetzlich gepeinigt hat, und wo man einmal alle männlichen Kindlein Israels umbringen wollte, um unter ihnen den Messias zu töten. Aber Mose, der Zeuge des Messias, des Christus blieb am Leben . . . Und nun findet der gekommene Messias in Ägypten seine Zuflucht! Welch seltsame Umkehrungen! Die *Seinen* nehmen ihn nicht auf, aber bei den Fremden, den Gottlosen, bei denen kann er leben! Unsere Theologenbrüder, die jüngst in Rußland waren, haben allerlei Erstaunliches darüber berichtet, wie es dem Jesuskind dort in Ägypten ergeht . . .

Alle Gewalt läuft sich tot. Sie muß sich totlaufen, weil der Gott des Friedens kommt. Alle Gewalt hat ihre Zeit und ihr Ende; denn der ist im Kommen, dessen Macht die Liebe und ganz allein die Liebe ist – wohlgemerkt: die Liebe, die nicht das Ihre sucht und die darum alles ertragen, alles glauben, alles hoffen und alles erdulden kann. «Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.» Wartet er in der Ferne, bis Herodes gestorben ist? Es sieht so aus. Wartet er, bis der Geist der Gewalt erloschen ist? Es ist umgekehrt: Herodes muß sterben, damit Jesus zurückkehren kann. Er allein bestimmt die Zeit. Und weil er auch zu uns kommen will, darum bringt er den Gewaltgeist in uns zum Erlöschen. Die Schriften müssen erfüllt werden. Sie erfüllen sich im Kommen des Friedefürsten. Seit 1500 Jahren feiern die Christen Weihnachten. Wann werden sie anfangen, Weihnachten zu leben?

Im Rückblick auf das alte Jahr sollte uns alles das mit Scham erfüllen, was wir getan haben und was geschehen ist, ohne daß auf das Kind, das auf der Flucht ist, Rücksicht genommen wurde. Alles, was ohne das fliehende Jesuskind zustande gekommen ist, gehört ganz gewiß nicht in den Dank, der an der Schwelle eines neuen Jahres angemessen ist. All das gehört vielmehr in das Bekenntnis unserer Sünde.

Zu danken aber haben wir für alles, was uns fliehen ließ vor den falschen Hoffnungen, vor den falschen Heilanden. Danken wollen wir für alles, was uns die Spuren des fliehenden Jesuskindes wies. Denn ohne seine Flucht könnte er nicht der König des Friedens sein, könnte er nicht unser Friede sein, könnten wir nicht Kinder seines Friedens sein. Wo und wann wir es aber sein durften, da und dann standen wir in den Toren Jerusalems. Daß sie uns auch im neuen Jahre nicht verschlossen sein mögen, darum wollen wir bitten, und dafür wollen wir arbeiten, damit wir nicht blind werden für das Licht aus der Höhe und nicht lahm für die Wege des Friedens. Amen.

Walter Dignath

Was bedeutet der Glaube an Jesus Christus für unsere Haltung in der heutigen Welt?[1]

Ich glaube, es ist gut, diese Frage gegen Ende unserer Konferenz einmal sehr nachdrücklich zu stellen. Und daß wir sie selbständig und unbefangen zu beantworten versuchen. «Selbständig und unbefangen» – es ist nötig, dies ausdrücklich hinzuzufügen. Denn der «Glaube an Jesus Christus» hat sich ja im täglichen kirchlichen Leben zu einer recht matten und bürgerlichen Angelegenheit entwickelt. Das Christentum ist dürr und mager geworden.

In weitaus den meisten Gottesdiensten wird nur auf den *Trost* des Glaubens hingewiesen: die Betonung fällt ausschließlich auf die Leitung Gottes und die Vergebung der Sünden. Wenn von der *Zukunft* gesprochen wird, wird allzuoft nur an die Zukunft des Menschen nach dem Tode gedacht. Und soweit dem Reich Gottes in der Zukunftverkündigung überhaupt ein Platz eingeräumt wird, findet man so gut wie keine Verbindung mit der irdischen, sozialen und politischen Wirklichkeit der heutigen Zeit.

Wenn ich nach der dritten Seite der christlichen Verkündigung schaue, nämlich unserer *Aufgabe*, gehorsam auf den Wegen zu wandeln, die Gott uns weist, dann bietet sich dasselbe Bild: das Christentum versucht, das menschliche Leben in den kleinen Beziehungen von Familie und Ehe zu leiten; es wird auch einmal vielleicht über die individuellen Beziehungen der Menschen in der Schule, der Fabrik oder im Büro gesprochen . . . aber die Kirchen geben im allgemeinen keine Leitung hinsichtlich der Haltung, die der Nachfolger Jesu Christi in den politischen Fragen dieser Zeit einnehmen muß. Und das bedeutet in Wirklichkeit, daß man in den Kirchen davon ausgeht, die politische Lage, in der wir uns befinden, müsse eben so hingenommen werden, wie sie sich zeigt.

Wollen wir nicht ein ungerechtes Urteil aussprechen, dann müssen wir hinzufügen, daß die offiziellen Kirchen, falls sie sich schon einmal über die heutigen Weltprobleme äußern, hierbei die größte Vorsicht walten lassen. In vielen Fällen – man denke zum Beispiel an die Frage, ob der Krieg als zulässig zu betrachten sei – sagen die Kirchen, daß vom christlichen Glauben aus betrachtet zweierlei Haltung möglich ist: die bejahende und die ablehnende.

Ich werde später hierüber weitere Einzelheiten geben. Ich glaube aber, daß es gut ist, schon am Anfang diese Bemerkungen zu machen.

Um mit Berdjajew zu sprechen: es fällt vielen, wegen der Unwürdigkeit der Christen, schwer, die Würde des Christentums zu entdecken. Das trifft sicherlich zu, wenn es sich um unsere Haltung in

[1] Referat des Ferienkurses 1955 auf dem Flumserberg.

dieser Welt dreht. Es ist nicht einfach, Selbständigkeit und Unbefangenheit dem Christentum gegenüber zu bewahren.

Ja – und trotzdem müssen wir zu einem bestimmten Zeitpunkt deutlich einsehen, daß von geistig erwachsenen Menschen (oder um es bescheidener auszudrücken: von Menschen, die sich zu geistiger Reife entwickeln) Selbständigkeit und Unbefangenheit verlangt werden.

Es muß doch möglich sein, daß wir einmal, vielleicht erst nach ziemlich langer Zeit, die Frage erheben: Wie steht es denn eigentlich mit dem christlichen Glauben, los von allen Krusten, frei von allen Karikaturen, die sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt haben? Wir dürfen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Nun denn – wenn ich versuche, mit Ihnen zusammen eine Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des christlichen Glaubens für unsere Haltung in der Welt zu finden, dann muß von vornherein klar gesagt werden, daß der christliche Glaube nicht die Anerkennung gewisser Wahrheiten bedeutet, sondern die Begegnung mit einer Persönlichkeit. *Es handelt sich also nicht um ein System, sondern um eine Gestalt.* Und diese Gestalt ist Jesus Christus.

Wenn wir nun die Evangelien lesen, stoßen wir auf allerlei Dinge, die uns sonderbar anmuten. In sehr vielen Fällen ist dies der uns fremden orientalischen Struktur der Evangelien, des Neuen Testaments, zuzuschreiben, die uns westliche Menschen vor Schwierigkeiten stellt. Nicht umsonst wird das Problem der Entmythologisierung (Bultmann) mit so viel Nachdruck und Beharrlichkeit auf die Tagesordnung gebracht.

Aber trotz diesen Schwierigkeiten, ja quer durch diese Schwierigkeiten hin, kann eine Begegnung stattfinden. Eine Gestalt ist auf uns zugekommen. Jemand, in dem Gottes Barmherzigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit Fleisch geworden ist. Er ist der Repräsentant des Gottesreiches. In Ihm ist das Gottesreich in diese irdische Realität eingebrochen.

Vielleicht ist diese Botschaft, diese Heilsverkündigung, noch viel fremder für uns geworden als die orientalische Struktur der Evangelien. Das Allermerkwürdigste liegt ja gerade in der Tatsache, daß Gott sich mit dieser Welt bemüht, sich bis zum *Opfertode* mit dieser Welt bemüht (Karl Barth hat dieser Tatsache im vorletzten Bande seiner Kirchlichen Dogmatik auf Grund des Textes von Johannes 3, Vers 16, vortreffliche, von Verwunderung zeugende Seiten geweiht: K. D. IV, 1, 75—78).

In diesem Jesus Christus fallen Person und Reich zusammen. Das Begrenzte der Person und das Weite, das Ent-Grenzte des Gottesreiches, sind in Ihm zu einer Synthese geworden.

Zu dem Zentralen des christlichen Glaubens gehört, daß wir glauben, daß dieses Gottesreich einmal siegen wird. *Wie* oder *wann* dies

geschehen wird, weiß niemand. Die Bibel stammelt oder jubelt, wenn darüber gesprochen wird. Die mythische Form ist wahrscheinlich die einzige passende Form für die Verkündigung dieses Sieges des Gottesreiches. Und die Hymne ist wahrscheinlich die unmittelbarste Ausdrucksmöglichkeit für diese Zukunftssicherheit.

Daß dieser Sieg errungen wird, gehört zu dem tröstenden und stärkenden Geheimnis unseres Glaubens. Im Ostergeschehen ist schon der beginnende Sieg offenbart.

Ich will der Letzte sein, der behauptet, daß all dies theologisch so einfach liegt. Albert Schweitzer hat, gerade wenn die neutestamentliche Eschatologie behandelt wird, einige Probleme zur Diskussion gestellt – ich nenne hier nur die Wörter Naherwartung und Parusieverzögerung –, womit die Theologie bis zu diesem Augenblicke noch lange nicht fertig ist. Vor allem auch in Veröffentlichungen von Schweizer Seite ist man dieser Problematik nicht aus dem Wege gegangen. Es ist hier aber nicht am Platze, über all dies ausführlicher zu sprechen.

Zusammenfassend will ich bemerken: Der christliche Glaube besteht aus einer Begegnung mit einer Person. In dieser Gestalt ist das Gottesreich gegenwärtig. Dieses Reich wird letzten Endes den Sieg erringen. Mit einem Wort von Blumhardt: «Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht. Sein wird die ganze Welt.» Das Reich Gottes ist ein unerschütterliches Reich.

Das bedeutet aber, daß, auch wenn es sich um ökonomisch-soziale und politische Fragen handelt, der Christ mit dieser Wirklichkeit des Gottesreiches rechnen muß. Besser, bescheidener: daß sich der Christ durch diese Realität immer wieder ergreifen und beherrschen, korrigieren und stimulieren lassen muß.

Das bedeutet auch, daß ein Christ das Zeichen des Kreuzes – und das Kreuz ist die Siegesflagge – niemals aus dem Auge verlieren kann und darf. Das bedeutet, daß wir den Klang des «Te Deum laudamus, te Dominum confitemur» niemals verlieren können. Das bedeutet, daß wir niemals die Hoffnung ganz fahren lassen werden können, denn wir glauben an das Wirken Dessen, in Dem das Gottesreich gegenwärtig ist: Veni Creator Spiritus.

Der Glaube an Jesus Christus – das ist eine bessere Bezeichnung als «der christliche Glaube»: dieser Ausdruck kann noch zuviel in die Sphäre eines «Systems christlicher Wahrheiten» eingeordnet werden – versetzt uns in eine andere Wirklichkeit (Kolosser 1:13). Dadurch stehen wir «ganz anders» (Epheser 4:20) gegenüber den Dingen dieser Welt. Christus verhindert uns, «dieser Welt gleichförmig zu werden» – er läßt uns gemäß eines anderen «Schemas» denken und leben (Römer 12:2). Wir meiden die Welt nicht – wir stehen und handeln nur auf andere Weise in der Welt.

Zu diesem «Anderssein» gehört eine Unbefangenheit und Selbständigkeit hinsichtlich und inmitten verkrampfter Verhältnisse, Soli-

darität mit der Not des Mitmenschen, Ausdauer, weiterzuschreiten in der anderen, der neuen Richtung, der Richtung der Gestalt, die das Gottesreich ist. Dies «Anders»-Sein bedeutet nicht an letzter Stelle *ein neues Gestaltgeben an die Kenosis*, die Selbstentäußerung (vgl. Philipper 2:7), die Jesus Christus uns zeigte.

Wie sehr diese Erwartung des Gottesreiches unser Leben tragen und treiben kann, wurde mir aufs neue klar, als ich mich im August nach dem Tode von Professor Heering noch einmal in seine 1954 erschienenen Radiovorträge «Wie ich zu meinem Glauben kam» vertiefte.

In diesem warm und bewegt geschriebenen Bekenntnis sagt er am Schlusse das Folgende:

«In der Erwartung des Gottesreiches liegt eine enorme Trag- und Triebkraft. Persönlich muß ich bekennen: Daß ich ungebrochen die schweren Jahre meines Lebens, verdunkelt von zwei Weltkriegen mit ihrem Leid und ihrer Schande und ihren verwüstenden Folgen, durchstanden habe und geistig aufrecht geblieben bin – das habe ich Gottes Güte zu verdanken, der die Erwartung Seines kommenden Reiches in meinem Herzen brennend hielt. Keine Menschenmächte und keine düsteren Kräfte können dieses Kommen verhindern.»

Es ist nicht unmöglich, daß wir, wenn wir in den Evangelien, im Neuen Testament lesen, zu der Schlußfolgerung kommen, es werde so wenig über die Haltung der Christen *in dieser Welt* gesprochen.

Die Stellung des an Christus glaubenden und (dies geht im Zeugnis des Neuen Testaments immer zusammen) also Ihm folgenden Menschen hinsichtlich des römischen Kaiserreiches wird nur selten erörtert. Hierbei werden wir sicherlich die eschatologische Struktur des ältesten Christentums berücksichtigen müssen. Die Erwartung des baldig kommenden Gottesreiches machte die Besinnung über die Haltung und die Aufgabe in *dieser* Welt im bestimmten Sinne zu einer Angelegenheit geringerer Bedeutung. Der kommende Aeon (Weltzeit) verschlang die Probleme dieses Aeonen und machte sie recht unwichtig.

In unserer Situation ist das anders geworden. Wenn auch die eschatologische Richtung geblieben ist, so ist doch die Überzeugung, daß zeitlich das Gottesreich sehr nahe ist, so gut wie verschwunden. Und so hat die Eschatologie jetzt vor allem diese Funktion bekommen: Das Gottesreich, das kommen wird, muß seinen Einfluß auf den Lauf der Dinge der irdischen Reiche, die es jetzt gibt, ausüben: Dieser Aeon muß durch den kommenden Aeon geleitet werden. Die heutige Zeit darf nicht vernachlässigt werden — im Gegenteil, sie muß gerettet, genesen, geheilt werden. Weil das Evangelium die Heilung der Menschheit in den Mittelpunkt rückt, dürfen wir als Christen an der Heilung dieser Welt mitarbeiten.

Auf diese Weise bekommt das Funktionieren des Evangeliums

eine *prophetische Struktur*. So wie die alttestamentlichen Propheten — ich nenne Amos, Hosea, Jesaja, Jeremia — immer wieder die soziale und politische Wirklichkeit ihrer Tage mit dem Heilswillen Jahwehs konfrontierten, so darf auch, wer sich zu Christus in dieser Welt bekennen will, einer solchen Konfrontation nicht ausweichen. Das neutestamentliche Kerygma (Botschaft) wird auf die Weise der Propheten angewendet werden müssen. Darum ist es in einer Zeit wie der unsrigen so außerordentlich fruchtbar, ein Buch wie den «Jeremia» zu lesen. Georges Pidoux hat in seiner vor nun genau 10 Jahren ausgesprochenen «Leçon inaugurale» an der theologischen Fakultät der Lausanner Universität «Actualité de Jérémie» davon sehr lebendig gezeugt. «De tous les livres de la Bible aucun n'a été lu avec une telle attention que celui de Jérémie», sagt er von der Bibellektüre während des Zweiten Weltkrieges. (Revue de Theologie et de Philosophie XXXIII. 1945, 161). Wir sehen durch Jeremia zum Beispiel, auf welche Weise, in welchen Dimensionen das Evangelium funktionieren darf und muß.

Wenn wir uns die Frage stellen, warum von dieser prophetischen Funktion der Evangelischen Botschaft in den offiziellen Kirchen so wenig zu bemerken ist, dann müssen wir von vornherein feststellen, daß hier zuallererst von einem beängstigenden *Rätsel* gesprochen werden muß. Trotz aller theologischen Argumentation über die prophetische Funktion des Evangeliums hat das prophetische Funktionieren *in der Praxis* nicht mehr als eine dürftige und schwache Gestalt angenommen. Wir stoßen hier auf das Rätsel, wie Ungehorsam und Sünde möglich sind.

An zweiter Stelle muß auf das Element der Verblendung hingewiesen werden. Die Verblendung, die uns Menschen so oft trifft, muß als Schicksal, aber auch als Schuld gesehen werden. Schuld ist es sicherlich, wenn von *Selbstverblendung* gesprochen werden kann. Oft können wir uns dem Eindruck nicht entziehen, daß man sich selbst die Augen zudrückt, um nur ja der unausweichlichen Wahrheit des Evangeliums zu entkommen. Wie weit diese Selbstverblendung gehen kann, läßt uns Reinhold Niebuhr in seiner Schrift «Moral man and immoral society (1932*, 1948**) an verblüffenden Beispielen sehn.

Ich denke auch an einen Artikel von Foster Dulles in «The Christian Century», 19. März 1952 (p. 336–338, in dem er über die amerikanische Politik in Japan und den Vertrag mit Japan spricht. Er sagt:

«So we drafted a treaty which invoked the spirit of forgiveness to overcome the spirit of vengefulness; the spirit of magnanimity to overcome the spirit of hatred; the spirit of humanity and fair play to overcome the spirit of competitive greed; the spirit of fellowship

to overcome the spirit of arrogance and discrimination; and the spirit oft trust to overcome the spirit of fear.»[1]

Wer aber in seinem Urteil über diese Aussprachen von Foster Dulles die ökonomischen, politischen und strategischen Hintergründe diskontiert, kommt zu der etwas zynisch klingenden Behauptung, daß in der menschlichen Selbstverblendung schier keine Grenzen zu finden sind . . . Diese Selbstverblendung gibt es sicherlich auch innerhalb der christlichen Kirchen.

Zum Dritten: Das *Opfer ist bei niemandem beliebt.* Wir möchten selbst gern außer Schußweite bleiben. Und wir geraten gerade *in* das Feld, wo die Schüsse fallen und uns treffen können, wenn wir das Evangelium in prophetischen Dimensionen wirken lassen. Bekennen und Leiden stehen in sehr wesentlicher Beziehung zu einander. Bekennen ist eine Sache von Wort und Tat und Tod . — Die Furcht vor dem Kreuze beraubt uns häufig des Mutes, um es *mit* dem Kreuze zu wagen und so zum Siege zu kommen. Via crucis, via lucis — allzu oft sehen wir zwar das Kreuz, aber wir glauben nicht an das Licht. Dann ziehen wir uns zurück, und dann zieht sich sicherlich ein Kollektivum zurück, und die christlichen Kirchen als Organisationen sind Kollektiva.

Schließlich: Die Rebellion gegen Gott sitzt uns im Blute. Dadurch ist das Kreuz auf dieser Erde errichtet worden. Letzten Endes wollen wir nicht, daß Christus König über uns sein wird. Wir rufen mit den Juden, die Jesus in den Tod jagten: «Wir haben keinen König, sondern nur einen Kaiser!» (Joh. 19:15).

Wer mit dieser prophetischen Funktion des Evangeliums in der heutigen Weltsituation ernst macht, wird immer wieder eines entdecken: Wir *bekommen* diese Haltung als eine Gabe, eine Gnade, ein Geschenk – wir suchen sie nicht. Wir würden sie sogar gern wieder los werden. Dann würden wir viel ruhiger leben können.

Wer von all dem Unrecht und der Gewalt, welche durch Menschen in dieser Welt hervorgerufen werden – man denke an den Hunger in Asien und Afrika, an Greueltaten im Kriege – nur sagt, daß Gottes Vergebung über alles geht und daß Sein Reich letzten Endes über alle Dunkelheit und Sünde triumphieren wird, ist «christlich» . . . und bleibt dabei ruhig. Aber wer sagt: Solange wir beten «gib *uns* heute *unser tägliches* Brot!», so lange wird dieser Hunger eine brennende Anklage bleiben, so lange darf kein Opfer zu klein sein, um diesen Hunger

---

[1] «So setzten wir einen Vertrag auf, appellierend an den Geist der Versöhnung, der Großmut, der Menschlichkeit, der Anständigkeit, der Kameradschaft, des Vertrauens, auf daß dieser Geist die Rachgier, den Haß, den Konkurrenzkampf, die Vermessenheit, die Klassenunterschiede, die Furcht überwinde.» (Einen Begriff von dieser Selbstverblendung konnte die Weltöffentlichkeit neuerdings aus den Äußerungen von Außenminister Dulles in der amerikanischen Zeitschrift «Life» bekommen. D. R.)

aus der Welt zu schaffen – wer sagt: Solange wir beten «Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe!», so lange wird der Krieg für uns unannehmbar bleiben, und wir werden nicht ruhen, bis er verbannt ist . . . wer *das* sagt, ist «christlich», *und er bleibt dabei nicht ruhig.* Er weiß von der Ruhe der ersten Aussprachen – aber er weiß auch: sie bilden einen Torso, wenn die Unruhe der zweiten Aussprachen nicht hinzukommt.

Die Reaktionen auf diese Haltung sind bekannt. Überall stehen die «weisen» Männer und Frauen auf, die sagen: «Aber das ist nicht zu verwirklichen, das ist zu radikal, zu idealistisch, zu aktivistisch . . . Eigentlich kommt es darauf hinaus, daß wir zwar in Worten und Wahlsprüchen protestieren dürfen, aber nicht in unseren Taten. Es darf auch alles nicht zu konkret werden.

Wir müssen versuchen, diese Reaktion zu begreifen. Wenn wir aber durch Christus erfaßt sind, dann ist es unmöglich, uns von Ihm loszulösen. Dann ist es auch unmöglich, Ihm das Verfügungsrecht des internationalen Lebens im weitesten Sinne zu bestreiten.

Einfach ist das alles nicht. Wir werden etwas von Jeremias bitterer Klage, wenn auch nur aus der Ferne, verstehen können:

«Du hast mich überredet, Ewiger, und ich ließ mich überreden,
Du bist mir zu stark gewesen und hast mich übermannt,
Ich bin zum Gelächter aller Tage geworden,
Sie alle verspotten mich!» (Jeremia 20:7).)

Und doch blieb Jeremia, trotz Schwierigkeiten, Verzweiflung, Rebellion, Gott gehorsam.

Und er fühlte sich mit seinem Volke solidarisch, nicht solidarisch in der Verirrung, sondern solidarisch in der Gesamtschuld und im Leiden. Bis zum bitteren Ende. So hat Rembrandt Jeremia gemalt: die Flammenglut des brennenden Jerusalems erhellt sein von Schmerz gefurchtes Antlitz – aber das Erbarmen mit seinem Volke, die Liebe zu seiner Stadt und seinem Land strahlt von ihm aus.

Wir wählen uns schließlich diese Haltung nicht selbst – wir werden aufgefordert. Wir können uns dem nicht entziehen. In unsern besten Momenten wollen wir auch nicht anders. Häufig wissen wir, daß wir nicht anders dürfen. Oft auch tun wir wider unsern eigenen Willen, was wir tun.

Darum – und das ist ein wichtiger Punkt für uns – ist es auch letzten Endes für uns nicht entscheidend, daß man zu uns sagt: «Was wollt ihr eigentlich? Es verändert sich nicht so viel . . . Amerika fährt in seinem politischen Spiele fort – und China kommt nicht in die UNO, und Westdeutschland wird mit Nazis und allem Drum und Dran militarisiert, und so weiter. Und auch Rußland setzt sein politisches Spiel fort, und dazu gehört, daß nun auch Ostdeutschland offiziell bewaffnet werden soll. Amerika wirft seine Atombomben nicht

weg, Rußland aber auch nicht. Und die Menschen ... ach, die laufen schon mit! Sowohl in den Vereinigten Staaten wie auch in der Sowjetunion ... Und die Christen und die Kirchen? Sie sind den Obrigkeiten gehorsam. Trotz allen radikalen christlichen Aussprachen «Christus ist Herr» kommen alle Christen – mit ganz wenigen Ausnahmen – bis zu den Zähnen bewaffnet und zu aller Vernichtung abgerichtet und bereit, auf das erste Signal herbei. Ja, was erreicht ihr eigentlich? ...»

Sehr oft werden solche Überlegungen Eindruck auf uns machen. Vielleicht fassen wir dann den festen Entschluß, mit allem aufzuhören. – Aber dann sind wir, zu unserer eigenen Verwunderung, einige Zeit später doch wieder mitten drin in unserer Arbeit. Und wir verstehen etwas von Jeremias' Worten:

> «Als ich sagte: Ich will nicht an IHN denken
> Ich will nicht mehr Seinen Namen sprechen»,
> So ward es in meinem Herzen wie brennendes Feuer
> Eingeschlossen in meine Gebeine,
> Dann wurde ich zu schwach, um es zu fassen,
> Und ich konnte nicht anders.» (Jeremia 20:9.)

Wir verstehen diese Worte, wieder: aus der Ferne. Wenn in Jeremia ein Feuer brannte, so darf in uns der Funke nicht fehlen.

Wir bekamen diese Haltung als Gabe, Gnade, Geschenk – wir suchten sie nicht. Vielleicht können wir bei sorgfältiger Analyse zwar eine gewisse psychologische Veranlagung entdecken, die für diese Haltung in besonderem Maße prädisponiert machte; vielleicht sind soziale Faktoren zu nennen, die für unsere persönliche Einstellung ausschlaggebend sind – wir müssen diese Elemente mit einer klaren, furchtlosen Ehrlichkeit entdecken und bloßlegen. Diese Analyse kann uns vor vielen Fehlern in unserem Handeln bewahren. Aber trotzdem – den innersten und wesentlichsten Kern werden wir schließlich nur auf die Ergriffenheit durch Ihn, der in Seiner Person das Gottesreich repräsentiert, zurückführen müssen.

Wir brauchen es uns aber mit unserm Zeugnis nicht schwieriger zu machen als es schon ist. Wir können bei gewissen, allgemein bekannten Voraussetzungen, allgemein erfahrenen Gefühlen, allgemein akzeptierten Ansichten, Meinungen und Vermutungen anknüpfen. Ich weiß wohl: Es gibt viel Spreu im Weizen. Aber hier oder da gibt es sicherlich *etwas*, woran wir anknüpfen können.

Absichtlich sage ich: etwas – denn im Vorhandenen werden wir das meiste korrigieren müssen, anfüllen und völlig erneuern. Die im Westen allgemein propagierte politische Anschauung wird aus der Neuheit des Glaubens an Christus erneuert werden müssen.

Ich nenne einige Punkte:

Allgemein ist man nun wohl davon überzeugt, daß es, wie es jetzt geht, nicht mehr lange weitergehen kann. Das ist wichtig. Vor allem seit den ersten politischen Besprechungen in Genf und der Zusammenkunft der Atomgelehrten darf man das glücklicherweise wieder öffentlich sagen und schreiben.

«So geht's nicht weiter», sagt man hinsichtlich des *Militarismus*. Wenn man die Tatsachen betrachtet, kommt man zur Erkenntnis, daß sich der Krieg selbst unmöglich gemacht hat. Wenn *beide* Parteien in *einer* Vernichtung verschwinden ... wer wird dann anzufangen wagen? Aus Selbsterhaltungstrieb beginnt dann keine der Parteien mehr einen Krieg. Das Juni/Juli-Heft 1955 der «Neuen Wege» hat mit einer überwältigenden Anzahl Daten über den Atomkrieg und seine Folgen unterrichtet. Nötig ist, daß sehr viele dies zu wissen bekommen. Der Wahnsinn und das Unpraktische dieser Kriegsführung ist von vielen erkannt worden.

Aber ... die Angst und die Furcht verhindert die Menschen, hieran die einzig richtige Folgerung zu knüpfen. Und diese Angst wird durch Radio, Presse und Film stets angefacht. Orwell hat in seinem Buche «1984» auf erschütternde Weise den systematischen Haßfeldzug in einer totalitären Gesellschaft und die damit verbundene, automatisch auftretende Veränderung der Ansichten des Volkes geschildert. Von diesen Methoden bemerken wir leider auch im Westen, in der sogenannten «freien Welt», beschämend viel.

Dadurch aber entsteht das folgende Bild: Jeder ist davon überzeugt, daß die heutige Kriegsführung mit massenvernichtenden Waffen Wahnsinn ist. Aber aus Angst vor einem sowjetrussischen Einfall läßt man direkt darauf folgen: «Keine Entwaffnung! Wir dürfen nicht wehrlos werden. Die Bewaffnung muß auf gewissem Niveau bleiben!»

Geben wir ein Beispiel. Das in Holland erscheinende «unabhängige» Wochenblatt «Vrij Nederland» schrieb Ende September 1955, nachdem der Bewaffnungsetat 1956 veröffentlicht war: «Es ist eine große Beruhigung, daß unsere Regierung sich nicht durch die russische Friedensoffensive einschläfern läßt.» Man nimmt hin, daß dann die Verteidigungskosten wahrscheinlich höher sein werden. Aber das ist nötig: «... unverminderte Anspannung wird nötig bleiben, um das militärische Gleichgewicht sicherzustellen.» – Dieselbe Zeitschrift veröffentlicht auch oft Artikel, die deutlich den Wahnsinn und die Schande der modernen Kriegsführung zeigen. Inzwischen sind die Mitarbeiter dieses Blattes wirklich davon überzeugt, daß sie «frei» und «unabhängig» schreiben. Traurig und tragisch. Orwell behält recht: Die durch eine hartnäckig-monotone Propaganda erweckte Angst benebelt den Blick – alle kritischen Kräfte werden paralysiert.

Was aber bedeutet der Glaube an Jesus Christus in diesem Punkt?

Zuallererst müssen wir versuchen, die Verblendung, welcher der Westen zum Opfer gefallen ist, zu begreifen. Um Vertrauen zu wekken, müssen wir von demjenigen Element in den herrschenden Meinungen und Gefühlen ausgehen, das akzeptabel ist: Viele Menschen geben zu, ja sie sehen ein, daß es eine Schande ist *und* daß es unpraktisch ist, die Atomwaffen zu gebrauchen. Auch muß der andere immer bemerken können, daß wir uns nicht frei von Schuld gegenüber dieser Weltsituation sprechen, sondern daß wir unsere Mitschuld einsehen und erkennen. Weiter kann aber die Solidarität in diesem Punkte nicht gehen. Wie ich im Jahre 1952 gesagt habe: «Von uns wird verlangt: Solidarität in der Schuld, Selbständigkeit in der Tat – Solidarität im *Ver*stehen – Selbständigkeit im *Wider*stehen» («Neue Wege, Januar 1953, S. 14).

Der Glaube an Jesus Christus bedeutet ferner, daß wir vom Siege des Gottesreiches überzeugt sind. Keine einzige Sache hat eine solche feste und sichere Zukunft wie die Sache Christi. Darum haben alle Mittel, die nichts mit diesem Reich und mit dieser Sache zu schaffen haben und die Ihn, der dieses Reich und diese Sache repräsentiert, höhnen und schmähen, keine dauerhafte Zukunft. Der Glaube an Jesus Christus bedeutet: Rundheraus sagen, daß wir diesen Mitteln *nicht* trauen, weil sie zum Reiche der Finsternis gehören, und dieses Reich *ist* schon in Christus vernichtet. Wenn wir also trotzdem unser Vertrauen in diese Mittel setzen, dann scharen wir uns an die Seite der besiegten Mächte.

Wenn wir dem heutigen Götzendienst für Mars als Folge unserer Ergriffenheit durch Christus den Rücken kehren, dann eröffnen sich uns neue Perspektiven für eine neue Wehrhaftigkeit, eine neue Politik, einen wirklichen Weltaufbau.

Diese Stimme aber wird leider viel zuwenig vernommen. Die Kirchen sind zu vorsichtig. Auch die Versammlung des Zentralen Weltkomitees der Kirchen, die im August 1955 in Davos stattfand, ging nicht weiter, als man in «der Welt» geht. In der Erklärung der Kommission der Kirchen für Internationale Fragen wird von einer «Verminderung der Bewaffnung unter internationaler Aufsicht und der Vorbereitung von Methoden zu einer friedsamen Lösung für bestehendes Unrecht gesprochen». Das ist doch aber ein wenig zu viel «der Welt gleichförmig-sein». Auf diese Weise bietet die Kirche nicht *mehr* als die Welt, bietet die Kirche, wie sie es doch sollte, der verängstigten und verlegenen Welt keine wirkliche *Hilfe*.

Die Kritik «Aber das ist Antimilitarismus und gehört nicht mehr in diese Zeit!» soll nicht zu leicht unsere Aktivität zunichte machen! Wir müssen dieses Zeugnis dem Kriege gegenüber als einen Sektor des christlichen Gehorsams, der selbstverständlich dazu gehört, zum Ausdruck bringen. Und das sollen wir tun mit Takt und mit Barmherzigkeit.

Als zweiten Punkt nenne ich den *Kolonialismus*.

Langsam und allmählich beginnen viele einzusehen, daß das Erwachen der Millionenmassen in Asien und Afrika nicht mehr aufzuhalten ist. Wenn ihnen die Freiheit nicht *gegeben* wird, dann werden sie die Freiheit sich schon *nehmen*. Bis jetzt ist es dem Westen nicht gelungen, früher kolonialen Völkern die Freiheit ohne unnötiges Blutvergießen zurückzugeben. Was vor einigen Jahren in dem früheren Niederländisch-Indien geschehen ist (ich denke dabei an die sogenannten Polizeiaktionen von holländischer Seite), was England in Kenya, was Frankreich in Marokko und Algerien tun, muß uns mit brennender Scham erfüllen. Wir können oder wollen die Zeichen der Zeit nicht verstehen; dadurch sind wir außerstande, die befreiende Antwort zu geben, die von uns erwartet wird.

Was in diesem Punkt der Glaube an Jesus Christus bedeutet? Ich glaube das Folgende:

1. Christen müssen ihre ganze Einsicht und ihre volle Mitwirkung daransetzen, daß das *Freiheitsbestreben* der asiatischen und afrikanischen Völker auf eine Weise aufgefangen wird, daß sich die alte Geschichte der brutalen Gewalttätigkeit nicht wiederholt. Es gehört zur Aufgabe der christlichen Kirche, allen schönklingenden, idealistischen «und humanitären» Losungen die Maske abzureißen und zu sagen: Es geht im Grunde nicht um das Gemeinwohl der kolonialen Völker – es geht zuallererst um unser eigenes Wohl, es geht um Rohstoffe, um Handelsinteressen, um Industrialisierungsmöglichkeiten, es geht um die Aufrechterhaltung unseres westlichen Lebensstandards und schließlich auch noch um eine westliche Prestigewahrung um jeden Preis. Deshalb soll sich die christliche Kirche weigern, das alte Spiel mitzuspielen.

Was Indonesien betrifft, so hat es glücklicherweise Christen gegeben, die von Anfang an alles getan haben, um dem früher kolonialen Gebiet seine Selbständigkeit ohne Militärgewalt und Greueltaten geben zu lassen. Wenn man auf sie gehört hätte, unter anderem auf die Führer der holländischen Mission, dann wäre die schuldvolle Tragödie zwischen Holland und Indonesien, die in eine völlige Entfremdung auszugehen droht, keine traurige Tatsache geworden. – Leider gab es zu wenige solcher Christen. Die sogenannten christlichen Parteien und Zeitungen Hollands spielten darin eine andere, fatale Rolle, und die Kirchen vermieden, sich deutlich zu äußern.

Aus ihrem Glauben an Jesus Christus können und müssen Christen zu dem Punkte der Freiheitsbestrebungen der kolonialen Völker Aufklärung geben, Perspektiven eröffnen und konstruktive Vorschläge machen. Aber häufig wagen wir das nicht. Und zehn Jahre später sagen wir dann: Wir hätten doch nicht schweigen dürfen . . .

2. Bezüglich der *Rassendiskrimination* muß vom christlichen Glau-

ben aus ein deutliches Nein zu hören sein. Die Konferenz zu Evanston gebrauchte auf diesem Punkt eine mutige Sprache. Aber – war sie mutig und konkret *genug*?

Die Lage ist sehr ernst. Wenn die Schande der Rassenunterschiede so bleibt, wie zum Beispiel in Südafrika, dann kann es nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden, wenn dort in absehbarer Zeit ein schrecklicher Rassenkrieg die Weißen ausrottet. Und haben wir etwas anderes verdient?

Ich frage mich, ob nicht in Evanston, bei der Konfrontation mit Christus, einfach und offen hätte gesagt werden müssen, was von Christen konkret verlangt wird, wenn es sich um Rassendiskrimination handelt. Wenn diese Mauer von Fatalismus und Schuld abgebrochen werden muß, dann müssen die Christen auch hören, *wie* sie diese Mauer abbrechen müssen. Hier und da, in Amerika und Südafrika, gibt es Gruppen von Christen, die uns aus der Praxis heraus hierüber aufklären können.

3. Neben dem Streben nach Freiheit und der Rassendiskrimination aber gibt es das Problem des *Hungers*. Ich brauche nicht viel hierüber zu sagen – man lese den vortrefflichen Artikel von Dr. Hugo Kramer in «Neue Wege» (November 1955). Dieser Artikel hätte ein Bericht des Weltkirchenrates sein müssen!

Wir dürfen als Christen nicht aufhören zu sagen: Dieser Hunger muß gestillt werden – und er *kann* zum großen Teil gestillt werden, wenn wir das Geld, das wir jetzt für eine aussichtslose und sogenannte Verteidigung ausgeben, für die Hilfe in den «unterentwickelten» Gebieten verwenden. Mit Nahrung, mit agrarischen und industriellen Veränderungen müßte dort geholfen werden und so, daß dem Feudalismus ein sicheres Ende bereitet wird. Wenn wir es nur wollen, ist es auch möglich. Für die Bewaffnung ist ja auch alles, selbst das Unglaublichste, möglich.

Auf diese Weise können wir, wenn wir an gewisse, viele bereits mit Unbehagen erfüllende Tatsachen anknüpfen, durch eine neue Anschauung, durch eine neue Beurteilung (neu vom Standpunkt des Gottesreiches, neu von Christus aus), Perspektiven sehen lassen, die praktisch zu verwirklichen sind.

Ausführlich will ich mich zum Schlusse über unsere Haltung dem *Kommunismus* gegenüber äußern. Welchen Einfluß kann hierin unser Glaube an Jesus Christus ausüben?

Ich will vorwegnehmen: als Christen können wir kein Mitglied der kommunistischen Partei sein. Die kommunistische Ideologie verlangt ein Leben in einem andern Klima als das des Evangeliums. Außerdem ist das lebendige und wirkliche Christentum totalitär — lebendiger und wirklicher Kommunismus ist das auch, obwohl in einer anderen Weise. Diese beiden Totalitarismen schließen einander aus. Wirklich

prophetisches und selbständiges Christentum kann innerhalb des Kommunismus keine Existenz*möglichkeit* finden, schon deshalb, weil man die Existenz*gründe*, die Existenz*berechtigung* eines solchen Christentums schlechterdings nicht anerkennt und auch nicht anerkennen kann. Berdjajew konnte man in Sowjetrußland nicht gebrauchen.

Aber hiermit ist dieses Problem keineswegs abgetan. Die lebendige Begegnung mit Christus, das Erfaßt-Sein durch das Gottesreich, läßt uns auch hierin mit einer Art neuer Unbefangenheit und Selbständigkeit urteilen. Und diese beiden Eigenschaften machen es uns möglich, gewisse Tatsachen zu sehen und zu würdigen, die in der öffentlichen Meinung entweder negiert oder als Karikatur dargestellt werden.

Wir schämen uns, daß es an einer *guten und rettenden Initiative* mangelt und zuviel von unkonstruktiver Initiative im Westen zu finden ist. Man kann auf ernstliche Fehler Rußlands hinweisen — die Fehler, die der Westen begeht, sind immer ernstlicher: wir behaupten ja, und häufig nicht ohne Selbstüberhebung, daß wir eine höhere und bessere Ideologie besäßen, daß bei uns die Menschlichkeit besser verbürgt sei als bei den Kommunisten, usw. Noblesse oblige — Adel verpflichtet.

Wenn ich die letzten Jahre noch einmal überdenke und mich frage, welch stark ins Auge fallende und konstruktive Initiative vom Westen ausgegangen ist, dann kann ich eigentlich nur den Vorschlag Eisenhowers nennen, gegenseitig Photographien und ähnliches, die Bewaffnung betreffend, auszutauschen.

Aber daneben? Rußland schlug vor, Atomwaffen nicht mehr zu gebrauchen und abzuschaffen. Es fängt selbst nicht damit an — die letzte Atomexplosion in der Sowjetunion ist ein Beweis dafür, daß man auch dort noch weiterexperimentiert. Aber — der Westen sollte dann doch aus seiner «*besseren*» Ideologie, seiner Bürgschaft für Humanität und Freiheit heraus ein Beispiel geben müssen. Wir aber kommen nicht einmal dazu einen *Vorschlag* zu machen, geschweige denn ein *Vorbild* zu geben.

Die christlichen Kirchen im Westen sollten die geistige Kraft, die hierfür nötig ist, zu erwecken versuchen. Aber die Kirchen laufen hinter den Tatsachen her. Die Kirche ist kein Pionier, sondern nur ein Mitläufer, keine Vorhut, sondern eine Nachhut. Sie sanktioniert zwar (und was?), sie stimuliert aber nicht. Ich verweise noch einmal auf die Aussprachen, die man in Davos hörte.

Rußland hat versprochen, in Kürze 640 000 Mann seiner Streitkräfte nach Hause schicken zu wollen; es tritt Porkkala, die russische Basis vor den Toren der finnischen Hauptstadt ab.

Was kann der Westen demgegenüber aufweisen? Die Bindung an das Gottesreich läßt uns aus einer neu-erhaltenen Selbständigkeit

sagen: der Westen hätte die Initiative, die Bewaffnung zu vermindern, ergreifen und militärische und strategische Stützpunkte abtreten müssen . . . Es kann noch immer geschehen.

Nun kann man mit Recht sagen: Aber kennt man auch die wirkliche Absicht der Sowjetunion? Gehört nicht alles, was Rußland nun auch tut, zu der Zick-Zack-Politik, die ideologisch fundiert und praktisch-politisch berechtigt ist? Ich antworte hier mit einer Passage aus dem fesselnden Artikel von Stuart R. Schramm in «Christianisme Social» (63e année, juillet-août 1955, p. 413–423) «La coexistence hier et aujourd'hui»:

«. . . S'agit-il d'un véritable changement d'attitude ou simplement d'une tactique provisoire? Au fond, c'est la même question qu'on a posée au début de l'expérience de libéralisation intérieure en 1953, et nous y répondrons de la même façon: cela n'a pas tellement d'importance, car l'évolution porte en elle ses propres conséquences» (421).

Und dann läßt er hierauf folgen:

«Cependant, si nous voulons profiter réellement de la nouvelle attitude des chefs communistes envers le monde occidental, il faudrait que l'Occident fît aussi la moitié du chemin (421).

Ich denke hierbei an die relative Entspannung, die im Augenblick (Oktober 1955) in der internationalen Politik herrscht; mit Betonung sage ich: «relativ». Von allen Seiten gehen Besucher in die Sowjetunion. Auch von der Sowjetunion kommen Delegationen in den Westen. — Was tun die Christen, um das alles konstruktiv und befreiend aufzufangen und zu stimulieren?

Selbst wenn die Sowjetunion dieses politische Spiel nur spielen würde, um Zeit zu gewinnen, um dadurch bei einem folgenden Kriege mit sehr großer Treffsicherheit seinen letzten und entscheidenden Schlag zu führen — ich spreche jetzt ganz gemäß dem Gedankengang derjenigen, die Rußland hundertprozentig mißtrauen — müßte dennoch der Westen, und an der Spitze die Kirchen, diese Atempause auf eine Weise benutzen, die eine kommende Katastrophe unmöglich machen müßte. Die Kirche sollte es zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben rechnen, mitzuhelfen zur Schaffung einer Atmosphäre, worin es Amerika und Rußland unmöglich gemacht würde, einen neuen Krieg zu entfesseln. Ich habe oben schon gesprochen über die Haltung der Kirche dem militärischen Betrieb gegenüber, über die Hilfe für die sogenannten rückständigen Länder; ich denke an die UNO und die Beeinflussung ihrer Aktivität. *Aber solange unsere westlichen Kirchen die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, die Nordatlantische Vertragsorganisation, die Remilitarisierung Deutschlands stützen, solange arbeiten sie nicht an der Entstehung einer so nötigen, neuen geistig-politischen Atmosphäre mit.*

Was wir im Westen und leider auch innerhalb der westlichen

Christenheit sehen, ist nur allzuoft ein elendes Aufrechterhalten des politischen Mythos, daß die Sowjetunion jetzt aggressive Pläne gegen den Westen schmiedet und daß wir darum die Bewaffnung, die bürgerliche Verteidigung und die Manöver fortsetzen müssen.

Die Bindung an Jesus Christus, Seine Sache und Sein Reich, muß uns als Seine Anhänger unsern deutlichen Auftrag sehen lassen: die Atmosphäre muß von Haß, von Angst, Furcht und Mißtrauen gereinigt werden. Denn nur dadurch sind wir geschwächt. Nicht Sowjetrußland ist unser Feind Nr. 1 — sondern unser eigener Unglaube, unser Aberglaube, unser Irrglaube ist Feind Nr. 1. Säuberung, geistige Säuberung der Atmosphäre — *das* ist es, was wir am meisten nötig haben.

In diesem Zusammenhang will ich noch einige Punkte aufführen.

Ich denke an China und die ungeheuren Veränderungen, die sich dort während der letzten Jahre unter der Leitung der kommunistischen Regierung vollzogen haben. Dr. Hugo Kramer hat hierüber im Septemberheft 1955 von «Neue Wege» und im «Zeitdienst» («Im Reich der Mitte., Bericht einer Chinareise». Nr. II - VI bis I - X - 55) auf fesselnde und dokumentierte Weise geschrieben. Selbst der größte Widersacher des Kommunismus muß zugeben, daß in China enorme Veränderungen zum Guten auf sozial-ökonomischem, industriellem und kulturellem Gebiet durchgeführt worden sind.

Zur Gelegenheit der Feier des 6. Geburtstages der Chinesischen Volksrepublik am 1. Oktober 1955, schrieb die leitende liberale holländische Tageszeitung «De Nieuwe Rotterdamse Courant» über die chinesische Revolution, die — so schreibt das Blatt — «durch die große Masse der armen chinesischen Bauern von Herzen bejubelt wurde.»

Und es beendet seine Betrachtungen wie folgt: «Wenn sich die chinesische Regierung vorläufig von imperialistischen Abenteuern und Eroberungen enthält und ihre Gedanken auf die Entwicklung des Landes selbst richtet, dann würde sie nicht nur auf die Unterstützung der Bauern und Arbeiter rechnen können, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Entspannung der internationalen Politik liefern.»

Ja aber, sagt man dann, das ist doch alles mit Mitteln von totalitärer Struktur und mit Gewalt geschehen — das können wir doch nicht gutheißen. Der gleiche Artikel in der NRC sagt: «. . . Fragt nicht auf Kosten von wievielen Opfern.» Hierauf antworte ich: Die meisten dieser Leute, die diese Einwendung machen, sind, weil sie den Krieg in allen seinen Formen schließlich akzeptabel finden, absolut nicht gegen «Mittel von totalitärer Struktur und Gewalt». Jeder, der den totalen Krieg gutheißt, verspielt seinen Namen als verständiger Mensch oder seinen Ruf als ehrlicher Mensch, wenn er gegen die

Mittel protestiert, deren sich der Kommunismus in der USSR oder in China bedient hat.[1]

Wenn wir sehen, welche enormen Veränderungen in China sich vollzogen haben, dann müssen wir uns doch wohl mit Scham und Schrecken fragen: Warum konnte das alles *wohl* geschehen mit dem Marxismus als Hintergrund und *nicht* mit dem Christentum als Hintergrund? Was tat Amerika in China? Chiang Kai-Shek, der vollkommen zur autokratisch-feudalistischen Lebenssphäre gehört — diese Bezeichnung stammt von dem holländischen reformierten Missionar Dr. J. Verkuyl — ist und wird durch Amerika unterstützt. Und erst kürzlich wurde das neue China wiederum durch Amerika daran gehindert, in die Vereinten Nationen einzutreten.

Wenn wir das alles ehrlich und selbständig verarbeiten wollen, dann hat das auch Konsequenzen hinsichtlich unserer Haltung der Parteipolitik gegenüber. Es gibt, glaube ich, zwei Möglichkeiten:

a) Die Nachfolger Christi beschäftigen sich mit der Parteipolitik,

b) die Nachfolger Christi halten sich außerhalb der Parteipolitik, aber beschäftigen sich mit Politik.

Über beide Punkte möchte ich etwas sagen, erst über den ersten.

Leider ist es, auch unter den Christen-Pazifisten, im allgemeinen kein besonders beängstigendes Problem, daß sie es mit den sozialistischen Parteien halten. Wenn wir uns aber die Leitung und die Taten dieser sozialistischen Parteien betrachten, besonders bezüglich der internationalen Probleme, dann ist es gar nicht so einfach.

In Holland ist die Partei des demokratischen Sozialismus die Partei der Arbeit, in Fragen der internationalen Politik nicht nur absolut antikommunistisch, sondern sie akzeptiert auch die militärische «Verteidigung» mit *allen* technischen Mitteln, *allen* Konsequenzen und *allen* Propagandamitteln. So ist es beinahe überall. — Gegner läßt man reden — die Hauptlinie aber wird verfolgt. Daran wird nichts verändert. Die Opposition erfüllt die Funktion der Sicherheitsklappe: der Dampf muß ja einmal abgelassen werden. Die Opposition erfüllt *nicht die Funktion des Weckrufes*, dem man gehorsam sein müßte.

In sozial-ökonomischer Hinsicht zeigt sich noch einige Fortschrittlichkeit, aber viele der Maßnahmen, die getroffen werden, sind durch die Zeitumstände aufgedrungen, so daß von einer besonders progressiven Haltung keine Rede ist. Was die Einstellung gegenüber der *allerwichtigsten* Punkte, nämlich der *internationalen* Angelegenheiten betrifft, so haben die sozialistischen Parteien keine eigene Meinung

[1] Man vergleiche die Klage von Lorenz Stucki in «Die Weltwoche» vom 7. Oktober 1955 (S. 1) über «Das geringe Empfinden für den lebendigen Menschen» im Kommunismus. Man sollte Römer 21 bei einer solchen Kritik nicht vergessen.

mehr. Sie sind den Vereinigten Staaten hörig geworden. Die Angst «kommunistisch» genannt werden zu können, ist so groß, daß häufig liberale Zeitungen auf internationalem Gebiete mehr von Selbständigkeit zeugende Aufklärung geben und eher «aus dem Ton fallende» (nämlich aus dem amerikanischen Ton fallende) Tatsachen bieten, als die sogenannt-sozialistischen Blätter.

Doch sind viele Christen-Pazifisten Mitglied der sozialistischen Parteien. Noch schwieriger wird es, wenn wir sagen müssen: Mit dem religiösen Sozialismus ist es nicht viel besser. Die letzte Konferenz in Frankfurt war hiervon ein recht trauriger, aber deutlicher Beweis. Man muß sich da eher als unter Gegnern, als unter Geistesverwandten fühlen. Was Carmen Weingartner, Albert Böhler und Dr. Hugo Kramer im September-Heft 1955 der «Neuen Wege» über die Frankfurter Konferenz schrieben, läßt nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

Man findet es nicht selbstverständlich, daß ein Nachfolger Christi an der Kommunistischen Partei mitarbeitet. Man findet es ziemlich selbstverständlich, daß er zur Sozialistischen Partei hält. Das erscheint mir stets merkwürdiger und verwirrender. Man denke an die Haltung gegenüber Entwaffnungsvorschlägen, Anträgen auf Abschaffung des Gebrauches von Atomwaffen, internationale Entspannung und so weiter bei der Kommunistischen Partei und bei den sozialistischen Parteien.

Man werfe der Kommunistischen Partei nicht zu schnell vor, die Freiheit eliminiert zu haben. Ich weiß wohl, daß Opposition gegen die Generallinie in der Kommunistischen Partei ganz andere Konsequenzen mit sich bringt, als in der Sozialistischen Partei, aber welchen Wert hat es, wenn unter dem Schein der Freiheit-der-Meinungsäußerung einem Sozialisten in seiner Partei keine wesentliche Möglichkeit gegeben wird, öffentlich für eigene, abweichende Meinung zu zeugen.

Meine Schlußfolgerung kann keine andere sein als diese: Wenn ein Nachfolger Jesu Christi, der also mit einer neuen Selbständigkeit und Unbefangenheit und auch mit einem konstruktiven und heilsamen Radikalismus in dieser Welt stehen darf, mit den sozialistischen Parteien, so wie diese im Augenblick sind, mitarbeitet, dann ist das eine sehr problematische Angelegenheit. Für mich ebenso problematisch, als wenn er sich der Kommunistischen Partei anschließt. Ich kann hierbei nicht mehr von Solidarität (dem Wort, mit dem man in partei-sozialistischen Kreisen immer arbeitet), sondern nur von Kollaboration sprechen.

Als zweite nannte ich die Möglichkeit: Ein Nachfolger Jesu Christi bemüht sich nicht um Parteipolitik, jedoch um Politik.

Mir persönlich erscheint das im Augenblick die einzig mögliche Haltung. Wir müssen uns aus den eben angeführten Gründen der Parteipolitik enthalten; wir können und dürfen uns aber nicht der

Politik entziehen, weil Gottesreich und Welt, weil die Sache Christi und die Sache der Menschheit nun einmal unlöslich miteinander verbunden sind.

Nur in dieser Stellung von parteipolitischer Dachlosigkeit besteht die Möglichkeit, in Freiheit und Selbständigkeit, sowohl Amerika wie auch Rußland gegenüber, unsern Weg zu gehen. Beiden gegenüber wollen wir Verständnis zeigen. Beiden gegenüber dürfen wir unsere Kritik nicht schweigen lassen. Viele, die diese Haltung einehmen wollen, haben sich zu der Bewegung «Der Dritte Weg» zusammengeschlossen — obgleich gerade Christen-Pazifisten hier auch wieder gewisse, aber meiner Ansicht nach nicht unüberwindliche Schwierigkeiten sehen.

Diese «Dritte-Weg-Bewegung» soll keine Angst haben, geradeheraus zu sprechen. Sie soll sich nicht vor allen Dingen ängstlich bemühen, Amerika oder Rußland zu schonen. Sie soll einen eigenen, selbständigen Weg gehen.

Es ist fruchtbarer, in dieser Zeit als Ferment (individuell oder in einer Dritte-Weg-Bewegung) tätig zu sein, als daß wir in irgendeine parteipolitische Organisation eingeschlossen sind, die Moskau oder Washington hörig ist.

Man fragt sich vielleicht, ob wir überhaupt keine Kritik haben, anläßlich der Haltung der Sowjetunion in der internationalen Politik.

Hierüber will ich noch gerne etwas sagen. Über die kommunistische Ideologie habe ich oben etwas gesagt. Jetzt nur über die sogenannte praktische Politik.

Persönlich finde ich den schwersten Fehler Rußlands, daß es noch immer nicht offen und deutlich den Vorschlag gemacht hat: Wir ziehen uns vollkommen aus Ostdeutschland zurück, unter der Bedingung, daß

a) Deutschland wieder vereinigt wird

b) das neue vereinigte Deutschland sich nicht an einen der Machtblöcke anschließt,

c) Deutschland unbewaffnet bleibt — was mit sich bringen soll, daß man, anders als in der Periode nach 1918, die Bewaffnung in allen andern Staaten drastisch beschränkt, während in jedem Falle der Gebrauch der Atomwaffen für jedes Land ausgeschlossen sein muß.

Ich habe ehrlich gesagt, immer auf einen solchen Vorschlag von Sowjetrußland gewartet. Ein einziges Mal ist Rußland beinahe soweit gewesen. – Es scheint nun, daß Rußland, wenigstens vorläufig die Spaltung Deutschlands gutheißt. Es scheint auch, daß die Entwicklung der Wiederbewaffnung von West- und Ostdeutschland schon zu weit vorgeschritten ist, als daß man sie rückgängig machen könnte.

Außerdem bleibt immer die Gefahr bestehen, daß sich später die

Divisionen von West- und Ostdeutschland vereinigen ... und was wird dann geschehen?[1]

Amerika hat hinsichtlich Deutschland Möglichkeiten versäumt, Rußland aber auch.

Ich bin davon überzeugt, daß hier eine Aufgabe für die christlichen Kirchen gelegen hätte und vielleicht noch liegt. Sie hätten über den Weltrat der Kirchen, einen rettenden und konkreten Vorschlag machen müssen, einen Vorschlag, zu dem weder Amerika noch Rußland imstande wären. So hätte die Kirche den ihr auferlegten «Dienst der Versöhnung» vollbringen können und müssen. Man sage nicht, daß das alles für den Kirchenweltrat zu technisch gewesen wäre. Als der Koreakrieg ausbrach, sprach sich der Weltrat auch konkret über eine technisch-politische Angelegenheit, nämlich die der Schuldfrage aus.[2] Was er in Toronto hinsichtlich Korea falsch tat, könnte er jetzt hinsichtlich Deutschland wieder gutmachen.

Adenauer hat Chruschtschew in Moskau zu Recht den Vorwurf gemacht: «Warum haben die Großmächte Hitler nach 1933 so groß werden lassen?» Es scheint mir nicht unmöglich, daß in einigen Jahren ein anderer Deutscher eine ähnliche Frage stellt, und zwar diese: «Warum hat der Westen nach 1945 dem deutschen Nationalismus, Militarismus und Nazitum soviel Raum zur Entwicklung gegeben?»

Viele wichtige Punkte müssen hier unbesprochen bleiben. Ich denke zum Beispiel an unsere Haltung gegenüber Amerika, der Koexistenz, der Veränderung der Gesellschaftsstruktur. Ich will diesen Teil damit beendigen, daß ich etwas über unsere Haltung gegenüber dem *Weltfriedensrat* sage.

Von Anfang an stand es bei mir fest, daß dieser Weltfriedensrat ein Instrument der sowjetrussischen Außenpolitik war. Im Laufe der Jahre hat sich die Meinung als richtig erwiesen: alle Schwankungen, die die sowjetrussische Außenpolitik durchmachte, machte der Weltfriedensrat mit. Bis zu der kürzlich in Helsinki gehaltenen Konferenz ist das deutlich geblieben –

Doch könnte es sein, daß viele Christen-Pazifisten dem Weltfriedensrat nicht genügend Unbefangenheit und Selbständigkeit gezeigt

---

[1] Man lese die «Gesamtdeutsche Rundschau», «unabhängige Zeitung für Politik», worin Gustav Heinemann, Helena Wessel und A. M. ausgezeichnete Aufklärung geben über das Deutschland-Problem (Verlag: Notgemeinschaft für den Frieden Europas. Essen, An der Reichsbank 14).

[2] In Toronto (8. bis 15. Juli 1950) wurde gesagt: «Armed attack as an instrument of national policy is wrong. We therefore commend the United Nations, an instrument of world order, for its prompt decision to meet this agression and for authorizing a police measure which every member nation should support.» («Bewaffneter Angriff als Instrument der nationalen Politik ist falsch. Wir empfehlen daher den Vereinten Nationen, als einem Instrument der Weltordnung, einen sofortigen Entschluß zu fassen, um diesem Angriff zuvorzukommen und eine Polizeimacht aufzustellen, die jeder Mitgliedstaat unterstützen sollte.»)

haben. Warum ist nicht mehr von der gebotenen Gelegenheit Gebrauch gemacht worden, so daß überzeugte Pazifisten in *diesem* Kreise vor *diesen* Leuten (die immerhin etwas wollten und auch unternahmen) radikal-pazifistisch gesprochen hätten? Warum taten wir das nicht? –

Ich bin selbst aus vielen gültigen Gründen verhindert gewesen, aber ich habe diese Handlungsweise stets als die richtige gesehen und verteidigt. Man verstehe mich gut: Ich würde nur überzeugte, klar denkende und politisch geschulte Pazifisten nach Helsinki usw. gehen sehen wollen. Da könnte gute Arbeit geleistet werden.

Und zum Schlusse:

In dieser Zeit von überall wachsendem Totalitarismus ist es nötig, daß wir uns gewissenhaft und furchtlos klarmachen, was der Glaube an Jesus Christus für unsere Haltung in dieser Welt bedeutet. Die Lage ist höchst beunruhigend. Was in einem vortrefflich komponierten, klar und mutig geschriebenen Heft wie «Speak truth to power» (a Quaker search for an alternative to violence), das im März 1955 erschienen ist, über die Ausbildung des amerikanischen Soldaten zu lesen steht – und andere Veröffentlichungen bestätigen diese Tatsachen – ist erschreckend. Ich lese da unter anderem: «Film series – such as Are you ready for Service? are designed to prepare young people for conscription, and establish military points of view in the minds of thirteen-year-olds. Shall we discover, as Hitler did, that thirteen is also too late, and that we must begin our drilling and shaping with five-year-olds?» (p. 18).[1]

Es ist nötig, daß wir ein deutliches Bild unserer Haltung in dieser Zeit vor Augen haben. Das gilt für uns individuell. Das gilt auch für uns als Gruppe.

Wenn Dr. Konrad Farner in seinem «Christ und Kommunist» (Die christliche Friedenswoche und was sagt der Kommunist dazu? 1954) Pfarrer Lüthi an das «Wächteramt der Kirche» (S. 26) erinnert, dann schreibt er unter anderem: «Nur dann ist dieses Wächteramt möglich, wenn es als echtes christliches Leben vorgelebt wird und nicht als pharisäerhafte Verteidigung veralteter gesellschaftlicher Zustände. Dieses Wächteramt setzt also den furchtlosen Christenmenschen voraus, der das Wort aus 1. Joh. 4:18 stets vor Augen hat: «Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Frucht aus. Dieses Wächteramt setzt demnach den ganzen, also den verwirklichten Christenmenschen voraus, und allein von diesem her ist die Korrektur möglich, ist sie sinnvoll und sinngemäß, kann sie angenommen werden» (S. 27).

Dies gilt auch für kleine Gruppen.

---

[1] «Filmserien, wie z. B. ‚Seid ihr zum Militärdienst bereit?', bezwecken, die jungen Leute auf die Wehrpflicht vorzubereiten und die militärische Bereitschaft bei den 13jährigen zu wecken. Sollen wir, wie Hitler, zum Schluß kommen, daß 13 schon zu spät ist und der Drill schon bei den 5jährigen beginnen sollte?»

Ich stelle mir als realisierbare Möglichkeit immer vor: *kleine Gruppen, die auf Grund des Kontaktes mit Christus in dieser Welt gemeinschaftlich auftreten.* Sie müssen dem Dienst am Frieden Gestalt geben. Sie helfen zum Beispiel da, wo jemand um des Gewissens willen in Schwierigkeiten kommt, weil er durch andere unterdrückt wird. Konkret: Bei Boykottierung eines Kommunisten, bei Verfolgung eines Dienstverweigerers. Sie geben Pamphlete heraus oder verkaufen sie in bestimmten Straßen und suchen auf diese Weise Kontakt mit den Leuten und sprechen mit ihnen. Nach einigen Stunden kommen sie dann zusammen und besprechen ihre Erfahrungen.

Wenn besondere spektakuläre Dinge an der Tagesordnung sind, wenn das Volksgewissen durch einen scharfen Stachel beunruhigt wird – eine Atomexplosion, das Sterben von Kuboyama, dem japanischen Fischer, Übungen für den sogenannten Schutz der Bevölkerung gegen Atombombenanfälle und so weiter –, dann vertiefen sie diese Unruhe, indem sie sie in das Licht Christi zu bringen versuchen. In «Peace News», dem bekannten und immer vortrefflich redigierten Londoner Friedensblatt, das jede Woche mit sehr guten Artikeln erscheint, sehe ich häufig Photos von Leuten, die mit gewissen Aussprachen oder Texten in Gruppenverbänden umherlaufen, um so die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden in eine neue, sie aufrüttelnde Richtung zu bringen.

Ähnliches gibt es noch mehr. Es ist nötig, sehr nötig, daß solche und ähnliche Dinge unternommen werden. *Der Dienst der Versöhnung muß Gestalt annehmen.*

Vergessen wir zum Schlusse bei allen diesen Dingen das Wort Christi nicht:

> «Siehe, ich habe euch die Macht gegeben, auf Schlangen und Skorpionen zu treten und gegen die ganze Heeresmacht des Feindes – und nichts wird euch irgendwie schaden.» (Lukas 10:19.)

Kr. Strijd

Gedanken eines Ingenieurs zu brennenden Zeitfragen[1]

Die modernen Waffen haben eine so furchtbare Wirkung erreicht, daß man sich auch als Nachrichteningenieur, dem mancherlei an Literatur durch die Hand geht, darüber Gedanken machen muß. Denn zwei-

[1] Diese Gedanken brachte der Verfasser in der Nachbesprechung zum Vortrag von Dr. Martin Niemöller im Rahmen der «Arbeitsgemeinschaft Bernischer Friedensvereinigungen» am 14. Februar 1955 zum Ausdruck.

fellos wird unsere Technik, der Impulse von Millionstelsekundendauer ganz geläufig sind und die mit Vorgängen von fast unvorstellbar großer Geschwindigkeit und Informationsmenge heute arbeitet, nicht nur zur Abwehr von Geschossen, sondern auch zu ihrem Hineinsteuern ins Ziel benutzt und kann an den allergrößten Verbrechen mitschuldig werden.

Ich halte es zunächst für notwendig, *Maßeinheiten* für tötende Wirkung an sich zu schaffen, die im Sinne eines Schuldbegriffes auf den sie dirigierenden Menschen als Urheber zu beziehen ist, und definiere hiemit die *«persönliche Mordziffer»* mit der Einheit *«Menschen pro Mensch»*. Sie umfaßt bei den gegenwärtig anwendbaren Kampfmitteln so viele Dekaden, daß man sie nur auf einer logarithmischen Skala auftragen kann. Erfahrungsgemäß liegt der heutige Wert, den *ein* einzelner Flugzeugkommandant erreichen kann, bei $100\,000 = 10^5$ Menschen pro Mensch! Reden kann man auch von einer «führungsmäßigen Mordziffer», die für Hitler bei 10^7 liegen dürfte, und von einer «zeitlichen Mordziffer», deren grauenhafter, alle bekannten Naturkatastrophen übersteigender Wert heute bei etwa 10^5 liegt.

gewöhnl. Mörder							
1	10	100	100	10000	100000	1 Mill.	10 Mill.
10^0	10^1	10^2	10^3	10^4	10^5	10^6	10^7

Gesamtbereich, soweit bisher bekannt, gedeckt durch *«Offiziersehre»*

Darstellung der *«persönlichen Mordskala»*
(Einheit: Menschen pro Mensch)

Der *Begriff der «Offiziersehre» in den Großstaaten* (und in den kleineren Staaten schauen die betreffenden militärischen und politischen Kreise mit Neid auf das Können der großen!) überdeckt den ganzen Bereich der *Mordskala*, soweit er bisher überhaupt bekannt und für die nächste Zukunft abschätzbar ist. Dabei ist zu bemerken und erscheint fast als paradox, daß in den meisten sogenannten «Kulturstaaten» ein gemeiner Mörder bereits bei dem Werte 1 hingerichtet wird. Ich habe mit tödlicher Erbitterung in Berlin seit 1934 ansehen müssen, wie sich die deutschen Offiziere dem Schwerverbrecher Adolf Hitler unterordneten, und habe dort den ganzen Krieg und drei Jahre Nachkrieg miterlebt, so daß ich ein Recht zu solchen Feststellungen zu haben glaube. Da der moderne Krieg sich zum größten Teil gegen Frauen, Kinder, Wehrlose und Wohn- und Kulturstätten richtet, kann man gegenüber früheren Begriffen die heutige totale Kriegführung nur als unsagbar feige und ehrlos bezeichnen. Da praktisch heute *eine* Offizierskaste in ähnlicher Weise durch alle Staaten der Erde geht, stelle ich hiemit die Ehre und Befehlsgewalt aller Militärbefehlshaber

der Erde in Frage. Kirchen und Religionsgemeinschaften müssen sich dabei hüten und weigern, Waffen auch nur in geringster Weise zu beschönigen oder gar zu segnen, denn eine derartige Praxis widerspricht ihren Aufgaben und könnte leicht zur Rechtfertigung moderner Massenvernichtungsmittel ausgenutzt werden; Waffenträgern haben sie Mäßigung, sogar Verweigerung ungerechten Einsatzes vorzuschreiben.

Unrichtig und einseitig ist es, für die ungeheure Gefahr, welche heute die Menschheit bedroht, Naturwissenschaften und Technik verantwortlich zu machen, so erstaunlich und verwirrend ihre Entwicklung auch ist. Viel eher muß festgestellt werden, daß hinter ihnen die allgemeine Kultur und Zivilisation weit zurückgeblieben sind, woran die sogenannten Geisteswissenchaften keine geringe Schuld tragen. Denn sie scheuen sich nicht, gegenüber dem klaren mathematisch-kausalen Denken der Physik und Technik, in welchem neben den physikalischen Größen die Vorzeichen «positiv» und «negativ» als entscheidende Grundelemente anzusehen sind, mit einer Unzahl komplizierter, zum Teil den Anschauungen versunkener Vorzeiten entstammender, sich vielfach widersprechender Begriffe zu operieren, verkennen dafür aber die primitivsten Gesetze und Regeln über die Polung und Richtung von Kräften einerseits, von Wirkungen anderseits. Solches muß sich zwangsläufig auf die allgemeine Geisteshaltung der Einzelmenschen, ihrer Gliederungen und der Völker selbst auswirken.

Maßgebend für die grundsätzlichen sittlichen Vorzeichen, die im Leben und in der Politik zugrunde zu legen sind, kann nur die Gesamtheit der menschlichen Kultur und Geschichte sein, mit dem Ziel des Fortbestandes und der Höherentwicklung der Menschheit. Die Grundregeln selbst sind naturbedingt und entsprechen durchaus denen der Mechanik und Elektrizität, sind auch in anschaulichen Bildern darstellbar. Zeugnis für ihr Verkennen ist die große geistige Zerrissenheit unseres Zeitalters. Setzen wir nun statt positiv und negativ die vertrauteren Begriffe «gut» und «böse», so wissen wir, daß sie die Scheidung der Menschen in zwei Klassen erlauben, die aber in steter Bewegung und Veränderung sind, wie auch der Einzelmensch die verschiedensten intensitätsmäßigen Zustände von einem Extrem bis zum andern durchlaufen kann. Gleiches gilt für Völker und Staaten und für ihre Regierungen. Die Polung der Grundkräfte (elektrisch gesprochen Spannungen) ist dabei jedem geläufig. Welche Richtung aber ihre Wirkungen – elektrisch gesprochen die Ströme – haben, bleibt in der Regel völlig unbeachtet. Solchem Denken entspricht ein richtungsloses, dem Druck übergeordneter Gewalt folgendes Handeln.

So bindet beispielsweise den Staatsbürger, besonders den Soldaten, die «Pflicht», ein schöner, verschwommener, vielbesungener Gesamtbegriff, der nicht diskutiert werden darf; sie zwingt ihn zu wirken und

zu streiten, gleich ob die Führung gut oder böse ist, zwingt ihn also in gleicher Weise zu gerechtem Handeln wie zum Verbrechen, sogar zum größten, dem Massenmord. Kaum anders verhält es sich mit dem eingangs genannten Begriff der «Ehre», die eng verkoppelt mit der Erfüllung solcher Pflicht ist. Wir begegnen hier also der gleichen Unlogik wie auf der Skala der Mordziffern, verursacht durch einseitige, ungerechtfertigte Bindungen und die völlige Verkennung der Wirkrichtungen.

Was ist die Aufgabe? In jedem Falle ist die falsche, schadenbringende Wirkung zu sperren, um Unheil zu verhindern. Entsprechende Sperrorgane, wie die Nachrichtentechnik sie kennt und überall benutzt, sind auf das menschliche Leben und besonders die Politik sinngemäß zu übertragen und auch in die öffentliche Meinungsbildung und das Wirtschaftsleben einzuschalten. Das vernünftige, menschenwürdige und lebenswerte Leben können sie auf Grund ihrer Bestimmung nicht hindern, werden vielmehr seine Möglichkeiten nur steigern. Geeignete Merk- und Wirkorgane, auch sie in Gestalt von Menschen und Menschengruppen, sind zusätzlich nötig, um jeweils das Abschalten einer etwaigen verhängnisvollen Ursache – und wenn es die betreffende Staatsführung selbst sein sollte – zu veranlassen und durchzuführen. Eines der höchsten kulturellen Ziele der Menschheit muß werden, die Mordziffern auf einem Minimum zu halten, woran sie bis heute noch nicht gedacht hat.

Nur dann, wenn das Denken jedes einzelnen und der gesamten Menschheit sich auf solche klare Unterscheidung und Beachtung der nicht nur ganz realen, sondern – sagen wir es ruhig – zugleich moralischen Wirkrichtungen einstellt, was im ganzen dem Begriff «Gewissen» entspricht, wird das unabsehbare Verhängnis eines neuen Weltkrieges zu verhindern sein. *Paul-G. Violet*

STIMMEN

Lord Boyd Orr: «Im Atomzeitalter muß meines Erachtens auch eine neue geistige Haltung begründet werden auf den Glauben an die jedem Menschen angeborene Anständigkeit, an das Geistige im Menschen, das ihn befähigt, seine inneren und äußeren Schwierigkeiten zu überwinden, auf den Glauben an die Kraft des Menschen, eine neue Welt zu schaffen. Wenn heute eine der Großmächte anfinge, nur ein Zehntel der für die Rüstung bestimmter Gelder einem großzügigen Hilfsprogramm zu widmen, so würde es meiner Überzeugung nach keine andere Nation wagen, ihre Mithilfe zu verweigern, aus Furcht,

vor aller Welt als Feind des Friedens gebrandmarkt zu werden. Meiner Meinung nach sollte England damit den Anfang machen. Überlassen wir diese Aufgabe nicht wieder den Politikern! Sorgen wir dafür, daß sich Menschen mit gleichen Interessen über alle Grenzen hinweg treffen können: Ärzte mit Ärzten, Forscher mit Forschern, Wissenschaftler mit Wissenschaftlern!»

Thomas Philipps, früher Brigadegeneral der USA-Armee: «Ein Nuklearkrieg ist Wahnsinn. Ich glaube nicht, daß die Masse der Amerikaner dies einsieht, denn auf ihr Gehirn hämmert eine Sensation nach der anderen ein, so daß sie zwischen einem Krieg, der Millionen und aber Millionen von Menschen den Tod durch Nuklearbrände und radioaktive Gifte bringen würde und der letzten Mordnachricht in ihrer Nachbarschaft kaum einen Unterschied machen.

Man darf nicht vergessen, daß die USA die ersten zwei Atombomben unter Kriegsbedingungen abgeworfen haben. Wir haben den Wind gesät. In einem weiteren Kriege werden wir – laut unseren militärischen Plänen – wieder als erste Atombomben abwerfen. Wir werden dies aus zwei Gründen tun: erstens scheint es eine einfache und wirkungsvolle Art der Kriegsführung zu sein und zweitens sind wir nicht gewillt, das Wettrüsten mit den konventionellen Waffen mitzumachen. Daß wir die ersten zwei Atombomben abwarfen, war, glaube ich, der tragischste Fehler in der Geschichte unserer Nation. Aber wir sind nun bereit, den Fehler zu wiederholen. So sieht die Zukunft aus, aber kaum jemand hat es begriffen. Wir haben noch ein wenig Zeit, in der wir uns aus der Falle hinausmanövrieren können, die wir nicht nur für uns, sondern für die ganze Menschheit gelegt haben.»

Abbé Pierre: «Ich spreche nunmehr zu jenen meiner Brüder, die Gott auch retten will, deren Rettung aber weitaus am schwierigsten ist, nämlich zu jenen, die im Glücke zu leben scheinen, in der Selbstgenügsamkeit, die die furchtbarste aller menschlichen Irrungen ist. Ich spreche zu jenen, welche die Macht in der Welt haben, die sich in Sicherheit fühlen, weil sie eine höhere Lebenskultur besitzen. Ihnen sage ich: Möge Gott euch gnädig sein! Öffnet eure Augen bevor es zu spät ist! Begreift ihr noch immer nicht, daß eure sogenannte Lebenskultur falsch ist, daß ein Fluch auf ihr lastet? Falsch ist sie, weil sie nur die rein irdischen Werte anerkennt. Kunst, Literatur und Technik, sie lassen euch in Unwissenheit über die Relativität der Werte. Verflucht ist eure Lebenskultur, weil nur ein ganz kleiner Bruchteil der Menschheit deren Güter genießen kann. Mehr als die Hälfte der Menschenkinder lebt in unvorstellbarer Not, und wir sind für sie verantwortlich! Diese Erde könnte mehr als genug Güter hervorbringen,

wenn alle Mittel, alle Kenntnisse des menschlichen Geistes, alle materiellen und moralischen Kräfte nicht dazu verwendet würden, den Lebensgenuß einer kleinen Minderheit zu erhöhen, sondern dazu, jenen ungeheuren Massen zu helfen, die in der Verzweiflung leben. Erwachet ehe es zu spät ist! Wir alle werden danach gerichtet und verurteilt werden, wie wir uns der menschlichen Not gegenüber verhalten haben. Die Not der Armen wird uns richten, in der Zeit und in der Ewigkeit!»

Thomas Mann: «Wir sollten nicht allein den Kommunisten den Kampf um den Frieden überlassen, oder gar, weil heute die Gottlosen für den Frieden sind, den Frieden für eine gottlose Sache halten. Ich weiß, daß man als guter Lutheraner den Krieg durchaus nicht grundsätzlich abzulehnen braucht, daß Luther die Frage, ob Kriegsleute in seligem Stande sein können, bejaht hat. Aber es handelt sich nicht mehr um diesen oder jenen Krieg oder diesen und jenen Frieden, es handelt sich um die Existenz der Menschheit. Damit aber auch um die Existenz des Christentums. Daß das ‚wahre Israel' nicht umkomme durch Schwert, Hunger und Pestilenz, dafür macht der Prophet zur Bedingung, daß wir hinausgehen ins Lager der Ungläubigen und mit ihnen reden.»

GESPRÄCH UND BESINNUNG

Eine neue Wasserstoffbombenexplosion — Was ist dazu zu sagen?

In der Erklärung der Redaktion in der Dezember-Nummer der «Neuen Wege» betitelt «Eine neue Wasserstoffbombenexplosion – was ist dazu zu sagen?» kam eine Tatsache nicht zum Ausdruck, die uns wichtig zu sein scheint. Die Tatsache nämlich, daß die Regierung der Sowjetunion im Mai 1955 und seither noch zweimal die Einstellung der Atombombenversuche vorschlug. Nicht nur wird diese Tatsache von der Presse unterdrückt, sondern das Weißbuch der britischen Regierung über die Genfer Außenministerkonferenz läßt auch eine der wichtigsten Reden aus: diejenige von Molotow über die Abrüstung, wie Stuart Morris, der Sekretär der «Peace Pledge Union» im «Peace News» vom 13. Januar bekannt gibt. Tatsache ist, schreibt Stuart Morris, daß «Rußland die Einstellung der Atombombenversuche erst-

mals im Mai 1955 vorschlug. Damals wurde der Vorschlag mit einem Abrüstungsplan verbunden, aber er wurde im September und nochmals im November, kurz vor dem Atombombenversuch, wiederholt, und zwar ohne Verbindung mit andern Vorschlägen». Die amerikanische Regierung anderseits hat die Einstellung der Experimente mit Wasserstoffbomben stets abgelehnt. Erfreulich ist, daß wenigstens einer der möglichen Kandidaten für die Präsidentschaft, Adlai Stevenson, die Beendigung «des Rennens um die Wasserstoffbombe» verlangt, damit die «Welt von der gräßlichen Gefahr des Atomkrieges» erlöst werde.

P. und M. Furrer

Unsere Antwort

Wir bringen die obenstehende Zuschrift zu unserm Protest in der Dezembernummer 1955 «Eine neue Wasserstoffbombenexplosion – was ist dazu zu sagen?» als Information zur Kenntnis unserer Leser. Der Protest selbst hatte nicht den Sinn, zum politisch-diplomatischen Spiel der beiden Mächte etwas zu sagen, sondern nach dem, vor allem auch von Rußland, viel berufenen Ereignis von Genf und in einem Augenblick, da es ganz offensichtlich geworden ist, daß auch auf dem Weg der nun verbrecherisch gewordenen Versuche nicht mehr weitergegangen werden darf, ganz entschieden zur Fortführung dieser Experimente Stellung zu nehmen und vor allem *die Völker* zum Widerstand gegen diese Art Politik (komme sie von wem sie wolle) aufzurufen. Wer sich auf den Genfer Geist beruft und ihn ernst nehmen will, muß aufhören, mit politischen Rechtfertigungen, Theorien und auch mit der Beschuldigung der andern. Er muß gerade in dieser Sache zu Entschlüssen und zur Praxis übergehen. Rußland hat hier eine entscheidende Initiative verfehlt und verpaßt. Das ist um so schlimmer, wenn es sich im Grunde auf dieselbe Rechtfertigung beruft, die seine Gegner ins Feld führen. Uns lag und liegt vor allem daran, für alle Völker, und gerade auch für das russische Volk, jene Verantwortung seiner Regierenden herauszustellen, die endlich einmal sich nach der *wirklichen Betreuung* ihrer Völker ausrichten sollte.

Der indische Premierminister *Nehru* hat kürzlich die Entscheidung, um die es geht, richtig dargestellt, wenn er mit bewegter Stimme sagte:

«Alles, was wir geleistet haben, entbehrt jeden Sinnes, wenn die Wasserstoffbombe ihre schreckliche Laufbahn fortsetzt. Die Welt, in der wir leben, ist das Atomzeitalter, dessen Symbol die Bombe darstellt. Wir haben gegen Atomkrieg und Atomexperimente *protestiert. Vor kurzem gab es eine Explosion in der Sowjetunion. Jetzt wird eine weitere im Pazifik folgen.*»[1]

[1] Eine Explosion in Newada hat bereits stattgefunden. (D. R.)

Mit bewegter Stimme fügte Nehru hinzu: «Wir haben vom Frieden gesprochen, wir haben eine Friedenspolitik befolgt, wir haben fünf Grundsätze. Alles dies hat keinen Sinn mehr, wenn die Experimente mit der Wasserstoffbombe fortgesetzt werden.»

Was nicht recht ist, was niemanden schützt und niemandem hilft, was schon jetzt die Völker, auch das russische Volk, gefährdet, was ein entscheidendes Hindernis auf dem Weg zum Frieden ist, darauf muß verzichtet werden. Wenn Amerika mit der Atombombe begonnen hat und ein frevelhaftes Spiel mit seiner atomischen Politik der Stärke bis heute spielt, und – wie es neuerdings John Foster Dulles sagte – mit dieser Politik «bis zum äußersten Rand des Krieges» ging, so darf dieser Wahnsinn nicht konkurrenziert werden. Es muß ihm eine *praktische Friedens*politik und eine eindeutige Friedens*tat* entgegengesetzt werden. Wer darin vorangeht, schafft, auf die Zukunft gesehen, seinem Land und der Welt den einzig möglichen Schutz und eine reale Chance für den Frieden. *Die Redaktion*

Der Welthunger und die Christen

In seinen Ausführungen in «Neue Wege» 11/55, S. 517 ff, schreibt Dr. Hugo Kramer unter anderem: «Tatsache ist, daß der Hunger in der von uns angenommenen Bedeutung, besonders als chronische Unterernährung, nicht die *Folge* von unerwünschter Bevölkerungsvermehrung ist, sondern eher ihre *Ursache*. Und zwar in doppeltem Sinn. Dauerhunger hat unter anderem . . . die psychologische Wirkung, daß die geschlechtliche Sinnlichkeit gesteigert wird, als eine Art Entschädigung für die mangelnde Befriedigung des Nahrungstriebes. Unterernährung, besonders Mangel an tierischen Proteïnen, bewirkt aber auch erhöhte Fruchtbarkeit der Frauen. Die Klassen und Rassen mit der höchsten Fruchtbarkeit sind diejenigen, die den niedrigsten Prozentsatz an vollständigen Proteïnen in ihrer täglichen Nahrung haben, wie es zum Beispiel in Ostasien, Afrika und Lateinamerika teilweise der Fall ist. Die niedrigsten Geburtenziffern finden sich aber in Westeuropa, den USA, Australien und Neuseeland, wo die Nahrungsmittel den höchsten Anteil an tierischen Stoffen enthalten.» – Für Westeuropa, Amerika usw. will ich beiläufig nur auf die vielen nichternährungsmäßigen Gründe für eine Kinderbeschränkung hinweisen (Unnatur der Frauen, die keine Kinder wollen, Egoismus, aber auch erhöhte Verantwortung betreffend Erziehung, dann Wohnungsnot!). Wenn bei der Frage der Unterernährung der Mangel an tierischen (vollständigen) Proteïnen hervorgehoben wird, so wäre besser allgemein von Mangel an Proteïnen gesprochen worden, denn der Ver-

fasser wollte doch die Unterernährung allgemein treffen. Er geht mit der alten, überholten Überbewertung des tierischen Eiweißes als der einzigen «vollständigen» Nahrung, dem gegenüber die neue Ernährungswissenschaft dargetan hat, daß verschiedene pflanzliche Proteïne (zum Beispiel Soja, die in Ostasien eine große Rolle spielt), insbesondere in Verbindung mit hochungesättigten Fettsäuren, den tierischen Proteïnen überlegen sind. Im allgemeinen dürfte eine große Fruchtbarkeit der Bevölkerung kein Zeichen von Ungesundheit sein. Und es darf doch auch an die Bevölkerung in Ostasien, Japan und dem übrigen Pazifik erinnert werden, die mit einem Minimum an Kost (ohne zu hungern!) auskommt (eine Handvoll Reis!) und dabei zum Beispiel als Rikschafahrer die größten körperlichen Leistungen vollbringt, die einem reichlich mit tierischem Proteïn gefütterten Westeuropäer, Amerikaner usw. nicht zugemutet werden könnte.

Sehr anzuerkennen ist, daß der Verfasser das Problem auch von der Seite der Erschließung neuer Anbauflächen beleuchtet. Ich vermisse aber sehr einen Hinweis darauf, daß auf derselben Nahrungsfläche, auf der die Nahrung für ein Stück Großvieh produziert wird, pflanzliche Nahrung für mindestens *acht* Menschen erzeugt werden könnte, daß mithin die Zwischenschaltung des Tierkörpers als Fleisch für die menschliche Ernährung den größten Verlust an Nahrungsmitteln bedeutet. Es erübrigt sich, hier die vielfach veröffentlichten Zahlen hiefür anzuführen. Man möge sie nachlesen.

Für die Christen bedeutet diese letztere Tatsache die eindringlichste Mahnung, in Übereinstimmung mit dem katholischen Theologen Prof. Dr. Dr. Johannes Ude mit dem Gebot «Du sollst nicht töten!» auch gegenüber den Tieren ernst zu machen und durch eigene fleischlose Lebensweise wohl den bedeutendsten Beitrag zur Hungerbekämpfung beizusteuern. Sehr richtig ist, daß Ursache des Hungers fast immer die sozialen Mißstände sind, die sich selbst in den reichen USA breitmachen. Dazu kommt aber heute in zivilisierten Staaten als größte Gefahr die denaturierte Nahrung mit ihrem Mangel an wirklichen Lebensstoffen und Überfluß an Giften. Auch im Kampf gegen diese Ursachen eines Hungers mit gefülltem Bauch sollten die Christen vorangehen.

Ernst Waag

Nachwort der Redaktion:

Der Verfasser obiger Ausführungen mag in manchem von seinem Standpunkt aus recht haben. Unter anderem ist aber das Problem der Menschen, die mit einer «Handvoll Reis» auskommen, «ohne zu hungern», und die als Rikschakulis größte körperliche Leistungen vollbringen, wohl falsch gesehen. Diese Menschen *müssen* mit so wenig Nahrung auskommen. Die Frage, *wie* sie leben, welche Konsequenzen diese Unterernährung für ihre sonstige körperliche, aber auch für ihre seelische

und geistige Entwicklung nach sich zieht und welche Lebenserwartung sie haben, ist mit den Ausführungen von Dr. Waag nicht beantwortet; darauf kam es aber Dr. Kramer in seinem Referat an. Die Kulis sterben sehr früh und vor allem an Entkräftung und an Krankheiten, die mit dem Mangel an Nahrung und der Überbeanspruchung ihrer Kräfte zusammenhängen. Die Tatsache, daß man mit nichttierischer, also mit eiweißarmer Nahrung, eine Zeitlang größere körperliche Leistungen vollbringen kann, löscht die andere Tatsache nicht aus, daß die Kulis eine menschenunwürdige Arbeit leisten müssen, daß ihre Arbeitskraft schamlos ausgenutzt wird und daß alle diese Menschen, die nur von einer Handvoll Reis leben müssen, sich nach mehr Nahrung sehnen und das Recht vor Gott haben, sich sattessen zu können.

Was die Frage des Tötens von Tieren betrifft, so gehört sie natürlich auch in den großen Zusammenhang von Tod und Erlösung vom Tod und in die Verantwortung des Menschen auch gegenüber dem Tier. Aber gerade heute, wo die ganze Menschheit vor einem Höllenabgrund steht und wo auch das Hungerproblem vor allem eine Frage der Brüderlichkeit ist, darf die Einzelfrage des Vegetarismus jedenfalls sicher nicht verabsolutiert werden, sondern es sollen vielmehr alle menschlichen Kräfte dafür eingesetzt werden, daß der Vernichtungstod aller Kreatur, der Hungertod und der moralische Tod der Menschheit abgewendet werden.

Protest[1]

Die internationalen Friedenskonferenzen scheitern. Eine Atomexplosion folgt der andern. Die schreckliche «Wirksamkeit» der H-Bombe wächst unaufhörlich.

Mit gleichbleibender Sturheit geben die schweizerischen Offiziere vor, dieser Gefahr begegnen zu können, während die verantwortungsvollen Geister in der Welt (Einstein, Noel Martin, Dr. Schweitzer) ihre äußerste Warnung ausrufen und die Vision einer Zerstörung alles Lebens auf der Erde vor uns erstehen lassen.

Schüchternere und bescheidenere Stimmen erheben sich aus dem Volke selbst gegen den Wahnsinn der Menschen, des Krieges und seiner Vorbereitung: es sind *die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen.*

---

[1] Dieser Protest ist der Nr. 304 des «Feuille d'Avis des Montagnes» vom Donnerstag, dem 29. Dezember 1955, entnommen, in welchem Blatt unsere Leser auch Näheres über die betreffende Gerichtsverhandlung nachlesen können. Wir werden nächstens auf das Problem der Dienstverweigerer zurückkommen, und wir unterstützen den obenstehenden Protest. D. R.

Michel Othenin-Girard, Kunstschreiner, 22 Jahre alt, verweigert den Militärdienst. Er stellte sich am 4. September 1953 zur Rekrutierung. Mit einer bemerkenswerten Inkompetenz erklärt die Armee ihn für diensttauglich, obwohl er an einem schweren und erkennbaren Herzfehler leidet, welcher dieselbe Armee 19 Monate später, am 5. April 1955, zwang, eine «völlige Dienstbefreiung» zu veranlassen.

Am 25. August 1954 wegen Dienstverweigerung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, war er vom 20. September bis 20. Dezember 1954 im Gefängnis. Normalerweise hätte er seine Strafe im Laufe der ersten Monate 1955 absitzen müssen.

Er wurde aufgefordert, seine Militärsteuer für 1954 und 1955 zu bezahlen. Er zahlte dieses nicht für die Armee bestimmte Geld. Seit 21 Monaten konnte er nur drei Monate arbeiten, da er die übrige Zeit im Gefängnis, im Zivildienst und, als Folge davon, im Spital (fünf Wochen) verbrachte. Nachdem er einem neuen Stellungsbefehl im Januar 1955 nicht nachgekommen war, stand er kürzlich vor dem Divisionsmilitärgericht in unserer Stadt (Le Locle), wo es seinen Sitz hat.

Gegenüber diesem Manne, welcher an die Weihnachtsbotschaft glaubt: «Friede auf Erden unter den Menschen guten Willens» und ebenso an das christliche Gebot: «Du darfst nicht töten» und «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst», befand sich ein Dutzend Militärleute: der Oberst, Majore, Hauptmänner, Unteroffiziere und Oberauditor Bolle von Neuchâtel, welcher die Anklage vertrat und vom Gericht die «Bestrafung des Schuldigen» verlangte.

Aber – außergewöhnlicher Fall! – alle diese militärischen Richter, Juristen im Beruf, konnten sich nicht einigen!

Der Oberauditor, als öffentlicher Ankläger, hielt nicht am Tatbestand eines Rückfalles fest. Er hielt augenscheinlich (Art. 29, 44 und 45 CPM) dafür, daß die bezahlte Militärsteuer, die völlige Befreiung vom Dienst, das Datum des zweiten Stellungsbefehls eine ganz spezielle «persönliche Situation» schufen und beantragte nur einen einzigen Monat Gefängnis. Der Verteidiger, Gemeinderat A. Tinguely, beantragte Freispruch oder Herabsetzung der Strafe auf einen Tag (Art. 29^{bis}).

Das Gericht, «päpstlicher als der Papst», hat auf eine schwere und drückende Weise den jungen Mann zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Und nun stellen sich für alle Bürger, die schließlich für das Funktionieren unserer Demokratie verantwortlich sind, folgende Fragen:

1. Ist die Armee nicht verantwortlich dafür, daß sie am 4. September 1953 die Krankheit von M. Othenin-Girard nicht erkannt hat?

2. Hat die Armee das Recht, jemanden zu verurteilen, der seine Militärsteuer «als Kompensation des nicht geleisteten Dienstes» bezahlt hat?

3. Wenn der Staat die Militärsteuer eingefordert hat, hat dann das Militärgericht sich nochmals mit dieser Angelegenheit zu befassen?

4. Ist es rechtmäßig, einen «völlig Dienstbefreiten», als welcher er seit dem 4. September 1953 erkannt werden mußte, zu verurteilen?

5. Ist es nicht dringend nötig, auch in der Schweiz einen Zivildienst für die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen zu schaffen, so wie es mein Freund, Nationalrat G. Borel aus Genf, vorschlägt?

6. Ist es nicht dringend nötig, daß die Schweiz in der Weltgeschichte endlich diejenige Rolle, welche ihre eigene Geschichte und ihre demokratische Erfahrung ihr auferlegt, zugunsten des Weltfriedens und brüderlicher Beziehungen zwischen den Völkern spielt?

Ich bitte alle Bürger, über diese Fragen nachzudenken, auf welche meine Freunde und ich selber nächstens in Form praktischer Vorschläge zurückkommen werden. *Henri Jaquet*

P. S. Gedankt sei den sieben oder acht Pfarrern unserer reformierten Kirche, welche diese betrübliche Gerichtsverhandlung verfolgten.

Worte von Leonhard Ragaz

Jesus der Bürge

Wer auf die Gottesreichshoffnung für die Erde verzichtet, der *bezichtigt Jesus der Schwärmerei* und das ganze Urchristentum dazu.

Der neue Äon in Jesus

Mit Jesus ist tatsächlich ein neuer Äon erschienen. Eine Weltwende ist geschehen. Die ganze seitherige Geschichte ist ein gewaltiger und wechselvoller Kampf zwischen Gottesreich und Weltreich. Darin gewinnt nach meiner Auffassung doch das Gottesreich Sieg auf Sieg.

Die christliche Geschichte

Die christliche Geschichte ist eine Geschichte vieler Sünden und Versäumnisse, aber auch eines heroischen Ringens. Dieses Ringen hat nicht alles erreicht, was es wollte, aber vieles. Es ist dadurch ein Grund gelegt, auf dem immer Größeres werden kann. Die Welt ist nicht immer gleich geblieben: Jesus hat sie verändert und verändert sie fort und fort. Gott ist wirklich ein Gott, der *Wunder tut*, nicht Zauberwunder, aber jene Wunder, die darin bestehen, daß er das Unmögliche möglich macht. Aber es scheint ein Gesetz zu sein, daß wir Menschen dazu mithelfen müssen durch unsern *Glauben. Unser* Unglaube hemmt das Wirken Gottes; aber wenn wir Glauben hätten eines Senfkorns groß, so würden wir Berge versetzen, und nichts würde uns unmöglich sein. Das ist ein sicheres Jesuswort und für mich überhaupt ein sicheres Wort!

Eine Zeit der Entscheidungen heute

Es ist heute eine Zeit der Entscheidungen und darum des bitteren Kampfes. Da müssen wir durch. Da gibt es nur *einen* Weg: die Nachfolge Christi, die dem Kreuze nicht ausweicht.

Soeren Kierkegaard

Einige von uns haben den Dänen Soeren Kierkegaard stets für einen der größten religiösen Geister der Menschheit gehalten. Es ist uns lange ein inniger Wunsch gewesen, daß er eines Tages allgemein als solcher erkannt werde, nicht darum, daß er seine Stelle in der Kirchengeschichte und Philosophiegeschichte bekäme und die Studenten einiges mehr für das Examen zu lernen hätten, sondern darum, daß endlich, endlich eine gründliche Auseinandersetzung mit ihm beginne. 1913.

Durch Kierkegaard hindurch

Wir müssen durch Kierkegaard hindurch (ich nenne wieder den Mann für die Sache!), aber wir können nicht bei ihm stehen bleiben. Wir müssen zum Nein das Ja, zur Kritik die Hoffnung fügen. Das Nein bekommt nur vom Ja, die Kritik nur von der Hoffnung her ihr Recht. Nur der Gottesreichsglaube gibt der Kritik des Christentums ihren rechten Sinn. 1913.

WELTRUNDSCHAU

Zwiespältiger Westen Zu Beginn des neuen Jahres haben die Politiker mit und ohne Amt wie üblich einen Blick auf die Weltlage und die sich daraus ergebenden Aufgaben geworfen. Hätte man die Völker selbst nach ihrer Meinung gefragt (und wäre es auch nur mit den Methoden der Institute für die Erforschung der öffentlichen Meinung gewesen), so wäre es kaum zweifelhaft, was *sie* dem Jahr 1956 als Hauptaufgabe gestellt hätten. Es gilt jetzt – so dürfte die Antwort gelautet haben –, den «Geist von Genf» zur lebendigen Wirklichkeit zu machen und aus der Erkenntnis, daß ein neuer Weltkrieg hinfort zu nichts anderem führen könnte als zu allseitiger Vernichtung, die gebotene Folgerung zu ziehen: die Organisierung des friedlichen Zusammenlebens der Nationen und Staaten, so verschieden auch ihr inneres Regime sein mag. Das war ja im Grund auch schon die Aufgabe der zweiten Genfer Konferenz von 1955. Die Außenminister der daran beteiligten Mächte müßten jetzt, so sagte damals der britische Minister MacMillan vor der Abreise nach Genf, zu-

sammensitzen und praktische Lösungen studieren, weil die Regierungsoberhäupter im Juli festgestellt hätten, daß es «in einem modernen Krieg – einem Krieg mit Kernwaffen – keinen Sieger geben kann; totaler Krieg heißt totale Zerstörung». Es gebe darum nur eines: «Wie groß auch in der Theorie die ideologischen Unterschiede zwischen den Kommunisten und der freien Welt sein mögen – irgendwie müssen wir eben doch lernen, in der Praxis miteinander zu leben.» Die Russen hätten jedenfalls gemerkt, daß die Westmächte «nicht eingeschüchtert, erpreßt oder gelähmt und so zur Unterwerfung gezwungen werden können»; darum ihr Ruf nach friedlicher Koexistenz.

Nach der Außenministerkonferenz tönte es dann bekanntlich ganz anders. Mindestens die Wortführer der Westmächte waren sich darüber einig, daß vorerst mit dem Genfer Geist praktisch nicht viel anzufangen sei und die Abschreckung des möglichen Gegners durch Bereitstellung wirksamster Kernwaffen nach wie vor als bestes Mittel zur Erhaltung des Friedens zu gelten habe. Bevor Europa als Ganzes friedlich organisiert werden könne, müsse die eine, westliche Hälfte dieses Europas gegen die andere, östliche Hälfte kriegerisch organisiert werden, insbesondere unter Einbeziehung eines durch freie Wahlen geeinigten Deutschlands in den atlantischen Militärbund, eine Forderung, der die Sowjetvertreter in Genf bedauerlicherweise nicht zugestimmt hätten, so daß durch ihre Schuld die Konferenz eben gescheitert sei.

Mit verstärktem Nachdruck wird darum jetzt im westlichen Lager wieder die Notwendigkeit betont, die Russen zum Einlenken auf den Friedensplan der «freien Welt» zu *zwingen*. Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Machtverteilung und Grenzziehung in Osteuropa wird neuerdings in den Vordergrund gerückt.[1] Präsident Eisenhower verlangte demgemäß in seiner Neujahrsbotschaft über den «Stand der Union» stark erhöhte Mittel für die amerikanische Propaganda, die alles tun müsse, «um den Druck der öffentlichen Meinung der Welt auf die Sowjetunion aufrechtzuerhalten, um sie so zu bewegen (!), das Unrecht der Teilung Deutschlands, der Versklavung von Millionen von Menschen hinter dem Eisernen Vorhang und des Ausschlusses Japans aus den Vereinten Nationen gutzumachen» (Washingtoner Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 5. Januar). Und selbstverständlich müsse – so erklärte Eisenhower – das Rüstungsprogramm Amerikas für unabsehbare Zeit auf der jetzigen Höhe gehalten werden, genügt doch in der Tat Propaganda allein nicht ganz, um die verstockten Russen zum Rückzug aus Ostdeutschland und zur Freigabe der «Millionen von versklavten Menschen hinter dem Eisernen Vor-

[1] Der Sprecher Präsident Eisenhowers erklärte am 30. Dezember 1955: «Die friedliche (!) Befreiung der versklavten Völker war und ist weiterhin, bis zu ihrer vollständigen Durchführung, das Hauptziel der Außenpolitik der Vereinigten Staaten.»

hang» zu «bewegen». Man sieht, die Westmächte wollen fortfahren, gerade diejenigen Mittel anzuwenden, um die Sowjetunion auf die Knie zu bringen, die MacMillan, wenn gegen den Westen gebraucht, als wirkungslos bezeichnete.

Konservative Weltpolitik Warum diese innere Widersprüchlichkeit der westlichen Haltung? Warum dieses sture Beharren auf einer Druck- und Drohpolitik gegenüber dem Osten, die, wie man wohl weiß, die Russen niemals zum friedlichen Rückzug aus ihren heutigen, ihnen von den Westmächten selber eingeräumten Stellungen veranlassen wird und höchstens zu der gefürchteten sinn- und ergebnislosen kriegerischen Machtprobe führen kann? Der Grund ist sicher nicht in einer Furcht der westlichen Regierungen zu suchen, ohne die Abschreckungswirkung der H-Bombe würde die Rote Armee hemmungslos Westeuropa überfluten. Das ist zwar immer noch das Vordergrundthema der weltläufigen Propaganda des Westens, aber in den Staatskanzleien ist man viel zu gut unterrichtet, um an solche Möglichkeiten im Ernst zu glauben. Nein, man fürchtet hier nicht für den *Frieden*, der durch den «sowjetischen Imperialismus» bedroht sei, sondern für die *herrschende Besitz- und Gesellschaftsordnung*, deren Festigkeit man nicht traut, solange es kommunistisch organisierte Länder auf der Welt gibt. Man will nicht die Existenz und Unabhängigkeit der Weststaaten als solcher gegen einen Angriff von außen verteidigen, sondern ihr soziales Regime, das «freie Unternehmertum», die bürgerliche Klassengesellschaft und die schönen Gewinne, die die Herrschaft des westlichen Wirtschaftssystems in einer von «kommunistischer Wühlerei» befreiten Welt – besonders in den unterentwickelten Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas – der kapitalistischen Oberschicht in den Schoß werfen würde. Zur rechten Zeit erinnert Konni Zilliacus, der britische sozialistische Politiker und Labourabgeordnete, in der «Monthly Review» (Dezember 1955) an eine Rede, die Harold MacMillan am 23. März 1949 im Unterhaus gehalten hat und in der er vor der Gefahr eines deutsch-russischen Vertrags warnte, der das Ende der ganzen Besetzung Deutschlands durch ausländische Armeen bringen und «mit einem einzigen Schlag» den Kommunismus bis an den Rhein heranführen könne. «Was MacMillan befürchtete», bemerkt dazu Zilliacus,

«war wohlgemerkt nicht, daß die Sowjetstreitkräfte nach der Räumung Ostdeutschlands wieder in das vereinte Deutschland einbrechen könnten. Die Gefahr war in seinen Augen, daß, wenn auch die alliierten Streitkräfte aus Westdeutschland zurückgezogen würden und das deutsche Volk sich selbst überlassen bliebe, es ‚kommunistisch' (und das heißt sozialistisch) werden könnte, denn auch die britischen Konservativen dürften kaum glauben, daß die winzige Kommunistische Partei Deutschlands einen Putsch versuchen könnte. Diese Auffassung zieht sich wie ein anti-roter Faden durch die ganze westliche Politik gegenüber Deutschland seit dem Ausbruch der Russischen Revolution.»

Schon an der Versailler Friedenskonferenz, im März 1919, erklärte es Lloyd George als sehr weitverbreiteten Wunsch in Deutschland, daß auf unbestimmte Zeit eine Besetzungsarmee im Land bleibe, um «die bestehende Ordnung der Dinge zu erhalten». In der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen war dann tatsächlich die Politik der Westmächte ausgesprochen auf die Sicherung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsverfassung gerichtet, eine Haltung, die namentlich auch die Begünstigung und Stützung Hitlers durch Frankreich, England und Amerika erklärt. Geradezu klassisch ist der Ausspruch, den ein führender britischer Industriekapitalist, Sir Arthur Balfour, am 23. Oktober 1923 tat:

«Werden die Deutschen wieder Krieg führen? Ich glaube, daran kann kein Zweifel sein, und das Merkwürdige daran ist, daß ich fast überzeugt bin: Wir werden eines Tages den Deutschen erlauben, wieder aufzurüsten, oder wir werden sie selbst aufrüsten müssen. Solange die Russen bis an die Zähne bewaffnet sind und der Osten eine gewaltige Drohung darstellt, wird ein mitten drin liegendes unbewaffnetes Deutschland stets ein Gegenstand der Begehrlichkeit für die Russen sein, den wir zu verteidigen haben werden, wenn sich die Deutschen nicht selbst verteidigen können. Eine der größten Gefahren für den Frieden ist heute die völlige Wehrlosigkeit Deutschlands.»

Zilliacus fügt der Zitierung dieses Ausspruches bei:

«Die heute noch Lebenden werden sich erinnern, was schließlich das Ergebnis einer Politik war, die sich auf jene Auffassung gründete. Aber die Welt ist seit 1945 in beständigem Aufruhr gewesen, und ein gänzlich unnötiger, tödlich gefährlicher Kalter Krieg ist eröffnet worden und wird mit dem kostspieligsten und tödlichsten Wettrüsten weitergeführt, großenteils weil die amerikanischen Anhänger der ‚Erhaltung der gegenwärtigen Gesellschaftordnung' und des ‚Widerstandes gegen die kommunistische Propaganda', im Bund mit ihren europäischen Helfershelfern, diese selbe Politik nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufnahmen. Während und seit dem Krieg haben wir mit Waffengewalt in Griechenland, China, Indonesien, Indochina, Korea, Guatemala eingegriffen und indirekt, durch Ausnützung ‚humanitärer Hilfe' für hungernde Völker, durch politischen Druck von Besetzungstruppen und andere Formen von Bestechung, Erpressung und Einschüchterung in vielen anderen Ländern eingegriffen, namentlich in Italien, Deutschland und Japan. Diesmal nur eben im Weltmaßstab, nicht im europäischen, und unter der Führung amerikanischer Konservativer und Liberaler, die im ganzen anscheinend noch plumper, dümmer, unwissender, selbstgerechter und herausfordernder sind als ihre britischen und kontinentalen Vorgänger, Kollegen und Satelliten.

Damals wie heute waren die Wiederaufrüstung Deutschlands und seine Gleichschaltung mit dem westlichen Lager das Symbol und der Rammbock jener verhängnisvollen und unehrlichen Politik. Wie damals, so ist auch jetzt ihr wirkliches und hauptsächliches Ziel ‚die Erhaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung' und der ‚Widerstand gegen die kommunistische Propaganda'. Aber die Zeit arbeitet nicht für die westlichen Mauernbauer; die Machtverhältnisse arbeiten gegen sie. Ihr Lager wird immer schwächer und das andere stärker, großenteils weil sie ihre Verteidigung darauf gründen, alles Verfallende künstlich zu stützen und die schwellenden Kräfte des Neubaus und des Fortschritts zu bekämpfen.»

Ansätze und Widerstände Das zeigte sich auch in der Berichtszeit wieder sehr deutlich. Wie früher in China, Korea und Indochina, so versagt nun insbesondere in *Vorderasien* die gegenrevolutionäre Machtpolitik des Westens mehr und mehr; darüber soll nachher noch gründlicher gesprochen werden. Aber ähnlich erweist sich der militärische Konservatismus und Antikommunismus auch in Europa, Afrika und sogar auf dem amerikanischen Kontinent als wirkungslos und schädlich. Das empfindet man weithin in den *Vereinigten Staaten* selbst recht deutlich, wo die Kritik an der Außenpolitik von Dulles in den eigenen republikanischen Reihen – von den Demokraten zu schweigen – zusehends schärfer wird. Die neuen sowjetischen Initiativen, so heißt es, verlangten mehr als bloß neue H-Bomben und alte Clichés. Verfehlt sei namentlich auch die sparsame Zurückhaltung in der Bewilligung von Mitteln für die Fortführung der Auslandhilfe; was jetzt nötig sei, das sei ein großzügiges Programm für die Entwicklung der zurückgebliebenen Länder und die wirksame Förderung ihrer Wirtschaft, nicht nur ihrer Militärkraft.[1]

Aber diese Kritik richtet sich eben doch nur gegen die *Art und Weise*, wie die Regierung Eisenhower die herrschende Gesellschaftsordnung in der Welt draußen verteidigt und dem «freien Unternehmertum» des Westens auch den Osten wieder öffnen will, nicht gegen diese Zielsetzung selber. Das kapitalistische Regime in den Vereinigten Staaten (und in Westeuropa) wird grundsätzlich durchaus nicht in Frage gestellt, obwohl seine inneren Widersprüche auf die Länge auch durch die Inganghaltung einer riesigen Kriegsindustrie nicht verdeckt werden können. Die Rüstungsausgaben, die in den USA an die zwei Drittel der Staatsausgaben verschlingen, belasten vielmehr die Volkswirtschaft in immer bedenklicherem Maß und verstärken den Chor der Mißvergnügten, die – aus anderen Gründen freilich als die soeben genannten Befürworter einer aktiveren Außenpolitik – das Regime Eisenhower-Dulles kritisieren. Vorerst vermag ja die amerikanische Wirtschaft die massiven Kriegsrüstungen und die großen Aufwendungen für die Auslandshilfe noch recht wohl zu tragen; aber die neue Technik der Krisenbekämpfung, auf die man sich in den Vereinigten Staaten so viel zugute tut, wird nicht ewig wirksam bleiben und das immer stärkere Zurückbleiben des Massenverbrauches hinter den

[1] «Das Eindringen der Sowjets in den Mittleren Osten erzeugte tiefste Beunruhigung im ganzen oberen Regierungspersonal. Und es brachte auch die Gruppe der höheren Politikmacher auf die Beine, die von Vizepräsident Nixon und Nelson A. Rockefeller geführt und jetzt ‚Jungtürken' genannt werden ... Sie warnten davor, daß das ganze Machtgleichgewicht in der Welt sich rasch zugunsten der Sowjets verschieben könnte. Sie fragten mit natürlicher Besorgnis, wie irgendeine amerikanische Regierung zugeben könne, daß so etwas passiere. Und sie verlangten dringend ein ‚kühnes neues Programm', um die herrschende Tendenz umzukehren.» (Joseph und Stewart Alsop in der «New York Herald-Tribune», 23. Dezember 1955.)

Möglichkeiten einer mehr und mehr rationalisierten, technisierten und automatisierten Produktion nicht verhindern können.

Wie lange in *Westdeutschland* das «Wirtschaftswunder» – vollbracht nicht zuletzt mit Hilfe amerikanischer Milliarden und einer brutalen Währungsreform – noch anhalten wird, steht gleichfalls dahin. Die nun einsetzende neue Rüstungskonjunktur ist eben gerade sowenig ein Dauerheilmittel, wie sie es zu Hitlers Zeiten war. Inzwischen geht freilich die Aufrüstung weiterhin ihren Gang. Die ersten Soldaten der Bundesrepublik sind bereits in ihre Ausbildungslager eingerückt, und wenn alles plangemäß verläuft, wird in diesem Jahr die allgemeine Militärdienstpflicht in aller Form eingeführt werden. Der mit Militärmusik gefeierte 80. Geburtstag Adenauers war ja bereits ein verheißungsvoller, bezeichnender Auftakt. Die Waffen für das neue Bundesheer liefert vorerst natürlich Amerika, das auch das nötige Ausbildungspersonal für Armee, Flotte und Luftmacht stellt, bis man in Bonn seine eigenen Kader zur Verfügung hat. Ein Zeichen sind auch die Wahlen im Saarland, die den anschlußwilligen Parteien die Mehrheit gebracht und dem deutschen Nationalismus auch in der Bundesrepublik neuen Auftrieb gegeben haben. Die deutsch-nationalen Abgeordneten des saarländischen Landtags sind im übrigen zu einem Drittel alte Nazi, so wie ja auch der Landtagspräsident Schneider ein unbekehrter Nazi ist; er hat nur die Etikette geändert und heißt sich jetzt, wie die von ihm geführte Partei, demokratisch . . .

Gewiß zeigen sich in Westdeutschland auch gute Ansätze für eine wirkliche Erneuerung an Haupt und Gliedern; man darf sogar bezweifeln, daß im Volk – zum Unterschied von seinen «Vertretern» – eine Mehrheit für die Politik Adenauers und seiner Leute besteht. Aber die Opposition wird eben nicht politisch wirksam; wie immer in Deutschland, regiert auch jetzt eine zielbewußte nationalistisch-militärgläubige Minderheit, die die passive, unentschlossene, gespaltene Mehrheit nach ihrem Willen formt und im entscheidenden Augenblick zu sich herüberreißt. Gröbstes machtmäßiges Auftrumpfen und recht viel Geld verdienen, um das Leben in vollen Zügen zu genießen – das scheint dem Durchschnittsdeutschen auch heute am meisten zu imponieren. Und offenbar glaubt er, ein militärisch starkes, wirtschaftlich (wenngleich nur zum Schein) blühendes Westdeutschland imponiere auch dem kommunistischen Osten so sehr, daß sich dadurch die deutsche Frage sozusagen von selbst löse und eine wirkliche Auseinandersetzung mit den drängenden Zeitproblemen überflüssig sei. «Die Andere Zeitung», ein in Hamburg herauskommendes großes Organ der westdeutschen Opposition und der sozialdemokratischen Aktivisten, bestätigt es (am 5. Januar):

«Niemand wird leugnen können, daß es mit der geistigen Auseinandersetzung im Westen überhaupt und in der westdeutschen Bundesrepublik besonders schlecht bestellt ist. Liegt es am ‚verhältnismäßigen Wohlstand'? Weniger am Wohlstand

als an der Propaganda, die seit Jahren mit ihm getrieben wird. Die Anbetung des ‚Wirtschaftswunders', das Prahlen mit Produktionskurven und Exportziffern, die Reklame mit vollen Schaufenstern mit pauschalierten Ferienreisen und in Monatsraten käuflichen Kühlschränken, Fernsehapparaten und Motorrollern war bewußt darauf angelegt, eine geistige Auseinandersetzung auszuschalten. Und zwar nicht nur eine Auseinandersetzung mit den Kritikern und Gegnern des Kapitalismus, der Marktwirtschaft, der bürgerlichen Demokratie und der Ideologie des ‚christlichen Abendlandes', sondern auch die Auseinandersetzung mit dem Sinn und den Lehren von Demokratie und Christentum ... Man rühmt sich der Freiheit des Geistes, aber läßt die geistig Schaffenden hungern, die sich nicht zu Dienern der Wirtschaft, der Unterhaltungsindustrie oder der Propaganda machen. Man preist die heroische Pflichterfüllung der Märtyrer der Managerkrankheit, aus deren Kreislaufstörungen das Wunder des Warenreichtums, der Luxusstätten und Büropaläste geheimnisvoll erstanden ist, an das wir glauben sollen, ohne zu fragen. Und man jammert scheinheilig über ‚Vermassung', ohne zu gestehen, daß sie das Gleichschaltungsprodukt des Kapitalismus ist.

Wo die geistige Auseinandersetzung, die Diskussion, die Kritik, die Aufklärung und die Besinnung auf den Unterschied zwischen Schlagworten und Wirklichkeit ausgeschaltet werden, nimmt die Demokratie autoritäre Züge an, und die militärischen Waffen treten an die Stelle der geistigen. Der Prozeß ist in der Bundesrepublik seit langem im Gange und strebt jetzt einem Höhepunkt zu. Wird ihm nicht Einhalt geboten, droht er die Hoffnung auf das Ende des Kalten Krieges, auf die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands und in naher Zukunft auch die demokratische Verfassung der Bundesrepublik zu zerstören und die angeblich soziale Marktwirtschaft in die effektive antisoziale zu verwandeln.»

Frankreich in Unruhe Drohen ähnliche Gefahren nicht auch in *Frankreich*? Ist nicht insbesondere das parlamentarische Regime durch den Ausfall der jüngsten Wahlen zur Nationalversammlung ganz unmittelbar bedroht? Ich zögere, mit Ja zu antworten. Wenn in Westdeutschland eine unverkennbare Rückbildung zu autoritären Regierungsformen im Gang ist und die wirtschaftliche Hochkonjunktur eine Art geistiger Herzverfettung, eine Unwilligkeit zu lebendiger Neugestaltung des Gemeinschaftslebens erzeugt hat, so ist in Frankreich doch wenigstens reges politisches Leben, leidenschaftliche geistige Auseinandersetzung und viel Bereitschaft zu radikaler sozialer Erneuerung zu beobachten. Gewiß, je zwei von fünf Franzosen und Französinnen haben am 2. Januar gegen das herrschende parlamentarische System gestimmt, wenn man die für die Kommunisten und die Anhänger des Demagogen Poujade abgegebenen Stimmen zusammennimmt. Und da die «republikanischen Parteien» (Linksradikale, Sozialdemokraten und gemäßigte Rechte) für sich allein nur eine Minderheit darstellen und dazu noch in sich selber gespalten sind, so scheint es schwer möglich, eine Mehrheit im Parlament und eine von ihr getragene handlungsfähige Regierung zusammenzubringen, die auf dem Boden der Demokratie steht und durchgreifende Reformen in der inneren wie in der äußeren Politik durchsetzt. Aber ist das denn die einzige Möglichkeit, Frankreich vor dem Absinken in politisches und soziales Chaos zu retten?

Man wird das doch nur annehmen dürfen, wenn man entschlossen ist, eine Neuordnung Frankreichs unter konsequenter Ausschaltung der Kommunisten zu unternehmen. Mendès-France, der mehr und mehr die Führung der Radikalen Partei gewinnt und diese offensichtlich wieder nach links steuert, wo bis zum Krieg ihr normaler Platz war, und sein Alliierter Guy Mollet, der gegenwärtig maßgebende Mann der Sozialdemokratischen Partei, scheinen wirklich diesen Weg gehen zu wollen. Und wenn es für die verbündeten Radikalen und Sozialdemokraten auch peinlich sein wird, auf die Unterstützung jener «Gemäßigten» angewiesen zu sein, die für das ganze Schlamassel der letzten Jahre, von der indochinesischen Katastrophe über die nordafrikanischen Kolonialgreuel bis zu dem Wohnungs- und Alkoholelend Frankreichs, verantwortlich sind, so werden sie sich diese Hilfe eben doch gefallen lassen müssen, wenn sie überhaupt regieren wollen. Nur wird das Bleigewicht, das so an ihnen hängen wird, jede *gründliche* Abkehr von den bisherigen Wegen unmöglich machen. Und doch ist es gerade diese Abkehr, für die eine wenn auch recht verschiedenartig zusammengesetzte, so doch deutliche Mehrheit des französischen Wählervolkes demonstriert hat. Sogar in der neuen Nationalversammlung bestünde eine genügende Mehrheit von Kommunisten, Sozialisten und Linksbürgerlichen, wenn nur die Sozialdemokraten und die Linksrepublikaner (in der radikalen Partei und bei den katholischen Volksrepublikanern) ihren Horror vor einer Zusammenarbeit mit den Kommunisten überwinden könnten. Heißt es aber nicht eine Grundtatsache des politischen Lebens Frankreichs mißachten, wenn man eine Bewegung ausschalten will, die einen vollen Viertel der Wähler um sich zu scharen weiß und, weil diesmal die nichtkommunistischen Parteien uneins waren, ihre Vertretung im Parlament um 50 Prozent erhöhen konnte, das Unrecht so wiedergutmachend, das den Kommunisten vor vier Jahren durch eine üble Wahlgeometrie zugefügt worden war? Die Demokratie retten zu wollen und gleichzeitig die weitaus stärkste Partei – die eigentliche Arbeiterpartei – Frankreichs zu ignorieren, ja zu boykottieren, ist ein offenbarer, verhängnisvoller Widerspruch. «Dieser innere Widerspruch», so stellt auch Maurice Voge in der «Cité Nouvelle», der Zeitung unserer religiös-sozialen Freunde in Frankreich, unumwunden fest,

«steht im Begriff, unserer Demokratie den Tod zu bringen. Und doch wäre es die einzig vernünftige und demokratische Lösung, um eine Mehrheit zu finden, wenn man *versuchte*, gestützt auf ein genaues und zeitlich begrenztes Programm, einen Zusammenschluß der französischen Linken und der äußersten Linken herbeizuführen. Die Kommunistische Partei hat immerhin für die Beendigung des Krieges in Indochina und für die Lösung des marokkanischen Dramas gestimmt. Warum nicht versuchen, mit dieser Mehrheit menschliche Lösungen für das vollgerüttelte Maß unserer Prüfungen zu finden? Ich kenne all die Schwierigkeiten und Einwände, die sich gegen eine solche ‚Volksfront' oder ein ‚Volkskartell' erheben. Seht ihr aber an deren Stelle etwas anderes als die Reglosigkeit (den ‚Immobilismus') des Todes und das Ende der Demokratie?»

Wie aber auch Frankreich in den nächsten Jahren regiert (oder auch nicht regiert) werden mag – soviel ist sicher, daß es als nur halbwegs verläßliche Stütze der «Politik der Stärke» gegenüber der östlich-kommunistischen Welt ausscheidet. In ein neues Kriegsabenteuer wird sich das französische Volk erst recht nicht stürzen lassen. Das ist endgültig vorbei. Frankreich wird sich eher denjenigen Nationen zugesellen, die, wie Jugoslawien, Indien, Burma, zum Teil auch die arabischen Staaten, einer Politik der Neutralität innerhalb der UNO huldigen und einen Zusammenstoß der beiden großen Machtblöcke zu verhindern trachten. Die kürzliche Aufnahme von 16 neuen Mitgliedstaaten in die Organisation der *Vereinten Nationen* dürfte den Einfluß dieser Gruppe noch weiter zu stärken geeignet sein, wird doch dadurch nicht allein das Sowjetlager von fünf auf neun Mitglieder vermehrt, sondern auch der freilich sehr lose Bund der afrikanisch-asiatischen Staaten um sechs Einheiten auf 25 erweitert. Außer der Schweiz, die je eher, mit desto größerem Gewinn der UNO beitreten würde, gehören den Vereinten Nationen jetzt nur noch die drei geteilten Länder Deutschland, Korea und Vietnam nicht an sowie – eine Ungeheuerlichkeit, die immer unerträglicher wird – eben immer auch noch China. Aber die Regierung von Formosa, die als Mitglied des Weltsicherheitsrats die Aufnahme der erwähnten 16 Staaten beinahe hintertrieben hat, hat sich dadurch auch in den Augen der antikommunistischen Regierungen derart bloßgestellt, daß der Widerstand Washingtons gegen den Eintritt Chinas in die UNO kaum mehr lange aufrechtzuerhalten sein wird. Die einzige Wirkung des Einspruchs der Formosaregierung ist, daß neben der Äußeren Mongolei, die sie nicht in der UNO haben wollte, eben auch Japan vorerst draußen bleiben muß. Und das schwächt die Stellung der Vereinigten Staaten, des Vormundes Japans, ebenso wie die Vermehrung der Zahl jener UNO-Mitglieder, die sich der Beherrschung der UNO durch Amerika widersetzen.

Auf jeden Fall lockert sich der Ring, den die amerikanisch-westeuropäische Nachkriegsstrategie um die kommunistisch regierten Länder zu schmieden bemüht war, sozusagen von Monat zu Monat fühlbarer. Und es mag schon recht bald dazu kommen, daß nicht die Sowjetunion, nicht das neue China isoliert in der Welt dastehen, sondern die Vereinigten Staaten, der Hauptsitz jener militärisch-politischen Gegenrevolution größten Stils, die auch das Risiko eines neuen Krieges nicht scheut, um nur die überholte, lebensfeindliche Wirtschafts- und Sozialordnung des Westens vor der Konkurrenz neuer, wirklichkeitsnäherer Gemeinschaftsformen zu schützen.

Der Arabische Bund Wie früher bemerkt, soll aber diesmal auch noch etwas einläßlicher von der Krise im Orient – im «Mittelosten» nach englischem Sprachgebrauch – die Rede

sein. Was sich dort gegenwärtig vorbereitet, kann ja leicht zu ähnlich epochemachenden Umwälzungen führen wie die Ereignisse, die Ostasien seit Kriegsende und schon vorher aufgewühlt und neugestaltet haben. Wir müssen uns überhaupt daran gewöhnen, daß der Schauplatz der weltgeschichtlichen Entwicklungen sich immer mehr nach dem asiatischen Riesenkontinent, in die Länder zwischen Mittelmeer und Pazifik, verlagert und daß gleichzeitig Afrika und Lateinamerika aus dem Halbdunkel ihres bisherigen Daseins stärker und stärker ins volle Licht des Tages treten.

Im Nahen und Mittleren Osten ist es vorab das Erwachen der *arabischen Völker*, das dem sozialen und politischen Geschehen seinen Stempel aufdrückt. Sein Werkzeug sollte der *Arabische Bund* (Arab League) sein, der im Sinne seiner Gründer «die arabische Einheit für die Menschen von Agadir bis Aden symbolisiert», als Teilstück jener weltweiten nationalen und sozialen Freiheitsbewegung, die die unterentwickelten Völker mit solch elementarer Kraft erfaßt hat. Eine große Hoffnung erhob sich vor den arabischen Völkern: die Aussicht auf die Abschüttelung der imperialistisch-kolonialistischen Bevormundung und Ausbeutung durch die Länder des Westens, auf den Abzug der fremden Truppenbestände, auf die Durchführung radikaler Bodenreformen und zivilisatorischer Wohlfahrtsmaßnahmen. Aber nur zu bald stellte sich unter den Besten der arabischen Führungsschicht Enttäuschung und Ernüchterung ein. Schon während des Ersten Weltkrieges suchte die britische Politik, die bis dahin die Türkenherrschaft gestützt hatte, das aufkommende arabische Nationalgefühl ihren eigenen Machtinteressen dienstbar zu machen und ein von Großbritannien begönnertes Araberreich in Vorderasien aufzurichten. Der Plan scheiterte zunächst; in neuer Form trat er dann aber während des Zweiten Weltkrieges auf als Versuch, die Einheit der arabischen Völker unter der nominellen Führung Iraks und Transjordaniens herzustellen. Der Einspruch Ägyptens und Saudiarabiens durchkreuzte auch dieses Projekt, bis dann, wieder unter britischem Einfluß, am 22. März 1945 in Kairo ein loser Zusammenschluß aller arabischen Länder – Ägyptens, Syriens, Libanons, Iraks, Jordaniens, Saudiarabiens und Jemens – unter dem Namen «Arabischer Bund» zustande kam.[1] Der Gründungsvertrag bezeichnete als Zweck der Organisation die Stärkung der Beziehungen zwischen den Mitgliedstaaten, die Angleichung ihrer Politik, die Förderung ihrer Unabhängigkeit, die gemeinsame Abwehr von Angriffen und die Entwicklung wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Tätigkeiten.

Am 17. Juni 1950 nahmen die arabischen Staaten ein ergänzendes Abkommen über gemeinsame militärische Verteidigung und wirtschaftliche Zusammenarbeit an, das aber niemals irgendwie politische

[1] Das Folgende nach «The Arab League 1945—1955», von B. Y. Boutros-Ghali.

Wirklichkeit wurde. Statt dessen trat Irak, trotz dem Widerstand Ägyptens und Saudiarabiens, am 24. Februar 1955 dem *Militärbündnis* zwischen Pakistan und der Türkei bei, das unter britisch-amerikanischem Patronat am 2. April 1954 abgeschlossen worden war. So geht ein tiefer Riß durch den Arabischen Bund, der schon vorher durch seinen mißglückten Angriffskrieg gegen Israel (1948) aufs schwerste erschüttert worden war. «Das Wesen des inneren Aufbaus des Bundes selbst», so schreibt Boutros-Ghali in der erwähnten Schrift, «machte solch ein Unternehmen (wie den Krieg gegen Israel) unmöglich; er besaß weder den Verwaltungsapparat noch die nötige Macht, um vier oder fünf arabische Armeen gleichzuschalten und zu lenken. Als die Frage eines Oberkommandierenden der arabischen Armeen auftauchte, beanspruchte jeder Staat diese Ehre. Der Bund tagte immer wieder, aber nie kam es zu einem Beschluß ... Das Ergebnis war, daß jede arabische Armee, die in Israel eindrang, auf eigene Faust operierte.» Die unvermeindliche Niederlage, die mit der (weithin ganz unnötigen) Flucht einer Million Araber aus Palästina endete, wurde kaum gemildert durch den wirtschaftlichen und politischen Boykott, den die arabischen Staaten über Israel verhängten. Der erwartete Zusammenbruch Israels trat nicht ein; geblieben ist aber seitdem die unerbittliche Feindschaft des Arabischen Bundes gegen den Judenstaat, jener Kalte Krieg, der in den letzten Monaten geradezu die Gefahr einer neuen militärischen Kraftprobe zwischen beiden Lagern in die Nähe rückte.

Die politische Ohnmacht des Arabischen Bundes wurde jedenfalls am israelischen Problem vor aller Welt offenbar. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet leistete er herzlich wenig; die soziale Struktur der arabischen Länder vollends blieb im wesentlichen – auch in Ägypten – unverändert. Am ehesten scheint das kulturelle Leben im engeren Sinn durch den Arabischen Bund angeregt worden zu sein, ist doch die arabische Sprache bisher das stärkste Band, das die so oft auseinanderstrebenden Gruppeninteressen in der arabischen Welt einigermaßen zusammenhält. So tauschen die arabischen Länder unter sich Lehrer und Studierende aus, vereinheitlichen die Unterrichtspläne, standardisieren die wissenschaftlichen und technischen Fachausdrücke, organisieren Übersetzungen aus fremden Sprachen, errichten Forschungsinstitute, veranstalten Kongresse wissenschaftlicher und künstlerischer Art usw. Aber selbst Boutros-Ghali stellt fest: «Bei der Beurteilung des Werkes des (Arabischen) Bundes muß man zugeben, daß die Fehlschläge alle Erfolge überwiegen. Der Bund versagte in Palästina und blieb – was bedeutsamer ist – erfolglos bei der Schaffung der Grundlagen einer wirtschaftlichen und sozialen Vereinheitlichung.» Und doch, so tröstet er sich, bleibe dieses arabische Risorgimento der erste einheimische Versuch, die Balkanisierung dieses

Raumes zu überwinden, welche die Folge einer jahrzehntelangen Tätigkeit des westlichen Imperialismus sei.

Das Problem des Orients Die unheilvollen Wirkungen des westlichen Imperialismus auf den Wirtschafts- und Kulturstand der vorderasiatischen Völker stehen gewiß außer Zweifel. Aber ebenso sicher ist, daß der westliche Imperialismus im Orient nur Fuß fassen konnte, indem er sich auf den einheimischen Feudalismus und Absolutismus stützte und ihn seinerseits konservierte. Und statt daß der Arabische Bund zum Bannerträger der sozialen und politischen Revolution in den Ländern seines Wirkungskreises geworden wäre, war er tatsächlich von Anfang an kaum etwas anderes als eine konservative, ja gegenrevolutionäre Kraft, die den arabischen Nationalismus vor allem als Mittel zur Befestigung der feudalistischen Klassen- und Kastenherrschaft benützte und alles andere eher als der Ausdruck des Freiheitsstrebens der verelendeten, hungernden, unwissenden Volksmassen war und ist. Dr. Samuel Rolbant kennzeichnet diesen Tatbestand wohl treffend, wenn er in seiner schon früher an dieser Stelle zitierten Arbeit «The Arabs: Politics and People» schreibt:

«Die arabische Nation ... besteht aus zwei verschiedenen Klassen. Die Volksmasse, deren große Mehrheit die Fellahin (Bauern) sind, ist natürlich die Hauptgruppe und letzten Endes der hauptsächliche und entscheidende Faktor. Die andere Gruppe besteht aus einer kleinen Herrenschicht: der Regierung, der Rangordnung der zivilen, politischen und religiösen Führer, Mitgliedern der reichen Grundbesitzer- und Bourgeoisieklassen, die dem Land seinen Bedarf an Politikern liefern ... Der moderne arabische Politiker ... läßt sich in seiner Tätigkeit von zwei hauptsächlichen Beweggründen leiten. Der erste ist die ehrliche und herzliche Abneigung gegen die Ausländer, besonders diejenigen, die während einer jahrhundertelangen imperialistischen Beherrschung wirtschaftliche und politische Macht über die arabischen Länder gewonnen haben ... Der zweite Beweggrund, der die politische Führerschaft der Araber bestimmt, ist das Bestreben, die bestehende wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung aufrechtzuerhalten, die eine kleine Minderheit instand setzt, sich vom Fett des Landes zu mästen auf Kosten der Armut und des Elends der Großzahl der Bevölkerung. Der arabische Staatsmann, der selbst ein Mitglied dieser kleinen herrschenden Minderheit ist, lehnt jede soziale Reformbewegung in seinem Lande scharf ab und wird nicht zögern, auch die Hilfe der verhaßten Ausländer anzurufen, um ‚umstürzlerische' Gedanken und Organisationen zu unterdrücken. Er hat sich rasch den Modejargon des diplomatischen Verkehrs der Nachkriegszeit angeeignet, und die Konferenzräume von Lake Success (des ehemaligen Sitzes der Vereinten Nationen. H. K.) hallen oft wider von Reden über Demokratie und ‚Menschenrechte', gehalten von Vertretern der reaktionärsten, halbfeudalen Oligarchien der Welt. Diese erhabenen Proklamationen stehen für die arabischen Staatsmänner auch keineswegs im Widerspruch zu der Unterstützung, die sie im letzten Krieg freiwillig Nazideutschland und seinen Verbündeten geleistet haben.»

Diese ganze Einstellung der arabischen Führungsschicht hat auch je und je ihre Politik gegenüber dem jungen *israelischen* Staatswesen bestimmt. Das moderne Israel mit seiner – wenigstens ursprünglich und

potentiell – sozialistisch-demokratischen Gesellschaftsphilosophie mußte natürlich den herrschenden Klassen in den arabischen Ländern als tödlicher Feind ihrer eigenen sozialen Existenz vorkommen, und nur zu gern benützten sie den Fremdenhaß der dumpfen Volksmassen dazu, deren Aufmerksamkeit von einer radikalen Umwälzung der Besitz- und Lebensformen auf die Vertreibung der Juden aus Palästina abzulenken. Aber das deutet nur darauf hin, daß gerade der Weg, den das erneuerte Israel beschritten hat, auch der Weg ist, auf dem der ganze Orient aus Elend, Schmutz, Verfall und Unwissenheit herauskommen kann. Dr. Rolbant hat wiederum recht, wenn er feststellt:

«Die arabische Gesellschaft geht von einer östlichen Umgebung aus, der sie westliche Ideen anzupassen sucht. Die jüdische Gesellschaft geht von westlichen Ideen aus, die sie an eine östliche Umgebung anzupassen versuchen muß. Es besteht eine objektive geschichtliche Harmonie in dieser Wechselbeziehung, eine grundlegende Verwandtschaft, die tiefer ist als die vorübergehende politische Entfremdung, die sie verdunkelt. Tatsache ist, daß die arabische Welt rationelle Landwirtschaft braucht, die Entwicklung der Industrie mittels menschlicher Geschicklichkeit, die Förderung genossenschaftlicher Betriebsformen, die Nutzbarmachung angewandter Forschung für alle Gesundheits- und Bildungsfragen. Kein Fortschritt auf diesen Linien ist mit ihrer Wohlfahrt unvereinbar.» «Die Aufgabe arabischer Staatsmänner ist darum nicht, annehmbare Bedingungen für 600 000 (heute 1,5 Millionen) Nichtaraber zu schaffen, die als Bürger neben ihnen leben sollen. Das Problem ist, innerhalb des völkischen Rahmens des Orients eine weitere nationale Gruppe seßhaft zu machen, die mit ihren Nachbarn nicht friedlich zusammenleben kann, bevor nicht ihre politische Gleichberechtigung und Unabhängigkeit anerkannt ist.»

Darüber hinaus aber wird Vorderasien und insbesondere die arabische Ländergruppe Freiheit im Innern und nach außen, Wohlstand und würdiges Menschentum nur erreichen in dem Maße, als die lebensfeindlichen Gesellschaftsformen einer korrrupten Feudalherrschaft und eines primitiven Kapitalismus zerbrochen werden und einer sozialen und kulturellen Neuordnung Platz machen, die den Bebauer des Landes in genossenschaftlichen Betriebsformen auch zu seinem Eigentümer macht, eine moderne Industrie planmäßig entwickelt, allgemeine Volksgesundheit und Volksbildung sichert und auf dieser Grundlage persönliche und bürgerliche Freiheitsrechte in Verbindung mit politischer Selbstregierung in immer zunehmendem Umfang ermöglicht. Das ist, wie für Ost- und Südasien, so auch für den Nahen und Mittleren Orient das entscheidende Problem. Zu seiner Lösung mit allen Kräften beizutragen, sind die «fortgeschrittenen» Völker des Westens ganz deutlich vernehmbar aufgerufen.

Machtkampf um Vorderasien Was sehen wir aber in Wirklichkeit? Einen neuerdings erbittert aufgebrochenen Machtkampf der beiden großen Weltkoalitionen um Einfluß oder gar Vorherrschaft im Nah- und Mittelosten. Natürlich

macht man im Westen fast allgemein die *Sowjetunion* dafür verantwortlich. Hätte sich Moskau – so heißt es – nicht in den letzten Monaten mit so auffallendem Eifer auf die mehr oder weniger friedliche Eroberung Mittel- und Südasiens geworfen, würde es nicht so planmäßig die arabischen Staaten umwerben und wirtschaftlich wie militärisch unterstützen, würde es – nicht zuletzt – auch seine Hände von Persien lassen, so wäre in diesem ganzen Raum alles in Ordnung und der Westblock nicht gezwungen, zur Verteidigung seiner berechtigten Interessen Vorderasien gegen den kommunistischen Ausdehnungsdrang zu organisieren.

So hört und liest man's. Die Tatsachen sind anders. Zunächst: Rußland interessiert sich nicht erst jetzt für Vorderasien. Schon unter den Zaren strebte es wie nach freiem Ausgang ins Mittelmeer durch Bosporus und Dardanellen so auch nach einem Warmwasserhafen am Persischen Golf. Es stieß dabei immer mehr auf Großbritannien, mit dem es sich schließlich durch einen regelrechten Vertrag arrangierte, der Persien in eine britische und eine russische Einflußzone teilte. Nach der Revolution verlagerte sich dann das russische Interesse an Mittelasien auf die Förderung der sozialen und nationalen Freiheitsbewegung der in diesem Raum lebenden Völker; am deutlichsten wurde das wiederum in Persien, wo die junge Sowjetmacht die zuerst so erfolgreiche Revolution des Volkes von Aserbeidschan unterstützte, dann aber vor der drohenden Haltung der angelsächsischen Staaten den Rückzug antrat. Es sei auch an die Pariser Konferenz von 1946 erinnert, an der Molotow verlangte, daß die Sowjetunion an der Treuhandschaft über das ehemalige italienische Kolonialreich in Afrika beteiligt werde, aber selbstverständlich glatt abgewiesen wurde.

Denn inzwischen hatten eben – und das ist nun entscheidend – die Westmächte, das heißt praktisch England und Amerika, sich angewöhnt, den Mittelosten als ihr ausschließliches Interessengebiet zu betrachten. Mit jedem Jahr trat dieser ihr Anspruch klarer zutage. Im Mai 1950 wurde jener Dreimächtevertrag zwischen Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten bekannt, in dem die Westmächte nichts mehr und nichts weniger als das ausschließliche Recht beanspruchten, Frieden und Ordnung in Vorderasien zu sichern und die arabischen Staaten und Israel mit Waffen zu beliefern «zum Zwecke der Aufrechterhaltung ihrer inneren Sicherheit und ihrer rechtmäßigen Selbstverteidigung und um ihnen zu ermöglichen, ihre Rolle bei der Verteidigung dieses ganzen Raumes zu spielen». Der gemeinsame «Feind» war natürlich die Sowjetunion; der Mittelosten sollte in das gewaltige, weltumspannende Militärsystem einbezogen werden, das dazu bestimmt war, durch eine «Politik der Stärke» die Sowjetunion «in Schranken zu halten» und zum Rückzug auf ihre innersten

Kerngebiete zu zwingen, ja womöglich ihren inneren Zusammenbruch herbeizuführen.

Zu diesem militärisch-strategischen Interesse des Westens an Vorderasien gesellte sich ein wirtschaftliches: der Mittelosten liefert Westeuropa, insbesondere Großbritannien, fast seinen ganzen Bedarf an Rohöl. Die Petrolvorräte Irans, Iraks und Saudiarabiens werden noch heute auf 7000 Millionen Tonnen, das heißt die Hälfte der gesamten Petrolreserven der Welt, geschätzt. Zwar machen sich die britischen und die amerikanischen Petrolgesellschaften das vorderasiatische Öl untereinander streitig, wobei Amerika sichtbar mehr und mehr der gewinnende Teil wird; aber das ändert nichts daran, daß beide angelsächsischen Mächte einig darin sind, die Länder des Mittleren Ostens fest unter ihre Herrschaft zu bringen und der Sowjetunion den Zutritt zu den Ölquellen dieses Raumes zu verwehren.

War also früher, bis in den Zweiten Weltkrieg hinein, das Ziel der britischen Orientpolitik die Herstellung der berühmten «Landbrücke» zwischen Ägypten und Indien, so ist es heute, in Zusammenarbeit und teilweise Konkurrenz mit den Vereinigten Staaten, die Eingliederung der arabischen Länder, Israels und Persiens in die große antikommunistische Weltorganisation. Seitdem sich der Plan, diese Staaten im Rahmen der NATO als «Mittelostkommando» dem Westblock anzuschließen, als Fehlschlag erwiesen hat, konzentrieren sich (wie schon erwähnt) die Anstrengungen der britisch-amerikanischen Orientpolitik darauf, sie in die Paktorganisation hinein zu bringen, die im Westen die Türkei und im Osten Pakistan als Eckpfeiler hat. Mit Iran und Irak ist das bereits gelungen; unter britischer Führung ist mit Sitz in *Bagdad*, der Hauptstadt Iraks, eine förmliche Bündnisorganisation geschaffen worden, der sich beinahe auch Jordanien angeschlossen hätte, um dessen Beitritt aber zurzeit heftig gerungen wird.

Denn inzwischen hat sich auch die Opposition organisiert, getragen einerseits von *Ägypten*, das durch den Bagdadpakt isoliert und der Führerschaft in der arabischen Welt zugunsten Iraks beraubt werden sollte, anderseits von der *Sowjetunion*, gegen die der Bagdadpakt ganz unmittelbar gerichtet ist. Kann man es den beiden Staaten verdenken, daß sie sich gegen die britisch-amerikanische Machtpolitik im Orient zur Wehr setzen und engere Fühlung miteinander suchen? Kann man es insbesondere der Sowjetunion verübeln, wenn sie auf dem Boden der internationalen Anarchie und der grundsätzlich immer noch anerkannten nationalen Souveränität eben auch alle Mittel der herkömmlichen Machtpolitik gebraucht, um ihre Interessen zu verteidigen? Einsichtige amerikanische Beobachter kommen selbst mehr und mehr zu dem Schluß, daß es gar nicht mehr möglich ist, die Einschaltung der Sowjetunion in die Orientpolitik zu verhindern. Sogar in der doch sehr

konservativ-bürgerlichen «New York Times» (vom 12. November 1955) konnte man aus der Feder von G. L. Sulzberger lesen:

«Wir können uns darüber (über das Interesse Moskaus an Vorderasien) nicht beklagen. Die Sowjetunion ist eine der beiden Supermächte der Welt. Wie die Vereinigten Staaten stößt sie vor, um ihre Stellung durch Gewinnung von Freunden und Beeinflussung der Menschen zu verbessern. Es hat wenig Sinn, die dabei angewandten Methoden zu bekritteln ... Die Frage ist, wie ein unruhiger Raum, der tief durch Fanatismus und Fremdenhaß vergiftet ist, verhindert werden kann, sich vorbehaltlos gegen den Westen zu kehren.»

Noch deutlicher schreibt Lillie Shultz in der Neuyorker «Nation» (19. November 1955):

«Ebenso wichtig wie die Zusicherung amerikanischer Waffenlieferungen an Irak war die Verdrängung Ägyptens durch Irak als Mittelpunkt der arabischen Welt und die Umwerbung durch die Alliierten. Das Abkommen spaltete den Arabischen Bund — eine Spaltung, von der die Vereinigten Staaten hofften, sie werde zuletzt zum Anschluß eines arabischen Staates nach dem andern an eine Militärallianz mit der Türkei und dem Westen führen. Die erwarteten günstigen Wirkungen traten nicht ein. Statt daß die Sowjetunion — gegen die der Pakt gerichtet war — ausgesperrt worden wäre, öffnete das Abkommen für Rußland die Tore zum Mittelosten, von dem es seit undenklichen Zeiten ausgeschlossen war. In jedem arabischen Land, in dem der Kommunismus verboten ist und mit Gefängnis oder dem Tode bestraft wird, sind heute die arabischen Regierungen selbst die Hauptbewunderer und Verteidiger der Sowjetunion geworden ... Und Ägypten war nicht das einzige Land, das durch das amerikanisch-irakische Waffenlieferungsabkommen und den nachfolgenden Mittelostpakt überrumpelt und in seinem Nationalstolz gekränkt wurde. Die Einbeziehung Pakistans, des Feindes von Indien, als Hauptpfeiler des Vertragswerkes verletzte die Empfindlichkeit Nehrus tief. Diese gemeinsame Verbitterung schmiedete im Jahr 1954 die lockere Zweckverbindung zwischen Indien und Ägypten zu einem harten Block gegen die Vereinigten Staaten zusammen.»

Und die ganz natürliche weitere Folge war die Annäherung Ägyptens an die Sowjetunion, die im vergangenen September zu dem bekannten Abkommen über die Lieferung beträchtlicher Mengen von Waffen durch die Tschechoslowakei an Ägypten führte. Es wäre in der Tat merkwürdig gewesen, wenn die Sowjetunion nicht die Gelegenheit ergriffen hätte, die Rolle eines Vorkämpfers der «rückständigen» Völker in ihrer weltgeschichtlichen Auseinandersetzung mit dem westlichen Kolonialismus und Imperialismus zu spielen und den eisernen Ring zu sprengen, den die Westmächte um ihre Südostgrenze herum zu legen unternommen hatten. «Es wäre schwer», meint die amerikanische «Monthly Review» (Dezember 1955),

«sich ein dümmeres Manöver vorzustellen (als die westmächtliche Allianzpolitik im Orient) oder eines, das mit Sicherheit gerade die entgegengesetzten Wirkungen als die beabsichtigten haben mußte. Die 'Nordringstaaten' werden von den korruptesten und verworfensten der imperialistischen Satellitenregierungen beherrscht. Ihre Mobilisation gegen irgendwen oder irgend etwas zu versuchen, hieß ein Fiasko heraufbeschwören. Ein weniger pfiffiger, aber intelligenterer Mr. Dulles hätte die Gefühle des Herzogs von Wellington geteilt, der einmal nach einer Inspektion seiner Truppen bemerkte: ‚Ich weiß nicht, was für eine Wirkung sie auf den Feind haben, aber bei Gott, mich erschrecken sie!'»

Krieg um Israel! In eine besonders schwierige Lage ist durch den Machtkampf um Vorderasien der junge Staat Israel versetzt worden. Auf der einen Seite droht die Gefahr, daß die Waffenlieferungen des Ostblocks an Ägypten dieses und andere arabische Länder zur Wiederaufnahme ihres vorerst gescheiterten Kriegszugs gegen das verhaßte Israel verleiten, zumal Ägypten unter der Hand auch aus England umfangreiches Kriegsmaterial erhalten hat. Die Versuchung, durch Aufstachelung des arabischen Nationalismus die verelendeten Volksmassen von der Notwendigkeit einer sozialen Revolution abzulenken, ist ja für die arabische Oberschicht in keinem Land, auch in Ägypten nicht, geringer geworden. Auf der andern Seite ist in Israel die Neigung, durch Entfesselung eines Krieges im jetzigen Zeitpunkt der militärischen Erstarkung seiner arabischen Nachbarn zuvorzukommen, bedenklich groß und stößt, wie die jüngsten Grenzzwischenfälle zeigen, auch an den verantwortlichen Stellen nicht auf den nötigen festen Widerstand. Dennoch glauben wir nicht, daß es wirklich zu einer neuen Kraftprobe zwischen Israel und dem Arabischen Bund kommen wird. In Ägypten weiß man recht wohl, daß Israel auf absehbare Zeit nicht nur technisch, sondern vor allem an Kampfgeist, Disziplin und Opfersinn seinen Gegnern weit überlegen ist. Nasser, der ägyptische Staatschef, sagt sich wohl auch mit Recht, daß er durch bloßes politisch-militärisches Auftrumpfen von den Westmächten wie von der Sowjetunion, die er gegeneinander ausspielen kann, mehr erreichen wird als durch einen offenen Krieg, der zum mindesten ein halsbrecherisches Unternehmen für ihn wäre. Aber auch Israel kann kein wirkliches Interesse an einem Krieg haben, in dem es die Vereinten Nationen und einen großen Teil der Weltmeinung gegen sich hätte, und der es auf jeden Fall erst recht von der vorderasiatischen Welt trennen müßte, in die sich friedlich einzugliedern doch sein starker Wunsch ist. Und schließlich, aber nicht zum wenigsten: die Westmächte, die sich in ihrer oben erwähnten Erklärung von 1950 zu Garanten des Friedens im Mittelosten aufgeworfen haben, besitzen auch heute noch durchaus die Mittel, einen Krieg um Israel zu verhindern. Man kann sich nur schwer vorstellen, daß Amerika und Großbritannien ruhig zusehen würden, wenn sich, sei es Ägypten, sei es Israel anschicken wollte, zu den Waffen zu greifen, um das zwischen ihnen hängende Problem zu lösen.

Wie soll es dann aber *wirklich* gelöst werden? Man vermag kaum einen anderen Weg zu sehen als eine Art Neutralisierung Israels im Rahmen eines Gesamtabkommens zwischen den Westmächten und der Sowjetunion, das, unter Anerkennung des Mitspracherechtes der Sowjetunion in den Angelegenheiten Vorderasiens, auch in diesem Länderraum Frieden und Sicherheit durch kollektiven Einsatz verbürgen und eine umfassende Wirtschafts- und Kulturhilfe für die Völker

des Mittelostens in Kraft setzen würde. Bis dahin sollte Israel sich streng hüten, noch weiter in Abhängigkeit vom Westblock zu geraten, als es infolge der Bedrohung durch die Araberstaaten und dank der Finanzhilfe, die es von Amerika her genießt, bereits gekommen ist. Wie es das Verderben Altisraels war, sich in den Machtkampf um Vorderasien zwischen Ägypten und Babylonien-Assyrien zu mischen, und wie der Prophet – wenn auch vergeblich – mahnte: «Durch Umkehr und Ruhehalten (= Neutralität) sollt ihr gerettet werden (vgl. Jesaja 30, 15), so liegt auch heute das Heil Israels in der Fernhaltung von den «Händeln der Großen». Die «Monthly Review» hat sicher recht, wenn sie feststellt:

«Israel ist ein sehr kleines Land, das eine strategische Stellung in einem Gebiet innehat, das eines der entscheidenden Schlachtfelder (im bildlichen, wenn nicht im wörtlichen Sinn) zwischen den beiden Weltsystemen des Kapitalismus und des Sozialismus ist und gewiß auch weiter bleiben wird ... Wie die Jugoslawen, die Inder, die Burmesen und andere in vielen Ländern jetzt entdecken, wird man von beiden Seiten im gegenwärtigen Machtkampf mit mehr Achtung behandelt, wenn man sich für seine eigenen Interessen einsetzt und sich weigert, zum Werkzeug oder Satelliten eines anderen zu werden. Wenn die Israeli in die Spuren derer treten, die bereits diesen Weg eingeschlagen haben, können sie die Isolierung vermeiden und schätzenswerte Unterstützung für ihr vollkommen berechtigtes Begehren nach einem Friedensvertrag mit den Araberstaaten gewinnen – ein Begehren, das im wesentlichen die Anerkennung von Israels Recht auf nationale Existenz durch seine Nachbarn einschließt.»

Heute ist Israel für den West- wie für den Ostblock nur ein Bauer auf dem Schachbrett der großen Weltpolitik. Es hängt zum Teil von ihm selber ab, ob es morgen seinen Platz als selbständiges, gesichertes, gedeihendes Land und Volk innerhalb einer erneuerten vorderasiatischen Welt einnehmen wird.

Vor der Entscheidung Zum andern – und wohl größten – Teil liegt die Entscheidung über die Zukunft nicht nur Israels, sondern des ganzen Mittelostens freilich bei den Westmächten. Sie haben mit ihrer jahrzehntelangen Stützung der korrupten arabischen Feudaldespotien an den vorderasiatischen Völkern und besonders an Israel schwer gesündigt. Die Sowjetunion stellte sich darum anfangs – besonders bei der Teilung Palästinas im Jahre 1947 – hinter die Juden, die ihr als Werkzeug für die Aufbrechung der britischen Klammer um den Mittelosten gerade gut genug waren. Als dann mehr und mehr der arabische Nationalismus der große Gegner des britischen und amerikanischen Imperialismus wurde, begünstigte Moskau planmäßig die arabische Sache und ließ Israel fallen, zumal sich dieses immer stärker an die Westmächte anlehnte und von seinen sozialistischen Anfängen abkam. Wird der Westen seinerseits auf dieser rein machtpolitisch-militärischen Linie weiteroperieren und auch

fernerhin das wirkliche Problem der mittelöstlichen Völkerwelt mißachten? Das ist jetzt die Frage.

Man sollte meinen, die Lehren der jüngsten Vergangenheit seien deutlich genug, um den westlichen Regierungen einen neuen Kurs nahezulegen. Die Sowjetunion und der Kommunismus überhaupt *kann* nun einfach mit Militärpakten, Flotten- und Bomberstützpunkten und dergleichen nicht zurückgedrängt werden.[1] Es bleibt also vernünftigerweise nur der Weg der *Verhandlung* mit der Sowjetunion über die Neugestaltung des Orients übrig. Das ist keine unerträgliche Zumutung an den Westen. Der «New Statesman» (19. November 1955) betont es sehr stark:

«Die Beherrschung des Mittelostens durch amerikanische Bomber ist kein westliches Lebensinteresse ... Was aber der Kreml sicher als Lebensinteresse ansehen muß, das ist der Abbau der westlichen Militärorganisation im Mittelosten – des Bagdadpaktes und der Luftstützpunkte ... Diese Analyse führt also zu dem Schluß, daß ein Interesse, das für den Westen nicht eigentlich lebenswichtig ist, für die Sowjetunion tatsächlich lebenswichtig ist. Und wenn die Beendigung des Kalten Krieges die Anerkennung der Lebensinteressen des anderen ist, dann scheint hier Raum für Verhandlungen zu sein ... Die vernünftige Annahme ist, daß die Sowjetdiplomatie im Mittelosten den Zweck hat, nicht etwa einen Konflikt heraufzubeschwören, sondern Verhandlungen zu erzwingen; die Russen sind sich wohl bewußt, daß es gänzlich wirklichkeitsfremd wäre, einen sofortigen Abbau der westlichen Militärstützpunkte zu verlangen, ohne daß als Ersatz irgendein Sicherheitssystem geschaffen würde.»

Das ist das eine: eine Friedens- und Sicherheitsordnung, die von der Sowjetunion wie von den Westmächten zu gewährleisten wäre und insbesondere der Feindseligkeit zwischen Israel und den arabischen Staaten ein Ende setzen würde. Dazu müßte aber – wie nochmals gesagt sei – die *wirtschaftliche und soziale Erneuerung des ganzen vorderasiatischen Raumes* mit Hilfe der Vereinten Nationen kommen. Und das ist nun eben die Aufgabe, die den Westen, vor allem Amerika, vor die große Entscheidung stellt. Denn ihre Erfüllung setzt, wie wir an dieser Stelle im letzten Heft der «Neuen Wege» ausführlicher dargelegt haben, nichts Geringeres als die grundsätzliche Abkehr von der kapitalistischen Profitwirtschaft in ihrer Anwendung auf die unterentwickelten Länder voraus. In der Welt des «freien Unternehmertums» ist mit der Anlage privater Kapitalien keine weitsichtige, gemeinnützige Politik zu machen. Diese Kapitalien, so stellen die «Cahiers Internationaux» (Dezember 1955) nur allzu treffend fest, «gehorchen einem gebieterischen Gesetz und nicht patriotischen oder ideologischen Überlegungen. Sie werden dort angelegt, wo sie das Höchstmaß

[1] «Die einzige wirkliche strategische Macht des Westens im Mittelosten ist die amerikanische Sechste Flotte im östlichen Mittelmeer; ... unoffiziell wird ihre Stärke auf sechzig bis achtzig Kriegsschiffe angegeben, fast dreimal so groß wie der Umfang der britischen Mittelmeerflotte.» (Jon Kimche in der «Nation», 19. November 1955.)

rascher Profite mit dem Höchstmaß von Sicherheit finden. Indem sie ‚nationale Interessen' schaffen, die es ‚zu verteidigen gilt', bieten sie manchmal noch mehr als die direkte Regierungshilfe Anlaß zu einer politischen Einmischung, von der die United Fruit in Mittelamerika oder die Ölgesellschaften im Mittelosten und in Venezuela einen Begriff geben. Überall haben sie die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer gemacht, nimmt doch ihre Anlage keinerlei Rücksicht auf die Allgemeininteressen der Bevölkerung des Gebietes, das sie ausbeuten.»

Man darf darum keine großen Hoffnungen auf den «Marshallplan für Asien und Afrika» setzen, der den Zweck haben soll, «die Sowjets politisch und wirtschaftlich auszustechen», wie der «Neuen Zürcher Zeitung» aus Washington gemeldet wird. Und ebensowenig ist von jenem «Gesamtplan» für die großzügige Wirtschaftshilfe an die zurückgebliebenen Länder zu erwarten, dem das gleiche Blatt in seiner Neujahrsausgabe (1956, Nr. 2) ruft, einem Plan, der von den «besten Köpfen» der westlichen Welt zu entwerfen sei und mit Geduld und Umsicht, ohne Rücksichtnahme auf die kommunistischen «Manöver» durchgeführt werden müsse. All das kommt ja doch nur, wie man ganz richtig gesagt hat, darauf hinaus, daß die Vereinigten Staaten mehr Geldmittel als bisher für die Bestechung und Erkaufung der Machthaber in den unterentwickelten Ländern aufwenden. Man kann damit gewiß eine Zeitlang Erfolg haben – sogar in Europa, wie das massive Eingreifen Amerikas nach Kriegsende zur Wiederaufrichtung des kapitalistischen Regimes in Frankreich, Italien, Westdeutschland usw. gezeigt hat. Allein auf die Dauer läßt sich damit weder das Problem der zurückgebliebenen Völker im allgemeinen noch im besonderen dasjenige des Mittleren Ostens lösen. Dies um so weniger, als die Sowjetunion anscheinend ganz planmäßig darangeht, diesen Völkern nicht nur Waffen zu liefern, sondern ihnen auch Industrieerzeugnisse, Ingenieure, technische Bildungsmöglichkeiten und zivilisatorische Hilfe aller Art zur Verfügung zu stellen.

Man kann gewiß sagen, daß die Sowjetunion für absehbare Zeit viel zu sehr mit der Entwicklung ihres eigenen riesigen Wirtschaftsraumes beschäftigt sei, als daß sie noch anderen Ländern wesentliche Unterstützung angedeihen lassen könne, so daß die zurückgebliebenen Rassen eben doch zuletzt auf westmächtliche, besonders amerikanische Hilfe angewiesen seien. Aber soviel daran auch wahr sein mag – das Entscheidende bleibt hier doch, in welcher *Form* und unter welchen *Bedingungen* die sowjetische Hilfe an die unterentwickelten Völker geleistet wird. Und da ist es nun eben Tatsache, daß die Sowjetunion als Gegenleistung nicht Militärpakte, ungleiche Wirtschaftsabkommen und Vorrechte aller Art in den von ihr belieferten Ländern fordert, sondern Erzeugnisse dieser Länder selbst, die sonst nur schwer abzu-

setzen sind: Reis, Baumwolle, Mineralien usw. «Keines der russischen Angebote», so schreibt die Verfasserin des früher erwähnten Artikels in der Neuyorker «Nation»,

«ist von militärischen oder politischen Bedingungen abhängig gemacht worden. Gerade das Fehlen solcher formeller Bedingungen – das Gegenteil der amerikanischen Taktik – mildert die arabische Hauptfurcht – die Furcht vor ausländischer Beherrschung. In der Zeit von zwei Monaten haben die Russen im Mittelosten eine jahrhundertelange Entwicklung umgekehrt und richten nun an die westlichen Einfluß- und Machtstellungen in diesem Raum die gewaltigste direkte Herausforderung.»

Man hat geradezu von einer neuen Epoche in der Menschheitsgeschichte gesprochen, die durch das sowjetisch-kommunistische Eingreifen in Vorderasien und Ägypten in die Nähe gerückt sei. Soviel steht jedenfalls fest, daß der europäisch-amerikanische Westen in der Konkurrenz mit dem Kommunismus auch im Nahen und Mittleren Orient zu unterliegen droht, wenn er an seinen bisherigen Kampfmethoden – kapitalistische Durchdringung und militärische Drohung – festhält, wie es tatsächlich der Fall zu sein scheint. Der Weg Chinas (dem die Sowjetunion sehr wirksame wirtschaftliche und technische Hilfe leistet), Koreas und Indochinas sollte dem Westen hinlänglich gezeigt haben, was er auch im Mittelosten zu gewärtigen hat, wenn er sich weiterhin den dringenden Notwendigkeiten unseres revolutionären Zeitalters verschließt. Wird er endlich lernen? Oder wird er, aller besseren Einsicht zum Trotz, den Sieg über den Weltkommunismus doch noch in jener kriegerischen Kraftprobe suchen, auf die er sich seit zehn Jahren mit solch ungeheurem Aufwand an Kraft und Mitteln vorbereitet, daß ihm für die *wirkliche* Auseinandersetzung mit dem Kommunismus weder die Fähigkeit noch auch nur der gute Wille bleibt?

13. Januar. *Hugo Kramer*

An unsere Abonnenten!

Diesem Heft liegt ein Einzahlungsschein bei. Wir bitten unsere Abonnenten höflichst um Einzahlung des Abonnementsbetrages (vierteljährlich Fr. 5.—, halbjährlich Fr. 10.—, jährlich Fr. 20.—, Ausland halbjährlich Fr. 10.50, jährlich Fr. 21.—). Der Einzahlungsschein liegt aus technischen Gründen der *ganzen* Auflage bei. Ihre Einzahlung erspart uns die Zeit und Mühe des Nachnahmeversandes. Wir danken zum voraus herzlich.

Neue Wasserstoffbombenexplosionen — Was ist dazu zu sagen?

Nach der großen Hoffnung «Genf» sind in Rußland und in Amerika wiederum Wasserstoffbomben zur Explosion gebracht worden. Wir können jetzt nicht auf den Gesamtzusammenhang dieser Sache eingehen. Es muß aber doch ein Wort gesagt werden, und zwar nicht im Hinblick auf Politik, Schuldfrage und Taktik, sondern im Hinblick auf die *Völker*, die unter jeder Regierung aus *Menschen* bestehen.

Krishna Menon, der Hauptdelegierte Indiens bei der UNO, hat schon gleich nach der Explosion das zum Ausdruck gebracht, worum es jetzt in dieser Sache geht und was auch wir vertreten: die *Völker* haben ein Recht und eine heilige Pflicht, diese sie schon jetzt in ihrer Gesundheit bedrohende und sie künftig vernichtende Auslösung von Höllenkräften ganz entschieden und in *jedem* Fall abzulehnen, dagegen zu protestieren und *jede* Regierung einzuklagen, die weiterhin mit diesen Waffen experimentiert. Wer den Krieg nicht will, muß Schluß machen mit diesen Waffen!

Die Völker und ihre Menschen wollen es, und weder Amerika, das mit der Atombombe begonnen hat, noch Rußland, noch England, noch irgendein Staat hat ein Recht, unter Berufung auf die Verteidigung und die Stärke noch länger mit dieser Waffe zu experimentieren. Was die Vernichtung der Völker bewirkt, ist *schon jetzt* ein Verbrechen, für das die *Regierungen verantwortlich* sind. *Die Völker wollen von ihren Regierungen nicht Wasserstoffbombenexplosionen und -experimente als Demonstration ihrer Stärke und Bereitschaft, sondern Brot und Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden.* Wir protestieren darum gegen die Fortsetzung dieser Experimente durch Amerika und Rußland und gegen die angekündigten durch England. Ihre Regierungen geben sich einer großen Täuschung hin, wenn sie glauben, daß die Fortsetzung dieses Weges ihrem eigenen Volke Sicherheit und Leben im vollen Sinne des Wortes bieten könnte. Wer dem Wahnglauben der Gewalt zur Vernichtung sich verschreibt, ist bar jeder menschlichen und weltgeschichtlichen Vernunft und Verantwortung, sei er nun Marxist oder Antikommunist. Es ist höchste Zeit, daß eine der Staatsmächte den Mut beweist, den Todeszirkel zu durchbrechen durch eine Tat des Verzichtes und des Beispiels, die *unerhört friedeschaffend* wäre und vor Gott leuchten würde.

Wir aber sehen keinen andern Weg als den, die Völker und arbeitenden Massen, sowie Einzelne und Gruppen aufzurufen, sich dem Vorgehen ihrer Regierungen mit aller Entschiedenheit zu widersetzen und dem Frieden, dem die Großen nicht ungeteilt zu dienen willens sind, mit ihrem eigenen Willen eine Bahn zu brechen.

Religiös-Soziale Vereinigung der Schweiz

Das Blatt ist gratis zu beziehen bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, Zürich, Frl. Sofie Zoller.

UNSER LIED

Wenn wir uns in Dir begegnen,
unser Bruder Jesus Christ,
wirst Du unser Tagwerk segnen,
weil nur Du lebendig bist.
Ohne Dich
stirbt die Erde
und verdirbt
Deine Herde.
Aber treu bist Du im Segnen,
unser Bruder Jesus Christ.

Auch wenn wir im Guten wandeln,
unser Bruder Jesus Christ,
muß verdorren unser Handeln,
wenn nicht Du der Führer bist.
Nur durch Dich
fließt das Leben
und ergießt
sich im Geben.
Echtes wirkst nur Du im Handeln,
unser Bruder Jesus Christ.

Alle Liebe muß versiegen,
unser Bruder Jesus Christ,
wenn wir nicht im Zeichen siegen,
das von Dir errichtet ist.
Nur Dein Kreuz
leiht uns Stärke,
dies nur weiht
unsre Werke.
Siegreich bist nur Du im Siegen,
unser Bruder Jesus Christ.

Menschheitssorgen, Menschheitsfragen,
unser Bruder Jesus Christ,
können wir zu Dir nur tragen,
weil in Dir die Liebe ist.

Du allein
lenkst zur Wahrheit,
Du verschenkst
volle Klarheit.
Jede Last hilfst Du uns tragen,
unser Bruder Jesus Christ.

Wenn wir um den Frieden ringen,
unser Bruder Jesus Christ,
nur den Kampf mit Dir vollbringen,
da Du Gottes Streiter bist.
Deine Kraft
löst die Trauer
und erlöst
Todesschauer.
Letztes kannst nur Du vollbringen,
unser Bruder Jesus Christ.

In den Schrecken unsrer Tage,
unser Bruder Jesus Christ,
wird die Schuld zur bittern Plage,
da wir leugnen, wer Du bist.
Gib uns Du
Mut zum Büßen,
mach uns gut
Dir zu Füßen.
Und dann wendest Du die Plage,
unser Bruder Jesus Christ.

Daß nur bald Dein Feuer brenne,
unser Bruder Jesus Christ,
jede Seele Dich erkenne,
der Du Gottes Mittler bist.
Unser Herz
Dir soll schlagen,
soll mit Dir
Neues wagen,
daß die Welt Dich endlich kenne,
unser Bruder Jesus Christ!

Carmen Weingartner-Studer

Die Sache Christi — ihr Durchbruch und ihr Kampf*

Zum Eingang

Wie sollen wir uns dieser gewaltigen Sache, um die es sich handelt, nähern, ohne daß Geist und Wahrheit dieser Sache selbst sich uns öffnet und unser eigener Geist ehrfurchtsvoll hört und sieht! Und *wer* sind wir, daß wir es vermöchten: daß es wirklich *diese Sache* ist, die Sache Christi — ihr Durchbruch und ihr Kampf, die uns nahetritt? Stellen wir uns *persönlich* und *sachlich* diese Frage, sie wird uns auch von dieser Sache selbst, dem Herrn dieser Sache gestellt! Denn sie macht den Anspruch, daß sie uns *den Weg* weist, wie es von Jesus Christus heißt, daß er «der Weg» ist, daß sie uns *die Wahrheit* erkennen läßt und zu ihrem Tun befähigt, wie durch ihn «die Wahrheit» ist und wirkt, und schließlich, daß uns *das Leben* mitgeteilt wird, so wie in ihm *Gottes Leben, Kraft und Reich* sich mitteilt und uns Menschen in der heutigen Welt ruft.

Was wir in diesem Zusammenhang vermögen — und auch das ganz gewiß nicht letztlich aus uns —, sind einige *Hinweise*; im Grunde ist es nur einer, worin alle andern enthalten sind. So wie etwa *Grünewald* mit seinem Isenheimer Altar es zeigt, wo in einem dieser gemalten Hinweise, worin das Leben Christi dort zusammengefaßt ist, dem auf den *Gekreuzigten*, Johannes der Täufer, mit dem Zeigefinger sein Wort unterstreichend, es ausspricht: «Dieser muß wachsen, ich aber muß abnehmen.» (Joh. 3, 30.) Der Täufer Johannes fährt aber im biblischen Zeugnis fort: «Der, der von oben kommt, ist über allen.» Das heißt: Christus ist für ihn und muß es auch für uns sein, *über* allen Mächten, allen Gewalten, allen Herrschaften, der *Erwählte und Berufene und zum Werk Gottes in der Welt Gesandte*, der Immanuel, der «Gott mit uns».

Etwas von dieser Erkenntnis hat uns bewegt, als wir zum Gesamtthema unserer Ferienwoche kamen. Und dazu noch etwas anderes. Wir kamen zu diesem Thema, weil in den vergangenen Jahren mit all ihrem Kampf, allem Suchen und Ringen sich in allen Fragen immer neu die tiefe Erkenntnis aufdrängte, daß in den Nöten, Gefahren und Drohungen dieser Zeit letztlich und entscheidend nur Weg, Wahrheit und Leben zu finden und zu gewinnen sei bei *Jesus Christus*, dem *Bruder des Menschen auch in der heutigen Welt*. Bei dem Christus, der vielleicht der Welt und auch vielem «Christentum» verborgener denn je und von diesen verkannter denn je, doch der Herr, der Befreier und Richter auch der heutigen Welt und der heutigen Kirchen und unseres

* Einleitendes Referat am Ferienkurs auf dem Flumserberg, 1955.

heutigen Christentums ist. Auch persönlich in entscheidender Weise der Herr, der Richter und Befreier. Der *Sieger* und der kommt, um zu siegen, wie die beiden Blumhardt und Leonhard Ragaz aus ihrem Glauben heraus immer wieder betonten und bezeugten.

Darum handelt es sich zunächst, daß, wie Blumhardt der Sohn sich einmal ausdrückte, wieder ein *göttliches Ich* in uns Menschen auf Erden werde, an dem und mit dem Gott auf Erden seine Taten tun kann. Wenn uns dieses wahre Ich in Adam verloren gegangen ist, in Christus ist es wieder zu gewinnen. Gottes Ebenbild im Menschen soll nicht verloren bleiben. Doch wie sollen wir die Zuversicht dazu gewinnen, wenn wir uns oder auch die besten unter den uns bekannten «Christen» anschauen? Blumhardt weist uns einen Weg, der sowohl aus der inneren Verzweiflung wie aus der Illusion herausführt in die echte *Zuversicht* hinein. «Diese Zuversicht, daß es eben doch da ist (gemeint ist das göttliche Ich) und in uns werden kann, gibt uns die *Geschichte*. Ich möchte euch darauf sehr hinweisen, meine lieben Freunde, damit ihr in euch sicher werdet. Ihr könnet diese Zuversicht an zwei Orten suchen. Der eine Ort ist das, was euer inneres Gemüts- und Seelenleben ist, wo ihr Gott suchet, wo ihr wollet selig werden. Aber das ist nicht der rechte Ort, dort findet ihr's nicht. Verzeihet mir, wenn ich da ein wenig grob werde und vielleicht vielen allerlei Gefühle wegnehme; aber ich kann nicht anders, ich komme mit zu vielen Menschen zusammen, die dort ganz vergeblich suchen, sie werden nie getrost. Sehet, dieser Boden, da drinnen in uns, wo wir suchen, es ist auch ein edler Boden, es ist der Boden, auf den der Apostel Paulus in Athen hinweist mit den Worten: Wir alle leben, weben und sind in Gott, und ihr Athener suchet auch den lebendigen Gott, darum habet ihr da so einen Stein gemacht dem unbekannten Gott. — Diesen Ort des inwendigen Menschen, den haben wir gemeinsam mit allen Heiden, aber auf dem sind wir eben nicht sicher, ob es nicht schief lauft, und deswegen, ihr Lieben, habe ich mir einen andern Ort gesucht, oder vielmehr, ich habe ihn nicht gesucht, sondern er ist mir geschenkt worden, geschichtlich, von meinem seligen Vater her, dessen Erfahrungen und Erlebnisse auch mich darauf hingewiesen haben, daß wir den Ort, wo unser eigenes Ich herauskommen muß als ein göttliches, *in den Taten Gottes* suchen, die durch die ganze Zeit hindurchlaufen und die in steigender Weise uns die Berechtigung geben, uns mit hineinzuwerfen in die Gebiete der Offenbarungen Gottes, wo Sein Licht ausstrahlt und wo es heißt: ‚Du bist mein Knecht! Dich soll kein Wasser ertränken, dich soll kein Feuer verbrennen, und ob du auch noch ein ungehobelter Knecht bist und viel Schmutz an dir hängt, das tut nichts, du bist doch eingestellt bei Mir, du bist Mein, Meine Taten zeigen es dir, Meine Worte sagen es dir!' — Also, ihr lieben Freunde: das, was ihr von Gott kommen sehet, und das, was schon gekommen ist im Lauf der Zeiten, das, was in der Heiligen Schrift

beurkundet ist in Worten und Taten und wodurch eine Geschichte durch alle Zeiten hindurch geworden ist, *das* ist der Ort, wo wir suchen müssen. Und das haben wir jetzt leicht, indem wir in dem Namen *Jesus* die Taten Gottes haben, indem wir — lasset mich aus meinem Möttlinger und Boller Herzen heraus reden —, indem wir sagen: Jesus ist Sieger! Weg mit allem anderen! Wer mir mit etwas anderem kommen will, wer mich bedrohen will und mir sagen, ich sei verloren, ich sei nicht bekehrt, ich sei ein Sünder, dem antworte ich: Jesus ist Sieger! Ich weiß wohl, daß ich mich nicht selig machen kann, aber Er soll es tun, dazu ist Er gekommen, und darum ist Er der Erstgeborene aller Kreaturen.»

Wir behandeln an diesem Ferienkurs nicht, wie das an einem andern in Walchwil geschehen ist, die *Christusfrage* in dem besonderen Sinne als die Frage: Wer ist Jesus Christus, die Person Jesu Christi? Diese Frage begleitet uns aber immer bei unserem Thema, denn sie ist ja die *Voraussetzung* dazu. (Es sei hier nachdrücklich auf das *Bibelwerk von Leonhard Ragaz* hingewiesen, besonders auf den 5. und 6. und 7. Band!) Es gibt keine Sache Christi, die von seiner Person getrennt sein könnte, wie es keinen Christus *Jesus* gibt, der sich von seiner Sache trennen ließe. «Muß ich nicht in dem sein, was meines Vaters ist?» (das heißt in Gottes Gemeinschaft, Wort und Tun) hören wir schon aus dem Munde des zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lukas 2, 40).

Christus und seine Sache heute

Wir fragen nach Christus und seiner Sache *heute*, nach Christus als Bruder des Menschen in der *heutigen* Welt. Ist das nicht eine modern zurechtgemachte Fragestellung? Im Gegenteil! Es ist der erste Schritt zur wirklichen Erkenntnis und zum echten Verstehen Gottes und Christi überhaupt. Denn die Sache Christi ist immer die Sache des *lebendigen* Christus, und «Gott ist», nach dem Worte Jesu selbst, «der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Er ist nicht der Gott Toter, sondern Lebender!» (Matth. 22, 32). Er tritt uns in seiner *Geschichte*, als *Gegenwärtiger* und *Lebendiger* in unserer Welt und *über* unserer Welt entgegen, und wir rufen ihn im «Unservater» als solchen an. Nicht umsonst ist ja auch sein «Name», wie immer wir ihn zu übersetzen versuchen, der Ausdruck des Gottes, der als lebendiger, gegenwärtiger und persönlicher Gott sein Wort spricht und sprechen wird, der in Taten eingreift in die Welt, dessen Name ist: «Ich bin da!» Das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung Johannis, die das Walten Gottes in der Geschichte als seine Offenbarung aufzeigt, drückt das im Anfangskapitel in einer für die *ganze* biblische Botschaft gültigen Weise aus: «Ich bin das Alpha und das Omega, sagt der Herr Gott, der ist und der war und der kommt, der Herrscher über alles.» (Offbg. Joh. 1, 8.) «Der ist!» Der eine, heilige Gott in seiner Wirklichkeit, der Gegenwärtige, der

Lebendige mit seinem lebendigen Wort und Anruf — er und nur er tritt uns im biblischen Zeugnis als der entgegen, der als «der ist» auch war und kommt. Er offenbart sich als der Lebendige, als der, der angefangen hat und vollenden wird. Die Intensität dessen, um was es hier geht, drückt Jesus in dem Worte aus: «Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.» (Joh. 5, 18.) Wenn es in dem Worte aus der Offenbarung noch weiter heißt: «der Herrscher über alles» (der Pantokrator), so begegnet uns in diesem *lebendig Gegenwärtigen* der, von dem seine Gemeinde auf Erden bezeugt, daß *er allein in Wahrheit* Herrscher über alles ist — über die Äonen (die Weltzeiten), die Gewalten und Mächte und Herrschaften auf Erden und im Himmel — oder um uns genauer auszudrücken —, daß sein diese Herrschaft, die der Glaube schon jetzt faßt, auch in Wirklichkeit *werden wird*.

In diesen Zusammenhang, in diesen *Reichszusammenhang* gehört das hinein, was wir die Sache Christi nennen. Sie hat im ganzen neutestamentlichen und alttestamentlichen Zeugnis keinen andern Zusammenhang. Der Christus Jesus ist nach dem neutestamentlichen Zeugnis der Christus Gottes, der seinem Vater das *Reich* bereitet. So ist es im Zeugnis der Evangelien, so bezeugt es Paulus (vgl. dazu 1. Kor. 15, 24), so alle andern Zeugen. Das ist primär und entscheidend Christi Sache: das *Reich Gottes*, das *Reich des Vaters*. Davon nachher noch mehr.

Wenn wir von «Christus heute» reden, so meinen wir also den *lebendigen Christus*. Aber nicht eine Christusidee, sondern den in ins «Fleisch» gekommenen, *gekreuzigten und auferstandenen*, den *mit Gott und für sein Reich wirkenden Jesus Christus, der heute am Werk ist*. Der Hebräerbrief drückt es mit dem Zeugnis aus: «Jesus Christus ist gestern und heute derselbe und ist es in Ewigkeit.» (Hebr. 13, 8.) Weder ein liberaler «Jesus» mit all den Abstrichen, die er sich von der «neuesten» Philosophie und Wissenschaft gefallen lassen muß, noch ein von irgend einer «Orthodoxie» zum Dogma erhobener und damit in Religion verwandelter Jesus Christus kann uns helfen, noch mehr: *wirkt die Sache des Reiches Gottes* (das neuestens wegmythologisiert werden soll!), sondern allein *Jesus Christus, der lebendige Herr*, der uns gegenübersteht, wie er, Mensch geworden, seinem Volk, seinen Jüngern, seinen Gegnern, seinen Zeitgenossen gegenüberstand. Er ist *derselbe gestern* und *heute*. Das schärft Kierkegaard u. a. mit seiner Forderung der «Gleichzeitigkeit» mit Jesus ein, der gerade auch als der ins Fleisch gekommene «Menschensohn» ewige Gegenwart ist und zur Nachfolge ruft. Auf diesen lebendigen Christus wurde der ältere Blumhardt in seinem Kampf mit den Mächten der Finsternis gestoßen, sein *Eingreifen*, seine Bezeugung, seinen Sieg erwartete, erbat und erlangte er. Darum hieß es: «Jesus ist Sieger!»

So verhält es sich mit der *Sache Christi*. Wir fassen sie nur, wenn wir kämpfend, vielmehr *mit*kämpfend in unserer Zeit darauf abstellen.

Kann von einem *Durchbruch* und einem *Kampf* dieser Sache geredet werden? (Vgl. dazu auch L. Ragaz: «Die Botschaft vom Reiche Gottes.» 26. Gespräch.) Wir antworten: So gewiß als das Zeugnis der Evangelien und der apostolischen Schriften übereinstimmt in der Bezeugung des *gekommenen* und *kommenden* Jesus Christus und seiner Sache. Auf umfassende Weise drückt es das Johannesevangelium in dem Worte aus: «Und der Logos wurde Fleisch und zeltete bei uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes beim Vater, voller Gnade und Wahrheit.» (Joh. 1, 14.) Das ist *der* Durchbruch der Sache Gottes auf Erden in der Person Jesu Christi, *auf ihn zu und von ihm aus geschehen die Durchbrüche der Sache Gottes und Christi in die Welt*, bis Gott «alles ist und in allem». (1. Kor. 15, 28.) Der Prolog des Hebräerbriefes drückt diese zentrale Tatsache mit den Worten aus: «Nachdem Gott vorzeiten auf vielfache und vielgestaltige Weise zu den Vätern durch die Propheten gesprochen, hat er dies zuletzt in diesen Tagen durch den Sohn getan, den er zum Erben von Allem gesetzt, durch den er die Aeonen geschaffen, der als Abglanz seiner Herrlichkeit und wesenhafter Ausdruck (Charakter-Prägestempel) und Alles durch das Wort seiner Kraft tragend, nachdem er die Reinigung von den Sünden vollbracht, sich zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt hat.» (Hebr. 1, 1-3.)

In dem *Kampf Gottes um die Erde*, um seine «Himmel und Erde» umspannende *Schöpfung*, der durch den Abfall und das Gegenreich mitgeprägt wird, geschieht Gottes *Eingreifen* als *Gottes Tat* in den *Vätern*, durch *Moses* und die *Propheten*, durch *Christus* und seine *Apostel* und weiter in seiner Gemeinde unter dem, «der sich zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt hat».

Über allem, was in der menschlichen Geschichte geschieht, waltet Gott der Schöpfer *grundlegend* und *fördernd*, aber auch *richtend* und *umstürzend* und vor allem in Jesus *erlösend* und *neuschaffend*. In Jesus sind der Beginn und die Vollendung dessen, was schon die Propheten und dann die Gemeinde in der Erwartung ausdrücken: «Wir harren aber nach seiner Verheißung auf neue Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt.» (2. Petr. 3, 13). In diesem ganzen Geschehen aber stürzt Gott und stürzt sein Christus alles, was sich eine falsche Herrschaft anmaßt auf Erden. Es *stürzt vor ihm, vor seinem Reiche* dahin, wie es auf das Ganze gesehen in den Gesichten des Daniel mit den *Weltreichen* geschieht, über die sich *das Reich des Menschensohnes* (d. h. des Messias) erhebt oder wie es in einem einzelnen Fall eindrücklich durch den Mund des Propheten Ezechiel (21, 31—33) dem Fürsten von Israel gegenüber heißt: «Und du, Verworfener, Schuldiger, Fürst von Israel, dessen Tag kommt zur Frist des Endesfehls, so spricht mein Herr, Er: Weggetan den Kopfbund, abge-

hoben die Krone! Dies ist nicht mehr dies! Das Niedre erhöht! Das Hohe erniedert! Umwälzung, Umwälzung, Umwälzung, darein versetz ich's, bis daß kommt, dem zusteht das Recht, ihm gebe ich's.» Oder wie es im Lobgesang der Maria heißt: «Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist jubelt über Gott, meinen Heiland. Denn er sah auf die Erniedrigung seiner Magd. Denn sieh, von jetzt an werden mich alle Geschlechter selig preisen! Denn Großes tat mir der Mächtige, und sein Name ist heilig, und sein Erbarmen ist von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten. Er handelt mächtig mit seinem Arm; er zerstreute die in den Gedanken ihres Herzens Stolzen. Er riß Herrscher von Thronen herab und erhöhte Niedrige. Hungernde sättigte er mit Gütern, und Reiche vertrieb er leer. Er half seinem Knecht Israel, um des Erbarmens zu gedenken, wie er zu unsern Vätern geredet hat, zu Abraham und seinem Geschlecht ewiglich.» (Luk. 1, 46—55.)

So schafft Gott zu *seiner Zeit* und zu *seiner Stunde*. Das ist das, was wir einen Durchbruch nennen können und vor allem *den Durchbruch der Sache Christi* nennen, der erst mit dem vollen Siege dieser Sache abgeschlossen ist. Dieser Durchbruch geschieht als Wirken des lebendigen Christus für das Reich seines Vaters in immer neuen, entscheidenderen Durchbrüchen, bis *die* Entscheidung vorhanden ist. Alle diese Durchbrüche geschehen im *Kampf*, in gewaltigen *Gerichten* und *Katastrophen* über der Welt und ihren Reichen, ihrer Kultur und ihren Ordnungen. *Alle diese Durchbrüche dienen dem Reich und sind Ausdrücke des Reiches, dessen Bringer, Träger und Vorkämpfer Christus ist. Nichts anderes als dieses Reich und der Kampf um dieses Reich ist die Sache Christi.*

Es ist bedeutsam und wichtig, wenn wir in diesem Zusammenhang, eingedenk unserer heutigen Zeit, in der gewaltige Erschütterungen sich in den beiden Weltkriegen vollzogen haben, und worin wir einer fast permanenten *Umwälzung* der *technischen, politischen* und *sozialen* Dinge, ja *aller menschlichen Lebenswirklichkeit* gegenüberstehen, uns klar machen, daß dieses Reich, die Sache Christi, nach dem apostolischen Zeugnis ein *«unerschütterliches Reich»* (Hebr. 12, 28/29) ist, das wir empfangen werden und dem wir dienen dürfen.

Das Reich heute

Darum stellt uns Jesus, der lebendige Christus, *heute* vor dieses Reich, wie er einst Israel vor dieses Reich gestellt hat. Jesus hat damit in Israel, dem Gottesvolk, eingesetzt, hat es zur Umkehr gerufen, weil in ihm die *Nähe* als *Einbruch und Durchbruch dieses Reiches* vorhanden ist. Er ist in Wort und Wirken dafür eingestanden, hat *in der Vollmacht der «Zeichen» des Reiches Gottes gewirkt, ist im Kampf für dieses Reich gestorben und auferweckt worden* und hat mit der *Stiftung des Neuen Bundes* und der *Sendung des Geistes* für seine Gemeinde

den Durchbruch seiner Sache in die *Völkerwelt* hinein bewirkt, von dem wir heute noch leben und in dessen Kampf wir stehen. Es sei hier vor allem auf «Die Geschichte der Sache Christi» von Leonhard Ragaz hingewiesen, die neben den «Gedanken aus dem Reiche Gottes» von Chr. Blumhardt wohl das eindrücklichste Zeugnis von jener «Revolution Christi» (der schon geschehenen und der noch kommenden) ist, auf die diese Männer hinweisen.

Stellen wir ein weiteres wichtiges Moment heraus: Christus geht mit seiner Sache, dem Reich, zum *Volk*, mitten unter das Volk und läßt diese gleiche Sache von den Seinen weitertragen unter die *Völker*. Darin ist wie der volle *Durchbruch Gottes zum Menschen*, zum konkreten, einzelnen Menschen in seiner Lage (das bedeutet die Menschwerdung auch!) auch der volle Durchbruch Gottes zum Volk geschehen. Gott drängt damit über das *Gegebene* in Religion und Kirchentum, in der Politik und im sozialen Leben hinaus, es richtend und erfüllend, auf das, was *noch nicht ist*. Das liegt in dem Worte: «Ich bin gekommen ein Feuer auf Erden anzuzünden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon.» Es ist wiederum in Christus und durch Christus der *Durchbruch des Gottesfeuers in die Welt, in das Leben der Menschen und Völker*. Was einst Moses am brennenden Dornbusch begegnete, das tritt in Jesus als *Feuer, Geist* und *Kraft* unter die Menschen. Es sind die *Verwandlungskraft des Reiches Gottes, die Reinigungskraft der Sache Christi in der Welt*, die durch die ganze bisherige Geschichte gehen und in immer neuen Durchbrüchen an der Verwandlung der Welt arbeiten. In dieser Beziehung ist die Sache Christi *Wiedergeburt* in einem viel umfassenderen Sinn, als es das herkömmliche Christentum zu fassen und zu vertreten vermochte, sie ist *Neuschöpfung des Menschen*, sie bringt wahre *Erlösung von der Macht der Sünde und der Schuld (wirksame* Vergebung), sie ist *Heilung von Krankheit*, Einbruch und Durchbruch in das Reich der *Dämonen und des Todes*, des *Satansreiches* und der von ihm ausgehenden «Besessenheit» und die Verheißung des endlichen Sieges über all diese «Mächte». Die Sache Christi ist Liebe, Gerechtigkeit und Friede. Sie ist, wie es das Johannesevangelium ausdrückt, «Gnade und Wahrheit».

Mit der Verkündigung des Reiches vollzieht sich in Christus der Durchbruch des Reiches. Es ist alles andere als eine Religion oder eine neue Religion, was uns in dieser Sache entgegentritt. Es ist eine *neue Wirklichkeit, Gott bei den Menschen und mit den Menschen* (Immanuel!) mit seiner Vaterliebe und in seiner Heiligkeit. Die Sache Christi ist wie die *Liebe Gottes zur Welt*, so die *Neuschöpfung der Welt*: «Siehe, ich mache alles neu.» (Offenbarung Joh. 21, 5.)

Nachfolge, Jüngerschaft, Apostolat, Gemeinde

Das entscheidenste der Werke aber, denn «das Reich Gottes geschieht nicht in Worten, sondern in Kraft» ist die im Rufe zum Reich

und für das Reich geschehende Aufnahme in die Gefolgschaft Christi, in seine *Nachfolge*, in die *Jüngerschaft* und das *Apostolat*, in die *Gemeinde*, die *Kämpferschar Christi*, die der Leib Christi ist. Das ist nicht einfach das, was man heute «katholisch» oder «protestantisch» oder überhaupt «konfessionell» «Kirche» nennt. «Der Sinn Gottes ist . . . heute nicht, daß irgendeine menschliche Partei, sei's auch eine *kirchliche, das* Haus werde, für welches wir Leib und Leben einsetzen, wachen und beten. Es ist eher ganz umgekehrt; denn wie in Israel, so ist auch in die Christenheit ein Bau hineingewachsen, welcher vom Fleisch der Menschen herrührt und dem Sinn Gottes nicht entspricht... Wir werden uns gewiß nicht täuschen, wenn wir aus den Erscheinungen der heutigen Zeit *den* Sinn Gottes herauslesen, welcher aus den alten Gebilden weltlich-kirchlicher Herrschaft herausführen will zu einem neuen frischen Leben der Wahrheit.» (Christoph Blumhardt.) Das ist für unsere Zeit unendlich wichtig. Diese Lektion Gottes, die sich im übrigen so deutlich bezeugt, müssen wir lernen. Die Kirchen haben sie noch nicht gelernt und wollen sie nicht lernen. Sie erkennen nicht, was Blumhardt nicht nur seiner «Boller» Gemeinde, sondern der ganzen Christenheit zugerufen hat: «*Sterbet, damit Jesus lebe!*» Welche Rolle spielt dagegen zum Beispiel in der heutigen Weltpolitik der noch nicht aufgegebene Versuch der römisch-katholischen Kirche, in der Katastrophe der Welt schließlich ihre kirchliche Herrschaft aufzurichten! Das geschieht heute im wesentlichen nach außen in der «christlich-demokratischen» Form und in der Unterstützung des westlich-demokratisch-kapitalistisch-faschistischen Lagers, das das Vorzeichen des Christentums erhält und die Rettung vor dem «gottlosen» Kommunisums bewirken soll.

Die wirksame Gnade Gottes und die wirksame Nähe des Reiches

Darin liegt gewiß nicht der Weg Christi. Denn nicht einfach wo die «Kirche» und ihre Regenten sind, ist Er, sondern nur da, wo seine Sache ist, wo dem Reiche seines Vaters gedient wird und Zeugnis gegeben wird. Er ist wie *über* der Welt, so auch *über* den Kirchen. *Er* ist der «Herr» und keine kirchliche «Herrschaft». Zu diesem Herrn gehört die *lebendige Gemeinde*, die heute seinem Ruf hört und heute seinem Willen dient in der Welt. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir sagen: Es ist auch heute eine kleine Schar, «die kleine Herde», der das Reich verheißen ist. Diejenigen sind es, die für das Reich wirklich da sind, die Christus erwählt und gerufen hat. Bedenken wir aber dabei wohl Jesu Wort: «Viele sind gerufen, aber wenige sind (wirklich) auserwählt.» Das Kennzeichen dieser lebendigen Gemeinde und der zu ihr gehörenden Glieder, als die sich heute wohl kaum einfach eine der organisierten christlichen «Kirchen» oder «Gemeinschaften» oder auch «Sekten» bezeichnen kann und auf die auch wir in einem bestimmten Sinne nur

hinweisen und hoffen, ist zu allen Zeiten *die wirksame Gnade Gottes* mit all ihren *Kräften* und *Gaben* und *Dienstleistungen*, mit all ihren *Dienern* unter dem *einen Gott* und dem *einen* Herrn. Von ihr gehen das Zeugnis und die Darstellung des Reiches Gottes aus unter die Völker. Da ist nichts von der «billigen», das heißt unwirksamen «Gnade», die weithin das Christentum und Kirchentum kennzeichnen, wo der Mensch und die Welt mit ihm *unerlöst* bleiben, wie es Nietzsche mit seinem Verzweiflungsschrei ausgerufen hat, der bis heute nicht gehört worden ist, wo «Gott tot» ist und die Menschenwelt in den Abgrund stürzt, sich selbst in den Abgrund stürzt, wie es im Zeichen der H-Bombe der Fall ist.

Wieder stehen wir damit heute vor dem Durchbruch und dem Kampf der so verstandenen Sache Christi, wenn wir uns *diesen Wirklichkeiten seines Reiches* zuwenden, um sie bitten und nach ihnen verlangen. Denn der Durchbruch der Sache Christi und die aus ihm immer neu geschehenden Durchbrüche sind zu allen Zeiten nichts anderes als die *wirksame Nähe des Reiches Gottes*, das *Schaffen des lebendigen Gottes und seines Christus im Jetzt und Hier für sein Reich*, das wir als die Sache Christi bezeichnet haben.

Wo die Sache Christi in dieser *Nähe*, das heißt in dieser *Wirksamkeit* und als *Kampf auf Erden* und *um die Erde* auftritt, ist *der Ruf zur Umkehr* mit ihr verbunden. Die Erfassung des Reiches, der Sache Christi also, ist nicht ohne die Umkehr möglich. Sie erst schafft im Menschen die rechte Stellung zu Gott und in der Welt. In ihr vollzieht sich, da gerade die Nähe des Reiches das fordert, jene *Hinkehr zu Gott* und damit zu seiner Wahrheit, seiner Gerechtigkeit, seiner Liebe, seinem Frieden, in der allein der Mensch *ganz und völlig* Gottes wird und Gottes Geist empfangen kann, da Gott mit der überschwenglichen Gabe seines Reiches sich uns Menschen in vergebender Liebe zuwendet. Gott sucht und ruft uns in seiner Liebe, aber um sie zu empfangen, müssen wir uns ihm zukehren. Die *Taufe* war einmal darauf das Siegel. Die «Taufe mit Feuer und Geist» wird gewiß denen zukommen, die Christus heute ruft und die seiner Sache heute dienen. Denn von Christus aus werden wir Menschen allezeit gerufen *für Gott und sein Reich*. Ein Christentum, das nicht dafür da ist, ist für nichts da und wird entschwinden wie ein Rauch. Es kommt gerade vor der Sache Christi sehr entscheidend auf das Wollen oder Nichtwollen der Menschen an!

Immer weisen aber auch auf diese Umkehr die *Zeichen der Zeit* hin: das, wodurch Gott die Welt erschüttert und zu sich ruft. Wir haben schon allgemein davon geredet, als wir von den beiden *Weltkriegen* sprachen. Wir müssen nun im besonderen hinweisen auf die Zeichen, die gegeben sind mit dem *Sozialismus*, dem *Kommunismus*, dem *Erwachen der großen farbigen Welt*, dem *Hervortreten des Hungers*, der *Krankheit*, der *Not* einer *ganzen* Welt, worin sich nun auch für das *Bewußtsein* der Menschen zum erstenmal, wie Dostojewskij

sagt, «alles mit allem berührt». Und da ist das Zeichen der *Atom- und Wasserstoffbombe*, ja der ganzen *Atom- und Technikwelt* und damit verbunden alle Erschütterung, Auflösung und Bedrohung, ja Vernichtung des Menschen und Verheerung der Schöpfung, die mit diesen Zeichen der Zeit gegeben sind. Gerade weil diese Zeichen und das, worauf sie ihrerseits wieder hinweisen: die Mammonswelt, die Gewaltwelt, die Unrechtwelt, gleichzeitig die Gottesferne, d. h. Gottlosigkeit im realen biblischen Sinn und die Finsternis ausdrücken, die auf dem Erdreich liegt, weisen sie hin auf den Durchbruch des Lichtes, dürfen wir glauben, daß Gott darin und darüber redet, der lebendige Gott uns darin zur Umkehr und zum Reiche ruft.

Die Sache Christi manifestiert sich in der Welt auch heute in Wort und Tat Jesu und seiner Apostel und fortzeugend und fortwirkend in seiner Nachfolge, in der Jüngerschaft und seiner Gemeinde. Denken wir an die Bergpredigt, an die Gleichnisse, an die Reden Jesu. Sie sind Auseinandersetzung und Kampf mit der Welt, vor allem mit der Religionswelt und ihren Vertretern. Auch das apostolische Zeugnis bis hin zur Offenbarung gehört in diesen Zusammenhang.

Die Bergpredigt

Die Bergpredigt ist neben und mit den Reden Jesu und den Gleichnissen das *Manifest der Sache Christi* in der Welt: des zu Gott zurückgeholten Menschen, des zur Sohnschaft gerufenen und darin gereinigten und erneuerten Menschen. Sie ist die Offenbarung des Reiches, zu dem der Mensch als Sohn des Vaters und Bruder des Menschen gehört und gerufen wird. Denn, was immer verschüttet, verkehrt ist im Menschen, der lebendige Gott, so zeigt es uns Jesus, ist die Weckkraft des Menschen zu seinem Ebenbild, in dem er geschaffen wurde und wozu er bestimmt wurde. Er ist die *Zurechtbringung* des Menschen, er schafft und bewirkt die *Menschwerdung* des Menschen. Er spricht darum jeden Menschen an in Christus. Und Jesus selbst verbindet sich mit den Menschen so völlig, daß sein Wort, seine Tat, seine Hingabe, sein Tod Gottes Erlöserwort und Tat am Menschen ebenso wie seine Berufung zum Reiche Gottes sind. Auf diese Weise geschieht des Menschen Versetzung in das Reich Gottes und in den Kampf des Reiches, wenn er sich in die Nachfolge rufen läßt. So müssen wir die *Seligpreisungen* in ihrer im übrigen unausschöpflichen Botschaft und Kraft verstehen. Aus dem konkreten, mühevollen, beladenen, leiderfüllten Leben, das die Welt, so wie sie ist, nicht als Gotteswelt anerkennen kann, das zusammen mit der Kreatur nach der Offenbarung der herrlichen Freiheit der Söhne und Töchter Gottes seufzt, wird der *Weg* gezeigt in ein *Leben*, worinnen die Armut, das Leid, die Traurigkeit zu einer Verheißung für das Reich werden, worinnen der Mensch den Hang zur Gewalt zu überwinden vermag und den Mut zu dem gefaßt hat, was stärker ist

als die Gewalt. Nur dieser «Mensch» kann die Erde gewinnen, ihm ist sie verheißen! Das ist auch der «Mensch», den der Hunger nach Gerechtigkeit, das Erbarmen und die Reinheit des Herzens Gott nahe bringen, der, Friede schaffend und um der Gerechtigkeit willen verfolgt, die Nähe Gottes und seines Reiches erfährt, der darin wirkt. Dazu ruft Jesus den Menschen und *macht ihn fest in Gott und der Verheißung des Reiches.* Wer das zu verstehen beginnt (der «Heide» Gandhi war darin der Botschaft Jesu viel näher als ein Großteil unserer «christlichen» Theologen), wird, so glaube ich, keine Begründung oder Rechtfertigung des Krieges oder der Gewalt mehr annehmen können oder sich dazu hergeben können. Der Baum des Krieges und der Gewalt ist hier *an der Wurzel abgeschnitten,* er kann gar nicht wachsen. Es wird im Menschen *das neue Wesen aus dem Geist* und das *neue Wirken,* das gottgegebene und gottgewollte *Menschsein* anheben. Darin erst wird der Mensch völlig Mensch, wird er zur Vollkommenheit Gottes gerufen. Die Bergpredigt Jesu ist *Schöpferwort des Königs einer neuen Menschheit.* Jesus ist so mit seinem Wort der große *Durchbruch Gottes zum und im Menschen,* die *Veränderung des Menschen,* die *Konstituierung des neuen Menschen,* eines *neuen Menschenvolkes,* dessen Geistesfrucht Milde und Erbarmen, Gerechtigkeit und Liebe, Friede und Freude ist und sich der Welt mitteilt.

Unterstreichen wir gegenüber einem Christentum, das die Seele egoistisch in ein Jenseits retten möchte oder mystisch allein zur Vereinigung mit Gott bringen möchte und sie dabei immer mehr an die Mächte dieser Welt verloren hat, daß *Jesus mit seiner Sache und mit dem Menschen in seiner Sache auf die Gewinnung der Erde zielt.* Die Erde soll das Erbe der Sanftmütigen (der Gotteskämpfer) sein, und «Gerechtigkeit und Friede sollen sich», nach dem prophetischen Wort, auf ihr küssen. Oder noch mehr im Lichte der Christuswirklichkeit in Jesus: *die Sache Christi ist es, Gott Wohnung zu bereiten auf Erden in einer mit dem Sieg über das Böse aus dem Tode erlösten und zum Leben erneuerten Schöpfung.*

Bei der Geburt Christi wurde den Menschen die Botschaft der Engel kund: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen des Wohlgefallens.» Der Durchbruch dazu geschieht eben in Christus, und nicht zufällig ertönt über ihm nach dem Bestehen der Versuchung in der Taufe das Wort: «Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.» (Matth. 3, 17.) *Eine Menschenwelt des Wohlgefallens Gottes und seiner Liebe,* worin Gott wahrhaft geehrt wird, das gehört zum Werk und zur Sache Christi. Das ist mit ihm durchgebrochen, das ist der Kampf, der mit ihm angehoben hat, und auch dieser «Sieg» ist in seinem Kreuz und in seiner Auferstehung besiegelt. Das ist auch der tiefste *Sinn des Friedenskampfes.* Auf der Höhe des Berges Gottes, das ist *im Geist und in der Wahrheit Christi,* lernen die Völker die Waffen umschmieden in Friedensgeräte. Denn

Jesus ist gekommen, *das Gesetz und die Propheten zu erfüllen.* Sie sind in ihm erfüllt und sollen durch ihn und mit seiner Gemeinde in der Völkerwelt erfüllt werden. Welches Urteil aber hat die Welt zu Recht in dieser Sache über unser Christentum, unsere Kirchen und unsere «christlichen» Völker? Welches Urteil *muß* Israel über uns haben? Muß hier nicht eine große, entscheidende Wende geschehen: die Revolution Christi?

Unser Vater

Ich möchte noch ein Wort über das Unservater (das Reichsgebet, wie es Blumhardt der Vater nennt) sagen, *damit* auch ein Wort über *das Gebet in der Sache Christi* und seine unausdenklich große Bedeutung. Denn die Jünger Christi bekommen ja an Stelle der Macht der Welt und ihrer Gewalt die *Vollmacht*, die Exousia, das heißt die *Geistesgewalt Christi.* Dazu und vor allem dazu gehört auch das Gebet. Bedenken wir das Folgende.

Einmal: was immer der Mensch ist und wie er sich, Gott und die Welt versteht oder auch nicht versteht, wie verloren, verirrt er immer sein mag, *hier in der Welt des Unservaters ist er zur Heimat gebracht,* zu seinem Schöpfer und Herrn, *zum Vater*, worinnen er *Mensch* und *Menschenbruder* wird, worinnen er wie der verlorene Sohn aus dem Tod zum Leben kommt. Schrankenlos ist er zusammengeschlossen vor Gott mit dem Bruder und in der Stellvertretung des Bruders wie nirgends sonst. (Nicht bei Buddha, nicht bei Laotse, nicht im Hinduismus, nicht im Islam, nicht in den Ismen unserer Tage; wenn es nur die Christen wüßten und vor allem betätigten!)

Sodann: es sind sechs Bitten. Drei kreisen *um Gott und seine Sache*, drei *um den Menschen.* Alle sechs sind in der *Anrufung des Vaters* zusammengeschlossen und dadurch untrennbar verbunden. Die drei ersten, und das heißt ja im Munde Jesu *«Gott und sein Reich zuerst»*, sammeln uns im Namen Christi um die Sache Gottes: in der Bitte um die Heiligung seines Namens, um das Kommen seines Reiches, um das Geschehen seines Willens auf Erden wie im Himmel.

Wie schauen wir doch im Unservater Jesus ins Herz, wie offenbart er uns sein Herz, das ganz, das heißt *ungeteilt* erfüllt ist *vom Dienst Gottes und des Menschen!*

«Geheiligt werde dein Name!» Israel heiligte Gottes Namen u. a. dadurch, daß es ihn nicht aussprach, daß es ihn nicht zum Menschenwort und zum Geschwätz und zum Wandschirm erniedrigte, wie es in unserm Christentum so sehr geschieht. Wieviel mehr muß diese *Heilighaltung des Namens*, und das heißt ja Gottes selbst, bei Jesus bedeuten! Kein Wort, keine Tat, keine Regung des Herzens und der Seele, kein Gedanke, die davon ausgenommen wären, nichts in den Beziehungen zu den Menschen, das nicht davon durchdrungen wäre! Wenn wir das ahnen, verstehen wir dann nicht den Zorn, den Haß und die Ver-

achtung der sogenannten Gottlosen, wenn sie an uns, die wir den Namen Gottes nennen, ja uns dazu bekennen und in seinem Namen handeln, die Entheiligung dieses Namens in einem unerhörten Maße wahrnehmen müssen? Ein Buch wie das im letzten Jahre erschienene «Asien und die Herrschaft des Westens» von K. M. Panikkar (Steinberg-Verlag, Zürich) kann uns das auf eine erschütternde und durchschlagende Weise klar machen. Vor allem auch das, was dort über die «christlichen Missionen» gesagt wird. In dieser ersten Bitte des Unservaters wartet eine Revolution, in ihr ist, wie in den beiden andern, der Durchbruch der Sache Christi angekündigt und gegeben, von uns «Christen» aber noch kaum verstanden.

«Dein Reich komme» ist die Mitte. Darin berühren wir Gott in seinem Tun, den, «der ist», als den kommenden Herrn mit seinem Reich und tragen den Kampf um seine Herrschaft in unseren Herzen und vor ihn, damit das Reich zu uns komme und wir ihm immer völliger *dienen* lernen.

Und dafür heißt es eben: *«Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!»* Denn das Gegenreich und was ihm dient, muß völlig überwunden und besiegt werden. *In Jesus ist dieser Durchbruch schon geschehen* (das bedeuten ja u. a. die Versuchungsgeschichte und das Kreuz), *er muß aber volle Wirklichkeit für die Welt werden und kann es nur werden von Gott her und im Anschluß an seinen Willen, im Kampf für sein Reich.*

So geht es in diesem Beten in einem umfassenden Sinne darum, daß Gott der Vater *Herr* und *sein Reich Wirklichkeit werde auf Erden.* Nichts könnte das, was unter der Sache Christi zu verstehen ist, klarer zeigen als dieses *dreifache «Dein».*

Und ebensosehr das *dreifache «Unser».* Jesus enthüllt uns darin, was wir Menschen wirklich brauchen auf Erden und worin wir völlig ohne jeden Unterschied zusammengeschlossen sind.

«Unser täglich Brot gib uns heute.» Wie können wir das heute, ohne daß uns der Hunger und die Not *in der Nähe und in der Ferne* zu einem Anliegen des Herzens vor Gott und damit in Tat und Wahrheit werden, daß wir das Schreien der Hungernden hören und darauf antworten?* Wenn unser Christentum, die katholische Kirche und die andern «Kirchen» hier an diesem Punkte zu Christus durchbrächen, dem Christus des Vaterunsers, der Speisung der Menschen, dem Christus der Agape und der Gemeinde, müßten sie noch den Kommunismus fürchten und hassen und ihn mit kaltem oder heißem Krieg und der Kirchenpolitik der Satten und Besitzenden überwältigen wollen? Könnte die Verbindung mit dem Feudalismus, dem Faschismus, dem Kapitalismus und Kolonialismus bleiben? Ja, müßte nicht eine große *Entäußerung* sich in der Gemeinde Christi vollziehen, dem Christus entgegen,

* Vgl. dazu den Vortrag von H. Kramer: «Der Welthunger und die Christen»

der die *Armen* selig pries und der von sich sagte: «Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester; aber der Sohn des Menschen hat keinen Platz, an dem er sein Haupt niederlegen kann.» (Matth. 8, 20.) *Aller Besitz der Welt wird nur rein und menschlich in dieser Armut Christi und im Durchbruch zu ihr.* Und noch eines: statt Brot, von Gott erbetenes und darum brüderlich gebrochenes Brot, wie es in der Agape und im Kommunismus der Gemeinde Christi geschieht, haben wir die A- und H-Bomben füreinander bereit, die Welt in zwei Teile geteilt, und der eine Teil insbesondere entrüstet sich über den andern, wie gottlos der sei, und weiß nicht oder will nicht wissen, wie sehr er selbst es ist und der Umkehr bedarf. Denn kann nicht Gott auch durch die «Gottlosen» richten?

«Und vergib uns unsere Schulden (Verfehlungen), *wie auch wir unsern Schuldnern vergeben haben.»* Wartet hier nicht wieder eine doppelte Revolution auf uns? Erfüllen wir wirklich die Bedingung, daß von uns Vergebung der Schuld ausgehe in alle Beziehungen und alles Tun der Menschen hinein, damit Gott auch unsere Verfehlung abtun kann? Die *billige Sündenvergebung* des Christentums ist hier bei Jesus nicht zu finden, dafür der Ernst und die Heiligkeit Gottes, seine unendliche Liebe, der dieses Kostbarste und Befreiendste nicht gibt, ohne daß auch wir es geben. Darum schneidet Jesus auch alles menschliche Richten so radikal ab! Wir Menschen finden und sehen einander in der Schuld und stehen damit in der tiefsten Gemeinschaft, aber damit sie vergeben werde, damit sie *aufgehoben* werde und damit wir, befreit, wirklich dem Dienst der Wahrheit und der Liebe leben können. Der Durchbruch zu dieser *Vollmacht Christi*, die in ihm geschehen ist (welche der Protestantismus in der Rechtfertigungslehre ungenügend ausdrückt und kaum *verwirklicht*, weil er den *Dienst und die Vollmacht der lösenden Schlüssel des Reiches Gottes* gar nicht kennt, welcher der Katholizismus mit Beichte und Absolution äußerlich näher kommt, aber auch weiterhin ohne die Wirklichkeit, Gabe und Kraft), muß im Geiste Jesu eine Reichssache werden, eine Menschensache, worin *das Priestertum wie bei Jesus in der Wirklichkeit der Gabe und Kraft erfüllt ist* und zu den Menschen erlösend kommt. Welche Kraft ginge dann erst vom Kreuze Christi aus!

«Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.» Wie völlig hat Jesus in unsere menschliche Lage und unser menschliches Wesen hineingeschaut. «Er, der versucht wurde allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde.» Was sind wir Menschen gegenüber der Versuchung und dem Bösen! Wie wenig sind wir Gottes, wie wenig sind wir *frei*, wie tief sind wir noch versklavt! Und hier *geschieht in Jesus der Durchbruch zur tiefsten Befreiung, zur wirklichen Befreiung vom Bösen.* Hier ist Gott der Herr und Vater, und Christus mit ihm ganz der Befreier. Hier allein ist die Quelle aller wahren Freiheit, hier ist *der Sieg der Freiheit in Gott und seinem Reich. Alle Men-*

schenfreiheit lebt davon, daß sie zu dieser Freiheit durchbricht. Denn durch den Dienst am Bösen knechtet sie sich und wird zu Verblendung, Wahn und Tod. Ich fürchte, es gehe mit der viel propagierten westlichen «Freiheit» so! «Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!» Das ist die stärkste und einzige Kraft gegen das Böse und der Sieg über alle Mächte.

Schlußbetrachtung

Ich habe am Anfang auf Grünewalds Altar hingewiesen, an dessen einer Seite die Verkündigung des Engels an Maria, in dessen Mitte die Darstellung des Gekreuzigten und an dessen anderer Seite sich der Auferstandene erhebt, vor dem die Diener des Weltreiches ohnmächtig zu Boden stürzen. Im Bilde tritt uns hier gegenüber die *Gottesmacht des Lammes*, die über die *Weltmacht* siegt, der Gekreuzigte und Auferstandene, der triumphiert über die Reiche dieser Welt, damit das wahre Menschenreich auf Erden werde.

Wie vieles aus der Wirklichkeit der Sache Christi müßten wir noch hinzufügen. Vor allem *Christus in seiner Königsherrschaft* mit der *Gabe des Geistes* und seiner *Ausgießung über die Gemeinde*, über *«alles Fleisch»* (das heißt ohne Unterschied der Religion, der Rasse, des Volkstums, der Klasse, des Geschlechts usw.), die wir, wie alles, was wir von der Sache Christi gesagt haben, *nicht als abgeschlossenes Ereignis verstehen* dürfen, sondern als *Wirken des lebendigen Christus in seiner gegenwärtigen und kommenden Königsherrschaft* verstehen müssen. Der ältere Blumhardt vergleicht einmal das Christentum, in dem so wenig wirkliche Kraft und wirkliche Wegweisung durch den Geist zu spüren ist, einem Zug, der ohne Lokomotive auf einem Abstellgleis steht. So ist es in der Tat weithin auf dem «dürren» Gefilde des Christentums. Wo aber der lebendige Christus sich ankündigt und seine Sache durchbricht, da wird auch der *Geist* zu einem wirksamen Führer und zu einer Kraft im Kampf der Sache Christi werden. Und zu keiner Zeit in der Geschichte der Sache Christi hat sich dieser Christus unbezeugt gelassen, gerade auch dann, wenn er immer wieder die Schranken des offiziellen Christentums und Kirchentums durchbrochen hat.

Noch ein Bild ist mir als Hinweis auf die Sache Christi wieder wichtig geworden. Es ist in vielen mittelalterlichen Kirchen (weniger in den heutigen!) zu finden und hat mir schon als Knabe im alten Kirchlein meiner Kindesheimat großen Eindruck gemacht. Im Chor dieses Kirchleins ist oben überlebensgroß das Bild des *Weltenrichters Christus*, aus dessen Mund das zweischneidige Schwert fährt. Es muß von ihm, dem Lebendigen (und es geht auch zu allen Zeiten!), das *Gericht* ausgehen, das rettende, das zurechtrichtende, aber auch das Gericht, das die Scheidung gegen all das vollzieht, was nicht dem Erbarmen und der Liebe Christi und seiner Sache in der Welt dient. Der Durchbruch zur Wahr-

heit und Gerechtigkeit ist damit verbunden, und das scheint mir ein wesentliches Stück des Kampfes in unseren Tagen! Wie verfinstert von Lüge ist nur die politische Welt unserer Zeit!

Immer wieder hat man im Lichte der Sache Christi den Eindruck, daß es sich um ein *apokalyptisches Geschehen* handelt, in dem wir leben. Die Mächte werden offenbar, aber auch Gottes Handeln *wird* offenbar. Gerade darin kündigt sich ein Durchbruch der Sache Christi an. Die Sache Christi und was ihr entgegensteht, treten immer mehr auseinander im Kampf. So ist es auch in der *Frage des Friedens und des Krieges*. Sie ist *reif*. Christus wird die Menschheit jetzt an ihr richten. Die *Entscheidung* ist da. Wenn dabei das herkömmliche Christentum und die Kirchen immer noch ihr zweideutiges Spiel treiben, in ihrer Zwiespältigkeit immer noch als Advokaten der Weltmacht und vor allem auch des *Militarismus* auftreten, so dürfen wir gewiß sein, daß Christus auch gegen sie seine Wahrheit und seinen Willen und seinen Weg durchsetzen wird.

Auf zwei Dinge müssen wir noch achten in unserer Zeit. Es muß ein Durchbruch geschehen durch die vor allem mit der Technik verbundene *schwarze Magie*, die im Augenblick in der H-Bombe gipfelt, und durch die mit allem *Kapitalismus* wesensmäßig verbundene Mammonsherrschaft, an denen die Welt zugrunde zu gehen droht. In was für einem verblendeten Geschlecht leben wir doch, das das vernichtende Grinsen des aus der Zusammenarbeit von *Mammon und Mars* gebildeten *Konjunkturgötzen* unserer Tage nicht zu durchschauen vermag oder schon so frevelhaft und geisteträge geworden ist, daß es im Grunde seines Herzens sagt: «Nach uns die Sintflut.» Ein Durchbruch muß und wird aber auch geschehen durch das, was sich die Theologie und die Kirche in ihren eschatologischen Systemen und Lehren zurechtgemacht haben, womit sie immer wieder von dem *lebendigen Herrn* und seinem *wirklichen Kommen* ablenken, die Hauptsache: das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit in den Hintergrund drängen und das lebendige Wachen, Beten, Sichrüsten und Bereitsein für den Herrn verfehlen. Denn dieser spricht: «Sieh! ich komme rasch, und mein Lohn ist bei mir, um jedem zu vergelten, wie sein Werk ist. Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende.» (Offbg. Joh. 22, 12/13.) Auf den *Ruf des Lebendigen kommt es an*, ihn müssen wir hören, ihn suchen, für ihn da sein.

Machen wir uns aber gerade in diesem Kampfe Christi klar, daß die Sache Christi nur durch das *Kreuz* und mit dem Kreuz siegen kann, im *unschuldigen und stellvertretenden Leiden des Gottesknechtes*, vor allem in seinem *Wahrheitskampf*. Von daher empfängt eine *neue* oder, was das gleiche ist, eine *wirklich erneuerte* Gemeinde Christi ihre entscheidende, weltüberwindende Kraft. Ihr ist wirklich die Verheißung gegeben, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Davor und vor dem Alleinherrscher Gott werden die Weltreiche dahin-

stürzen, davor auch die weltlichen und geistlichen *Totalismen* des Westens und des Ostens, die seinem Reich entgegenstehen. Das scheint mir der tiefste Durchbruch der Sache Christi, der in ihrem Kampfe *heute* auf uns wartet. Dazu aber braucht es *Glauben* — nicht einen Glauben, der seine eigene Seligkeit sucht und nach der Sache Christi in der Welt nichts fragt, sondern einen Glauben, der *Gehorsam* ist, der sich *ganz* für diese Sache hergibt. Ich schließe mit einem Wort aus einer Predigt Blumhardts (Band 3 der Predigten und Andachten: «Ihr Menschen seid Gottes», S. 286), das uns zeigt, was dieser Glaube, dieser Gehorsam bedeutet: «Achtet euch nicht für Christen, jedenfalls seid nicht stolz als Christen, wenn ihr noch gar keine Untertanen seid von dem einen: Tag und Nacht nur Jesus! Jesus der Herr im Himmel und auf Erden und unter der Erde! Nicht in der geistigen Weise, da man nur innerlich ein wenig selig sein will — nein, auf Erden der Herr, bei den Menschen der König der Könige! Jesus der Herr in unserer Politik, Jesus der Herr in unserer Gesellschaft, Jesus der Herr in unsern Familien, in unsern Sitten und Gebräuchen! Jesus der Herr und kein Gesetz und keine Menschenverfassung und nichts, was noch so heilig scheint, nichts als Jesus der Herr, der jeden einzelnen Menschen zu Gott ruft, daß er das Kind des Vaters sei. Wenn das durch und durch ist in unserm Fleisch und Blut, dann sind wir rechte Kämpfer, dann bedarf es keiner Anstrengung, wir sind es von selbst und haben die Verheißung Gottes für uns. Wir wissen so gewiß als wir leben, daß Jesus kommen wird und die Welt in die Hand nehmen, und daß dann alles durch seinen Geist, durch Gottes Geist geführt wird, daß Gott zu Ehren komme auf Erden wie im Himmel.» *Albert Böhler*

Worte von Leonhard Ragaz

Religion und Christentum

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß nichts die Menschen so stark von Gott abhält als die Religion, und nichts sie so stark von Jesus zurückhält als das Christentum.

Wir fliehen vom Christentum zu Jesus und von der Religion — zu Gott, *seinem* Gott!

Das menschliche Machen

Es kommt im Reiche Gottes nicht darauf an, daß viel *gemacht* werde, daß Reklameerfolge erzielt werden, sondern daß wirklich Gottes Wahrheit herrsche, daß wirklich göttliches Leben werde. Denn man kann vieles machen, Erstaunliches tun, und doch kann es eben nur mensch-

liches Künsteln sein, ohne daß Gottes Reich einen Schritt vorwärts gekommen ist. Es kann ein *willkürliches* Tun sein, das gar nicht Gottes Willen entspricht. Weg damit, es ist bloß Täuschung, es ist auf Sand gebaut!

Jesus — das Ende der Religion

Jesus ist unsere Erholung, wenn uns die frommen Leute Religion und Christentum entleidet haben. Zu ihm flüchten wir uns auch vor seinen eigenen Anhängern. Hier stoßen wir auf eine völlig andersartige Welt. Hier ist nichts mehr von dem, was uns sonst in unserm religiösen Wesen quält, hier ist nur, was uns erfreut, befreit, worin unsere Seele aufatmet, aufjauchzt. Hier ist keine Beengung mehr, keine quälende Schablone. *Es ist hier überhaupt gar kein religiöses Wesen mehr.* Wir stoßen nun auf das seltsame Wunder, daß hier, wo das wahrhaft Göttliche erscheint, *die Religion aufhört.*

Die Aufhebung der Religion

Es ist bei Jesus gar keine besondere Zubereitung zur Frömmigkeit mehr. Sein Leben mit dem Vater besitzt eine solche Selbstverständlichkeit, daß es gar nicht mehr besonders hervortritt. Darum ist es so natürlich wie das tägliche Brot, wie der Sonnenschein und der Schlag des Herzens. Es ist frisches, quellendes Leben, wie das Leben der Natur. *Es gibt keine besondere religiöse Form mehr, weil alles Leben mit dem Vater gelebt wird.* Dies geschieht so, als ob etwas anderes nicht möglich wäre. Da ist kein feierlicher Ernst, sondern hohe Heiterkeit und reine Kindlichkeit — beide in das Ewige getaucht und damit im Grunde viel ernster als die ernsten Falten der pharisäischen Frömmigkeit. In die einfachen Formen des menschlichen Zusammenlebens strömt das Leben mit Gott hinein und macht daraus das Gottesreich. *Die Religion wird aufgehoben, weil sie erfüllt ist.* Nichts ist mehr besonders heilig, weil alles heilig ist. Gottes Wirklichkeit hebt die Religion auf. Hier gleicht das Leben mit Gott nicht mehr der oft so drückenden Luft der geistlichen Versammlungen, sondern dem Wind, der über den sommerlichen Rain weht, wohl auch dem Sturm, der um einsame Höhen braust — aber immer wird die Seele dadurch geweitet, statt verengt, immer Gott näher gebracht, statt von ihm abgezogen. Das Religiöse ist das *vollkommen Menschliche* geworden. Ja, das ist das große Wunder: hier, wo das Göttliche rein und mächtig hervortritt, wird es auch das vollkommen Menschliche; Gott und Mensch werden Eins. Gott wird im Menschen Fleisch, wird anschaulich, verständlich, und der Mensch atmet auf in Gott, atmet noch tiefer, seliger auf, als er in der Stille und Hoheit der Natur aufatmet, dem Staub der Kultur entronnen — er atmet im Allertiefsten der Seele auf!

Die Gewißheit Gottes in Jesus

Wir werden in Jesus Gottes gewiß und froh.

Was ist der Wille des Vaters?

Offenbar nicht, daß irgendwelches besondere religiöse Tun veranstaltet, sondern daß *alles* Tun so gestaltet wird, wie es sittlich recht ist. *Gottesdienst ist sittliches Tun*, ist, schöner gesagt, die Verwirklichung des *Göttlich-Guten*. Im wahren Guten lebt und atmet der Vater: in Gerechtigkeit, Vertrauen, Reinheit, Liebe. Gottesdienst ist Menschendienst und Menschendienst Gottesdienst. Es kommt dem Vater nicht sowohl darauf an, daß er selbst besonders geehrt werde, als daß sein Wille unter den Menschen geschehe. Wer daran mitarbeitet, ist Bürger des Himmelreichs.

Gott dienen

Gott dienen, aus Gott leben wird eine ganz *weltliche* Sache, ich meine: eine Sache, die kein besonderes, geistliches Gewand trägt. Wir bekommen den Blick frei für das Walten Gottes in seiner großen Welt. Wir wissen, daß sein Reich nicht auf den Kreis der Kirchen und das von religiösen Grenzpfählen umhegte Gebiet der Formfrömmigkeit begrenzt ist. Wir können als Gotteskinder und Mitarbeiter auch Menschen gelten lassen, die nicht Herr, Herr sagen, ja sogar solche, die sich selbst für gottlos halten, weil sie falsche Vorstellungen von Gott hegen. Doch nicht die will ich hervorheben; es ist ja in der letzten Zeit oft und stark gesagt worden. Ein anderes ist mir fast noch wichtiger: auch wir, die wir ja gern in unserm Innern zu Jesus Herr sagen, sind befreit von dem Zwange, es nach außen zu tun, wenn es uns nicht dazu drängt. *Jesus hält offenbar gar nicht viel auf das religiöse Reden.* Er weiß, daß es die Gefahr in sich schließt, vom Tun des Willens Gottes abzulenken.

Göttliches Wesen und göttliche Wahrheit müssen sich zuallererst zeigen in schlichter Herzensgüte, verbunden mit herzlicher Demut vor Gott und sich selbst, in einem willigen Verstehen und Geltenlassen anderer, in schlichter Menschlichkeit und hoher Natürlichkeit. Wo diese Kennzeichen fehlen, da ist große Wahrscheinlichkeit, daß wir es nicht mit Gott zu tun haben, sondern mit dem Ich, nicht mit dem Gottesreich, sondern der Religion. Alles Reden von Gott und Jesus kann uns darüber nicht wegtäuschen.

Wo Gott ist

Wo Gottes Wirklichkeit ist, da wird das *Alltagswesen* verändert; an Stelle des Weltsinns tritt göttlicher Sinn. Wo Gott ist, da ist Kraft und Mut der Weltüberwindung, da ist Tapferkeit, Treue, Selbstlosigkeit, da ist Gott. Wo Gott ist, da geschehen *Wunder* — aber schlichte Wunder, Wunder des Guten.

Der Quell der Tat

Von da aus kann und soll es auch zu *Taten* kommen, erstaunlichen Taten; von da aus können, ja sollen *Kräfte* erwachsen, die zu großen Siegen über die Mächte des Bösen führen; von da aus kann es, ja soll es zu einem mächtigen Zeugnis von Gott auch durch das *Wort* kommen — es wird von selbst dazu kommen, wie es bei Jesus und seinen echten Jüngern dazu gekommen ist. Die Welt merkt es auf alle Fälle, wo Gott im Menschen lebendig wird; das Wunder kommt dann von selbst. Aber alles bekommt eine andere Art. Alles macht sich von selbst; alle Künstlichkeit verschwindet; es geschieht, was nötig ist, nicht, was prunkt, und der äußere Erfolg ist meistens nicht ein religiöser Lorbeerkranz, sondern ein Kreuz, ein Kreuz freilich mit einer Auferstehung. *So* Gottes Willen tun ist Gottesdienst und Zeugnis von Gott.

Das «religiöse» Erwachen

Wenn das religiöse Erwachen das werden soll, was wir hoffen, dann muß das Menschliche darin ganz anders zurücktreten und das Göttliche ganz anders hervortreten, dann muß Gott selbst ganz anders Wirklichkeit werden unter uns! (1913.)

Um das religiös-soziale Problem. (1914.)

Es ist an die Spitze deutlich und unmißverständlich die Tatsache zu stellen: *daß wir vom Religiösen her zum Sozialen kommen.*

Uns bewegte die Frage nach *Gott*; wir kämpften den Kampf um Gott, der immer auch ein Kampf *mit* Gott ist. Wir rangen mit den Rätseln des individuellen Lebens, mit denen des eigenen Lebens, aber nicht nur mit ihnen: vielmehr waren diese uns wichtig und bedeutsam nur, insofern sie mit Gott in Beziehung standen und insofern mit ihrer Lösung auch die Rätsel, die die andern Leidenden und Ringenden drücken, inbegriffen waren. Wir haben also all das reichlich kennengelernt und durchgemacht, was man uns heute als ein uns Unbekanntes, von uns Übersehenes entgegenhält: wir kennen den religiösen Individualismus, das Geheimnis des innern Lebens, die Einsamkeit der Seele mit Gott. Wir haben uns heiße Mühe gegeben, Gotteserkenntnis, Gottesverständnis zu erwerben, wohl wissend, daß dies das Eine sei, was not tue; wir haben Jesus gesucht mit sehnendem Herzen und unermüdlicher Begier.

Es kam ein Tag — Gott sei gedankt dafür! —, wo uns *Gottes Wirklichkeit* gewiß war, wo sie uns ebenso gewiß, ja manchmal noch gewisser war als unser eigenes Dasein, wo unser Glaube an sein Walten über uns und seine Liebe zu uns auf Felsengrund gelangte, wo Jesus uns *die* Wahrheit war und unsere ewige Bestimmung mit sieghafter Gewalt und unerschütterlicher Sicherheit vor unserer Seele stand. Es war ein großer Tag, der erste mächtige Markstein in unserer Lebensentwicklung.

Wir kamen zur Ruhe, zu einer Ruhe im Innersten — die doch zu-

gleich Unruhe war! Denn gerade, was uns Ruhe gab, die erfahrene Wirklichkeit Gottes, trieb uns zugleich weiter. Es war etwas darin gesetzt, was sich entwickeln mußte. *Wie verhielt sich zu dieser Wirklichkeit Gottes die Gesamtwirklichkeit?*

Wir suchten ihn in dieser Welt, suchten ihn mit dem heißesten Durst der Seele. Aus unserem Glauben und unserer Liebe wurde ganz von selbst *Hoffnung*. Es kann nicht anders sein: Gott, als wirklich erlebt, wird sofort Hoffnung. Der Gott, den wir erlebten, mußte ein Gott der ganzen Welt sein. Die Welt mußte ihm gehören, die ganze Wirklichkeit seine Ehre widerspiegeln.

Das war unsere tiefe Unruhe. Die Wirklichkeit Gottes auf der einen und eine ungöttliche Welt auf ander andern Seite.

Mit steigender Klarheit und steigender Gewißheit erkannten wir, daß Gott ein *lebendiger* Gott ist und sein Werk eine fortschreitende Schöpfung, und unsere Seligkeit war, daß das Reich Gottes aus einem leeren Wort uns die Sonne des Lebens, der Mittelpunkt alles religiösen Denkens, der Schlüssel zum Verständnis Gottes und der Welt, die Enthüllung des einfachen und herrlichen Sinnes der Erscheinung Christi wurde.

Als wir religiös soweit gekommen waren, ging uns auf einmal der tiefere Sinn des Sozialismus auf.

Wir erkannten im Sozialismus ein wunderbares Auftauchen der alten Gottesreichsgedanken. Wir betrachteten ihn im Lichte unserer religiösen Hoffnung. Darum hielten wir uns nicht bloß an das, was er selbst sagte, nicht an die sozialen und sozialistischen Programme, wir ließen uns auch nicht irremachen durch all die menschliche Trübung, die dem Sozialismus anhing, nicht durch seinen sogenannten Atheismus und Materialismus, nicht durch seine von uns für falsch betrachteten philosophischen Theorien — wir schauten durch all dies hindurch auf die Wahrheit, die sich daraus in wilden Geburtswehen emporringe, auf das göttliche Mahnen und Schaffen, das darin walte. Nicht der Sozialismus also war's im letzten Grunde, was uns mitnahm, sondern der große Gott, der uns gerade auch im Sozialismus deutlich geworden war. Und wenn alle vorhandenen sozialistischen Programme falsch wären und alle sozialistischen Parteien zusammenbrächen, wir würden nun, nachdem wir diese Wahrheit einmal geschaut haben, trotzdem und erst recht im Namen Gottes und Jesu Christi den Sozialismus verkündigen.

Es handelt sich ja um die Eroberung eines neuen Stückes Wirklichkeit für Gott. Nicht wird also das Gebiet der Religion auf das soziale Leben eingeschränkt, sondern umgekehrt das Gebiet der Religion ausgedehnt. Damit aber gehen wir den Weg, den das Gottesreich bisher stets gegangen ist. Denn der bisherige Fortschritt des Gottesreiches auf Erden besteht gerade darin, daß immer wieder neue Gebiete in den Bereich seiner Erlösungskraft hereingezogen werden. Daß es immer höher und tiefer dringt, daß religiös, besser gottesreichsmäßig wird,

was vorher weltlich war. Das ist der höchste Sinn der Gottesgeschichte, die sich in Israel und in der Erscheinung Christi vollzogen hat: daß Gott unter den Menschen Wohnung machen will in einer Menschenwelt, die durch ihre Ordnungen seinen Willen verkörpert.

Zu Gott und der Seele mußte der Bruder kommen. Er hatte früher sicherlich nicht gefehlt, aber er mußte noch viel mehr zu seinem Rechte gelangen. Das Gotteskind mußte überall eingeordnet werden in das Gottesreich. Der Individualismus des Gottesreichs blieb durchaus bestehen, aber er wurde mit einem Sozialismus verbunden; denn wir erkannten den Irrtum und Fluch einer individualistischen Frömmigkeit, die fast notwendig zum religiösen Egoismus führt. Wir erkannten, daß Gott keinen Dienst für sich allein will, sondern daß Gottesdienst Menschendienst ist, namentlich Dienst an den Geringsten der Brüder des Menschensohnes. Wir verwarfen alle Religion um der Religion willen und behielten nur die *eine* Losung, daß wir am ersten nach dem Reiche Gottes in seiner Gerechtigkeit trachten sollen. Wir brachen gründlich mit jener alten Denkweise, die die vorhandene Welt mit all ihrer Not und all ihrem Unrecht aus dem göttlichen Ratschluß rechtfertigt, und lernten verstehen, daß diese vielmehr durch Gott gerichtet wird und von dem Gottesreich letztlich aufgehoben werden soll; wobei wir den tiefsten Sinn des Leidens zugleich erst recht zu fassen befähigt wurden. Aus der Jenseitshoffnung der früheren Art wurde die Hoffnung auf das Reich Gottes auf Erden, ohne daß wir im geringsten auf die ewige Bestimmung jeder Menschenseele verzichtet hätten. Wir hatten es nicht mehr mit einer fertigen Welt zu tun, sondern mit einer werdenden, die der, der sie geschaffen hat, der Erlösung zuführt. Wir begriffen ganz neu, was der lebendige Gott ist, und beteten in neuem Sinn, vielmehr jetzt erst im alten, echten Sinn und mit neuer Lust: «Dein Reich komme!»

Wir mußten Gott, die Welt, den Menschen, Jesus Christus, die Schöpfung und die Erlösung, die Sünde und die Gnade, mußten die Bergpredigten und das Unservater, Karfreitag und Ostern, mußten alles, Großes und Kleines, neu verstehen lernen und sind damit noch lange nicht fertig. Eine völlige Erneuerung des Christentums, die in gewissem Sinn seine Überwindung ist, taucht vor uns auf, eine neue Offenbarung des Gottesreiches, die freilich doch nur eine Entfaltung des alten ist.

Ein neuer Himmel und eine neue Erde — diese neutestamentliche Losung ist wirklich bloß der großartigste Ausdruck für die Verbindung des Religiösen und Sozialen, die uns im Gottesreich aufgegangen ist.

Wir sind aber auch den umgekehrten Weg gegangen, nämlich den vom *Sozialen* zum *Religiösen*.

Die soziale Not ist uns eine *religiöse Erweckerin* geworden. Diesen Dienst leistet sie ja unserm ganzen Geschlecht.

In der sozialen Not wird uns die tiefste Not unserer Zeit deutlich, und das ist die religiöse Not.

Die soziale Not ist das Gericht über unsere Kultur, das Gericht, das von dem Gott herkommt, der Heiligkeit und Liebe ist; diese soziale Not klagt uns an, daß wir zwar viel von Gott reden, aber in Wirklichkeit unser Leben auf die Gottlosigkeit gegründet haben. Aus dieser sozialen Not, aus dem von ihr erzeugten sozialen Kampf und sozialen Erdbeben, hören wir darum die mahnende Stimme Gottes. Hier, glauben wir, ruft uns heute Gott. Hier ist der Ort, wo wir ihn verstehen und mit ihm arbeiten müssen; hier spricht er heute sein Wort, ein richtendes, aber auch ein schöpferisches Wort. Hier bricht eine Welt zusammen und taucht eine neue auf. Hier gilt es zu horchen, hier zu gehorchen. Es ist Gotteszeit, Gerichtszeit, Geburtszeit.

Unsere Hoffnung ruht nicht auf Menschen und menschlichen Einrichtungen, sondern auf Gott allein. Wir kennen die Menschen so gut wie irgend jemand. Zwar halten wir sie nicht für Teufel, aber auch nicht für Engel. Wir meinen zwar nicht, Gottes Ehre dadurch zu erheben, daß wir seine Kinder schlechtmachen — wie viele Fromme meinen! —, aber wir haben vom menschlichen Wesen genug erfahren, um dem *bloßen* Menschen nicht zu viel zuzutrauen. Auch glauben wir, was Erkenntnis der Tiefen des Bösen und seiner Macht betrifft, hinter unseren Widersachern nicht zurückzustehen, *aber wir trauen Gott zu, daß er stärker sei als das Böse.* Das ist der einfache Sachverhalt. Wir glauben auch an Gott im Menschen, an das Gotteswesen, das tief unter Schutt und Unrat, ja sogar in dämonischer Verkehrung, noch im Menschen lebt.

Nicht meinen wir, daß die natürliche Welt durch irgendeinen bloßen Fortschritt oder eine natürliche Entwicklung von selbst zum Gottesreich werde; wir wissen vielmehr, daß die Gesamtheit so gut wie der Einzelne nur durch völlige *Umkehr* ins Reich Gottes kommen. Es ist eine *neue* Welt, die wir erwarten. Diese Welt wird aus *Gott* geboren, ist also eine wiedergeborene Welt. Sie kommt genau in dem Maße, als Gottes Kraft und Gottes Geist die Welt erfaßt und die Welt sich von ihm erfassen läßt; sie kommt vielleicht in gewaltigen Gerichten und Katastrophen.

So ist denn der Sachverhalt der, *daß wir die soziale Erlösung letztlich einfach vom Kommen des Gottesreiches erwarten.*

Wir bedürfen *aller* Kräfte des Gottesreiches, wenn die soziale Erlösung wirklich zustandekommen soll.

Nur das Großwerden Gottes in der Menschenwelt kann dies leisten, und das ist's, worauf wir hoffen.

Die Erlösung geschieht aber durch die *Liebe*, die Liebe Gottes, die in den Menschen zur Bruderliebe wird. *Darum hängt unsere ganze Hoffnung daran, daß die Liebe Gottes von den Menschen immer besser verstanden werde.* Das Wort von der Gnade ist der Ausgangspunkt all unseres Wollens und Verkündens. Wir verkünden Evangelium (das heißt frohe Botschaft), nicht Gesetz, Freiheit, nicht Knechtung. Wir brauchen nicht jeden Augenblick das Wort «Gnade», aber die Sache

selbst ist der letzte Grund unserer Predigt, die tiefste Wurzel auch unseres Sozialismus. Diese Gnade soll aber nicht ein theologisches Schlagwort sein, ausgegraben und gebraucht, um damit den Gegner abzutun, sondern die Atmosphäre, in der die Menschen miteinander leben. Diese Gnade soll auch sichtbar werden in den sozialen Ordnungen, daß jeder sie spüre und daß er darin Gott erkennen könne.

Die soziale Erlösung ist nur möglich im Zusammenhang mit der ganzen Erlösung, die das Gottesreich bietet.

Das Zentrum der Erlösung ist die Erlösung von der *Schuld*. Darin stimmen Evangelium und Christentum überein, auch wenn sie diese Erlösung nicht gleich verstehen. Wie die Schuld die schwerste Last ist, die auf den Menschenwesen liegt, so ist die Erlösung davon die Grundlage und Vollendung aller andern Erlösung, auch der sozialen. Nur von der Schuld erlöste Menschen können froh ihre Arbeit tun, nur sie jene Liebe üben, die Gnade ist und ohne die keine ganz tiefe Menschengemeinschaft bestehen kann. Dieses Element muß sich durch das ganze Menschenwesen ergießen und darin die Macht des Hochmutes, des Pharisäismus, des Egoismus aufheben; vorher gibt es keinen haltbaren Sozialismus. Das Kreuz allein schafft ihn. — Und die Erlösung vom *Tode*, die neben die von der Schuld tritt, ist sie nicht ebenso nötig? Was könnte eine Gesellschaft leisten, die unter dem Todesbann seufzte? Nur das Leben schafft Leben, und so gibt es ohne Ostern auch keine neue Welt. — Das gleiche ließe sich von allem übrigen sagen, was in der Erlösung des Gottesreiches eingeschlossen ist: nur das ganze Gottesreich kann uns helfen, wie ja der Schrei nach der sozialen Hilfe eigentlich auch das ganze Gottesreich meint.

Gerade die tiefsten Wahrheiten des Evangeliums haben wir am meisten nötig. Was wir wollen, ist darum das Gegenteil einer Verflachung. Gerade diesen Tiefen des Evangeliums gehen wir nach. Sie möchten wir selbst neu verstehen und andere neu verstehen lehren. In diesem Sinne sind wir sehr *positiv*. Wir lehnen vielleicht die positive Partei ab — wenigstens tun dies viele von uns —, aber nicht das positive Christentum. Dieses Positive ist freilich auch das Freieste, was es gibt. Diese Freiheit des Gottesreiches ist größer als jede freisinnige Partei, wie seine Positivität größer ist als die des positiven Parteichristentums.

Unser Glaube und unsere Hoffnung ist das Gottesreich Jesu Christi. Das ist's, was uns kennzeichnet; so verstehen wir uns selbst. Keiner versteht uns, wer dies nicht sieht.

Wir verstehen das Gottesreich Jesu Christi so, wie ich es anzudeuten versucht habe. Es schließt unter anderem den tiefsten und völligsten Sozialismus ein, der sich denken läßt. Diesen Punkt vertreten wir fest gegen jeden Widerspruch.

Es hängt an unserm Sozialismus eine ganze Auffassung des Gottesreichs. Aber damit ist gar nicht gesagt, daß uns die soziale Erlösung, abgetrennt von allem übrigen, die Hauptsache wäre. So unermeßlich

wichtig sie uns ist, und so heiß wir sie ersehnen, so geht doch das Verlangen unserer Seele auf ein Hervortreten des *ganzen Gottesreiches*, des *ganzen* Lebens aus Gott.

Wenn wir anhand der sozialen Not überhaupt in die Tiefen der Not geschaut haben, dann rufen wir nach dem ganzen Gott und seinem ganzen Reiche.

Um die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus und um das Gespräch mit den Kommunisten*

Vorbemerkung: Die nachfolgenden Ausführungen sollen ein persönlicher Versuch sein, unsere Stellungnahme und Haltung gegenüber dem Kommunismus und den Kommunisten zu präzisieren. Es dünkt uns dies notwendig zur eigenen Klarheit, aber vor allem auch als Grundlage ernsthafter, im Dienste der Wahrheit stehender Gespräche mit den Freunden innerhalb des religiösen Sozialismus sowohl in der Schweiz als vor allem auch im Internationalen Bund religiöser Sozialisten. Vielleicht kann diese Präzisierung aber auch weiteren Lesern nützlich sein.

Wir gehen aus von der Broschüre eines schweizerischen Kommunisten, die vor zwei Jahren geschrieben wurde und die wir schon längst in unserer Zeitschrift besprechen wollten. Da wir aber die Fragestellungen dieser Broschüre ausführlicher und grundsätzlicher behandeln wollen, kommt es nicht darauf an, *wann*, sondern *daß* es geschieht. Innerhalb der nachfolgenden Ausführungen kann solch gründliche Behandlung wiederum noch nicht geschehen, sondern diese Ausführungen bilden ihrerseits den Ausgangspunkt eben für das weitere und sich vertiefende Gespräch mit diesem speziellen Einzelnen, wie mit allen Personen, die nach einem Gespräch verlangen und um Antwort bitten, wie auch mit der Sache, die uns Christen als Aufgabe, Prüfung, Mahnung und Bewährungsprobe «vor die Nase gesetzt» worden ist.

Warum das Gespräch mit dem Kommunismus und mit den Kommunisten notwendig ist

Vom 16. bis 20. Februar 1954 fand in Zürich eine «Christliche Friedenswoche» statt. Im Großmünster sprachen Dr. *Daniel van der Meulen*, ehemaliger Minister für Erziehung und Unterricht in Holländisch-Indien und Gesandter der Niederlande bei Ibn Saud, über: «Der Bruder im fernen Land», unsere Verantwortung für die unterentwickelten Völker; Pfr. *Martin Niemöller* über: «Unser Glaubenskampf gegen die Angst»; Pasteur *Georges Casalis*, ehemaliger Seelsorger der

* Wir verweisen in diesem Zusammenhang nochmals auf die Ausführungen von Pfr. Strijd im Januarheft.

französischen Besatzungstruppen in Berlin, über: «Unser Bruder im Nachbarland», Probleme Frankreichs, auch im Hinblick auf Deutschland, und Dr. *Walter Lüthi*, Münsterpfarrer in Bern, über: «Die politische Mitverantwortung des Christen». Anschließend an diese Reden gab es einen Ausspracheabend unter dem Motto: «Was jetzt?» Soviel wir wissen, wurde in Bern diese christliche Friedenswoche 1955 wiederholt, während Zürich letztes Jahr darauf verzichtete. Warum wohl?

Welches waren die Auswirkungen dieser Friedenswoche? Es mag manches, was dort gesagt wurde, ehrlich verarbeitet worden sein und vielleicht auch nach außen Früchte getragen haben. Der Ausspracheabend war jedenfalls schlecht besucht gewesen, und das Echo nach außen war schwach. Stellungnahmen von Christen, Gespräche oder ähnliches in Zeitungen oder öffentlichen Diskussionen gab es kaum. Hingegen hielt ein Kommunist, Dr. *Konrad Farner*, der sämtliche Veranstaltungen der Christlichen Friedenswoche besucht hatte, am 22. Februar 1954 einen Vortrag vor christlichen und marxistischen Friedensfreunden über: «Die christliche Friedenswoche und was sagt der Kommunismus dazu.» Dieser Vortrag wurde dann in einer Broschüre als Sonderdruck der Zeitschrift «Sozialismus» (März/April 1954) herausgegeben. Sicher haben sich nur wenige Christen mit dieser Broschüre befaßt. Es wäre für viele dafür zuviel Vorurteil und zuviel Bequemlichkeit zu überwinden gewesen. Wohin sind wir aber als Christen gekommen, wenn uns gerade eine solche Broschüre, die die Fragen des Kommunismus mit den Fragen einer solchen christlichen Friedenswoche lebendig konfrontiert, nicht oder kaum interessiert, geschweige denn aufruft und aufrüttelt? Wenn uns ein Kommunist, wenn uns ein Atheist und Nichtchrist ernsthafte Fragen stellt, an uns appelliert, auf unsere Fragen eingeht, sich vor uns hinstellt mit konkreten Fragestellungen, wenn er sich ein eingehenderes Gespräch wünscht, wenn er sich bemüht, Gemeinsames zu sehen und, ob bewußt oder unbewußt, bereit ist, zu hören, zu vernehmen, ob da etwas zu ihm kommt, was Gewicht und Ernst hat und mit dem er etwas anfangen kann, das ihn anspricht und aufhorchen macht — wenn solches geschieht, was ist dann eines sich Christ nennenden Menschen Pflicht? Ist es einem Christen erlaubt, hier spöttisch oder zynisch oder ungläubig oder verächtlich oder gleichgültig oder überheblich oder abweisend oder ängstlich zu sein oder gar überhaupt zu schweigen?

Es mag unechte Fragestellungen geben oder rein taktische Versuche einer Gesprächsführung. Gerade aber um selbst echte Fragen stellen zu können und *die* echte Fragestellung, die auf alle Fälle hinter dieser Broschüre und hinter andern Bemühungen ähnlicher Art, ja in der tatsächlichen heutigen Lage steht, zu erfassen, ist es wichtig und nötig, sich einzulassen auf die Herausforderung, die der Kommunismus und seine Vertreter grundsätzlich für den Christen bedeuten. Das Echte und Unechte kann sich erst im Gespräch selber, im tatsächlichen Ringen,

herausstellen, und es kann durchaus der Kommunist echt und der Christ unecht sein, wie auch umgekehrt. Oder genauer und besser gesagt: Wir glauben, daß der Kommunist in seinem Anliegen, seiner Überzeugung und deren Verwirklichung jedenfalls fast durchwegs echt ist, während man dies beim Christen heute nicht von vorneherein behaupten kann, weil dieser gespalten denkt und lebt und auf zwei Ebenen zu existieren, vielmehr zu vegetieren versucht, bis es ihn völlig zerreißt und zur Ohnmacht verurteilt. Und weil er die Ganzheit des kommunistischen Kämpfers verspürt und fürchtet, so meint er, der Weg, den Kommunismus mit Atombomben zu zerreißen, sei der einzige und beste, anstatt daß er der kommunistischen Ganzheit die Ganzheit Jesu Christi entgegenstellt, die dann unbedingt siegen würde, und zwar über die Macht des Bösen überhaupt, während die Atombombe (und auch die Versuche dazu!) wohl das Menschengeschlecht vernichtet, aber niemals das Böse.

Der Christ macht es sich zu leicht, wenn er die Frage des Hungers, der Menschenausbeutung und des Kampfes zwischen Mammon und Armut einfach beiseite oder auf falsche oder tote Geleise schiebt, während der Kommunismus sie auf seine Weise zu lösen versucht hat. Der Christ sollte sie von Gott aus und durch Umkehr der Gesinnung gegenüber dem Bruder lösen. Er macht es sich auch zu leicht, wenn er das Sowjetsystem mit dem Problem des Kommunismus (welches im urchristlichen Kommunismus, in Jesus Christus, in der Bibel und in Gott wurzelt) gleichsetzt und einfach einen Generalsündenbock setzt für alles, was ihn in seiner satten Ruhe stört. Er strengt weder seinen eigenen Geist, auf den er doch pocht, an, noch nimmt er den heiligen Geist, zu dem er sich mit den Lippen bekennt, in Anspruch, um die Wahrheit zu sehen, um in den Kampf zu ziehen gegen Lüge, Verblendung, Gewalt, Unrecht, Ungerechtigkeit und Unfreiheit, wo immer sie sich zeigen. Und die Freiheit, für die er die Atombombe und damit endgültiges Verderben einzusetzen bereit ist, hat er ja in Wirklichkeit gar nicht, wenn er aus Gebundenheit an den Mammon und an bequemes Leben, aus Angst vor Prestigeverlust irgendwelcher Art, aus geistiger und seelischer Trägheit, aus der verkrampften Spreizstellung zwischen Lippenbekenntnis und weltlichem Tun auf den «Feind» angsterfüllt starrt, sich vor wirklicher Bewährung drückt, sich dem Bruder verschließt und allen Ernstes glaubt, es gäbe *zwei* Hilfen gegenüber dem, was tatsächlich böse ist: Gott *und* die Atombombe. Wir wissen doch, daß der Christ immer den schwereren Weg zu gehen hat, und es ist tatsächlich schwerer, sich mit dem Kommunismus auseinanderzusetzen, als ihn einfach gesamthaft zu verdammen. Es ist bequemer, ein «schönes» Buch oder einen Kriminalroman zu lesen und zu besprechen, als zum Beispiel die oben genannte Broschüre, die ja mehr als nur Lesen erfordert, wenn man als Christ ehrlich und echt ist. Es ist bequemer, nur *eine* Zeitung zu lesen, als sich weiterhin und auch im «andern Lager» zu

informieren und dann selbständig und in geistiger Freiheit zu denken, zu verarbeiten und die Konsequenzen zu ziehen. Es ist bequemer, ein Leben nach dem Schema: das Feuer vorne beim Fußballmatch, die seelische Nahrung im Dunkel des Kinos, das Gewissen zuhinterst im Kühlschrank, wo es auch wohl bleibt, wenn man zur Abwechslung ins Stadion zu einer religiösen Veranstaltung läuft, zu leben, als sich mit dem ganzen Sein den Tages- und Menschheitsfragen zu widmen und mit dem ganzen Sein die freie, unabhängige Verarbeitung dieser Fragen zu erstreben. Und so vieles, was wie große Arbeit und Bemühung und Hingabe aussieht und es auch meistens ist, bedeutet dennoch Leerlauf und ist auch ein Bequemlichkeitsweg gegenüber dem Kreuz, das man als Christ auf sich zu nehmen hat und gegenüber dem Weg, der einen dorthin führt, wo man nicht hin will.

Die Fragen der Freiheit, der Gewalt, der Not, des Mammons, der menschlichen und der staatlichen Beziehungen, des Militarismus, des Friedens, des Staates, der Staatssysteme und andere mehr zu lösen, verlangt unsern ganzen Einsatz, unsere ganze Vernunft, unser ganzes Herz. Ohne solchen Einsatz können wir nicht beurteilen, nicht kämpfen, nichts erreichen, nichts gewinnen, geschweige denn richten oder uns zur Ruhe setzen (mit der beruhigenden Atombombe als Nachbar!). Es ist aber Tatsache, daß dieser Einsatz von den meisten Christen *nicht* geleistet wird, ja oft *nicht* geleistet werden *will*. Und deshalb sehen sie die Atombombe als Hoffnung, anstatt als letzte Warnung. Es ist ein großer Fortschritt und etwas Wunderbares, daß Menschen, wie ein Abbé Pierre und viele andere, jeder auf seine Weise, den Menschen die Not der Völker zeigen und uns mit Erfolg aufrufen zur endlichen radikalen Hilfe. Aber weder genügt dies — selbst dann nicht, wenn der Hilfestrom tatsächlich überwältigend groß werden sollte —, noch kann solche Hilfe auf die Dauer Frucht bringen, wenn nicht vom Intellektuellen, wie vom Reichen, wie vom einfachen Menschen der Schritt zur völligen Umkehr des Geistes und des Herzens getan wird, so daß wir nicht nur aus schlechtem Gewissen oder momentaner Hilfsbereitschaft geben und helfen, sondern daß unsere totale Verwandlung und Neugeburt ein geistiger und materieller Durchbruch wird, der in alles hineinfließt: in die Politik, in die Wirtschaftspolitik, in die «Religion», in die Beziehung von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk, in jedes Wort, in jede Alltagstat, in jeden Gedanken, nicht nur heute, sondern immer. Erst wenn wir soweit sind, sehen wir auch die Tatsache des Kommunismus echt und recht und wissen zutiefst, daß sie uns etwas angeht und daß sie uns zu etwas verpflichtet. Wenn wir uns aus dieser Haltung heraus (oder wenigstens einfach aus menschlichem Anstand, aus Gewissenhaftigkeit und Verantwortungsgefühl) mit dem Kommunismus auf allen Ebenen gründlich, nüchtern und vor Gott beschäftigt haben, können wir das, was wir daran aussetzen und ablehnen müssen, richtig sehen und überwinden und seine Leistung richtig bewerten, erst

dann können wir als «Christenheit» wirksam sein, ohne Angst, ohne Drohen, ohne Mißtrauen, ohne Freiheitsverlust. Erst dann können wir beweisen, ob Gott und die, die wirklich an ihn glauben, stärker sind als Tod und Teufel, wobei Tod und Teufel aus jedes eigenen Brust und aus so vielem, was wir als recht ansehen, ausgetrieben werden muß und nicht auf ein Gegenüber projiziert werden darf. Es ist doch so: die Kommunisten setzen auf ihren Glauben, aber wir Christen nicht. Und darüber sollen wir nachdenken, wie auch darüber, weshalb der Kommunismus in seiner heutigen Gestalt auftritt, woher er stammt und was wir Christen dazu beigetragen haben.

Präzisionen

Wir sind überzeugt, daß wir als Christen dem Gespräch mit dem Kommunismus und mit den Kommunisten nicht ausweichen dürfen und daß wir dazu von Gott her und im Dienste der Wahrheit, des Friedens und im Sinne der Bruderschaft und Solidarität verpflichtet sind. Denn *hier* und *dazu* sind wir heute gerufen und nicht länger zu Kirchenkämpfen, theologischen Auseinandersetzungen, fragwürdiger Parteiarbeit, schöngeistigen Spekulationen und bürgerlich satten Phrasen und Plattheiten, auch nicht zum Atomkrieg und zum ebenso sterilen wie verbrecherischen Wettrüsten. Der Kampf um den Frieden darf nur mit sauberen und heilenden Mitteln, nur mit dem Geist und mit der Treue zu Gott und Mensch gekämpft werden. Und vom Frieden darf niemand ausgeschlossen werden. Den Frieden schaffen können nur alle Völker gemeinsam. Wo heute irgendwo in der Welt um des Friedens oder um der Freiheit willen gerüstet und Mord vorbereitet und geplant wird, wird Gott und die Menschheit und das Gebot der Liebe verraten, und nichts und niemand wäscht uns dann wieder rein. Das müssen wir nun wirklich einmal wissen und beherzigen, und es ist etwas, was jeder Mensch, und sei es der ärmste und «ungebildetste», versteht und weiß. Und deshalb wollen wir wirklich nur noch auf Gottes Plan kämpfen, aber da recht und ganz und ehrlich. Und wenn wir meinen, Gegner zu haben, so sollen wir sie ehrlich herausfordern und ehrlich mit ihnen ringen, während wir im Kampf gegen das Böse erst recht auf dem Plan Gottes und von dort her kämpfen sollen und uns nicht mit Waffen des Bösen ausrüsten dürfen. Unsere Waffe sei der Geist und aus ihm heraus das Wort und die Hilfe des Wortes und die Hilfe der Tat. Dazu gehört, unter anderem, auch das Gespräch mit dem Kommunismus und den Kommunisten. Darunter verstehen wir *nicht:*

1. Abhängigkeit in irgendwelcher Form und Art von der Kommunistischen Partei oder von der marxistischen Ideologie und Eingehen auf irgendwelche Taktik.

2. Bejahung oder Verteidigung des Sowjetsystems oder Befürwortung des historischen Materialismus in seiner totalitären Konzeption und Auswirkung.

3. Abrücken von unserm Dienst am Reiche Gottes und vom Weg Jesu Christi.

4. Sentimentale oder kritiklose Vermischung von kommunistischen Ideen, Ideologien, Praktiken und Verwirklichungen mit dem Glauben an Jesus Christus und dem Trachten nach Gottes Gerechtigkeit auf Erden.

5. Übersehen, Anerkennung oder Beschönigung des Gewaltsystems der Sowjetunion, noch des «vorläufigen» Gewaltglaubens der Kommunisten.

6. Propaganda für den Kommunismus.

Wir verstehen aber darunter:

1. Gründliche, gewissenhafte geistige Vorarbeit zum Gespräch im Sinne des Wahrheitsdienstes. Diese geschieht durch entsprechende Lektüre (vor allem auch Berdjajew: «Wahrheit und Lüge des Kommunismus» und viele andere mehr), durch Studium der Geschichte, durch Studium marxistischer Literatur, durch eigenständige, unabhängige Gedankenarbeit, durch umfassende Information und wo möglich durch eigene Anschauung, vor allem aber durch echte Nachfolge Christi, die uns dann voll und ganz berechtigt und befähigt zum Urteil, zum Kampf, zur Friedensarbeit, zur Klärung, zur echten Begegnung mit dem Kommunismus und seinen einzelnen Vertretern, wo und wann solche Begegnung gegeben oder vom Gewissen gefordert wird.

Diese Vorarbeit kann und soll einzeln und in Gruppengemeinschaften, mit Hilfe von Literatur, Zeitungen, Berichten und in Form von Vorträgen, Gesprächen und Besinnung geleistet werden.

2. Wo es von Person zu Person geht: echtes Gespräch mit Frage und Antwort und gemeinsamem Bedenken, Sehen, Hören und Ringen. Echte Fragestellung, ehrliche Haltung, furchtloses Anpacken der schwersten Fragen, Feststehen im Glauben.

3. Wo es sich aufdrängt — von Gott her, nicht durch äußern Zwang! — und wenn man gerüstet ist: Beteiligung an kommunistischen Konferenzen und Veranstaltungen und dortige Vertretung der Wahrheit.

4. Öffentliche und private Beantwortung (durch Rede, Publikation oder Brief) von ehrlichen Fragen, die vom Kommunismus oder einem Kommunisten allgemein oder persönlich gestellt werden, insbesondere wenn ans Christentum appelliert wird.

5. Unbeirrbarer Kampf mit dem Kommunismus und den Kommunisten in Fragen, die wir als Christen anders vertreten (zum Beispiel

Gewalt, Terror, Militarismus u. a. m.), aber ohne Überheblichkeit, und Einstehen durch Wort und Tat für das, was am Kommunismus wahr ist und wozu er uns, von Gott her, aufruft.

6. Totaler eigener Einsatz für Gottes und Jesu Christi Sache, überall und immer, in Wort und Tat. *Carmen Weingartner-Studer*

WELTRUNDSCHAU

„Die Illusion einer Entspannung" Will man die politische Weltlage, so wie sie sich in den vergangenen paar Wochen darbot, mit einer (notwendig übervereinfachenden) Formel umschreiben, so kann man vielleicht sagen, daß auf beiden Seiten des großen Grabens, der die angeblich «Vereinten Nationen» in West und Ost trennt, auf der Stelle getreten wird. Gewiß, die Regierung der Sowjetunion hat mit dem Vorschlag eines *Freundschafts- und Nichtangriffsvertrags* zwischen der USSR und den Vereinigten Staaten, enthalten in einem persönlichen Schreiben Bulganins an Eisenhower, einen neuen Vorstoß gemacht, um die Beziehungen zwischen den zwei Heerlagern über den toten Punkt hinauszuführen, auf dem sie seit der zweiten Genfer Konferenz offenkundig stehen. Aber die rein negative Antwort, die Präsident Eisenhower seinem Moskauer Kollegen gegeben hat, zeigt gerade aufs deutlichste, daß von einer Lockerung der erstarrten Fronten vorderhand keine Rede sein kann. Die von der Sowjetregierung als Gegenstand einer zweiseitigen Vertragsabmachung genannten Grundsätze der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten untereinander, der friedlichen Beilegung von Streitigkeiten und der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit seien alle schon in der Satzung der Vereinten Nationen niedergelegt — und doch habe das die Entstehung der Spannungen nicht verhindern können, unter denen die Welt heute leide. Es sei darum gefährlich, durch neue papierene Erklärungen die Illusion einer Entspannung zu schaffen, die in Wahrheit nicht bestehe. Worauf es ankomme, das sei vielmehr eine Wandlung der Gesinnung und der inneren Haltung, ausgedrückt in *Taten* des Friedens, nicht in neuen Verträgen. Und hier, so meint Eisenhower, habe die Sowjetunion immer wieder versagt. Die Weltlage habe insbesondere seit der ersten Genfer Konferenz von 1955 «einen Kurs eingeschlagen, der bestehende Konflikte verschärfe und so die Spannungen erhöhe. Wie anders könnte die Welt aussehen, wenn die Sowjetunion in diesen Fragen eine andere Haltung einnehmen würde»!

An dieser Darstellung — die von der westlichen Welt ganz über-

wiegend als richtig übernommen wurde — ist gewiß soviel wahr, daß es in der Friedensfrage vor allem auf Taten und Beweise ankommt, nicht auf Erklärungen und Verträge, ist auch wahr, daß die Vereinten Nationen durchaus den Rahmen für die von Moskau gewünschten «koexistentiellen» Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Amerika abgeben könnten, wenn man ihre Satzung nur ernst nähme. Eisenhower vergißt nur, daß es ja gerade die Regierung der amerikanischen Union war, die den der UNO zugrundeliegenden Befriedungsplan schon in den ersten Anfängen zunichtemachte und dann eine Richtung einschlug, die zu einer immer verhängnisvolleren Entfremdung zwischen den beiden Supermächten führte. Präsident Roosevelt hatte gewußt, daß der Friede nach der siegreichen Durchkämpfung des Zweiten Weltkrieges von der Aufrechterhaltung des Bündnisses mit der Sowjetunion abhänge. «Es schien ihm unsinnig, zuerst mit der russischen Karte gegen Deutschland zu spielen und dann mit der deutschen gegen Rußland. Das Ende einer solchen Politik konnte nur ein dritter Weltkrieg sein . . . Man konnte also mit Rußland verhandeln. Man konnte sogar noch mehr tun — man konnte diese Macht binden. Man konnte sie genau so behandeln wie eine machtvolle ausländische Konkurrenz und mit ihr ein Kartell abschließen. Durch ein Kartell wird die Konkurrenz aufgehoben, und das bedeutet, politisch gesprochen, den Frieden. Die United Nations (die Vereinten Nationen) sollten dieses Kartell sein . . . Die Zukunft der Welt hing also von der Freundschaft mit Rußland ab. Deshalb ging Roosevelt nach Teheran, und deshalb ging er nach Jalta.» (L. L. Matthias, Die Entdeckung Amerikas Anno 1953, Seite 314 f.)

Aber Roosevelt war kaum unter dem Boden, da wurde schon eine neue Politik in die Wege geleitet — nein, die alte unselige Politik der Feindseligkeit gegen die Sowjetunion wieder aufgenommen. Am 15. April 1945 fand, wie der wohlbekannte amerikanische Journalist Drew Pearson gleich am Tag darauf mitteilen konnte, «eine Sitzung in den Amtsräumen des Unterstaatssekretärs Clayton statt, bei der das Außenamt wie das Kriegsministerium beschlossen, die Politik Roosevelts umzustürzen». Die Gründung der UNO zu verhindern, war nicht mehr möglich; was aber möglich war, das war, die UNO zu einem Werkzeug der neu-alten antikommunistischen Weltpolitik zu machen und die Sowjetunion planmäßig zurückzudrängen, ja herauszufordern. Schon an der Gründungskonferenz der UNO geschah dies in aller Öffentlichkeit, insbesondere in der Frage der Zulassung des peronistischen Argentinien, die von der Sowjetunion, im Einklang mit der Haltung der Regierung Roosevelt, zuerst abgelehnt, von der Regierung Truman nun aber demonstrativ durchgedrückt wurde. Dann aber auch in anderen Fragen, so in derjenigen der kollektiven Selbstverteidigung und der regionalen Vereinbarungen nach Artikel 51 und 52 der Satzung, die so gefaßt und ausgelegt wurden, daß nunmehr «durch die Organisation

der United Nations Kriege nicht verhindert, sondern ganz im Gegenteil ermöglicht werden und sogar in Dimensionen, die die des Zweiten Weltkrieges noch weit übertreffen. Auch machen die Artikel den Krieg zu einem Hazard, der — wie dann auch später der Fall Korea ergab — ohne allzu große Schwierigkeiten von irgendwelchen Gruppen auf einem ganz anderen Kontinent gespielt werden kann, ohne daß die United Nations auch nur die geringste Möglichkeit hätten, sich gegen die Politik dieser Gruppen zu wehren». (Matthias a. a. O., S. 318 f.)

Was aus dieser Wendung der amerikanischen Politik folgte, war durchaus konsequent: Churchills antikommunistischer Fanfarenstoß in Fulton, die Bildung des Atlantikbundes (bis hin zu der bekanntlich sehr «atlantischen» Türkei), die Entwicklung der A- und H-Bombe als Werkzeug der Zurückwerfung der Sowjetunion, die Wiederaufrüstung Westdeutschlands, neuerdings der Bagdadpakt, die Südostasiatische Vertragsorganisation, die Unterstützung Tschiang Kai-scheks gegen China usw., aber auch — als Reaktion auf diese ganze Haltung des Westens — die Eingliederung des der Sowjetunion als Interessensphäre überlassenen ost- und mitteleuropäischen Raumes in einen militärisch organisierten Ostblock, die Herstellung von Atomwaffen auch durch die Sowjetunion und jüngst ihre verstärkte Tätigkeit in Süd- und Vorderasien.

So ist die unheilvolle Spannung zwischen der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt entstanden, eine Spannung, die, wie ja der amerikanische Außenminister in seinen berühmt gewordenen Erklärungen gegenüber einem Mitarbeiter der Zeitschrift «Life» zugab, von der Regierung der Vereinigten Staaten dreimal bis zur unmittelbaren Explosionsgefahr gesteigert wurde: in der Koreakrise, im Endkampf um Indochina und in der Formosafrage. Mit einer Art unheimlichen Stolzes bemerkte dazu Herr Dulles: «Die Fähigkeit, bis an den Rand (eines Krieges) zu gehen, ohne doch in den Krieg selbst hineinzugeraten, ist die notwendige Kunst. Wenn man darin nicht Meister ist, gerät man unausweichlich in den Krieg. Wenn man ihm zu entgehen sucht, wenn man davor zurückschreckt, bis an den Rand hin zu gehen, ist man verloren. Wir gingen bis an den Rand und schauten dem Krieg ins Auge. Wir schritten zur starken Aktion.» Wenn das die große Kunst des modernen Diplomaten ist, dann ist es, wie auch die sehr konservative Londoner «Daily Mail» damals sagte, «die erschreckendste Kunst, der wir je begegnet sind. Ein falscher Schritt — und der Künstler kommt über den Rand hinaus, nimmt dabei seine H-Bomben mit und zerstört zugleich die Welt» . . .

Bei *solcher* Einstellung sind freilich alle Bemühungen der anderen Seite, eine Entspannung herbeizuführen, nur Illusion und dazu verurteilt, von den «Künstlern» der westmächtlichen Diplomatie und ihren Nachbetern als bloße «Propagandamanöver» abgetan zu werden, die nicht weiter ernst genommen zu werden brauchten.

Ein unerfüllbares Programm Bleiben wir aber noch einen Augenblick bei der Grundeinstellung der amerikanischen Außenpolitik stehen, wie sie seit Jahren besonders konsequent von Staatssekretär Dulles vertreten wird. Scott Nearing, der amerikanische Schriftsteller, hat unlängst in seinen «World Events» (Januar 1956) das Programm Dulles' in sieben Punkten zusammengefaßt: 1. Austilgung des Kommunismus, wo immer er in der nichtkommunistischen Welt auftritt; 2. Einkreisung der kommunistischen Staaten durch einen eisernen Ring von Wirtschaftsdruckmitteln und Militärstützpunkten; 3. Schwächung der kommunistischen Staaten im Innern und nach außen; 4. Wiederherstellung des westeuropäischen Kapitalismus; 5. Förderung der Einigung und Wiederaufrüstung eines Deutschlands, das die Richtlinien des amerikanischen Außenministeriums befolgt; 6. Zusammenschluß der Mitgliedstaaten des Nordatlantikbundes unter Führung der Vereinigten Staaten und 7. Festhaltung der Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas in ihrer Stellung als Vasallen oder Kolonien der reichsten und mächtigsten «freien Nationen», der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und Frankreichs. «Alle sieben Punkte in diesem Programm für den Frieden und das Wohlergehen des Westens auf Kosten des Gleichgewichtes der Menschheit beschäftigten Herrn Dulles schon in den Jahren, da er republikanischer Berater von Präsident Trumans Kollegium demokratischer Oligarchen war. Er hat an ihrer Verwirklichung unermüdlich gearbeitet, seit er im Januar 1953 das Staatsdepartement übernahm.»

Was für ein Erfolg ist ihm dabei beschieden gewesen?

1. Die Austilgung des Kommunismus und aller irgendwie linksgerichteten Bewegungen ist bisher gelungen in Griechenland, Guatemala, Britisch Guyana, Südkorea und auf den Philippinen, ist aber fehlgeschlagen in Indien, Nordkorea und Nordvietnam. In den Vereinigten Staaten selbst ist die Kommunistische Partei tatsächlich illegal erklärt und in den Untergrund gedrängt worden; sie behauptet hingegen ihre Stellung in Großbritannien und macht eher Fortschritte in Italien und besonders in Frankreich, wo sie mit 4½ Millionen Stimmen (25,6 Prozent der Gesamtzahl) und 146 Abgeordneten weitaus die stärkste Landespartei darstellt.

2. Die kommunistischen Staaten sind durch Militärstützpunkte und Wirtschaftsboykott weithin eingekreist. Aber von der Elbe bis zum Gelben Meer reicht heute ein kommunistischer Staatenblock, der — trotz den schwachen Stellen, die er aufweist — an wirtschaftlichem und politischem Gewicht wie an innerer Festigkeit zunimmt und sich im wesentlichen aus eigenen Mitteln erhalten kann. Die Einkreisungspolitik hat sich so eher als Ansporn zu engerem Zusammenschluß der Ostvölker und zur Anspannung all ihrer Kräfte erwiesen denn als wirksames Druck- und Schreckmittel.

3. Insbesondere die *innere* Schwächung der kommunistischen Länder ist bisher offenkundig mißlungen. Sozusagen alle westlichen Besucher der Sowjetunion stellen fest, daß der Wohlstand und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes wachsen, daß das Regime unerschüttert dasteht und das Volk keinerlei ernsthafte Neigung zeigt, es zu stürzen. Ähnliches gilt vom neuen China, das in den sechs Jahren seines Bestehens die erstaunlichsten wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen vollbracht hat, und dessen Volk moralisch durchaus für ein Regime gewonnen scheint, unter dem es nicht nur die nationale Unabhängigkeit, sondern auch freie Bahn für seinen Aufstieg zu einem menschenwürdigen Dasein gewonnen hat.

4. Dank dem massiven Eingreifen Amerikas ist das kapitalistische Regime in Westeuropa, das nach dem Krieg dem Versagen nahe war, mindestens äußerlich wiederaufgerichtet worden und hat besonders in Großbritannien, Belgien und Holland, in Westdeutschland und Österreich neue Kraft gewonnen — nicht zu reden von den Ländern, in denen es, wie in der Schweiz und in Schweden, durch den Krieg überhaupt nicht erschüttert worden ist und seither erst recht erfolgreich scheint. In anderen Ländern, so in Frankreich und Italien, mag der Erfolg der kapitalistischen Restauration zweifelhaft und durch die zunehmende Schwächung ihres politischen Gefüges aufgewogen sein. Als Ganzes steht der westeuropäische Kapitalismus keineswegs imponierend da, zumal die Bemühungen, auf seinem Boden Westeuropa zu einigen, bisher immer wieder gescheitert sind.

5. Deutschland ist von derjenigen Art Wiedervereinigung, die Dulles erträumt, so weit entfernt wie nur je. Wohl nimmt die Wiederaufrüstung Westdeutschlands ihren Fortgang; die Regierung der Bundesrepublik hat bereits ein Gesetz über die Wiedereinführung des Militärzwanges an das Parlament geleitet und rechnet damit, daß die ersten Einberufungen zum Militärdienst etwa im Herbst 1957 erfolgen können. Aber der Gegenzug Ostdeutschlands ist nicht ausgeblieben: die «Volksarmee» der DDR — die als «Volkspolizei» in der Hauptsache schon bisher bestand — ist jetzt offiziell ausgerufen worden und wird planmäßig ausgebaut werden. Das heißt aber, daß die Spaltung Deutschlands weiter vertieft worden und die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes der beiden Großblöcke auf deutschem Boden erhöht ist.

Man mag den Gegenzug der DDR vom Standpunkt der hergebrachten politischen Reaktionsweise — «Auge um Auge, Zahn um Zahn» — verstehen. Aber das ist es ja eben, daß dieser Standpunkt, schon immer sittlich verkehrt, nun auch «realpolitisch» unsinnig, ja selbstmörderisch geworden ist. Gerade ein Staat, der beansprucht, einer *neuen* gesellschaftlichen Moral zu huldigen und dem Geist des Friedens zu dienen, hätte die Pflicht gehabt, der Aufrüstungspolitik Westdeutschlands den Willen zur Landesverteidigung mit den Mitteln sozialer Gerechtigkeit

und staatsbürgerlicher Freiheit entgegenzustellen und es in vollem Ernst darauf ankommen zu lassen, ob ein hochgerüsteter Westen wirklich zur gewaltsamen Angliederung Ostdeutschlands an die Bonner Republik schreiten würde. Daß er das nicht getan hat, vielmehr nun ganz offen an die «gute nationale Militärtradition» Preußen-Deutschlands anknüpft und den Geist Blüchers und Lützows, Scharnhorsts und Gneisenaus beschwört, um die «Volksarmee» populärer zu machen — das ist eine Schuld, die Gericht herausfordert. Freilich, die Schuld Westdeutschlands und seiner Parteien — eingeschlossen die ewig wankelmütige und grundsatzlose Sozialdemokratie — wird dadurch nicht aufgehoben. Th. Michaltscheff hat ganz recht, wenn er in der Hamburger «Friedensrundschau» (Nr. 2) feststellt:

«Abgesehen davon, daß geschichtliche Schuld dieses Ausmaßes und dieser Art fast nie einseitig ist, wäre es zur nationalen Volksarmee der DDR vielleicht nicht gekommen, wenn ihr nicht die Pariser Verträge, der Beitritt der Bundesrepublik in die NATO und die Aufstellung der zwölf westdeutschen Divisionen vorangegangen wären. Die Kasernierung der Volkspolizei ist kein zureichender Beweis dafür, daß die DDR mit der Remilitarisierung als erste begonnen hat. Denn erstens ist eine Volkspolizei, wenn auch kaserniert, etwas anderes als eine reguläre Armee und zweitens hatte die Bundesrepublik durch den motorisierten und militärisch aufgezogenen Grenzschutz einen ausreichenden Ausgleich für die kasernierte Volkspolizei geschaffen. Eine eminente Gefahr bestand daher nicht. Durch die Aufstellung von Armeen in beiden Teilen Deutschlands wird aber jetzt zwangsläufig das gefürchtete Wettrüsten zwischen beiden Teilstaaten beginnen, das nicht allein eine beiderseitige Bedrohung, sondern auch eine zusätzliche schwere Belastung für die ganze Weltpolitik bedeuten wird.

Man mag über die DDR denken, wie man will. Tatsache ist es aber, daß der erste Schritt für die Auseinanderentwicklung und für die Versteifung der Spaltung Deutschlands fast immer von westdeutscher Seite gemacht wurde. Die Bundesrepublik ist der DDR mit dem schlechten Beispiel in dieser Hinsicht vorangegangen. So war es mit der Währungsreform, der Schaffung eines selbständigen westdeutschen Staates, der Verkündigung des Grundgesetzes, der Einberufung des Bundestages, der Unterzeichnung der Pariser Verträge, des Beitritts der Bundesrepublik in die NATO und in die Westeuropäische Union, der Proklamierung der Souveränität, der Schaffung von Militärgesetzen, der Einberufung von Soldaten usw. — alles dies fand zuerst in Westdeutschland statt. Die DDR folgte im Abstand von mehreren Wochen oder auch Monaten nach.»

Auf jeden Fall hat man in Westdeutschland keinen Grund, wieder pharisäisch über die DDR abzuurteilen. *Der* Geist, der in der Bundesrepublik herrscht, ist — alles in allem genommen — schlimmer als die Gesinnung, die das ostdeutsche Regime hier von der Vergangenheit übernommen hat, einer Vergangenheit, die zu überwinden freilich gerade seine Berufung wäre und sein Lebensrecht begründen sollte*.

* Welchen Geistes gewisse «Führer» Westdeutschlands sind, geht auch aus einem bei uns wenig beachteten Vorgang hervor, der hier doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden soll. Der Präsident des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands, Bischof Dibelius, hatte Ende Januar eine Audienz beim Papst, um zusammen mit der römischen Kirche «eine Union aller Christen zur gemeinsamen Abwehr antireligiöser Kräfte zu fördern» — unter denen natürlich nicht das kapita-

6. Der Nordatlantikbund besteht zwar und arbeitet mit einem großen, besonders militärischen Apparat. Aber eine einheitliche politische Macht ist er nicht. Und die Widerstände gegen die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten verstärken sich eher, statt daß sie schwächer würden. Daran ändern papierene Erklärungen wie die beim jüngsten Besuch Edens in Washington erlassene gar nichts. In Großbritannien weiß allmählich jedermann, daß die amerikanische «Führung» zuletzt nichts anderes bedeutet als die Hineinziehung Englands in einen Atombombenkrieg, in dem es sicher zerstört würde, während die Vereinigten Staaten, hinter dem Ozean einigermaßen geborgen, doch irgendwie davonzukommen hoffen dürften. Und was Frankreich betrifft, so mache sich niemand Illusionen über seine Bereitschaft, Arm in Arm mit einer neuen deutschen Wehrmacht gegen den kommunistischen Osten zu Felde zu ziehen. Nicht nur daß die Kommunistische Partei Frankreichs stark genug ist, um jeden solchen Versuch, falls er dennoch unternommen würde, lahmzulegen; auch die Mehrheit der nichtkommunistischen Franzosen wird nicht mehr zum Marschieren gebracht werden können, hat sie doch nicht einmal zu einem ernsthaften, ausdauernden Krieg gegen die ins Land eingefallenen Armeen Hitlers gebracht werden können — und die Sowjetarmee wird sicher nicht angreifend in Frankreich einfallen.

7. Die Kolonial- und Halbkolonialvölker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas entgleiten immer deutlicher der westeuropäisch-amerikanischen Beherrschung. Die Bandung-Konferenz im Frühjahr 1955 hat

---

listische, nationalistische und militärische Heidentum des Westens verstanden wird, sondern vor allem der atheistische Kommunismus. Erfreulicherweise protestiert die «Stimme der Gemeinde» (vom 1. Februar) entschieden gegen *diese* Art des Kampfes wider die Gottlosigkeit:

«Wir wollen es rechtzeitig und deutlich sagen: Rom ist für uns kein Bundesgenosse. Die Verfolgungen der Protestanten in Spanien, in südamerikanischen Staaten und andernorts durch die römische Kirche oder durch sie beeinflußte und beherrschte Regierungen macht Rom zum ungeeignetsten Partner für die evangelische Christenheit. Wo immer Rom die Macht dazu hat, sind heute noch Terror und Verfolgung das Los der Protestanten. Die politische Mesalliance evangelischer Bischöfe und Oberkirchenräte mit dem intoleranten römischen Katholizismus hat daran nichts geändert. Sie ist nur geeignet, die wirklichen Verhältnisse zu vernebeln. — Von seiner Gründung an versagte sich die römische Kirche dem ökumenischen Zusammenschluß der Christenheit. ‚Es kann nur eine Einheit der Christen geben, wenn die außerhalb der katholischen Kirche Stehenden Glauben, Kultus und Hierarchie der römischen Kirche annehmen', schrieb der ‚Osservatore Romano' zur Weltkirchenkonferenz in Evanston im August 1954. Der katholische Erzbischof von Chicago, Kardinal Stritch, verbot allen Katholiken die Teilnahme und das Betreten des Geländes der Weltkirchenversammlung von Evanston. Es könne eine Einheit der Christenheit nur durch vollständige Unterwerfung unter die Lehre und Herrschaft der Katholischen Kirche geben. Die römische Kirche ist mit ihrem Totalitätsanspruch und mit ihrer Praxis ein unglaubwürdiger Partner ‚für die Verteidigung der religiösen Werte'. Bischof Dibelius hat der evangelischen Christenheit einen schlechten Dienst erwiesen. Rom ist für uns kein Bundesgenosse.»

ihre Solidarität im Kampf um ihre volle Befreiung sogar dem Staatsdepartement der USA klargemacht, das die Konferenz vergeblich boykottieren zu lassen versuchte. Und seither hat die nationale und soziale Unabhängigkeitsbewegung der unterentwickelten Völker nur neue Fortschritte gemacht. In Ost- und Südasien haben die Westmächte nicht mehr viel zu suchen — trotz der Südostasiatischen Vertragsorganisation (SEATO) und trotz der Wiederaufrüstung Japans. In Mittel- und Vorderasien schwindet der britisch-amerikanische Einfluß zusehends; der Bagdadpakt steht nach der nun ebenfalls erfolgten Absage Jordaniens und angesichts der mehr als zweifelhaften Marschbereitschaft Iraks (das seinen Gegner nicht in der Sowjetunion, sondern in Israel sieht) nur noch auf dem Papier. Nordafrika aber ist in vollem Aufruhr gegen Frankreich begriffen, und daß die Abfallbewegung auch auf weitere wichtige Teile des dunklen Erdteils übergreift, ist nurmehr eine Frage der Zeit. Sogar Lateinamerikas sind die Vereinigten Staaten längst nicht mehr sicher; was sie sich in Guatemala geleistet haben, dürfen sie anderswo kaum wiederholen, zumal die Ergebnisse der gewaltsamen Wiederherstellung der Ausbeutungswirtschaft in diesem Land auf alle anderen Völker Mittel- und Südamerikas eher aufreizend wirken müssen und ihnen vollends klarzumachen geeignet sind, was man in Washington unter «Kampf gegen den Kommunismus» *wirklich* versteht.

Kurz: Das weltpolitische Programm der Vereinigten Staaten, dessen Durchführung das «amerikanische Jahrhundert» aus einem Traum zur Wirklichkeit machen sollte, erweist sich mehr und mehr als undurchführbar. «Mr. Dulles war ein Erfolg als Anwalt des internationalen Großkapitals. Als internationaler Retter des kapitalistischen Imperialismus ist er ein elender Mißerfolg», wie Scott Nearing trocken bemerkt.

Rechts oder links! Ein besonderes Wort muß noch zu den Ereignissen in und um *Frankreich* gesagt werden, die in der Berichtszeit die Aufmerksamkeit der Welt so stark in Anspruch genommen haben und sie noch lange weiterbeschäftigen werden. Wie zu erwarten war, hat also im Namen einer «Republikanischen Front» der sozialdemokratische Parteisekretär Guy Mollet das Regierungssteuer nach den Neuwahlen in die Hand bekommen. Er ist, wie der Pariser Korrespondent des «New Statesman» schreibt, «ein erfahrener Parteipolitiker, ein glänzender Regisseur von Parteitagen und ein alter Sachverständiger in Kulissenmanövern. Regierungserfahrung hat er aber tatsächlich keine, und er muß sich erst noch klar darüber werden, daß Zugeständnisse — vor allem in der Behandlung nordafrikanischer Fragen — unweigerlich die Begehren der französischen Rechten versteifen». Weiß er das wirklich noch nicht? Ist seine Taktik nicht gerade

auf eine wenn auch verschleierte *Zusammenarbeit* mit der («gemäßigten») Rechten gerichtet, zum Zweck der Fernhaltung der Kommunisten von der Regierungsmehrheit? In einem Pariser Brief der westdeutschen «Anderen Zeitung» wird es direkt behauptet:

«Der Verrat an den Zielen der ‚Republikanischen Front' und vor allem an dem, was die Massen sich darunter vorstellen, ist längst noch nicht abgewehrt. Wenn der direkte Weg der ‚nationalen Einheit' scheitert, dann ist ein anderer, weniger auffälliger vorgesehen. Und der geht über die ‚Europäer'. Welchen besseren Kitt könnte es wohl geben, um Rechte und Linke wieder zusammenzubringen, als die ‚Europa-Idee'? Gibt es nicht ‚europäisch' denkende Sozialisten, denkt Pinay nicht ‚europäisch' und ist der MRP nicht dazu da, um als ‚christliche' Kupplerin zwischen beiden zu dienen? Tatsächlich wird die zweite Operation gegen die Linke unter der Europa-Flagge geführt. Mendès wird als Ministerpräsident abgelehnt, da man ihm seine Einstellung gegen die EVG nicht verziehen hat und man ihn als Gegner anderer übernationaler Kombinationen betrachtet. Statt dessen will man gern einen ‚gemäßigten' Europa-Sozialisten wie Mollet oder Pineau oder Ramadier akzeptieren. Über den ‚europäischen' Umweg wäre dann der Linken der Stachel genommen, und man wäre glücklich wieder im Sumpf der Vergangenheit gelandet. Das ist die Absicht der geschlagenen Rechten. Gewisse Sozialisten kommen ihr entgegen. Eine neue Wochenzeitung ‚Demain' vertritt mit Eifer die Idee der Verständigung unter dem verständnisvollen Lächeln Herrn Monnets.

Die Massen aber wollen etwas anderes. Das Volk schläft nicht mehr. Millionen Jugendlicher sind zu politischer Aktivität erwacht. Und der Poujade-Faschismus lauert auf jede Schwäche des Parlaments. Nichts kann ihm nützlicher sein als die Rückkehr zu den alten Methoden. Es ist keine Zeit mehr für die trüben und kläglichen Parteienspiele der Vergangenheit.»

Mollet und die ihm folgenden Sozialdemokraten haben freilich eine gewisse Entschuldigung. Ob die französischen Kommunisten loyale Regierungspartner wären, wenn so etwas wie eine neue Volksfront gebildet würde, ist keineswegs sicher. In ihren eigenen Reihen wird immer wieder Kritik an ihrer doktrinären Starrheit und an ihrer Unduldsamkeit gegenüber allem, was nicht der (jeweiligen) Parteilinie folgt, geübt, so neuerdings in einem Büchlein Pierre Hervés, eines der gescheitesten Wortführer der jüngeren Kommunistengeneration. Man darf gespannt sein, was für ein Schicksal ihm die linientreuen Dogmatiker bereiten werden*. Indessen wäre es doch Borniertheit von der *anderen* Seite, wollte man jede vernünftige Entwicklung der französischen Kommunisten von vornherein ausschließen, besonders auch im Hinblick auf die augenfällige Biegsamkeit und Verständigungsbereitschaft der Sowjetführung, die recht wohl weiß, daß «Koexistenz» mit der nichtkommunistischen Welt und vor allem natürlich mit der sozia-

* Das war kaum geschrieben, als auch schon prompt der Ausschluß Hervés aus der Kommunistischen Partei gemeldet wurde. Ob es endgültig dabei bleibt? Die französischen Gäste am kommunistischen Parteitag der Sowjetunion, der den neuen Kurs Moskaus in so sensationeller Form markierte, werden vielleicht doch dafür sorgen, daß auch der Ketzerprozeß gegen Hervé revidiert wird, so wie nun in Moskau ein Ketzer nach dem andern — auch solche, die schon längst ihren Genickschuß bekommen haben — in seiner kommunistischen Ehre wiederhergestellt wird. Oder will man in Paris päpstlicher sein als der Papst?

listischen und Arbeiterbewegung des Westens auf alle absehbare Zeit auch für die konsequentesten Kommunisten eine Lebensnotwendigkeit ist. Es käme mindestens auf einen *Versuch* zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten an. Gerade davon aber will die neue französische Regierungsmehrheit einfach nichts wissen. Lieber versucht sie es mit der Rechten und mit Nachgiebigkeit gegenüber ihren Druckmanövern. So jetzt in der brennenden *Algerienfrage*. Es genügte, daß die Anhänger Poujades, die sich eine eigene Parteimiliz zugelegt haben, im besten faschistischen Stil gewalttätige Kundgebungen gegen den soeben ernannten Residenten für Algerien, General Catroux, organisierten, um Mollet zu dessen Ausbootung zu veranlassen. Natürlich hat dieser Rückzug die französischen Siedler (colons) in Nordafrika erst recht ermutigt, die Algerier aber — und mit ihnen die Nationalisten in Tunesien und Marokko — *ent*mutigt und ihr Vertrauen in die Pariser Regierung aufs neue und vielleicht folgenschwer geschwächt.

Frankreichs geheimer Krieg Wie unter diesen Umständen Frankreich seinen Krieg in Algerien soll ehrenhaft zum Abschluß bringen können, ist schwer abzusehen. Denn ein wirklicher Krieg ist es ja, womit es Frankreich dort zu tun hat. Man redet zwar noch immer bloß von dem «Notzustand», der in Algerien im April 1955 erklärt worden sei, und der — in etwas anderer Form — auch seit der Ausschreibung der Wahlen zur französischen Nationalversammlung, die ihm formell hätten ein Ende machen sollen, noch immer weiter besteht. Gerade die fristlose Verschiebung der Wahlen in Algerien, das offiziell als Teil Frankreichs, nicht als Protektorat oder Kolonie, gilt, zeigt nur zu deutlich, daß in Algier Kriegsrecht, Kriegszustand herrscht und Frankreich nicht mehr nur einen örtlichen Aufstand zu bekämpfen, sondern einen regelrechten Kolonialkrieg zu führen hat.

Die Fiktion, daß die Revolte, die am 1. November 1954 ausbrach, lediglich das Ergebnis einer Hetze kleiner Gruppen von Unzufriedenen sei, konnte nicht mehr aufrechterhalten werden, als klar wurde, daß hier eine *organisierte, revolutionäre Widerstandsbewegung* im Gang war, die — in völliger Unabhängigkeit von den nationalistischen Parteien — rasch das ganze Volk ergriffen hatte. Schon nach dreiviertel Jahren war nicht mehr zu bezweifeln, daß die algerische Revolutionsarmee zu Operationen großen Stils fähig war, die gleichzeitig in weit auseinanderliegenden Landesteilen geführt wurden. Was wunder, daß die Franzosen im vergangenen Oktober nicht weniger als 200 000 Mann aus dem Mutterland nach Algerien werfen mußten — eine modern ausgerüstete, kampfkräftige Armee, die aber den Aufstand weder dämpfen noch seine weitere Ausbreitung verhindern konnte. Die Stärke der Rebellen ist bis heute unbekannt; man weiß nur, daß ihre Führung über die französischen Truppenbewegungen und alles sonst Wissens-

werte immer ausgezeichnet unterrichtet ist und die Rebellen von der Bevölkerung mit allem Nötigen reichlich unterstützt werden, namentlich mit Waffen, die also keineswegs von der Leitung des Arabischen Bundes in Kairo stammen, sondern aus Algerien und dem übrigen Französisch Nordafrika selbst, soweit sie nicht Beute aus den zahllosen Überfällen sind, die die Maquis-Truppen auf die Nachschub- und Geleitzüge der Franzosen machen.

Wie soll das alles weitergehen? Man denkt immer wieder an Indochina und den ruhmlosen Zusammenbruch des dortigen Kolonialkrieges. Aber es besteht doch, wie K. S. Karol im «New Statesman» (am 24. Dezember 1955) schrieb, ein sehr bedeutender Unterschied zwischen den beiden Kriegen:

«Algerien ist nur vier Flugstunden von Paris entfernt, und über eine Million Franzosen lebt dort seit hundert Jahren. Das ist kein gewöhnlicher Kolonialkrieg mehr, der 15 000 Kilometer vom Mutterland weg geführt wird, sondern eine Kraftprobe, die an den Grenzen Frankreichs selber ausgetragen wird. Für die Angehörigen der französischen Kolonie ist der Krieg keine Frage eines Devisenhandels in Piastern, sondern eine Frage von Leben und Tod, ein Krieg zur Verteidigung von Besitzungen, die sie nach vielen Jahren harter Pionierarbeit erworben hatten und auf die sie nach ihrer festen Überzeugung ein Recht haben. Diese Überzeugung zu erschüttern und diese Menschen zu vertreiben, ist eine unmögliche Aufgabe für das Maquis. Die Rebellen mögen imstande sein, die französische Armee in Schach zu halten, aber ein algerisches Dien Bien Phu vorzubereiten und zu gewinnen, vermögen sie nicht.»

Vielleicht wollen sie es auch gar nicht. Es dürfte mit den algerischen Nationalisten nicht viel anders stehen als mit den tunesischen und marokkanischen: im Grund möchten sie im französischen Staatsverband bleiben — nur mit politischer Selbstregierung und ohne wirtschaftliche Ausbeutung. Bezeichnend genug ist, daß nach dem glaubwürdigen Bericht des französischen Journalisten Robert Barrat die meisten der von ihm besuchten Führer der algerischen Nationalarmee unter sich selbst Französisch sprachen. Ist aber angesichts der neuen Verschärfung der Lage, wie sie sich im letzten halben Jahr herausgebildet hat, eine friedliche Verständigung zwischen Franzosen und Algeriern überhaupt noch möglich? Werden nicht auf beiden Seiten die extremen Gruppen das Heft in die Hand bekommen? Die Gefahr besteht ohne Zweifel, und die Regierung Mollet macht gar nicht den Eindruck, daß sie ihr wirksam zu begegnen imstande sei. Vergessen wir auch nicht, daß hinter Frankreich in Nordafrika die *Vereinigten Staaten* stehen. Und die amerikanische Politik besteht dort — wie John Gunther in seinem großen, so überaus aufschlußreichen Buch «Inside Africa» unverhohlen ausspricht — im wesentlichen darin, die französische Kolonialherrschaft und die bisherige soziale Ordnung zu stützen und den revolutionären Nationalismus niederzuhalten. «Wir brauchen», so schreibt Gunther, «die militärische Hilfe Frankreichs in Europa, und darum müssen wir logischerweise mit Frankreich zusammenspannen. Nordafrika ist zudem der Schwanz des französischen Drachens; tritt

man ihm auf den Schwanz, so kann der Drachen nicht steigen. Wenn es zum Kriege kommt, wird ein starkes, freundliches Frankreich lebenswichtig für die nationalen Interessen Frankreichs sein.»

Gunther weiß freilich, daß diese konservative, ja reaktionäre Einstellung der Vereinigten Staaten wie Frankreichs selber die Gefahr in sich birgt, daß Nordafrika über kurz oder lang ganz von Frankreich abfällt und vielleicht sogar dem Kommunismus zugetrieben wird. Und er hofft darum, daß Frankreich, mit amerikanischer Zustimmung, doch noch rechtzeitig «größere Zugeständnisse» an den nordafrikanischen Nationalismus machen werde. Aber so wie die Dinge sich jetzt entwickeln, steht solche Hoffnung auf recht schwachen Füßen. Die Gefahr wächst für Frankreich stetig, daß sich in Nordafrika eben doch wiederholt, was in Indochina geschehen ist. Und das hieße dann freilich, daß Frankreich nicht nur eine ferne Kolonie verlöre, sondern ein seit 130 Jahren mühsam aufgebautes Imperium vor den Toren des Mutterlandes, daß auch seine riesigen west- und zentralafrikanischen Besitzungen früher oder später abfallen würden und daß es damit endgültig aus der Reihe der großen Weltmächte ausschiede. Das ist vielleicht der notwendige Gang der Geschichte, die mit allem Kolonialismus und Imperialismus erbarmungslos aufräumt. Aber kann sich der Übergang zu der neuen Geschichtsperiode, der wir entgegengehen, für Frankreich nicht weniger katastrophal, weniger demütigend vollziehen?

15. Februar. *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Abrechnung mit den christlichen Lehrern

Ein Werk des Pfarrers Dignath

Im Jahre 1917 hielt *Theodor Haecker*, der berühmte katholische Kulturphilosoph, eine erste Abrechnung nicht nur mit dem «christlichen Staat», sondern insbesondere mit seinen beamteten Lehrern, den Professoren. Er meinte, daß sie «eine ausgesprochene geistige Hochstaplerexistenz führten, da sie sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind, nämlich Lehrer».

Das klingt sehr rauh, ist aber verständlich angesichts dessen, was diese Lehrer sich in den Zeiten vor 1914 und während des «ehrlosen Gemetzels» (Benedikt XV.) an Hetze, Phrase und Lüge geleistet hatten. Man lese diese Abrechnung nach in dem «Nachwort» zum «Begriff des Auserwählten», einer Kierkegaard-Übersetzung, die im Brenner-Verlag in Innsbruck erschienen ist! Es ist heute noch, ja gerade heute, des Lesens wert. Daß dies Nachwort nach 1918 so wenig gelesen wurde, ist mit schuld daran, daß 1933 möglich wurde.

Nun legt im Jahre 1956 der evangelische Pfarrer *Walter Dignath* in Düren seine Abrechnung mit den Lehrern der protestantischen Kriegstheologie vor, nicht wie Haecker in Form einer polemischen Schrift, sondern als wissenschaftliche, unter dem Titel: *«Kirche, Krieg, Kriegsdienst»* (im Verlag von Herbert Reich, Hamburg-Volksdorf, broschiert 6 DM, in Geschenkausgabe 8 DM). Möge diese Schrift von den protestantischen Brüdern mit größerem Eifer gelesen werden als die Schrift Haeckers seinerzeit! Sie könnte, wenn nicht den dritten Weltkrieg verhindern, so doch jedem Christen (auch dem katholischen) zur Informierung seines Gewissens beste Dienste leisten.

Es gibt ja auch heute noch protestantische Lehrer genug, die sich immer noch in den Geleisen der Kriegstheologie bewegen, die soviel Unheil über unser Volk gebracht hat. Die protestantische Kriegstheologie wurzelt, wie Pfarrer Dignath nachweist, nicht so sehr in der katholischen Naturrechtstheologie vom «gerechten Krieg» (wenngleich sie auch davon nicht frei ist), als vielmehr in den Überzeugungen vom «Krieg als geschichtlicher Notwendigkeit» und vom «Krieg als Schicksal». Die Hauptkapitel seiner Untersuchung widmete Pfarrer Dignath demgemäß diesen beiden Komplexen.

An der Wiege des «Krieges als geschichtliche Notwendigkeit» stehen, wie Dignath nachweist, die Professoren *Hegel* und *Fichte*, die Hauptverantwortlichen für die Vergiftung der Welt mit dem «Deutschen Idealismus». Die Urwurzel scheint aber der berühmte *Nicolo Macchiavelli* zu sein, der über die christlich abendländische Kirche in Sachen der Staatsraison auf der ganzen Linie gesiegt hat. Diese Urväter hatten in praxi einen gelehrigen Schüler in *Bismarck*, der ganz in der Auffassung vom Krieg als geschichtlicher Notwendigkeit befangen war. Die beiden Professoren *Rothe* und *Troeltsch* untermauerten diese politische Praxis «christlich», indem sie die Geschichte geradezu zur andern Offenbarungsquelle machten. Es ist erschütternd, dies bei Dignath nachzulesen. Den Gipfel erreichte die Verwirrung bei *Friedrich Naumann*, der Gott in zwei Gestalten vorstellte: dem «Weltgott, der die Sittlichkeit des Kampfes ums Dasein schafft» und den «Vater Jesu Christ, der die Sittlichkeit der Barmherzigkeit will». Und Naumann sagt schließlich: «Das Leben braucht beides: die gepanzerte Faust *und* die Hand Jesu, Cäsar *und* Christus». Und der Christ habe demgemäß beiden zu dienen, je nach ihren Gesetzen! Das aber ist der Irrsinn der Schizophrenie, der endlich dazu geführt hat, daß sogar dies Land, das solche Lehrer hatte, in zwei Staaten aufgespalten wurde, die nun beide diesem Wahnsinn verfallen sind.

Als modernster Experte des «Krieges als Schicksal» ist, nach Dignath, der Landesbischof Hanns Lilje anzusehen. Ihm wird «der christliche Glaube Mittel und Antrieb für den materiellen Kampf», wie Dignath schreibt nach Analyse der Liljeschen Schrift: «Der Krieg als geistige Leistung». Dignath stellt dieser Auffassung die richtige gegenüber: «Im ganzen biblischen Zeugnis besitzt das Heldentum als militante menschliche Leistung nicht den geringsten Eigenwert.» Dignath fügt hinzu: «Dem Vater Jesu Christi martialische Züge zu geben, wie es doch die protestantische Kriegstheologie getan hat — das ist *antichristlich und satanisch*.»

Dieses Beharren in der alten Kriegstheologie ist darauf zurückzuführen, daß man sich nach 1945 (wie schon nach 1918) auf Restauration beschränkte und in ihr das Heil sah. Aber der Psychiater *Kütemeyer*, den Dignath zitiert, erweist das Wesen der Restauration als *«verstockte Weigerung zur Wandlung»*, die «Besiegelung der Krankheit Europas».

Der Kriegstheologie stellt Walter Dignath die des Friedens entgegen, die er in die Worte kleidet: «Wir (Christen) sind dazu befreit, *in dieser* noch von Kriegen

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

und Kriegsgeschrei erfüllten und entstellten Welt schon Menschen des Friedens zu sein. Das erfordert ständig eine durchgreifende Revision unserer herkömmlichen Existenzweise — dergestalt, daß wir unmenschlichen Institutionen und Ideologien zu widerstehen wagen und damit ihren Fortbestand in Frage stellen.»

Dignaths ausgezeichnetes Buch kann der Erweckung der Gewissen in letzter Stunde dienen und bewirken, daß weite Kreise der evangelischen Christenheit sich der Konzeption entgegenwerfen, die in Verfolgung der Kriegstheologie vom «gerechten Krieg», die von den katholischen Lehrern weiter tradiert wird, zu neuer Aufrüstung geführt hat. Der Geist weht, wo ER will — er weht spürbar im Werke dieses evangelischen Pfarrers, und ich, katholischer Christ, bin dafür von Herzen dankbar.

Georg Heidingsfelder

Wilhelm Neufeld: «*Der Sternenhimmel*», Bildkarte. Müller & Kiepenheuer, Bergen II OBB.

Wir haben hier, von künstlerischer Hand geschaffen, eine wunderschöne und eindrucksvolle Sternkarte vor uns, die uns vor allem die Tierkreiszeichen und somit etwas Vertrautes am Himmel naherückt. Begleitet ist die Karte von einem Heft, in welchem Werner Büdeler über den Sternenhimmel im allgemeinen und über die Tierkreiszeichen im besondern einige aufschlußreiche Worte schreibt. Die Symbolik der Tierkreiszeichen führt uns in die Zeiten zurück, da die Menschen wohl weniger, aber auch mehr vom Geheimnis des Himmels und der Gestirne wußten und da ihnen die Gestirne Weggefährten waren, genau gekannt und doch in ehrfurchtsvoller Distanz gehalten. Das Kennen beruhte auf anderer Basis als heute, wo man rechnet und berechnet mit Verstand und Zahlen und «Berechnung», wo man auf materielle Eroberung des Weltraumes ausgeht und dies nur zum Zweck einer neuen Bedrohung der Menschenbrüder. Dennoch wurde auch jene Vergangenheit und Weltanschauung überstrahlt vom *einen* Stern, der über Bethlehem stand und der Symbol und Wirklichkeit zugleich war und der Eroberung durch Dienen und Erlösung durch Liebe bedeutet.

Eine solche anschauliche, mit Phantasie, Können und Freude geschaffene Sternkarte, wie sie uns vorliegt, gibt uns viel, wenn wir sie lange und richtig anschauen und dann darüber hinaus denken und begreifen und einsehen, daß es wirklich nur *einen* Stern für uns gibt, der Kosmos und Mensch umfaßt und dem Sternenhimmel *das* Maß, *den* Sinn und *die* Erklärung gibt.

C. W.-St.

Fritz Wartenweiler: «*Herman Greulich — Auch der Arbeiter will Mensch werden.*» Hauenstein-Verlag, Olten.

Herman Greulich kämpfte ein ganzes Leben für dieses Ziel. In dieser Schrift verfolgen wir das Leben und Wirken eines Arbeiterführers. Herman Greulich — aus ganz bescheidenen Verhältnissen stammend — war ein begabter und tüchtiger Politiker. Als Mitglied des Nationalrates übte er in seiner sozialdemokratischen Fraktion (die Kapelle Greulich genannt wurde) einen großen Einfluß aus. Herman Greulich war ein idealistischer Realist, der mit ganzer Kraft für die Sache der wirtschaftlich Schwachen kämpfte. Eines durfte Greulich von sich sagen, als er den letzten Atemzug tat: «Die Schweizer Arbeiterschaft, die ich 1925 verlasse, ist gänzlich verschieden von der, die ich 1865 antraf!»

Hansruedi Zbinden

STIMMEN

Jacob Burckhardt (Die Kultur der Renaissance): Die sinkende Kirche ist es, auf welche jene schwerste Verantwortung fällt, die je in der Geschichte vorgekommen ist: sie hat eine getrübte und zum Vorteil ihrer Allmacht entstellte Lehre mit allen Mitteln der Gewalt als reine Wahrheit durchgesetzt und im Gefühl ihrer Unantastbarkeit sich der schwersten Entsittlichung überlassen; sie hat, um sich in solchem Zustande zu behaupten, gegen den Geist und das Gewissen der Völker tödliche Streiche geführt und viele von den Höherbegabten, welche sich ihr innerlich entzogen, dem Unglauben und der Verbitterung in die Arme getrieben.

Prof. Joseph Hromadka (am Friedenskongreß in Helsinki 1955): «Die erste Mission der Kirche ist immer gewesen, das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen in den Bedingungen und historischen Situationen, in welchen die Menschen sich befinden. Ein treues Glied der Kirche hat auf sich zu nehmen die Bürde der Arbeit, des Kummers, der Verantwortlichkeit und der Funktionen, welche es gegenüber seinen Brüdern haben muß in der Liebe und im Mitleid, ohne nach Belohnung oder Profit für sich selber zu fragen. Erst dann, wenn es diese Aufgabe gelöst hat, kann seine prophetische Kritik einen wahren Sinn haben. Die Freiheit eines Christenmenschen ist die Freiheit des Jas zum Evangelium, das heißt die Freiheit des Opfers und der Hingabe.»

An unsere Leser!

Wir bringen demnächst den Vortrag von Dr. *Hugo Kramer*: «Der Welthunger und die Christen» als Separatdruck heraus und bitten Sie, diese wichtige Broschüre zu beachten, zu bestellen und weiterzugeben. Sie ist zu beziehen bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, Zürich, und kostet 50 Rappen; bei Abnahme von mehr als zehn Stück 40 Rappen.

Das Problem der Hilfe für Indien und Afrika verfolgen wir weiter und werden darauf zurückkommen.

Unserem heutigen Heft liegt der Protest der Religiös-sozialen Vereinigung gegen die Wasserstoffbombenexperimente bei. Das Blatt ist gratis bei der Administration zu beziehen, und wir bitten, es weithin zu verbreiten. Wir vertrauen auf ihre diesbezügliche Mitarbeit.

Die Redaktion

RELIGIÖS-SOZIALE VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Einladung

Wir laden unsere Mitglieder freundlich ein zu unserer

Jahresversammlung

auf *Sonntag, den 4. März 1956,* im Haus «Zum Korn», Birmensdorferstraße 67, beim Bahnhof Wiedikon, Zürich, 5. Stock (Lift), Tram 5 oder 14.

Tagesordnung

9.30 Uhr: Ordentliche Jahresgeschäfte, zukünftige Arbeit der Religiös-Sozialen Vereinigung, Verschiedenes.

14.15 Uhr: Vortrag von Frau Dr. *Gertrud Kurz,* Bern, «Das arabisch-israelische Problem».

Zu diesem Vortrag sind Freunde und Interessenten herzlich eingeladen.

Für die Religiös-Soziale Vereinigung:
Die Präsidentin: Carmen Weingartner-Studer

VEREINIGUNG DER FREUNDE DER «NEUEN WEGE»

Einladung

Wir laden unsere Mitglieder freundlich ein zu unserer

Jahresversammlung

auf *Samstag, den 3. März 1956,* 20 Uhr, im Haus «Zum Korn», Birmensdorferstraße 67, beim Bahnhof Wiedikon, Zürich, zweiter Stock (Lift), Tram 5 oder 14.

Für die Vereinigung der Freunde der «Neuen Wege»:
Carmen Weingartner-Studer

Weh!
Oh weh der Lüge,
sie befreiet nicht,
wie jedes andere wahr gesprochne Wort,
die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
gewendet und versagend, sich zurück
und trifft den Schützen . . .

(Goethe, «Iphigenie auf Tauris»)

Vorbemerkungen der Redaktion

Diese Nummer der «Neuen Wege» erscheint als Sondernummer. Wir sahen uns zu diesem etwas außergewöhnlichen Unternehmen veranlaßt durch den nachfolgenden «Bericht an F. D. R.» (an Franklin Delano Roosevelt), den auch in Europa zu veröffentlichen uns außerordentlich wichtig scheint. Enthält er doch, in Übereinstimmung mit einer ganzen Reihe ernsthafter Bücher und Quellen, jene *Wahrheit über Ursprung und Zusammenhang des Kalten Krieges*, die in der heutigen Weltlage zu unserer Orientierung und Haltung einen entscheidenden Beitrag liefert.

Warum bringen wir diesen Bericht?

Der Bericht enthält ein Stück von der Wahrheit, die heute vernommen werden muß. Er durchdringt die Nebel der Unwahrheit, der Halbwahrheit, der politischen Manöver und der menschlichen Verantwortungslosigkeit. Er wirft ein Licht auf die Geheimdiplomatie am Abgrund des Kalten und Heißen Krieges. Er faßt jene *politischen Mächte* ins Auge, die das Weltgeschehen weitgehend bestimmen oder tief beeinflussen.

Der unheilvolle Einfluß dieser Mächte hängt damit zusammen, daß sie sich selbst suchen, daß sie in einer falschen Selbstbehauptung die Völker der Welt von der Erkenntnis der Wahrheit wie von echten Lösungen ihrer Probleme und ihres gegenseitigen Verhältnisses abhalten. Sie suchen eine falsche Herrschaft für sich selbst, stoßen auf diesem Wege mit anderen «Mächten» zusammen, die das auf ihre Weise wohl ebenfalls tun, und schaffen darum notwendig Streit und Krieg, wie man heute im Zeitalter der Propaganda und Menschenverachtung so zynisch sagt, den «Kalten Krieg». Sie malen uns ihren Gegner, den Weltkommunismus, als die entscheidende und große Gefahr hin, stürzen selbst aber in Wirklichkeit die Welt in Mißtrauen, Angst, Haß, Lüge und Fatalismus und wollen uns glauben machen, daß nur

die Gewalt, sich als «Politik der Stärke» propagierend, gegenüber den kommunistischen Ländern befreiend und rettend sei.

Wir haben diese Politik seit Jahrzehnten und in den letzten zehn Jahren mit geradezu Goebbelscher Manier am Werke gesehen und stellen fest, daß sie ihrem vorgegebenen Ziele nicht nur keinen Schritt nähergekommen ist, sondern die Welt in einen Zustand versetzt hat, wie er so ungeheuerlich in der Menschengeschichte noch kaum sich vorfand.

Es müssen alle Anstrengungen unternommen werden, diese nach ihren Motiven wie in ihren Mitteln verbrecherische Politik zu entlarven. Verantwortungsvollen und denkenden Menschen ist es schon längst klar geworden, daß die Politik dieser Mächte die Menschheit nur, wie einer ihrer Hauptvertreter zum Erschrecken der Weltöffentlichkeit jüngst sagte, «an den äußersten Rand des Krieges» führen, ja nicht nur führen, sondern wirklich in den Abgrund hineinstürzen wird.

Wird diese Politik den Kommunismus «eindämmen», zurückwerfen, verhindern können? Vor unsern Augen geschieht das Gegenteil, gerade infolge der Politik dieser Mächte, die eine wirkliche politische, soziale und wirtschaftliche Neuordnung in der Völkerwelt zugunsten ihrer weithin auf Ungerechtigkeit aufgebauten Macht- und Besitzverhältnisse verhindern möchten. Solche Politik kann nicht befreiend, sie *muß* zerstörend wirken, sie schwächt nicht, sondern stärkt den «Gegner». Ihr Opfer ist die ganze heutige Welt, die in ihrem Hunger, in ihrem Elend und ihrem Irregeführtsein nach wirklicher Hilfe schreit. Diese Politik versagt, mußte versagen und kehrt sich immer deutlicher an allen Enden der Welt gegen ihre Träger und Verfechter.

Hat diese Politik die «Freiheit», die «Demokratie», die «Menschlichkeit» wirklich verteidigt und gefördert? Sie hat ihre Namen als Deckmantel mißbraucht. Die Vertreter dieser Politik waren noch nie echte Repräsentanten und Verfechter gerade *dieser* Werte. Sie sind auch heute nicht ihre Bundesgenossen, sondern ihre Feinde. Sie sind aber in Wirklichkeit Bundesgenossen und Vertreter des Kapitalismus (big business), des Feudalismus, des Faschismus, des Militarismus, des kirchlichen Absolutismus, also jenes verhängnisvollen Macht- und Herrschaftsanspruches, der sich bis heute *gegen den Menschen* gerichtet hat, ihm *nicht* diente und ihn *nicht* befreite.

Über die Herkunft des Berichtes

Wir erhielten freundlicherweise die Abdruckserlaubnis der amerikanischen Zeitschrift *«The Churchman»*, des Organs der protestantischen Episcopal Church in den Vereinigten Staaten. «The Churchman» zählt zu den bekanntesten Zeitschriften in den Vereinigten Staaten und gilt als mutig und unabhängig. Wir haben eine Reihe von Erkun-

digungen eingezogen, u. a. auch vom Ökumenischen Pressedienst in Genf. Eine Leserin unserer Zeitschrift und des «Churchman» in Amerika gibt uns dazu noch folgende ergänzende Auskunft:

«Der Redaktor des ‚Churchman' hat solch großen Ruf, daß sich die schlimmsten Hexenjäger nicht an ihn wagten. Er trägt die volle Verantwortung für die Zuverlässigkeit des anonymen Autors. Es würde dem Ruf des ehrwürdigen Blattes unendlich schaden, wenn irgend etwas im Report falsch wäre. Soviel ich weiß, haben die große Presse und die ‚Hierarchie' bis jetzt den Report totgeschwiegen. Ich sehe viele naheliegende Gründe für den Autor, vorläufig anonym zu bleiben, besonders wenn er noch weitere Veröffentlichungen vorhat. Auch ich finde in seinen Ausführungen nur das bestätigt, was ich während der zehn Jahre hier mit offenen Augen erlebt und teilweise dokumentiert unter meinen Papieren habe.»

Im übrigen gibt eine ganze Reihe vortrefflicher Bücher über die Zusammenhänge der Politik des Kalten Krieges Auskunft. Wir nennen u. a. folgende: P. M. S. Blackett, «Angst, Krieg und die Atombombe»; Carl Marzani, «We can be Friends», Origins of the Cold war; Elliott Roosevelt, «As he saw it»; Jerome Davis (Quäker), «Peace, war and you»; Henry L. Stimson und McGeorge Bundy, «On active service in peace and war»; Frederick L. Schumann, «Devil and Jimmy Byrnes»; Victor Perlo, «American Imperialism» (1951); Frederick L. Schumann, «Soviet Politics at Home and abroad» (1949); Avro Manhattan, «The Vatican in World Politics» (1949); Louis P. Lochner, «The Goebbels Diaries» (1948), «Forrestal Diaries»; D. N. Prith, «The State Department and the Cold War» (1948), «The Private Papers of Senator Vandenberg» (1952); Admiral Leahy, «I was there»; Carr, «Truman, Stalin and Peace»; J. F. Stone, «Hidden History of the Korea War» (1952) u. a. m.

Nachfolgend geben wir zur Verdeutlichung des Standortes des «The Churchman» seine Prinzipienerklärung wieder:

Wo «The Churchman» steht

Wir sind *für* liebende Güte als grundlegende Lebensregel.

Wir stehen ein *für* alle Menschen überall, alle Männer, alle Frauen, alle Kinder.

Wir sind *für* das demokratische Regierungssystem, welches die Würde jedes Menschenwesens sowie seine persönlichen Rechte in sich einschließt, verbunden mit der persönlichen sozialen Verantwortlichkeit.

Wir sind *für* eine erzieherische Tätigkeit, die Selbstdisziplin schafft und den Geist des Menschen von Vorurteil und Furcht befreit.

Wir sind *für* jeden religiösen Glauben, der zur Brüderlichkeit der Menschen beiträgt.

Wir sind *für* ein gewisses praktisch anwendbares System, in welchem in der Regelung internationaler Konflikte das Recht den Krieg ausschaltet.

Wir sind *für* eine fortschreitende Reformation in der christlichen Kirche, um mit dem Wissen und dem Verstand Schritt zu halten.

Wir sind *für* die Anwendung der Lehren Jesu auf alle Beziehungen des Gemeinschaftslebens.

Wir sind *für* den freien Austausch von Ideen und Meinungen im Dienste der Wahrheit.

Wir sind *für* das Recht, abweichender Meinung zu sein, und für geistige Unabhängigkeit, soweit diese die Rechte anderer nicht antastet.

Wir sind *für* Redefreiheit, für das Recht, friedliche Versammlungen abzuhalten, für Gedanken- und Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit und Freiheit für jeden Menschen, die Früchte seiner rechtmäßigen Arbeit zu genießen.

Wir sind *für* jene Traditionen unserer Nation und Kultur, auf welchen eine bessere Zukunft für alle Menschen aufgebaut werden kann.

Wir sind *für* Toleranz gegenüber andersartigen Auffassungen.

Wir sind *gegen* Diktatur in Religion, Erziehung und Regierung.

Wir sind *gegen* die antiamerikanische römisch-katholische Kirchenpolitik und gegen politische Maßnahmen, die die Freiheit unserer Gesellschaft untergraben.

Wir sind *gegen* jedes spießbürgerliche und stumpfe Behagen, das jede «Wahrheit» als endgültig betrachtet, da wir wissen, daß sich die Wahrheit nie wandelt, wohl aber unsere Erfassung der Wahrheit sich immer wandeln muß.

Wir sind *gegen* jeden Anspruch auf dogmatische Unfehlbarkeit, ein Hauptproblem unserer zerrissenen Zeit.

Die verhängnisvolle Wendung in Amerika nach Roosevelts Tod

Die geheime und offene Gegnerschaft gegen Roosevelts Politik, vor allem gegen seine Friedensplanung, setzte sofort nach seinem Tode (schon zwei Tage darnach fand eine Konferenz dieser gegnerischen Kreise statt) ein. Hatte Roosevelts Politik darin bestanden, auf Grund einer freundschaftlichen Zusammenarbeit mit dem Bundesgenossen Rußland eine politische, soziale und wirtschaftliche Friedenswelt unter Ausschaltung alles Faschismus und auch des kolonialen Feudalismus herzustellen und vor allem Deutschland dauernd zu entmilitarisieren, so ging *diese* Politik darauf aus, Japan, Deutschland und Italien zu schonen, das faschistische Argentinien in die UNO aufzunehmen, den Gegner zum Bundesgenossen zu machen und das von diesen Kreisen immer gehaßte Sowjetrußland zum Gegner und Feind zu erklären.

Diese Politik setzte offen sofort nach Roosevelts Tod ein.* Die Initianten des Kalten Krieges waren und sind die westlichen Politiker und Wirtschaftskreise, die nach Roosevelts Tod das Heft in die Hand bekamen. Diese Politik verlief nach der Devise: Der Russe, der Kommunist, hat seine Schuldigkeit getan, der Kommunist kann gehen. Wie es Präsident Harry S. Truman schon am 23. April 1945 ausdrückte: «Wenn die Russen nicht wünschen sollten, sich uns anzuschließen (in San Franzisko), dann können sie zur Hölle fahren.» Innerhalb einer Woche nach Roosevelts Begräbnis hatte Truman bereits begonnen, Roosevelts auswärtige Politik umzukehren. Ein offener Feind der Politik Roosevelts, Senator Arthur H. Vandenberg, konnte mit gutem Grund schon am 24. April 1945 sagen: «F. D. R.'s Friedenspolitik mit Rußland ist vorbei.» Statt einer Friedenspolitik für die Welt und alle Völker wurde die Politik des Kalten Krieges immer konsequenter verfolgt.

Die *Atombombe* und das für lange Jahre vorgesehene Atombombenmonopol und dazu ein mit allen Mitteln geführter psychologischer Krieg gegen Rußland waren für Jahre der Ausdruck dieser westlichen Politik. Von der Atombombe sagte Truman: «Wenn sie explodiert, und ich denke, sie wird es tun, dann werde ich gewiß einen Hammer gegen diese Burschen (gemeint sind die Russen) haben!»

Prof. P. M. S. Blackett hat im zehnten Kapitel seines Buches «Angst, Krieg und die Atombombe» mit Recht gefolgert, «daß der Abwurf der Atombombe nicht so sehr der letzte militärische Akt im Zweiten Weltkrieg gewesen ist, sondern eine der ersten größeren Operationen in dem kalten, diplomatischen Krieg gegen Rußland, der gegenwärtig im Gange ist.»

Vor der Weltöffentlichkeit wurde immer Rußland die Schuld am Kalten Krieg zugeschrieben. In Wahrheit sind die Beweise dafür, daß der Westen Träger des Kalten Krieges war und ist, erdrückend. Sumner Welles schreibt in seinem Buch (1946) «Where are we heading?»: «Es wurde zur Absicht in der westlichen Welt, die ganze Schuld für den tragischen Zusammenbruch des Friedensschaffens den Russen in die Schuhe zu schieben. Mir würde es viel wahrheitsgemäßer scheinen, zuzugeben, daß die Schuld für das jetzige Unheil von der Regierung der Vereinigten Staaten geteilt werden müßte.» Der Aggressor im Kalten Krieg war nicht, wie es der Westen mit immer neuen Wendungen seinen Völkern einzuhämmern sucht, das von allen Ländern am meisten verwüstete Rußland, das in diesem Kriege siebzehn Millionen Tote zählte, das jahrelang die äußerste Mühe hatte, sich mit seinem Volk aus der beinahe tödlichen Erschöpfung zu erholen, dem man jede Hilfe abschnitt (zum Beispiel wurde lend and lease ganz brüsk aufgehoben), sondern der Westen. Man tat Schritt um Schritt gegen Rußland und

* Geheim schwelte sie seit Jahren unter der Decke wie ein verhängnisvolles Feuer.

zwang es zu seinen Gegenzügen. Ein amerikanischer Industrieller, Robert R. Young, schrieb am 8. März 1947 in der «Saturday Review of Literature»: «Jeder Zug, den es (Rußland) tat, ist ein Gegenzug gewesen.»

Die Geschichte wird die Wahrheit über diese Zusammenhänge auch für die Völker vielleicht rascher enthüllen, als wir meinen. Sie wird dann auch zeigen, daß es selten in der Menschengeschichte eine schamlosere Politik gegeben hat als diejenige, die auszog, den Kommunismus mit Gewalt und Perfidie zu «erledigen», und für deren nach dem Krieg viel propagierte «Freiheit» unter anderem immer zwei Dutzend Russen fallen mußten, bis ein Amerikaner das Leben daran gab.

Statt eine neue Welt des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit, die ihrerseits die stärkste und reellste Sicherung gegen ein weiteres Vordringen des Kommunismus gewesen wäre, übernahm der Westen das faschistische und vatikanische Programm des Antikommunismus. Der amerikanische Innenminister Harold Ickes drückte die Wahrheit dieses Tatbestandes gut aus, als er an einem Diner für den Schriftsteller Thomas Mann die «Anstrengungen, den Frieden zu durchkreuzen», angriff, «indem man Furcht und Haß gegen die große Nation Rußland erregt». «Manchmal», sagte er, «wenn ich dieses Geflüster höre, frage ich mich, ob Goebbels wirklich tot ist, wie er es verdient, oder ob er nur nach den Vereinigten Staaten emigriert ist.»

Ein faschistischer Geist hat in der Tat die amerikanische Politik seit Roosevelts Tod nach innen und außen inspiriert und beherrscht und nicht zufällig die Vereinigten Staaten auch in das Bündnis mit dem faschistischen Spanien gebracht. Immer noch herrscht in Amerika nicht eine «Genfer» Politik des Friedeschaffens, sondern eine des Kampfes gegen den Kommunismus im Bunde mit Bonn, Rom und Madrid und dem ganzen übrigen Anhang. Eine wirkliche Friedenspolitik, wie sie Roosevelt vorschwebte in einer Welt, in der es den Kommunismus gibt und dazu – was wir erst recht nicht vergessen dürfen – beinahe zwei Drittel der Menschheit in Hunger, Not und Elend, war und ist schwer. Sie war ein Wagnis und würde gewiß ein Wagnis sein; aber mit diesem Versuch hätten alle guten Kräfte der Menschheit, aller gute und wahrhaft menschliche Geist geweckt und aktiviert werden können. Die Politik der Stärke und des Kalten Krieges hingegen kann die Völkerwelt nur in die Katastrophe und in die Erniedrigung führen.

Antikatholisch?

Der vorliegende Bericht unterstreicht die führende Rolle des *Vatikans* in der Wendung der Nachkriegspolitik zum Kalten Krieg und in der Unterstützung der Achsenmächte während des Krieges, von der spanischen Katastrophe ganz abgesehen. Nicht nur diese, auch zahlreiche andere Quellen ebenso wie unsere Beobachtung zeigen immer

aufs neue, daß diese unheilvolle Politik vom Vatikan in der Tat betrieben wird und sich aus seinem grundsätzlichen Antikommunismus weithin erklärt, wenn auch nicht rechtfertigt, geschweige denn eine solche Politik zu einer «christlichen» macht. Der katholische polnische Außenminister Oberst Josef Beck, selbst ein Halbfaschist und pronazistischer Politiker, sagte im Jahre 1940 nach Polens Katastrophe folgendes von der Vatikanpolitik: «Einer jener Hauptverantwortlichen für die Tragödie meines Landes ist der Vatikan. Zu spät erkenne ich, daß wir eine auswärtige Politik verfolgt haben, die zum Ende der katholischen Kirche selbst führt. Wir hätten eine Politik der Freundschaft mit Rußland befolgen sollen und nicht eine der Unterstützung Hitlers.» (Avro Manhattan, «The Vatican in World Politics».) Dieses Urteil gilt für die vatikanische Politik überhaupt. Sie ist nur daraus zu erklären, daß der Vatikan immer noch den Anspruch der Vorherrschaft der katholischen Kirche nicht nur gegenüber den andern christlichen Kirchen, sondern über die Welt überhaupt erhebt und auch praktisch verfolgt.

Das große Stichwort für diese Politik ist das von der Königsherrschaft Christi über alle Dinge. Es ist aber die Frage, ob eine solche Politik wirklich der Königsherrschaft Christi dient. Ist sie wirklich aus dem Geiste Christi, dem prophetischen und apostolischen Geist geboren, oder verfolgt sie nicht jene falsche Spur, die schließlich schon zur Katastrophe der mittelalterlichen Kirche geführt hat? Ist ein von einem Kirchenstaat und seinem Oberhaupt erstrebtes Kirchenreich auf dieser Erde der Wille und das Ziel Jesu Christi oder nicht vielmehr das Reich Gottes für die Erde? Vor diese Frage ist, wie das ganze Christentum, so vor allem auch die katholische Kirche gestellt. Uns scheint, daß sich wahrhaft katholischer Glaube und katholisches Denken immer mehr auf diese Hauptfrage besinnen müssen. Wer einen dem Reiche Gottes dienenden Katholizismus vertreten möchte, darf sich unseres Erachtens gerade als Katholik einer kritischen und grundsätzlichen Besinnung über die vatikanische Politik nicht enthalten.

Es scheint, daß neuerdings der Vatikan selbst, wie es sich vor allem im Zusammenhang mit den Äußerungen des Papstes über den Atom- und H-Bomben-Krieg zeigt, andere Wege der Auseinandersetzung und des Kampfes sucht, als die des Krieges und der Kriegsrüstung. Sollte nicht die Lage der mehrheitlich katholischen Völker überall ein mahnendes Zeichen sein dafür, daß nicht mehr mit dem vor den Heeren dieser Welt hergetragenen Kreuze Christi zu siegen ist, worin schon der erste große Sündenfall der Kirche geschah, sondern allein *mit Christus*, auf *seinen Wegen*, mit *seinen* Mitteln und vor allem durch das *wirkliche Kreuz*. Die Wahrheit zu suchen und zu vertreten aber ist, so glauben wir, ein ebenso entscheidendes protestantisches wie katholisches Anliegen, und nur die Wahrheit wird uns allen zur wahren Freiheit verhelfen.

Der Kampf um den Frieden ist ein Kampf für die Wahrheit. Er verlangt *Reinheit*: in der Gesinnung, im Wollen, in der Zielsetzung, in den Mitteln. Er verlangt *Aufrichtigkeit* und *Offenheit*: sich selber gegenüber, den Mitmenschen, den eigenen und den fremden Völkern und auch dem tatsächlichen oder künstlich geschaffenen Gegner gegenüber. Er verlangt *Zusammenarbeit*: mit dem eigenen Volk, mit den Völkern der andern Staaten, mit dem «Feinde». Der Kampf um den Frieden verlangt *Geduld* und *Mühe*, ja er verlangt *den Einsatz des Lebens*.

Der Friede ist die Luft für jeden Menschen und für jedes Vaterland, also unabdingbar nötig für jeden Menschen und jedes Volk und für die Erhaltung und Wahrung der Schöpfung überhaupt. Friede ist Wurzel und Krone des Lebens; er ist Gottes Wille und Wunsch und unser aller höchstes Ziel. Wer sich also mit dem Einsatz seines Lebens für den Frieden einsetzt und ihn mitschafft, ist der wahre Diener am Vaterland und an den Menschen überhaupt. Für das Vaterland kriegerisch sterben ist heute gewiß eine Unsinnigkeit, ja eine Unmöglichkeit. Heute gilt es, *dem Leben* zu leben und *das Leben* zu erhalten. Kein Opfer kann zu groß sein, um die Schöpfung und die Menschheit zu retten. Es gibt keinen andern Feind mehr für uns heutige Menschen als der Tod, der Tod in allen seinen Gestaltungen und Erscheinungen. Er ist unser aller Feind. Eine gemeinsame Front aller Völker gegen den Tod ist zu bilden. «Die Pest», wie Lorenz Stucki (in einem Artikel «Neutralität und Gesinnung» im «Forum», Wien) den Kommunismus in Bausch und Bogen zu nennen beliebt, ist nicht unser erster Feind. Uns sind die echten Waffen gegeben, und wir haben ehrliche, menschenwürdige Heilmittel für jede Pest. Die Pest steht nicht vor der Türe, aber der Tod, auch und vor allem der geistige Tod.

Und tödlich sind auch die Manipulationen der heutigen Politik und der meisten Politiker. Tödlich wirkt die Trennung von Regierung und Volk, wie sie heute fast überall herrscht. Auch in nichtdiktatorischen Ländern ist sie oft in krasser Weise festzustellen. Tödlich wirken Spionage, Lüge, Geheimtuerei, Mißtrauen, Eigenwille, sterile Erstarrung und leichtsinniger Dynamismus, Zynismus, Nihilismus und Haßerzeugung, mit denen verantwortliche Regierungen ihre und andere Völker narren, belasten, vergewaltigen und vergiften. Tödlich ist auch der Kalte Krieg an sich, den westliche Politiker noch gern auf Jahrzehnte hinaus «konservieren» möchten. Er wird zur Selbstzersetzung der Menschheit, zu einem Gift, wie es so gefährlich und verheerend nur der Teufel selbst ausdenken kann.

Wir müssen dies aufdecken, sagen, vor die Menschen stellen, auch wenn es «unversöhnlich» aussieht. Doch geht es um die tödliche Macht, die hinter den Menschen, die sich ihr verschreiben, steht, und

mit dieser tödlichen Macht wollen und dürfen wir uns freilich nicht versöhnen. Denn unser Anliegen sind die «benutzten» Menschen und Völker, ihr Leid, ihre Not, ihr Anspruch.

Abrüsten bedeutet nicht schlafen. Wachsamkeit und Wachsein ist etwas anderes als Rüsten. Denn gerade auf der Rüstung, auf dem Bewußtsein, genügend gerüstet zu sein, schlafen wir, um dann furchtbar geweckt zu werden. Wachen bedeutet: lebendig und in der Wahrheit bleiben, beten, nüchtern sehen, mit den geistigen Waffen kämpfen und den «Gegner» mit der größeren Liebe lieben. Diktatur bekämpfen heißt: selber in keiner Weise Diktatur haben und dulden und vom Gewaltgeist, vom Mammonsgeist, vom militärischen Geist, vom Druck der künstlichen Meinungsbildung, von der Trägheit und nicht zuletzt von der Not frei sein. Kommunismus bekämpfen heißt: die Not der Völker aufheben mit dem Geld, das man für Rüstungen verbrecherisch verschwendet, und mit der Liebe, die man für sein eigenes Volk und für alle Völker hat und in Tat umsetzt.

Friede schaffen können wir *nur gemeinsam* und mit *sauberen* Mitteln und nicht auf dem Wege, den uns der Westen und, als ein Ausschnitt, der vorliegende Bericht zeigt. Für keine technische Frage und Arbeit, in keinem Betrieb und nicht im gesellschaftlichen Leben werden solche niedrigen Methoden, solche Unklarheit, solche Unvernunft, solche unehrlichen Machenschaften geduldet. Aber auf dem Gebiet der Politik, die für Tod und Leben der Menschheit verantwortlich ist, sollten solche Umtriebe sanktioniert, erlaubt und geduldet sein? Pfuschwerk, Unmoral, Leerlauf, alles, was den Menschen entwürdigt, entpuppt sich – wir können es heute wahrhaftig erleben – aus der bis heute gehandhabten Politik der «Mächtigen» und ihrer Mitläufer. Von echtem Friedenswillen und Friedeschaffen, vom Brudergeist ist wenig zu spüren. Der Ansatzpunkt schon ist falsch, und die Mittel sind verwerflich. Manche Persönlichkeiten (und wie sollten es nicht auch die Besten in jedem Volke spüren und wissen!) haben gerade auf dies hingewiesen: daß die falschen Mittel und die falsche Gesinnung nie und nimmer zum Recht und zur Würde und damit zum Ziel führen. So führen die «Hirten» ihre Herde in die Irre und ins Verderben.

Deshalb möge der Bericht dazu verhelfen, uns die Augen zu öffnen und fähig zu machen zur völligen Umkehr unseres Denkens, Handelns und Verhaltens. Ja, wir wollen wach werden und wach bleiben!

Sollten wir uns nicht die Grundfrage stellen, die immer entscheidend war, sowohl für den einzelnen Menschen wie für die Völker: Auf was vertraust du in Wirklichkeit? Und für was lebst du in Wirklichkeit? Ist uns nicht *diese* Frage gestellt, auch vom Kommunismus her? Und müssen wir sie nicht beantworten? Allein von dem Gott her, auf den wir uns berufen?

Bericht an F. D. R.

Vorwort

Der Bericht an *F. D. R.* erschien in «The Churchman» zwischen Mai und Juli 1955. Zum erstenmal wirft eine große Anzahl meistens unbekannter Dokumente neues Licht auf die Ursprünge des Kalten Krieges. In ihrer Ausgabe vom 1. Mai führte die Redaktion des «Churchman» diese Artikel wie folgt ein:

Seit Anfang 1946, als die Redaktion von «The Churchman» zum erstenmal die dokumentarischen Beweise dafür in die Hand bekam, daß der Vatikan-Staat ein Partner im Angriffskrieg der Achse gewesen war, haben wir die Vatikan-Strategie des Kalten Krieges in den USA stets beobachtet.

Der Vatikan und der Kalte Krieg

Im August 1946 veröffentlichten wir den vollen Wortlaut eines Briefes, der zeigte, daß hohe Nazibeamte am Ende des Krieges ihre letzte Hoffnung auf einen umfassenden Propagandafeldzug seitens der mächtigen politischen Maschinerie des Vatikans in den *USA* gesetzt hatten. Wir sagten unseren Lesern, es bestehe eine Verschwörung in der Absicht, den Verwaltungsapparat der Regierung und die Hilfsquellen dieses großen Landes den weltweiten politischen Zielen des Vatikans dienstbar zu machen. Wir wiesen damals darauf hin, daß der Vatikan im Sinne habe, die Achse (Berlin-Rom. Der Übers.) neu aufzubauen, und daß seine Agenten einen «Präventivkrieg» verlangten.

In Beantwortung der Frage: Wer macht die Außenpolitik Amerikas? schrieb «The Churchman» vom 1. Juni 1948:

«Europäische Kritiker haben erklärt, daß Amerika den Vatikan brauche, um amerikanische Interessen zu fördern. Das Gegenteil ist der Fall. Es ist der Papst, der die amerikanische Regierung als Unteragent für die Weltpolitik des Vatikans benützt. Tatsache ist, daß der Vatikan in enger Gemeinschaft mit den internationalen Kartellen heute einen entscheidenden Einfluß auf die Trumanregierung ausübt. Der letztjährige Briefwechsel zwischen dem Papst und Mr. Truman verpflichtete diesen direkt der Machtpolitik und den internationalen Verschwörungen des Vatikans . . .

‚Der Vatikan führt das jahrhundertealte diplomatische Spiel fort, das darin besteht, die stärkste Militärmacht als „Schwert der katholischen Kirche" zu gebrauchen.' In diesen Worten lobte Papst Leo XIII. Deutschland, als er, nach Beendigung des Kulturkampfes mit Bismarck, dem Eisernen Kanzler, ein Geheimabkommen abschloß, wonach Deutschland die ‚gottlose' Französische Republik schlagen und das schismatische Rußland vernichten sollte. Heute haben die *USA* die Aufgabe Deutschlands übernommen und sind das Schwert der römischen Kirche geworden.»

Die Tatsachen über das Bündnis zwischen dem Vatikan und der Berlin-Rom-Achse und den meisterhaften diplomatischen Plan, den Kalten Krieg in die Wege zu leiten, sind dem amerikanischen Publikum nie bekanntgegeben worden. Eine vollständige Veröffentlichung dieser Dokumente würde das ganze Netz von Lügen und Verleumdungen zerreißen, das seit Jahren gewoben worden ist, um den Namen von Franklin Delano Roosevelt in den Schmutz zu ziehen.

In den vergangenen Monaten ist eine Menge Material veröffentlicht worden, um die Amerikaner glauben zu machen, daß Roosevelt die unschuldigen Japaner «bewußt» zu ihrem Angriff auf Pearl Harbour «verlockte», bloß um sich für seinen Vernichtungskrieg gegen Hitler eine Möglichkeit zu schaffen. Der Mythos des Jalta-«Ausverkaufs» war darauf berechnet, die Roosevelt-Regierung als «verräterisch» zu brandmarken.

Es gibt natürlich genügende Beweise dafür, daß gewisse Leute während des Zweiten Weltkrieges Verrat begingen. Aber es waren dies sicher weder Rußland noch seine Ratgeber, wie die Alchemisten des Kalten Krieges uns glaubhaft machen wollen. Die wirklichen Verräter waren jene, die während des Zweiten Weltkrieges in enger, geheimer Verbindung mit der Achse blieben. Es waren die Leute, die das psychologische Propagandagift, das vom Nazi-Oberkommando zusammengebraut und vom Vatikan verbreitet wurde, bei uns an den Mann brachten.

Wer die Hintergründe kennt, ist nicht weiter erstaunt, auf zwei sich scharf widersprechende Darstellungen der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte zu stoßen. Es gibt eine «Erklärung» für den Kalten Krieg, die von gewissen Kriegspropagandisten stammt, und es gibt anderseits eine Unmenge harter, unwiderlegbarer Tatsachen, von denen wir in dieser Ausgabe bloß einen kleinen Ausschnitt vorlegen. Wir veröffentlichen einen Artikel zum Gedenken an den verstorbenen *F. D. R.*, der von einem erfahrenen Beobachter der Vorgänge in Washington geschrieben wurde. Der Verfasser, der viele Jahre der Roosevelt-Regierung diente, gibt uns ein aufschlußreiches Bild der Ereignisse und Tendenzen, die die Nachkriegsgeschichte der USA gestaltet haben.

Alle vorurteilslosen Amerikaner sollten den Tatsachenbericht genau ansehen. Nur eine genaue Kenntnis der Ursprünge des Kalten Krieges wird sie in den Stand setzen, zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden. Mit dieser Kenntnis gewappnet, werden sie ihre eigenen Schlüsse ziehen können.

Bericht an F. D. R.

Lieber Herr Präsident!

Dieser Bericht erfüllt ein Versprechen, das ich Ihnen wenige Monate vor jenem tragischen Tag abgab, da Sie das Steuer des Schiffs, das Sie so sicher durch die dunkelste Periode der Geschichte geführt hatten, verließen.

Ich erinnere mich gut daran, wie gerne Sie Tatsachenmaterial und genaue Berichte studierten, bevor Sie wichtige Entscheidungen trafen. Es war meine größte Belohnung, wenn Sie dieses oder jenes meiner Memoranda als Grundlage für Diskussionen auf höchster Ebene verwendeten. Sie bevorzugten eine überlegte und wissenschaftliche Behandlung lebenswichtiger Probleme. Sie wollten sicher sein, daß Beschlüsse frei von fremden Einflüssen, Sonderinteressen und altem Groll gefaßt würden.

Es sind zwei Gründe, weshalb dieser Bericht über die Nachkriegspolitik Amerikas geschrieben werden mußte. Erstens: um einer der gemeinsten Fälschungen der neuesten Geschichte entgegenzutreten, wonach Sie für den unglaublichen Wirrwarr der heutigen Welt die Hauptverantwortung trügen. Zweitens: um die Wahrheit festzulegen für die kommende Generation Amerikas, die in einer nicht zu fernen Zukunft unter den Ruinen unserer Zivilisation wie Tiere zu leben verurteilt sein könnte.

Millionen Amerikaner wissen, daß Ihr Leben vor allem einer Aufgabe gewidmet war: der Menschheit einen weiteren Weltbrand zu

ersparen und eine Welt zu schaffen, in der Vertrauen und Freundschaft unter allen Nationen gedeihen könnten.

Sie haben mir einmal gesagt, wenn immer ich den Drang verspüren sollte, meine Meinung über lebenswichtige Gesichtspunkte der amerikanischen Außenpolitik und über Weltprobleme zum Ausdruck zu bringen, so möge ich frei heraussprechen. Dadurch ermutigt, bereitete ich diesen meinen Bericht vor über die Geschehnisse der letzten zehn Jahre, seitdem Sie uns verließen.

Weltereignisse von 1945 bis 1955

Im Gegensatz zu allen militärischen, anfangs 1945 gemachten Berechnungen gaben die Achsenmächte, kurz nach Ihrem Tod, ihren Widerstand auf und kapitulierten bedingungslos. Nazideutschland brach im Mai 1945 zusammen, und drei Monate später, im August, kapitulierten die Japaner ebenfalls bedingungslos.

Bevor die Nazi aufgaben, berichteten sie, daß Hitler und sein Propagandaminister, Dr. Goebbels, in der Reichskanzlei Selbstmord begangen hätten. Die Russen, die als erste Berlin erreichten, fanden keinen Beweis dafür. Gerüchte gingen um, daß die zwei Hauptnazi in einem Unterseeboot nach Argentinien geflüchtet seien. Der italienische Diktator, Mussolini, wurde von Partisanen getötet, als er die Flucht ergreifen wollte. Der Kaiser Hirohito wurde nicht vor ein Gericht für Kriegsverbrecher gestellt. Er ist noch immer der Herrscher Japans.

Der Krieg endete mit der Explosion von zwei Atombomben, die die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki ausradierten. Mit der Atombombe fing ein neues Zeitalter an. Obwohl im August 1945 die Geschütze schwiegen, ist der Zweite Weltkrieg noch nicht beendet. Ein paar Monate nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes mit Deutschland und Japan fing ein neuer Nervenkrieg zwischen den Westmächten und Sowjetrußland an. Dieser Kampf ist als der «Kalte Krieg» bekannt geworden.

Die USA als die am Kriegsende stärkste Macht wurden Führer des demokratischen Westens. Rußland übernahm die Führung des sogenannten Sowjetblocks. Sowohl die USA wie Rußland sind im Besitz der Atombombe und der noch stärkeren Wasserstoffbombe. Beide Länder leben unter ständiger Spannung, bereit, beim geringsten Schritt des Gegners loszuschlagen.

Der Kalte Krieg hat das Leben auf Erden fast unerträglich gemacht. Die Gestalter der Politik in Washington sagen uns, diese schreckliche Spannung könne noch fünfzig oder hundert Jahre dauern.

Bevor ich Ihnen die Einzelheiten dieser Entwicklung auseinandersetze, möchte ich Ihnen zunächst einiges über die politische Lage in Amerika sagen. Ihr Nachfolger, Harry F. Truman, Senator aus Missouri, im Jahre 1944 neben Ihnen als Vizepräsident, wurde 1948 wie-

dergewählt. Er übernahm sein Amt, als die ganze Welt über Ihren Tod in tiefe Trauer versunken war. Mr. Truman versprach, Ihre Außenpolitik und Ihr Nachkriegsprogramm für die Innenpolitik weiterzuführen. Es ging jedoch nicht lange, bis dieser unerfahrene Mann und die Gruppe seiner Ratgeber das Staatsschiff in eine ganz andere Richtung steuerten.

Im Jahre 1952 wurde General Eisenhower, Ihr Oberbefehlshaber auf dem europäischen Kriegsschauplatz, als Republikaner zum Präsidenten der USA gewählt. Ich werde in diesem Bericht noch auf ihn zu sprechen kommen.

Die zwei Führer, mit denen Sie in Jalta einen Plan für eine Nachkriegswelt ausarbeiteten, die auf Freundschaft und gegenseitiges Vertrauen gegründet sein sollte, sind beide von der politischen Bühne verschwunden, Marschall Stalin starb im März 1953, und Winston Churchill zog sich vor ein paar Wochen von seinem Amt als Premierminister zurück. Während der letzten zehn Jahre hatten wir fast jedes Jahr eine größere internationale Krise. Im Jahre 1946 gab es scharfe Auseinandersetzungen zwischen den Westmächten und Jugoslawien, die uns an den Rand des Krieges führten. Im Jahre 1947 erreichte der Bürgerkrieg in Griechenland einen Höhepunkt. Das Ergebnis war die «Trumandoktrin» militärischer und wirtschaftlicher Hilfe an Griechenland und die Türkei.

Es kam zu ernsten Streitigkeiten mit den Russen über die Blockade von Berlin, die im Jahre 1948 wiederum beinahe in einem «heißen» Kriege endete. Es ist hauptsächlich diese deutsche Frage, die die Welt seither in zwei Lager gespalten hält. Im Jahre 1947 organisierten wir den sogenannten Marshall-Plan ungeheurer wirtschaftlicher Hilfe mit dem Ziel, Deutschland zur Hauptstütze eines europäischen Verteidigungssystems zu machen. Der Friede mit Deutschland ist noch nicht unterzeichnet worden. Das Land ist immer noch geteilt, der westliche Teil gehört der NATO, der östliche dem Sowjetblock an.

Das Jahr 1949 brachte den Sieg der Kommunisten über China, der als schwerer Schlag gegen das Ansehen der Amerikaner im Fernen Osten betrachtet wurde. Washington hatte das Regime Tschiang-Kaischeks unterstützt, der unterlag, weil das chinesische Volk nicht hinter ihm stand. Die USA verloren Milliarden Dollar in jenem Spiel.

Im Sommer 1950 wuchsen sich die häufigen Grenzstreitigkeiten entlang dem achtunddreißigsten Breitengrad, der Nord- und Südkorea trennt, plötzlich zu einem richtigen Krieg aus. Nordkorea warf den Amerikanern Intervention vor, und Washington sagte, Moskau sei daran schuld. Vom ersten Tage an zeigte Präsident Truman ausgesprochene Bereitschaft für Intervention. Was zunächst als «Polizeiaktion» bezeichnet wurde, entwickelte sich schnell zu einem lange dauernden Krieg zwischen den USA und Rot-China. Die militärischen und Zivilverluste auf beiden Seiten erreichten zwei Millionen, und die Kosten

für den amerikanischen Steuerzahler beliefen sich auf etwa 25 Milliarden Dollar. Unter der Eisenhowerregierung endete der Koreakrieg 1953 in einem Unentschieden, aber mit einem ungeheuren Prestigeverlust für die USA.

Während all dieser fiebernden Jahre wurde noch ein Bürgerkrieg in den Dschungeln von Indochina zwischen den kommunistischen Streitkräften und der französischen Expeditionsarmee ausgefochten. Die Kosten dieses Dschungelkrieges beliefen sich auf eine Milliarde Dollar im Jahr und wurden ebenfalls vom amerikanischen Steuerzahler bezahlt. Ende 1953 entschloß sich die Eisenhowerregierung, direkt in Indochina einzugreifen. Aber als im Frühjahr 1954 alles zum Start bereit war, weigerten sich die Engländer und die Franzosen, gemeinsame Sache mit den USA zu machen. So wurde der Ausbruch eines Großkrieges in Asien nur um Haaresbreite vermieden.

Im gegenwärtigen Moment dreht sich der Kalte Krieg um die Frage Formosa, das der Zufluchtsort Tschiang-Kai-scheks und seiner 600 000 nationalistischen Soldaten wurde, mit denen er vom Festland Chinas geflüchtet war. Washington nahm Tschiang-Kai-schek unter seinen Schutz und unterzeichnete kürzlich einen Verteidigungspakt. Großbritannien hat das Peiping-Regime anerkannt, aber Washington ist gegen die Zulassung des kommunistischen Chinas zur UNO. Diese Frage ist zu einem schmerzlichen Konflikt zwischen den westlichen Verbündeten geworden.

Ein paar Worte über die UNO, der Sie den Namen gaben und auf die Sie so große Hoffnungen gesetzt haben. Bald nach Ihrem Tod taten unsere führenden Politiker ihr Äußerstes, um die UNO zu einem unangreifbaren pro-amerikanischen Abstimmungsklub zu machen. Wir haben Milliarden von Dollar ausgegeben, um uns in internationalen Fragen die politische Unterstützung anderer Länder zu sichern. Wir gaben diese Politik ganz offen bekannt, manchmal zur großen Verlegenheit der Empfänger.

Die gegenwärtige internationale Gruppierung am Ende der zehnjährigen Nachkriegsperiode ist folgende:

Der Ostblock: Der kommunistische Block Moskau-Peiping beherrscht Osteuropa und das Herz Asiens. Rußland und China mit ihren Satelliten, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Albanien und die Ostdeutsche Republik beherrschen eine Bevölkerung von über achthundert Millionen.

Der Westblock: Hinter Washington stehen die meisten europäischen Staaten, mit welchen wir zwei Verteidigungssysteme errichtet haben. Im Jahre 1948 schufen wir die *NATO*. Gegenwärtig sind unsere Verbündeten daran, eine europäische Verteidigungsliga zu bilden: eine ähnliche Verteidigungsgemeinschaft ist in Südostasien im Entstehen. Die Anstrengungen Washingtons für weltweite militärische Integration

des Westens sind häufig in Schwierigkeiten geraten. Die Verhältnisse zwischen den USA einerseits und Paris und London anderseits sind manchmal nicht gerade befriedigend. Unsere alten europäischen Freunde sind von der Tatsache beunruhigt, daß die USA sich immer mehr auf die neu ins Leben gerufene militärische Macht von Deutschland, Italien, Japan, Spanien und anderen Resten der früheren Achse stützen.

Die Neutralen: Zwischen den östlichen und westlichen bewaffneten Lagern besteht ein dritter großer Block von Nationen, die ihre Neutralität behaupten oder sich weder für die eine noch die andere Seite verpflichtet haben. Am deutlichsten in dieser Beziehung ist die Lage Indiens, das vor fünf Jahren unter dem fähigen Führer Premierminister Nehru unabhängig wurde.

Bis dahin habe ich Ihnen eine rohe Skizze der Hauptentwicklungen in den letzten zehn Jahren gegeben. Das gewaltige Kapital an gutem Willen, das Sie während des Krieges aufgebaut hatten, ist gänzlich verschwunden. Amerika wird heute als unstabil, in seinem Handeln unberechenbar betrachtet. Man schildert uns als kriegslustige Nation, die leicht einen dritten Krieg provozieren könnte.

Wer hat den Kalten Krieg angefangen?

Erschüttert durch dieses unglaubliche Nachkriegsbild, werden Sie fragen: Wer ist für diese Verwirrung verantwortlich? Um ganz offen mit Ihnen zu reden, muß ich berichten, daß man in weiten Kreisen Amerikas glaubt, daß Sie die Hauptverantwortung für die meisten Entwicklungen dieser unglücklichen Nachkriegsperiode tragen. Immer und immer wieder hat man gesagt, daß es Ihre Politik war – andere sagen sogar: Ihr «Verrat» –, die die Grundlage für den Kalten Krieg legte. Ich weiß, Sie werden mit allem Nachdruck antworten, daß dies eine gemeine Lüge sei, eine Lüge von der Art, wie sie Ihre bitteren Feinde zu Ihren Lebzeiten gegen Sie brauchten.

Leider ist die «Große Lüge» in der populären Erklärung historischer Ereignisse zu einer ausgiebig gebrauchten Waffe geworden. Das Argument dieser Art «revidierter» Geschichte lautet so: Roosevelt «zog die Japaner durch eine List in den Krieg hinein». Er «verkaufte» Osteuropa und China an Stalin. Anstatt daß er einen vernünftigen Frieden mit Deutschland und Japan schloß, bestand er auf «bedingungsloser Kapitulation» und schwächte so die einzigen Mächte, die stark genug waren, dem kommunistischen Rußland einen Damm entgegenzusetzen.

Es läßt sich nicht mit vernünftigen Argumenten bestreiten, daß Sie in Jalta den Grund legten für die Zusammenarbeit der Sieger und daß die Achsenmächte ein für allemal demilitarisiert werden mußten. Tatsache ist aber, daß es in den USA Kräftegruppen gab, die das genaue Gegenteil planten. Es gab solche, die einer Zusammenarbeit miß-

trauten oder keine Einigkeit unter den Großen Drei wünschten. Es gab andere, die gegen alles, was Sie je gesagt oder vorgeschlagen hatten, von tiefstem Haß erfüllt waren. Allen diesen verschiedenen Gruppen kam Ihr Tod als die große Gelegenheit, sich zusammenzuschließen und, was Sie während der Jahre heroischer Kämpfe mühsam aufgebaut hatten, zu zerstören.

Dieser auf unwiderlegbaren Dokumenten basierende Bericht wird beweisen, daß seit langem ein unheimlicher Plan im Entstehen war, der darauf ausging, Ihr ganzes Nachkriegsprogramm zu hintertreiben. Drei verschiedene Gruppen waren hauptsächlich auf dieses Ziel bedacht. Der Vatikan wurde das Zentrum der Verschwörung gegen eine ausgeglichene Nachkriegswelt. Vom Vatikan aus liefen viele «Fäden» zu den alten Münchener «Appeasers» in England, und sogar zu Premierminister Churchill selbst. Das Schlimmste war, daß die alte Isolationistengesellschaft in Washington, mit starker Unterstützung durch den Vatikan, die Leitung der US-Außenpolitik übernahm, wobei sie sich der Person Trumans als Fassade bediente.

Sie werden sich daran erinnern, wie wir im Jahre 1944 starkes Beweismaterial dafür angesammelt hatten, daß ein umfassender Vatikanfeldzug geführt wurde, um die Achsenmächte vor totaler militärischer Vernichtung zu bewahren. Agenten der Römischen Kirche waren während des Krieges in England, wie hier in Washington, beschäftigt gewesen, die Idee zu verbreiten, die bedingungslose Kapitulation sei «nicht durchführbar», weil dadurch Bestrebungen für einen Verhandlungsfrieden, der mit den «gemäßigten konservativen Elementen» in Deutschland und Japan leicht abgeschlossen werden könnte, gehindert würden. Der Hauptzweck dieses Geredes lag darin, die Niederlage der Achse zu verhindern und mächtige Blöcke in Europa und Asien aufzurichten, um «dem Kommunismus Einhalt zu gebieten».

Dem Vatikan war es klar, daß, wenn die USA und die Sowjets auf der Grundlage des Jaltaabkommens weiter vorgingen, die Weltverhältnisse stabilisiert würden und die Achsenideen der «Neuen Ordnung» und des «Korporativstaates» zusammenbrechen würden. Dies hätte bedeutet, daß all die Anstrengungen des Vatikans und seines deutschen Verbündeten während sechzig Jahren umsonst gewesen wären.

Um das autoritäre Achsenprogramm am Leben zu erhalten, mußte der Vatikan einen raffinierten diplomatischen Plan aushecken, um die militärische Niederlage der Achsenmächte aufzuheben. Die Aufgabe lag, anders gesagt, darin, ein solches Nachkriegschaos und eine solche Verwirrung zu schaffen, daß die Siegermächte den Frieden verlieren mußten. Das sicherste Manöver des Vatikans bestand darin, die römische Hierarchie in Amerika einzusetzen, um Mißtrauen und Furcht zwischen den USA und den Sowjets zu säen. Der Papst mußte erwarten, daß sein geheimer Pakt mit Hitler und den anderen Achsenkriegs-

herren ans Licht komme. Der Papst steuerte das Schiff der Römischen Kirche auf die Seite der Demokratie. So verließ er scheinbar das sinkende Schiff der Achse und machte 1944 die Römische Kirche zum «Verbündeten» der Demokratie. In einem Radiobericht aus der Vatikanstadt berichtete die «New York Herald Tribune» vom 9. Juni 1944 folgendes:

«Es ist klar, daß er (der Papst) heute überzeugt ist, daß die Alliierten den Krieg gewinnen werden, und sich sehr dafür interessiert, was für ein Friede folgen wird, besonders in bezug auf katholische Länder . . . In der Vergangenheit kämpfte der Vatikan gegen die revolutionären Kräfte durch Zusammenarbeit mit den Mussolinis, den Francos und Pétains . . . Heute aber scheint der Vatikan eine bedeutsame Änderung seiner Politik vollzogen zu haben in der Hoffnung, die gleichen Ziele durch Zusammenarbeit mit den angelsächsischen Mächten zu erreichen.»

Es ist bezeichnend, daß der Papst 1944 die Front mit dem ausgesprochenen Zweck änderte, «die gleichen Ziele durch Zusammenarbeit mit den angelsächsischen Mächten zu erreichen».

Ihr zu früher Tod öffnete den Weg für die Verwirklichung des Vatikanplans. Zwei Tage nach Ihrem Hinschied schrieb Hitlers Finanzminister, Graf Schwerin-Krosigk, in einem Brief vom 14. April 1945 an den Nazipropagandaminister wie folgt:

«Sehr geehrter Herr Goebbels!

Die Möglichkeiten, die der Tod Roosevelts uns eröffnet, sind wahrhaft atemraubend. Es ist nicht nur ein Gottesurteil, es ist ein Geschenk Gottes; aber wir müssen es verdienen, bevor es uns wirklich gehört. Der Tod Roosevelts wird keine direkte Wirkung haben, aber er wird jener Gruppe, die bisher jeder Art des Kontakts mit den Amerikanern opponierte, den Boden unter den Füßen entziehen. Sein Tod wird es möglich, sogar absolut notwendig machen, daß wir aktiv und ohne Zeitverlust den Weg antreten, der uns so geöffnet wurde.»

«Eine Möglichkeit für ein aktives Programm – besonders was Amerika betrifft – wird uns vom Papst vorgezeichnet . . . Die Stärke des päpstlichen Einflusses in den USA ist weniger bekannt. Während die Protestanten zahlreicher, aber in unzählige Sekten aufgespalten sind, bilden die Katholiken einen Einheitsblock, der aufmerksam auf die Stimme des Papstes hört. Keine amerikanische Regierung kann auf die Dauer eine Politik verfolgen, die den Gefühlen dieses exklusiven Blocks zuwiderläuft. Stellen Sie sich die Wirkung auf die Amerikaner vor, wenn eine oder die andere Erklärung des Papstes mit einer von Geschäftsinteressen lancierten Erklärung zusammenfiele und bewiese, daß ein Sowjetstaat, gestärkt durch die Früchte deutscher Tüchtigkeit und deutschen Fleißes, nicht ein Geschäftspartner Amerikas, sondern ein gefährlicher Rivale von unvorstellbarer Macht würde!» (Der voll-

ständige Brief wurde in «The Churchman» vom August 1946 abgedruckt.)

Hier haben wir die einfache strategische Formel, die die vom Vatikan geführte Achse benützte, um den Frieden zu gewinnen. Der Papst mußte die Gefühle des katholischen Blockes in den USA erwecken, sich mit «Big-business»-Interessen verbünden und eine Atmosphäre von Furcht und Haß erzeugen, um den Kalten Krieg aufzubauen. In diesem Unternehmen erzielte der Vatikan mit der umfassenden Unterstützung der einflußreichsten Isolationistengruppe Amerikas einen erstaunlichen Erfolg.

Unvoreingenommene Historiker können heute die Bemühungen des Vatikans als des mächtigen Anstifters des Kalten Krieges verfolgen. Gestützt auf erbeutete deutsche Dokumente sowie auf Tatsachenberichte, die in den letzten Jahren in den USA und in Deutschland veröffentlicht worden sind, gewinnen wir einen vollständigen Einblick in die ungeheure Vatikan-Achse-Verschwörung.

Im Jahre 1950 veröffentlichte einer von Hitlers Gestapobeamten, Wilhelm Hoettl-Hagen, ein Buch, «Die Geheime Front», das einen detaillierten Bericht über die enge Zusammenarbeit gibt, die während des Krieges zwischen dem Nazioberkommando, dem Papst und dem General des Jesuitenordens bestand. Diese Kräfte arbeiteten an einem «größeren Plan» zusammen, um «eine Verständigung zwischen Deutschland und den Westmächten zu erzielen und eine gemeinsame Front gegen den Bolschewismus zu schaffen». Hitlers Gestapobeamter beschreibt im einzelnen, wie der Vatikan versuchte, die Niederlage Deutschlands zu verhindern und eine neue weltweite Front für einen Kreuzzug gegen die Sowjetunion aufzuziehen.

Während des Krieges hatte der Vatikan seinen geheimen Bund mit der Rom-Berlin-Achse geschickt verheimlicht. Der Papst gab vor, für Menschlichkeit und Frieden zu arbeiten, aber in Wirklichkeit benutzte er seinen geistigen und diplomatischen Einfluß, um den Sieg für die Achse zu sichern und damit die politischen Ziele der Römischen Kirche zu fördern.

Aus den erbeuteten deutschen Dokumenten geht hervor, daß der Papst über die Niederlage Frankreichs und über die Schaffung eines klerikal-faschistischen Marionettenregimes in Vichy höchst erfreut war. Als am 11. Juli 1940 der Päpstliche Nunzius im Außenamt in Berlin ein längeres Gespräch mit Herrn von Weizsäcker führte, war der römische Prälat über den deutschen Sieg sehr glücklich. Er erwartete ein ähnliches Schicksal für England. Herr von Weizsäcker bemerkte in seinem Bericht: «. . . Der Nunzius schloß das Gespräch mit der Feststellung, daß wir Leute wie Churchill, Duff Cooper, Eden usw. loswerden müssen.»

Einer der einflußreichsten Vatikanagenten, Prinz Hohenlohe, der im Herbst 1938 eine wichtige Rolle beim Verrat der Tschechoslowakei

spielte, schrieb am 4. September 1941 einen elfseitigen Brief an Staatssekretär von Weizsäcker, worin er die enge Zusammenarbeit zwischen Nazideutschland und dem Vatikan aufs wärmste lobte. Bezugnehmend auf die Aufteilung eines besiegten Rußland, erinnerte Prinz Hohenlohe das deutsche Außenamt daran, daß nur durch enge Zusammenarbeit zwischen Deutschland und dem Vatikan die Früchte des Sieges gesichert werden könnten.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Vatikan und dem Naziobekommando wird am besten durch drei wichtige Dokumente illustriert, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 an die deutschen Armeekommandanten in den besetzten Gebieten Rußlands geschickt wurden.

Das erste Dokument ist ein Rundschreiben, datiert 14. August 1941, vom Chef der deutschen Wehrmacht und befaßt sich mit den politischen Plänen des Vatikans in bezug auf Rußland. Im Brief steht, daß der Vatikan seit 1919 ständig versucht habe, das kommunistische Regime zu stürzen. Das Dokument erwähnt weiter, daß «eine Gruppe von Vatikanbeamten, als Viehhändler, Ingenieure usw. verkleidet, in Rußland ... besonders in der Ukraine gearbeitet hatte». Das Dokument schließt mit den Worten: «Der Vatikan hat im Sinne, so viele Priester wie möglich in die besetzten Gebiete Rußlands zu schicken, um den Boden für weitere Pläne der Vatikanpolitik gegenüber Rußland vorzubereiten.»

Das zweite Dokument, vom 1. November 1941, ist ein langer Bericht des Leiters der deutschen Geheimpolizei und erwähnt Einzelheiten eines Versuchs des Vatikans, Tausende von katholischen Priestern auf den Tag vorzubereiten, da das russische Volk zwangsweise in den Schoß der römisch-katholischen Kirche geführt werden könnte.

Das dritte und wichtigste Dokument, vom 8. November 1941, ist eine Anweisung an die deutschen Kommandanten im Osten folgenden Inhalts: «Mit Rücksicht auf ein Abkommen mit dem Vatikan werden die Kommandanten der deutschen Armee angewiesen, die missionarische Tätigkeit der katholischen Priester in den besetzten Gebieten zu erleichtern.»

Die obgenannten Dokumente beweisen unwiderlegbar, daß der Vatikan und das deutsche Oberkommando Verbündete waren im verbrecherischen Angriff und in der Ausbeutung der eroberten Gebiete im Osten.

Auf der Grundlage solch geheimer Zusammenarbeit konnte der Unterstaatssekretär im Außenamt, Martin Luther, in einem langen Memorandum vom 17. Juni 1942 folgendes feststellen: «... Seit Anfang des Krieges hat der gegenwärtige Papst seine politischen Pläne auf den Sieg der Achsenmächte basiert ...»

Im Dezember 1943 schickte der Leiter der Nazigeheimpolizei, Schellenberg, einen fünfseitigen Bericht an das Außenamt über das Gespräch zwischen einem ungenannten «sehr wichtigen V-Mann» und

dem Papst, worin der folgende Satz vorkommt: «Der Papst wird sein möglichstes tun, um einen deutschen Sieg zu sichern. Sein Ziel ist die Zerstörung Rußlands.»

Andere Dokumente zeigen, daß das deutsche Außenamt über die Tätigkeit und die Gespräche des US-Vertreters, Myron Taylor, im Vatikan ständig auf dem laufenden gehalten wurde. Viele Berichte in den deutschen Archiven beweisen, daß das Nazioberkommando detaillierte Spionageberichte über die geplante Invasion Afrikas erhielt, über geplante militärische Feldzüge und sogar über den Fortschritt des Atombombenprojekts. Viele dieser Berichte kamen über Madrid oder direkt vom Vatikan.

Sie werden sich daran erinnern, Herr Präsident, daß im Verlauf des Jahres 1944 beunruhigende Berichte in Washington eingingen, wonach der Papst die größten Anstrengungen mache, um einen Verhandlungsfrieden der Nachsicht und Vergebung für die Achse zu erreichen. Diese Anstrengungen wurden hauptsächlich auf die britischen Verbindungsstellen gerichtet, wußte doch der Papst, daß Churchill das schwächste Glied in der Kette der großen Kriegsallianz war. Der Vatikan, verärgert über Churchills störrische Entschlossenheit, 1940 den Krieg weiterzuführen, hatte wissen lassen, sein Ziel sei, die britischen Kriegsführer loszuwerden. Vier Jahre später, als sich das Kriegsglück gewendet hatte, wurde es den römischen Prälaten klar, daß sie das gleiche Ziel auch mit anderen Mitteln und mit anderen Allianzen erreichen könnten.

Sie werden sich an die hartnäckigen Bemühungen des Papstes erinnern, Churchill für eine sanfte Behandlung der Achse zu gewinnen. Besonderen Umständen entsprechend hatte der Vatikan mit ziemlichem Erfolg zunächst für Italien interveniert. Im Lauf des Jahres 1944 konzentrierte der Papst all seine Bemühungen darauf, eine wesentliche Milderung in der Frage der «bedingungslosen Kapitulation» zu erzielen. Im August 1944 hatte Churchill eine längere Konferenz mit dem Papst in Rom. Diese Gespräche drehten sich um das alte Thema einer «realistischen» Politik, um die Achsenmächte für zukünftige weltpolitische Entschlüsse zu erhalten.

Die Art der «zukünftigen Entschlüsse», die dem Vatikan vorschwebten, kam plumper in Francos unverschämtem Brief an Churchill zum Ausdruck, da der spanische Diktator dort ganz offen eine englisch-deutsch-amerikanische Allianz vorschlug, um unseren russischen Alliierten in den Rücken zu fallen.

Inspiriert durch die Notwendigkeit reiner Machtpolitik, hatten die Vatikanprälaten keine Bedenken, Hitler zu unterstützen, als er 1939 seinen Pakt mit dem kommunistischen Rußland schloß. Das Ziel war damals, die Westmächte durch Schrecken zum Nachgeben zu bringen und so die Macht der Achse zu vermehren. Als der Versuch fehlschlug und Deutschland in Rußland eine Niederlage erlitt, wechselte der Vati-

kan schnellstens seine Front und lud die Westmächte zur Teilnahme an einem «Weltkreuzzug» gegen die Kommunisten ein.

Solange Sie lebten, verfolgte Churchill – wenigstens dem Anschein nach – die Politik, die in Teheran und später in Jalta verabredet worden war. Wir wissen jedoch heute, daß Churchill eine doppelspurige Politik verfolgte, die den gegenseitigen feierlichen Versprechungen der Alliierten zuwiderlief. Bald nach Ihrem Hinschied befahl Churchill – laut seinen eigenen Worten – Montgomery, die erbeuteten deutschen Waffen aufzubewahren und sie bereitzuhalten, falls man die Nazi gegen die Russen von neuem bewaffnen müßte.

Es besteht kein Zweifel, daß schon 1944 hinter Ihrem Rücken eine düstere Verschwörung im Gange war, an welcher einige einflußreiche Männer und militärische Befehlshaber in Großbritannien und in den USA stark beteiligt waren. Das beabsichtigte Ziel war, die totale Niederlage der Achse zu verhindern, allmählich eine Umstellung der Allianzen vorzunehmen und den Krieg gegen Rußland fortzuführen. Die erbeuteten deutschen Dokumente machen es klar, daß es dem Vatikan gelungen war, an wichtigen Stellen des amerikanischen Außenamts sowie in den US-Streitkräften Fuß zu fassen. Mit der Hilfe der Vatikanagenten in den USA hoffte das Nazioberkommando, die Verbündeten zu entzweien und einen Kampf bis zum bitteren Ende zu vermeiden, indem sie Deutschland und die USA zu Partnern in einer neuen Anti-Sowjet-Front machten.

Die geheime Front

Die deutschen Dokumente bringen eine erschreckende Tatsache ans Licht: zur Zeit, da die ganze Welt in einem Kampf auf Leben und Tod engagiert war, um den verbrecherischen Angriff der Achse gegen die friedliebenden Nationen zu brechen, als Millionen Soldaten auf den Schlachtfeldern starben und andere Millionen von unschuldigen Zivilisten, Frauen und Kindern in den Folter- und Vernichtungslagern der Nazi zugrunde gingen – zu jener Zeit entstand innerhalb der verbündeten Länder eine «Geheime Front», eine Brüderschaft von achsenfreundlichen Verschwörern.

Die «Geheime Front» hatte zwei Hauptziele: erstens Ihren Plan für Nachkriegsfreundschaft zwischen den Slawen und den englischsprechenden Völkern zu vereiteln; zweitens die große Kriegsallianz zu brechen und eine neue Weltkoalition zu bilden, um die Sowjetunion zu vernichten.

Um die ganze Tragweite dieser Verschwörung zu verstehen, muß man zurückgehen und ein paar der Nazidokumente zitieren, die den Nazi-Vatikan-Plan in seiner Durchführung zeigen. Am Anfang des Krieges versuchten Vatikanagenten in den USA mit allen Mitteln einen Verhandlungsfrieden für Deutschland zu sichern. In zwei Berichten,

vom 6. September 1941 und vom 21. Oktober 1941, berichtete der Nazinachrichtendienst dem deutschen Außenamt über Gespräche mit einer amerikanischen Vertrauensperson:

«... Wenn Rußland einmal geschlagen ist, sehen führende amerikanische Kreise die Möglichkeit eines Verhandlungsfriedens mit der Achse. ... Mr. White (der amerikanische Vertrauensmann) nannte als geeignete Person für die Rolle eines Vermittlers Myron Taylor und den US-Botschafter in Vichy, Leahy ...»

Als Hitler die Sowjetunion angriff, berichtete der Chargé d'affaires Thomson am 26. Juni 1941 aus Washington:

«Unter den Antiinterventionisten wie in katholischen Kreisen herrscht hier eitel Freude über die Schläge, die Deutschland der Sowjetunion versetzte.»

Am 3. Dezember 1942 sandte der deutsche Gesandte in Bern folgenden Bericht an sein Außenamt:

«... Ein Mitglied der amerikanischen Gesandtschaft erklärte vor ein paar Tagen, daß es ganz unnötig sei, der Sowjetunion zu Hilfe zu kommen ... Die Sowjets führten, was ihre Produktionsmöglichkeiten betrifft, Amerika hinters Licht. Die USA haben kein Interesse daran, Deutschland von Rußland besiegt zu sehen.»

Im Laufe des Jahres 1943 kamen Berichte aus Madrid und Bern, wonach «das amerikanische Außenamt die Bolschewisierung ganz Europas fürchtet» und daß «Englands Angst vor dem Boschewismus so groß sei, daß London spätestens im Herbst auf einen Verhandlungsfrieden hoffe». (Deutsche diplomatische Berichte aus Madrid vom 23. Juni 1943 und von Bern am 31. August 1943.)

Von größter Bedeutung ist ein chiffriertes Telegramm vom 12. Januar 1944, worin der deutsche Gesandte in Bern in einem fünfseitigen Brief die wesentlichen Stellen «sehr wichtiger diplomatischer Dokumente» wiedergibt, die von den schweizerischen Gesandtschaften in Washington und London stammen:

«... Der US-Generalstab hat die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz noch nie so eifrig und gespannt verfolgt. Eine Frage von größter politischer und strategischer Bedeutung steht an erster Stelle: Wird die Sowjetarmee durchbrechen oder ist die deutsche Wehrmacht noch stark genug, den Vorstoß der Sowjetstreitkräfte aufzuhalten? ... Die offizielle Meinung Washingtons ist, daß ein Sowjetdurchbruch an der Ostfront in einem höchst unglücklichen Zeitpunkt erfolgen würde. Eine Besetzung Deutschlands durch die Sowjets würde Washington sehr beunruhigen.»

Die antirussische Einstellung einflußreichster Persönlichkeiten im Außenamt und Kriegsministerium in Washington hatte solche Proportionen angenommen, daß verantwortliche Zeitungen schrieben, Sie,

Herr Präsident, hätten diese offensichtliche Sabotage unserer Kriegsbestrebungen zu lange geduldet. Sie werden sich daran erinnern, daß die «New York Herald Tribune» in einem Leitartikel vom 3. September 1943 Sie scharf kritisierte, weil Sie nicht streng genug gegen die antirussischen Neigungen im Außenamt, die die Zeitung als «ränkevoll, aufreizend und verwirrend» bezeichnete, vorgegangen seien. Die «Herald Tribune» schloß ihren Artikel wie folgt:

«Als die Deutschen im Juni 1941 Rußland angriffen und Mr. Churchill seine berühmte Erklärung von Solidarität mit den Sowjets abgab, erfolgte keine entsprechende Feststellung von Washington. Man zögerte, die Leih- und Pachthilfe auf Rußland auszudehnen ... Der Präsident intervenierte später in den Verhandlungen über den Anglo-Sowjet-Vertrag, um die russischen Ansprüche auf die Baltischen Staaten einzuschränken ... Er klammerte sich bis zuletzt an Vichy, lange nachdem jene Pseudoregierung ihre Legionen gegen die Sowjets eingesetzt hatte. Er unterhielt Beziehungen zu Finnland, das auch gegen Rußland kämpfte ... Verschiedene konservative oder reaktionäre Gestalten aus Mitteleuropa mit Plänen für eine Föderation Europas – die von Rußland als Pläne für die Schaffung eines neuen cordon sanitair betrachtet werden – wurden in Washington willkommen geheißen und aufgemuntert ... Die allzu lange Rücksicht auf Francos Empfindlichkeit, der ungewöhnliche Nachdruck, der auf die Beziehungen mit dem Vatikan gelegt wurde, all das paßte in das gleiche Muster ...»

Sie werden sich daran erinnern, Herr Präsident, wie die Niederlage der deutschen Armee vor Stalingrad dem Vatikan und seinen gleichgesinnten Freunden den größten Schock versetzte. Die deutschen Dokumente zeigen, daß zu jener Zeit starke Kräfte es unternahmen, für Deutschland einen dringend benötigten Verhandlungsfrieden mit dem Westen zu sichern. Es war dies der Grund, warum die Politik der «bedingungslosen Kapitulation» vom Vatikan und seinen Agenten auf der ganzen Welt so scharf abgelehnt wurde. Am 22. Februar 1943 berichtete der deutsche Gesandte in Bern über die zunehmenden Bemühungen um einen Verhandlungsfrieden.

«... Die Ernennung von Graf Ciano als Botschafter beim Vatikan wird als Teil dieser Friedensbestrebungen betrachtet. Das gleiche gilt für die Reise des Erzbischofs von New York nach Rom ... Die Alliierten fürchten den russischen Vorstoß gegen den Westen, sie wollen die russische Offensive gegen den Balkan abstoppen.»

Am 16. Dezember 1942 sandte die deutsche Gesandtschaft in Bukarest einen langen Bericht über verschiedene Gespräche mit amerikanischen Diplomaten. Man schrieb ihnen folgende Aussprüche zu:

«Nachdem Deutschland erledigt ist, werden wir (die Amerikaner) die Sowjets schlagen ... Der Friede wird auf Kosten der Russen gemacht werden.»

In einem dreiseitigen chiffrierten Telegramm aus Ankara vom 27. Juli 1944 berichtete der deutsche Gesandte von Papen über verschiedene Gespräche mit amerikanischen Agenten, die sich brüsteten: «Am Ende des Krieges werden die Engländer und Amerikaner stark genug sein, um den Russen Einhalt zu gebieten.»

Viele der Geheimverhandlungen zwischen deutschen Diplomaten und amerikanischen und britischen Beamten wurden in Bern und in Stockholm geführt. Schon am 17. Oktober 1944 schrieb der deutsche Gesandte in Bern einen zweiundzwanzigseitigen Bericht über die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen, worin er darauf hinwies, daß «Geheimpläne bestanden, um die Sowjetunion von der Leih- und Pachthilfe auszuschließen, sobald der Krieg zu Ende sei».

So, Herr Präsident, lautete die Information, die das Nazioberkommando über das Vatikan-Nachrichtennetz erhielt. Angesichts solch aufmunternder Zeichen von achsenfreundlichen Beamten in den USA hatte das Nazioberkommando allen Grund, im letzten Moment einen Wechsel im Kriegsglück zu erwarten, der auf irgendein mysteriöses «Wunder» zurückzuführen war.

Die Achsenkriegsherren hatten in der Tat ein Recht auf ihre Hoffnung. Es gibt klare Beweise, daß während der letzten Monate des Krieges gewisse Pläne geschmiedet wurden, um den Vorstoß der Roten Armeen aufzuhalten. Ich habe bereits die Weisungen Churchills an Feldmarschall Montgomery erwähnt, deutsche Waffen aufzustapeln und die kapitulierenden deutschen Armeen in Bereitschaft zu halten, falls sie gegen die Russen benötigt würden.

In den letzten Jahren veröffentlichte Nazimemoiren haben all die Tatsachen unterstrichen, daß das Nazioberkommando Geheimverhandlungen mit hohen britischen und amerikanischen Vertretern führte, um entweder ein Bündnis mit dem Westen zu erreichen oder eine Verständigung herbeizuführen, auf Grund deren die Roten Armeen in Polen aufgehalten und die deutsche Schlagkraft erhalten werden könnte. Bedeutsame Verhandlungen in diesem Sinne waren seit langem vor sich gegangen mit britischen Beamten in Stockholm und mit amerikanischen Diplomaten sowie mit Mitgliedern des Büros für strategische Planung in Bern. Der entscheidende Punkt in diesen Verhandlungen bestand darin, ob man gewisse Elitedivisionen im Westen freisetzen sollte, um die rote Lawine aufzuhalten. Der Plan war, die Russen in Polen festzuhalten und dann eine Prozedur der Kapitulation in Gang zu bringen, wobei die deutschen Armeen der Gefangennahme durch die Russen entgehen und unter den «Schutz» der westlichen Verbündeten gelangen könnten.

Als die Russen entdeckten, daß der Nazi-SS-General Kurt Wolff insgeheim mit amerikanischen Beamten in Bern verhandelte, protestierte Molotow sofort aufs entschiedenste und verlangte die Teilnahme dreier russischer Offiziere an jenen Verhandlungen.

Als Botschafter Harriman Molotow am 21. März 1945 mitteilte, es hätten keine Verhandlungen stattgefunden, antwortete Molotow, der wußte, was passiert war, sehr scharf:

«Seit zwei Wochen ... verhandeln Vertreter der amerikanischen und britischen Kommandos einerseits und Vertreter des deutschen Militärkommandos anderseits hinter dem Rücken der Sowjetregierung, die die Hauptlast des Krieges gegen Deutschland getragen hat. Die Regierung der UdSSR betrachtet dies als absolut unzulässig ...»

Sie, Herr Präsident, werden sich daran erinnern, wie peinlich die Situation war und daß Sie die Sache in die Hand nehmen mußten. Sie telegraphierten an Stalin auf Grund der von Admiral Leahy vorgelegten Informationen:

«Ich bin sicher, daß die Tatsachen in dieser ganzen Angelegenheit Ihnen infolge Mißverständnisses unkorrekt vorgelegt worden sind ... Sie werden natürlich verstehen, daß meine Regierung allen Feldoffizieren, die eine Möglichkeit sehen, die Übergabe von Feindtruppen zu erzwingen, jede Hilfe zukommen lassen muß ... Es wäre ganz unvernünftig von mir, eine andere Haltung einzunehmen oder eine Verzögerung zu erlauben, die das Leben weiterer amerikanischer Soldaten kosten könnte.»

Auf Grund von uns heute bekannten Tatsachen muß ich Ihnen sagen, daß Marschall Stalin besser informiert zu sein schien über das, was in unserer Gesandtschaft in Bern vorging. Sie versuchten Stalin zu versichern, «daß keine Verhandlungen über Übergabe stattgefunden hätten und daß keine Rede sein könne von Verhandlungen mit dem Feinde, die Hitler eine Gelegenheit bieten würden, militärische Kräfte aus Italien zu verschieben.»

Stalin wußte jedoch schon, daß hinter Ihrem Rücken eine Verschwörung im Gange war. Die Russen hatten den klaren Beweis, daß drei Elitedivisionen von Italien und sechs Panzerdivisionen vom Rhein nach dem Osten verschoben worden waren, um den Vorstoß der Russen zum Stehen zu bringen. Die Antwort Marschall Stalins war entsprechend bitter und nachdrücklich:

«Meine Militärkollegen zweifeln nicht daran, daß die Verhandlungen stattgefunden haben und zu einer Abmachung mit den Deutschen führten ... Das Ergebnis ist, daß im gegenwärtigen Moment die Deutschen an der Westfront den Krieg gegen England und die USA eingestellt haben. Zur gleichen Zeit führen die Deutschen den Krieg mit Rußland, dem Verbündeten Englands und der USA, fort.»

Sie, Herr Präsident, verließen sich zu jener Zeit auf die Information, die aus dem Kriegsministerium und dem Außenamt stammte. Leider zeigen die Tatsachen, daß Ihre «vertrauenswürdigen Untergebenen» Sie bewußt falsch informierten. Wir können heute beurteilen, was passierte auf Grund der Veröffentlichungen von Allan Dulles,

der zu jener Zeit mit den Nazi in Bern verhandelte. Wir haben dazu die erbeuteten deutschen Dokumente sowie die in den letzten Jahren herausgegebenen Nazimemoiren.

Operation Sonnenaufgang

Sie werden sich daran erinnern, daß die Tatsache, daß das deutsche Oberkommando nach der Battle of the Bulge (Ardennenoffensive) etwa fünfunddreißig Divisionen von der Westfront an die Ostfront verschob, an der Jalta-Konferenz besprochen wurde. Nach den Verhandlungen mit Allan Dulles wurde eine zusätzliche Anzahl deutscher Elitedivisionen freigemacht, um die Russen im Osten zu blockieren. Dieses politische und militärische Unternehmen wurde ohne Ihr Wissen eingeleitet und trug den poetischen Geheimnamen «Operation Sonnenaufgang».

Um Ihnen nur ein Beispiel zu geben, werde ich aus einem Artikel in der führenden deutschen Zeitung, der «Frankfurter Allgemeinen», zitieren, worin Allan Dulles als einer der frühen Strategen des Kalten Krieges gepriesen wird. Am 14. Februar 1953 schrieb dieses Blatt:

«Der Name Mr. Dulles ist mit einem Unternehmen verbunden, das nicht leicht vergessen werden wird. Es stellte einen einzigartigen Fall politischer Initiative dar, worin, unabhängig von Schlachtfronten, Freund und Feind zusammenarbeiteten, um die Casablanca-Formel der bedingungslosen Kapitulation zu überwinden.»

«Dank der Initiative Allan Dulles», schreibt die «Frankfurter Allgemeine», «wurde der erste große politische Entschluß gefaßt, den Vorstoß des Bolschewismus aufzuhalten.» Dulles wird von der Zeitung gelobt, weil er «die Befehle aus Washington nicht beachtete» und es damit ermöglichte, die «Operation Sonnenaufgang» erfolgreich zu Ende zu führen.

Infolge von Intrigen des Vatikans und hoher US-Beamter und Offiziere entging mehr als die Hälfte der im Osten kämpfenden sechs Millionen deutscher Soldaten der Gefangennahme durch die Russen. Während der letzten Tage des Krieges ergaben sie sich den westlichen Alliierten und wurden von den Amerikanern bald freigelassen. So legte «Operation Sonnenaufgang» das Fundament für zukünftige deutsch-amerikanische Kollaboration.

In einer anderen Zeitung, «Deutsche Soldatenzeitung» vom 1. April 1955, schildert ein Feldgeistlicher, Konrad Mackay, der als Vatikan-Verbindungsmann zwischen der spanischen Blauen Division und der Wehrmacht in Rußland diente, die Verhandlungen zwischen amerikanischen Vertretern und den Nazigenerälen wie folgt:

«Wir wissen heute, daß viele militärische Befehlshaber wie auch hervorragende Politiker und Geschäftsleute innerhalb der Westmächte sehr auf eine Verständigung mit Deutschland drängten und die Zu-

sammenarbeit mit der Wehrmacht suchten. Amerikanische Offiziere, die unter General Patton dienten und die heute der amerikanischen Militärmission in Madrid angegliedert sind, haben mir mitgeteilt, daß General Patton der eifrigste Befürworter solcher Zusammenarbeit war. In Gesprächen mit deutschen Befehlshabern erforschte General Patton sogar die Möglichkeiten eines sofortigen deutsch-amerikanischen Bündnisses.»

Wenn man die Ursprünge des Kalten Krieges kennenlernen will, ist es von allergrößter Bedeutung, ein genaues Bild der Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz während der letzten Kriegsmonate zu gewinnen. Ein objektives Studium wird zeigen, daß Stalin recht hatte, als er sagte, Deutschland habe, praktisch gesprochen, die Feindseligkeiten dem Westen gegenüber eingestellt, während das deutsche Oberkommando im Osten hartnäckig Widerstandszentren aufbaute, indem es im Westen freigesetzte Elitedivisionen in den Kampf warf.

Es besteht kein Zweifel, daß Stalin Grund hatte, die Haltung seiner westlichen Alliierten mit größter Beunruhigung zu verfolgen. Sie werden sich daran erinnern, Herr Präsident, wie schwierig es war, eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens und der Freundschaft zwischen den drei Kriegsführern oder, genauer, zwischen Ihnen und Marschall Stalin zu schaffen.

Unser ausdrückliches Versprechen, 1942 in Europa eine zweite Front zu bilden und eine Invasion über den Kanal durchzuführen, wurde infolge systematischer Umtriebe Churchills und einflußreicher Persönlichkeiten in den USA nicht erfüllt. Sie werden sich auch daran erinnern, daß Stalin einigen unserer hohen diplomatischen und militärischen Ratgebern mißtraute, die aus ihren Gefühlen kein Hehl machten und die Auffassung vertraten, es sei ein gerissenes Spiel, die Nazi und die Bolschewiken sich gegenseitig zerreißen zu lassen. Es war Churchill, der die Invasion aufhielt, bis der Tag kam, «da die Alliierten ohne Schwierigkeit und in Sicherheit hineingehen konnten». (Dwight D. Eisenhower, «Kreuzzug in Europa», S. 199.)

Die Wahrheit ist, daß zur gleichen Zeit, als einige einflußreiche Amerikaner gegen die Russen konspirierten, Stalin und die Rote Armee bewiesen, daß sie echte Verbündete waren. Im Dezember 1944 startete das deutsche Oberkommando eine größere Offensive in den Ardennen mit dem Ziel, durch einen Vorstoß auf den Hafen von Antwerpen die Alliierten-Armeen zu trennen. Als die Lage sehr ernst wurde, schickte Churchill am 6. Januar 1945 eine Botschaft an Stalin mit der Bitte um «eine größere russische Offensive an der Weichselfront oder anderswo». Stalin antwortete am folgenden Tag, das Wetter sei nicht günstig und die russischen Armeen seien im Begriff, sich umzugruppieren, versprach aber, «den glorreichen Truppen unserer Verbündeten Hilfe zu leisten». Ein paar Tage später, am 12. Januar, begannen die Russen eine mächtige Offensive mit hundertfünfzig Divisionen entlang einer

zweitausendmeiligen Front. Dank dieser Tat Stalins und dem heroischen Kampf der Russen wurde die deutsche Offensive im Westen sofort zum Mißerfolg verurteilt.

Zur gleichen Zeit wurde in den USA, wie Sie sich erinnern, ganz offen eine unheimliche «Stoppt die Russen»-Propaganda betrieben. Daran beteiligt waren Intrigantengestalten wie der einflußreiche Pater Edmund Walsh von der Georgetown-Universität, Senator Burton Wheeler, der ehemalige Botschafter William Bullitt und die ganze Isolationistengesellschaft.

Man könnte ganze Bücher mit Beweisen füllen, wollte man zeigen, wie rücksichtslos das große Kriegsbündnis von Ihren Feinden unterminiert und schließlich zerstört wurde. Nach Ihrem Hinschied jubelten die Isolationisten, weil vorauszusehen war, daß neue Männer und eine neue Politik Washington beherrschen würden. Der Hearst-Korrespondent Karl von Wiegand berichtete am 22. April 1945 von Madrid, dem damaligen deutschen und Vatikan-Propagandazentrum, daß Ihr Tod den Weg für «einen Frieden der christlichen Gerechtigkeit» freigemacht habe. Das Welt-Triumvirat von Roosevelt, Churchill und Stalin, sagte Herr von Wiegand, «ist zusammengebrochen und wird kaum wiederhergestellt oder ersetzt werden». In der Tat war Ihr Hinschied ein Tag des Triumphs für den Vatikan und die Achse.

Es besteht gar kein Zweifel, Herr Präsident, daß der Kalte Krieg gegen Ihren Plan einer neuen Welt schon begonnen hatte, solange Sie noch die Geschicke der USA leiteten. Die Dokumente, die Presseberichte und die reichhaltige Memoirenliteratur geben genügend Beweise, daß der Kalte Krieg nicht 1946 oder noch später anfing, sondern vom Vatikan schon 1943 heimlich begonnen wurde und 1944 auf hohen Touren lief, als sich die Isolationspolitiker, wie Senator Vandenberg, Burton K. Wheeler, John Foster Dulles und andere, zum Anti-Roosevelt-, Anti-Russen-Vorstoß die Hände reichten.

Für den Vatikan wie für diese Politiker war das Jalta-Abkommen «eine schlechte Nachricht». Diese politischen Führer der «Geheimen Front» hatten von Anfang an Ihren «privaten Krieg» gegen die Achse bekämpft. Schon lange vor Jalta gingen Gerüchte um, daß nach Ihrem erwarteten Ableben alles anders herauskommen würde. Senator Vandenberg, der «Führer der MacArthur-Bewegung», arbeitete auf eine ganz andere Nachkriegswelt hin. Am Tage nach Ihrem Hinschied bemerkte Vandenberg in seinem Tagebuch:

«Niemand kann voraussagen, welche Wirkung der Tod des Präsidenten auf die San-Franzisko-Konferenz haben wird. Eines ist sicher: sein Tod wird reinen Tisch machen mit geheimen Verpflichtungen, welcher Art sie auch sein mochten, die F. D. R. gegenüber Stalin oder Churchill einging. Um so besser. Die ‚Großen Drei' haben nicht mehr

das Monopol in bezug auf die Geschicke der Welt.» (Die Geheimpapiere von Senator Vandenberg, S. 167.)

Vom Tag Ihres Hinschieds an wurden die Weltgeschicke von der Geheimen Front bestimmt. Es gab Presseberichte zu jener Zeit, wonach zwei Tage nach Ihrem Tod eine Konferenz von führenden Politikern des Kriegs- und Außenministeriums Ihren Plan für eine bessere Nachkriegswelt vernichtete. Es bestehen auch überwältigende Beweise, daß die führenden Politiker durch eine verräterische, von einer Vatikangruppe in den USA durchgeführte Kampagne im Sinne der römischen Auffassung systematisch bearbeitet worden waren. Lange vor Kriegsende hatten diese Männer, von der römischen Hierarchie unterstützt, eine Überprüfung unserer Kriegsziele und eine Neuausrichtung unserer Bündnisse empfohlen. Unter den Prominenten im antirussischen Feldzug waren so bekannte Vatikanfiguren zu finden wie der Jesuitenpater Dr. Edmund Walsh, Dekan der Schule für Außenpolitik und einflußreicher Ratgeber des amerikanischen Außenamts; der fanatische Vatikanpropagandist Robert Ingrim, Dozent für Politik an katholischen Universitäten, und der Rußland-«Fachmann» des Vatikans, Dr. Waldemar Gurian, Professor an der Universität von Notre Dame.

Es war Pater Edmund Walsh, der für «politische Realität» eintrat und der eine «wohlwollende Besetzung» Deutschlands und Japans verlangte, eine Art von «Zivil-Treuhandschaft», bis das amerikanische Volk so beeinflußt werden könnte, daß es die geschlagenen Achsenfeinde als unsere neuen Verbündeten annähme. Was der Vatikan benötigte, war «eine Periode der Abkühlung», die ihm Zeit gab, für eine Politik der Verzeihung dem Feinde gegenüber und eine Haßeinstellung gegen den russischen Verbündeten zu plädieren. Eine solche Periode der «Abkühlung» wurde vom früheren Präsidenten Herbert Hoover und anderen Isolationisten in weiten Kreisen empfohlen.

Das Rezept des Vatikans

Das Vatikanrezept für die Nachkriegswelt wurde in Dr. Robert Ingrims Buch «Nach Hitler Stalin», das in den letzten Monaten des Krieges entstanden ist, mit schamloser Offenheit enthüllt. Dieses «grundlegende Handbuch» der Vatikan-Geopolitik zählt die vier Katastrophen auf, die in den letzten Jahrhunderten, als der Vatikan das Zentrum der Weltherrschaft war, die Römische Kirche befallen hätten. Nach Dr. Ingrim war «die erste Katastrophe die Aufteilung des Reiches Karls des Großen durch seine Enkel und Urenkel . . . Die zweite Katastrophe war die Reformation. Die weiteren Katastrophen waren die Amerikanische und die Französische Revolution. Die erste zerstörte Europa als Zentrum der Weltherrschaft, die zweite «zerstörte die Einheit und die soziale Ordnung Europas».

Hitler, Mussolini und ihr Bündnis mit dem Vatikan, die ruchlose Schlächterei zweier Weltkriege und die unaussprechlichen Verbrechen der Nazi- und faschistischen Ungeheuer werden in dem «grundlegenden Handbuch des Vatikans» nicht als «Katastrophen» registriert. Es war nicht so sehr Hitlers Verbrechen der Aggression als Ihr Krieg gegen die Achse, der die Welt aus den Angeln hob. Um Ihre großen Fehler wieder gutzumachen, schlägt Dr. Ingrim die Schaffung einer «Atlantischen Gemeinschaft», zu der «ein starkes Deutschland» gehören sollte, vor. Die Feinde, die Achsenmächte, werden als «unsere natürlichen Freunde» vorgestellt, und John Foster Dulles wird gelobt, weil er in einer Radiorede andeutete, es sei Zeit, daß die Amerikaner «die Beruhigungspillen der Kriegszeit (in bezug auf Rußland) vergessen». Nach dieser Vorbereitung fährt der Vatikanpropagandist mit brutaler Offenheit fort: «Wir müssen die Russen rechtzeitig aufhalten», Amerika und Großbritannien müssen «ein Gegengewicht gegen das Sowjetreich» schaffen. MacArthur müsse «die Japaner, Amerikas potentielle Verbündete in einem neuen Konflikt, rehabilitieren, ein scharfes Auge haben auf die Liberalen in den USA und sie als Giftmischer entlarven», und schließlich die Atombombe in einem «sofort zu beginnenden Präventivkrieg einsetzen».

Dies war die Formel des Vatikans zu einer Zeit, da General Eisenhower bestätigte, unser russischer Verbündeter arbeite vollkommen in echter Freundschaft mit uns zusammen. Aber die römische Propaganda erzählte dem Volk das Gegenteil. Kein Wunder, daß schon damals in der Spellman-Forrestal-Gruppe phantastische Pläne erörtert wurden, um eine Abrechnung mit der Sowjetunion zu erzwingen, die UNO zu zerstören, Deutschland «zum neunundvierzigsten Staat der USA zu erklären» und Deutschland und Japan zu Kampfgenossen in einem neuen Krieg gegen den Osten zu machen.

Ihr Hinschied, Herr Präsident, war der Wendepunkt in der Politik der westlichen Alliierten der Achse und Rußland gegenüber. Die achsenfreundlichen Verschwörer, die bis dahin mehr oder weniger als einflußreiche Hintermänner in der Regierung und in den USA-Streitkräften gearbeitet hatten, sahen nun das grüne Signal für die Ausführung ihrer Pläne. Schon zu Beginn der ersten UNO-Konferenz in San Franzisko sprachen sie offen von einer «Abrechnung mit der Sowjetunion». Sehr bald sekundierte ihnen Trumans Außenminister, Mr. Byrnes, mit seiner «Zeigen-wir-Rußland-die-Faust-Politik».

Alle Voraussagen, die in den deutschen Geheimdokumenten von 1943 bis 1945 zu finden waren, bewahrheiteten sich. Die Leih- und Pachthilfe an Rußland wurde von den USA gestrichen. Die UNRRA-Hilfe an die Ostländer wurde bald aufgegeben, die Jalta- und Teheran-Abkommen, die der Vatikan und die amerikanischen Isolationisten von Anfang an zu verhindern versucht hatten, wurden offen als Ihre «größten Fehler» hingestellt. Die Sabotage des Potsdamer Abkommens

wurde schon am Tage, nachdem das Dokument von Präsident Truman unterzeichnet wurde, von militärischen Führern in Schlüsselstellungen offen propagiert.

Admiral Leahy kommt in Führung

Sie werden fragen, wie diese Geheimpläne des Vatikans sich in den politischen Beschlüssen Amerikas auswirkten. Die Antwort lautet, daß Ihr Nachfolger, Präsident Truman, unerfahren in der Handhabung der Außenpolitik, in den Händen der Vatikanagenten und ihrer Freunde unter den hohen Militärs wie weicher Ton war. Es wurde ein offenes Geheimnis, daß Truman unter dem Druck der römischen Hierarchie, der Kolumbus-Ritter und der Leiter katholischer Organisationen handelte. Sie haben sicher nicht vergessen, daß diese Gruppen 1944 große Anstrengungen gemacht hatten, Mr. Truman als von den Demokraten nominierten Vizepräsidenten aufzustellen. Der Plan funktionierte ausgezeichnet. Als Truman ins Weiße Haus einzog, mußte er dafür bezahlen. Sehr bald wurde unsere Außenpolitik eine Kopie des Vatikan-Originals. Die römischen Drahtzieher übten durch Admiral Leahy einen starken Einfluß auf die US-Politik aus.

Als militärischer Verbindungsmann war der Admiral zu jener Zeit nicht direkt an der Planung der Außenpolitik beteiligt, aber seine deutschfreundliche und antirussische Einstellung war den Eingeweihten in Washington wohlbekannt. In seinen Memoiren stellte er fest, es sei eine schreckliche Idee, «die bestehende deutsche Regierung vollständig zu zerstören». Der vorgeschlagene Friede und die vorgesehene Strafe für «dieses hochintelligente, höchst produktive und von Grund auf militärisch gesinnte Volk» erschreckten ihn, und die Zukunft «hing wie eine schwarze Wolke über meinen Gedanken».

Jener Satz allein verriet den Kern der ganzen politisch-militärischen Gedankenwelt Admiral Leahys. In Jalta war er gegen Ihren Plan der Totalvernichtung der deutschen Militärmacht. Er wollte sogar die Naziregierung in irgendeiner Form am Leben erhalten, und ihn schauderte beim Gedanken, daß Rußland in Europa als Siegermacht auftreten könnte. Hier war ein Mann mit einem politischen Programm, das ganz anders aussah als das Ihre, aber zur Zeit der Jalta-Konferenz war es bloß die Idee einer Privatperson, eines Verbindungsmanns, der in der politischen Planung auf höchster Ebene keine Stimme hatte.

Es hat sich gezeigt, daß schon am Tage nach Ihrem Hinschied die Leitung der US-Außenpolitik in die Hände von Admiral Leahy überging. Dieses Ereignis bedeutete den Bruch mit der Jalta-Politik. In einer privaten Konferenz zwischen dem neuen Präsidenten und Admiral Leahy sagte Mr. Truman: «Herr Admiral, ich wäre sehr froh, wenn Sie im Amt bleiben wollten, bis es mir möglich ist, die Kriegsaufgaben, mit denen Sie, ungleich mir, so vertraut sind, zu übernehmen.» Die

Antwort Admiral Leahys wird in seinem eigenen Buch wiedergegeben: «Ich erinnerte Truman daran, daß, wenn ich anderer Meinung war als Roosevelt, ich ihm dies sehr offen sagte und daß Roosevelt diese Art des Vorgehens zu billigen schien.» Was der Admiral dem neuen Präsidenten nicht sagte, war die Tatsache, daß er während Ihrer Regierung seine Hand nie im Spiel gehabt hatte, wenn hohe Politik gemacht wurde. Er war bloß ein «militärischer Verbindungsmann», und Sie hatten die politische Einstellung des Admirals scherzhafterweise als «aus dem Mittelalter stammend» bezeichnet.

Leahys klares politisches Programm war gegen die Russen, gegen die Engländer, gegen die Juden, aber in Sympathie mit Vichy-Frankreich und voller Bewunderung für die Deutschen. Es war Admiral Leahy, der, zusammen mit ein paar anderen führenden Männern, beschloß, das ganze Nachkriegsprogramm, das als Grundlage für das Jalta-Abkommen gedient hatte, zu verwerfen.

Admiral Leahy wurde der führende Kopf einer Politik, die direkt in den Kalten Krieg führte. Seine Politik ebnete den Weg für das Wiederauferstehen eines starken Deutschlands. Arthur Krock bestätigt in der «New York Times» vom 26. März 1947, daß Mr. Trumans Rücksicht auf den Rat des Admirals «verantwortlich ist für seinen Einfluß auf die Außenpolitik». Mr. Krock sagt weiter: «Das Ergebnis ist, daß, obwohl der Name des Admirals selten in Berichten über große Ereignisse erscheint, er in Wirklichkeit dorthin gehört.»

Admiral Leahys Einfluß auf die Politik machte sich in einer ganzen Folge von politischen Ereignissen bemerkbar:

1. Er war verantwortlich für die frostige Atmosphäre im Weißen Haus, als Molotow im April 1945 vor der San-Franzisko-Konferenz von Truman empfangen wurde.

2. Leahys Einstellung führte dazu, daß unverantwortliches Reden von einer kommenden Abrechnung mit Rußland in militärischen Kreisen zur Mode wurde.

3. Er unterstützte die Politik des Blocks unter amerikanischer Führung, dem sich die russischen Delegierten in San Franzisko gegenüberfanden.

4. Er unterstützte die Verhandlungen, die die Gefangennahme von Millionen deutscher Soldaten durch die Russen verhinderten.

5. Seine Haltung gab dem unverantwortlichen antirussischen «Kreuzzug» starken Auftrieb.

6. Er legte die Grundlage für eine nachsichtige Behandlung der geschlagenen Achsenmächte.

Hinter all diesen Schachzügen steckte der Haß Admiral Leahys gegen den «unerwünschten und unnötigen Verbündeten» – die UdSSR.

Es war den Deutschen wohl bewußt, daß in Washington einflußreiche Kräfte zu ihrer Rettung am Werke waren. Gewisse deutsche Dokumente, von denen einige schon erwähnt worden sind, wie zum Beispiel der Brief Schwerin-Krosigks an Dr. Goebbels, sind ein klarer Beweis dafür, daß die Deutschen wußten, daß sie in Washington auf mächtige Freunde und Helfer zählen konnten. Wenn all die Dokumente des deutschen Oberkommandos von den letzten drei bis vier Monaten des Krieges veröffentlicht worden wären, ergäbe sich ein erstaunliches Bild der Lage. Man würde sehen, wie sicher sich das deutsche Oberkommando fühlen konnte, als es mit einem Zerfall der Großen Allianz rechnete und darauf zählte, den Frieden zu gewinnen. Was Stalin gefürchtet hatte, geschah tatsächlich. Jeder Tag brachte neue Anzeichen, daß das offizielle Washington seine Politik dem russischen Verbündeten gegenüber wechselte. Die Plänemacher mußten ihre Schritte sorgfältig geheimhalten, denn die amerikanische öffentliche Meinung war noch voller Bewunderung für die heroischen Taten des russischen Volkes.

Ohne die starke Unterstützung gewisser hoher amerikanischer Offiziere wäre es dem Vatikan nicht gelungen, die Jalta- und Potsdamer Programme zum Scheitern zu bringen. Um diese phantastische Verschwörung zu begreifen, wird es sich vielleicht lohnen, auf gewisse Dokumente hinzuweisen, die die Bewunderung gewisser Offiziere für das Nazisystem und den Diktator Adolf Hitler zum Ausdruck bringen.

Ein paar hundert aufschlußreiche, vom deutschen Militärattaché in Washington, General von Boetticher, verfaßte Berichte behandeln die Periode von 1934 bis Pearl Harbour. Diese wertvollen, an das deutsche Kriegsministerium und später an das deutsche Oberkommando (OKW) gerichteten Dokumente zeigen die engen Beziehungen, die von Boetticher von Anfang an zu hochgestellten amerikanischen Militärpersonen unterhielt.

Der Bericht von Boettichers vom 6. April 1934 bezieht sich auf die deutschfreundliche Einstellung, die im Kriegsministerium herrschte:

«Heute sprach ich mit Oberst Burnett, dem Leiter der Abteilung für ausländische Angelegenheiten, mit dem ich auf sehr vertrautem Fuß stehe. Oberst Burnett sagte mir, Hitlers Politik werde als wahre Friedenspolitik betrachtet . . . Das Kriegsministerium weiß, daß die Gefahren für den Frieden in Frankreich liegen und daß das Mißverhältnis der nationalen Rüstungen für Deutschland untragbar ist.»

Laut dem obenerwähnten Bericht von Boettichers zeigte das Kriegsministerium auch «großes Verständnis für die Art, wie Deutschland seine Judenfrage löse». Im Bericht von Boettichers vom 6. April 1934 findet sich die folgende Stelle:

«Der Wortführer des Kriegsministeriums drückte das tiefempfun-

dene Bedauern seines ganzen Ministeriums über die gegen Deutschland gerichtete Propaganda aus . . . Er versicherte mir, daß viele amerikanische Offiziere Gefühle der Freundschaft und die größte Achtung für Deutschland und die deutsche Armee hegen . . . Dieses offene Gespräch hat zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens beigetragen. Es wurde vereinbart, daß außer einem sehr begrenzten Kreise niemand von unseren Gesprächen Kenntnis haben solle. Dies scheint klug, weil jene Persönlichkeiten, die sich für den deutschen Standpunkt einsetzen, uns in der Zukunft nützlich sein könnten.»

In der Tat fuhren die intimen Freunde Nazideutschlands im amerikanischen Generalstab bis Pearl Harbour fort, für den Erfolg Hitlers zu arbeiten, und während des Krieges versuchten sie durch einen schändlichen Verrat an unseren Kriegszielen die deutsche Kriegsmaschine vor totaler Niederlage zu retten.

Am 21. Juni 1941 berichtete von Boetticher in einem chiffrierten Telegramm von Washington:

«Der Kreis, der mir sehr nahe steht, setzt sich für die von Lindbergh empfohlene Politik ein . . . Sie hoffen, daß Deutschland vor Ende des Jahres den Krieg beenden kann, in welchem Fall die Pläne der amerikanischen Kriegshetzer gründlich vereitelt werden dürften.»

Das chiffrierte Telegramm von Boettichers vom 4. Juni 1941 enthält den folgenden Passus:

«Wichtige Persönlichkeiten des Generalstabs stehen in engem Kontakt mit Männern wie Lindbergh und Hoover, die die neue Führerschaft der USA vertreten und die das amerikanische Volk von der Beherrschung durch die Juden zu befreien hoffen.»

Im Telegramm von Boettichers vom 13. Juni 1941 ist der folgende Absatz von Interesse:

«Ein hoher amerikanischer Offizier, der großen Einfluß auf die Bildung der politischen und militärischen Meinung ausübt, sagte mir: ‚Wir sind ganz unfähig, das geheimnisvolle Genie Hitlers zu erfassen. Wir können ihn nur bewundern und ihn Lincoln gleichstellen.'»

Wie eng die Beziehungen zwischen General von Boetticher und seinen Freunden im amerikanischen Generalstab waren, wird durch das chiffrierte Telegramm vom 4. August 1941 illustriert:

«Am 3. August bereitete der amerikanische Generalstab einen Bericht über die russische Kriegslage vor, der identisch ist mit den Informationen, die ich Ihnen lieferte und die die Propaganda von Moskau und London schlagen werden.»

Drei Tage später, am 7. August 1941, sandte von Boetticher folgendes Telegramm an das deutsche Oberkommando:

«Das Zusammentreffen Roosevelt-Churchill wird bestätigt. Sie werden mit ihren Stabschefs der Armee, der Luftwaffe und der Flotte

in New England Besprechungen abhalten ... Der Generalstabschef der Armee wird einen Bericht über die russische Lage vorlegen, der im Einklang steht mit der deutschen Beurteilung.»

Aus dem chiffrierten Telegramm vom 18. Oktober 1941:

«Der uns nahestehende Kreis ist voller Bewunderung für den Führer und die deutsche Wehrmacht.»

Pearl Harbour brachte ein brutales Erwachen für die Bewunderer Hitlers im amerikanischen Generalstab, aber zahlreiche Dokumente beweisen, daß ihre Haltung und ihre Tätigkeit während des Krieges immer noch von einem freundschaftlichen Gefühl für Nazideutschland, von Mißtrauen gegen Ihre Politik und von einem tief wurzelnden Haß gegen unseren russischen Verbündeten beherrscht war.

Die Rolle John Foster Dulles

Neben Admiral Leahy übte John Foster Dulles, außenpolitischer Ratgeber der Truman-Regierung, vom Anfang an einen großen Einfluß aus. In den Wahlen von 1946 hatte die katholische Kirche Millionen Stimmen auf die republikanische Seite gezogen. Wenn die Republikaner im Jahre 1948 gewonnen hätten, dürfte der Vatikan eine reiche Belohnung erwartet haben. Es bestanden enge Beziehungen zu John Foster Dulles, Senior-Partner der sehr einflußreichen Wallstreet-Anwaltsfirma von Sullivan und Cromwell.

Sie werden sich daran erinnern, daß Dulles seit langem mit deutschen Kartellen und Naziführern eng verbunden war. Nach dem ersten Weltkrieg spielte er eine führende Rolle bei den Umtrieben, die dazu dienten, konfiszierte deutsche Guthaben an das Reich zurückzugeben und ein stärkeres Deutschland aufzubauen. Immer ein Vertreter deutscher Interessen, verteidigte Mr. Dulles 1939 die dynamische Politik der Achsenmächte in seinem Buch «War, Peace und Change» («Krieg, Friede und Entwicklung»). Gleichzeitig kritisierte er heftig Ihre These, daß die Aggressornationen in Quarantäne gehalten werden sollten. Die Auffassung des «Sachverständigen» Dulles in Weltangelegenheiten wird durch eine im März 1939 veröffentlichte Feststellung illustriert, in der er erklärt, «nur Mystiker könnten glauben, daß Deutschland, Italien oder Japan Krieg gegen uns planen».

Mr. Dulles hat keine Mittel gespart, um die Bevölkerung gegen unseren russischen Verbündeten aufzuhetzen. Es war Mr. Dulles, der unter offensichtlicher Verletzung des Buchstabens wie des Geistes der Gerechtigkeit das Potsdamer Abkommen als Instrument schilderte, die deutsche wirtschaftliche und politische Einheit herzustellen.

Mr. Dulles und seine Kartellfreunde in der amerikanischen Militärregierung sabotierten von Anfang an mit großem Erfolg das Potsdamer Abkommen. Ohne jede Berechtigung weigerten sie sich, Reparationen an das kriegsverwüstete Rußland und an die andern slawischen Natio-

nen zu leisten. Indem sie die «Politik der Eindämmung» anwandten und proklamierten, daß ein «vermehrter Druck auf die Außenpolitik des Kremls» ausgeübt werden müsse, vernichtete die Vandenberg-Dulles-Gruppe bewußt alle Chancen für eine amerikanisch-russische Verständigung.

Der Vatikan und die Kapitulation der Achse

Mit solch einflußreichen Männern wie Admiral Leahy und James Forestal in Schlüsselstellungen und mit Pater Edmund Walsh, Senator Vandenberg und John Foster Dulles als Hauptratgebern im Außenamt war es für den Vatikan ein leichtes, die neue Linie der amerikanischen Außenpolitik zu bestimmen. Die Wirkungen wurden bald sichtbar in den Kapitulationsverhandlungen von Deutschland und Japan.

Sie wissen, daß die Alliierten in Jalta vereinbarten, daß das Kapitulationsdokument für Deutschland eine Aufteilungsklausel enthalten sollte. Der Vatikan, der Aufteilung Deutschlands leidenschaftlich opponierend, übte einen schweren Druck auf Washington aus, so daß die Klausel weder in das Kapitulationsdokument noch in die Potsdamer Erklärung aufgenommen wurde.

Ein weiteres geheimnisvolles Kapitel ist die Rolle, die der Vatikan bei der plötzlichen Kapitulation Japans spielte. Das amerikanische Volk hat noch nicht alles darüber erfahren. Als der Papst hörte, daß Japan Moskau ersucht hatte, den Frieden mit den westlichen Alliierten zu vermitteln, machten sich die Vatikan-Diplomaten sofort an die Arbeit. Die Veröffentlichungen von Admiral Zacharias verraten, daß der Papst in der Kapitulation Japans eine prompte und entscheidende Rolle spielte. Das Ziel des Vatikans war, den russischen Kriegseintritt im Fernen Osten zu verhindern, nachsichtige Behandlung für den Feind zu sichern und das besiegte Land allmählich in ein Bollwerk gegen Rußland zu verwandeln. Forrestal bestätigt – in seinem Tagebuch –, daß die Truman-Regierung «dringend wünschte, die japanische Angelegenheit zu erledigen, bevor die Russen sich einmischten». Man hat auch zugegeben, daß die zwei Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki mit der Absicht abgeworfen wurden, «das russische Vordringen mattzusetzen».

Aus der Geschichte der Truman-Regierung

Man könnte ganze Bücher mit Zitaten aus den Memoiren Admiral Leahys, Vandenbergs, Forrestals, Byrnes' füllen wie auch mit Veröffentlichungen Dutzender von Washingtoner Beobachtern, die die Tatsache klar festhalten, daß der Kalte Krieg anfing, sobald Sie das Weiße Haus verließen. Forrestal zitiert die Worte des neuen Präsidenten,

«zur Hölle mit den Russen». Wie die Nazi vorausgesehen hatten, befahl Truman plötzlich, daß die Leih- und Pachthilfe an Rußland eingestellt werde, und der Sonderberater des Präsidenten, Albert Z. Carr, bestätigt, daß das offizielle Washington «bestrebt war, den Kreml nach Möglichkeit zu provozieren». Senator Vandenberg jubiliert über die «vollständige Umstellung der Regierungspolitik» und drückte seine Sehnsucht nach dem Tag aus, da «wir Jalta selbst überholen werden». Während seiner Inspektionsreise in Armeelagern in Europa propagierte Senator Wheeler ganz offen den Krieg gegen den russischen Verbündeten.

Die Kriegspropaganda war so maßlos, daß viele Zeitungen in ihren Leitartikeln gegen die ungezügelte Redeweise in Washington Protest erhoben. Innenminister Harold Ickes fragte sich, ob Joseph Goebbels wirklich Selbstmord verübt habe oder ob er bloß nach den USA ausgewandert sei.

Der Krieg war noch nicht zu Ende, als General Arnold dem britischen Luftmarschall Portal gegenüber ganz offen feststellte, «unser nächster Feind sei Rußland». Beide Männer besprachen einen Plan für «Stützpunkte um die Welt, so daß wir jedes Ziel erreichen können». Auf den Rat von Forrestal und Leahy beschloß die Truman-Regierung, alle eroberten Inseln im Stillen Ozean als amerikanisches Gebiet zu behalten, wenn nicht unter Rechtsanspruch, so doch auf indirektem Weg. Der Ratgeber des Außenamtes, der Jesuitenpater Edmund Walsh, befürwortete offen die Atombombe-Diplomatie als «die Sprache, die Sowjetrußland verstehe», und er betonte, die Atombombe müsse Mr. Byrnes «als unsichtbarer und stummer Verhandlungsteilnehmer an den Verhandlungstisch begleiten».

Anfang 1946 veröffentlichte der Papst eine Erklärung zugunsten eines totalen Kalten Krieges. Das Kardinalskollegium in Rom als Resonanzboden benützend, rief der Papst zu einem weltweiten Kreuzzug gegen das kommunistische Rußland auf. Dies war, schrieb «The New York Times» vom 21. Februar 1946, «ein Kampfruf der römisch-katholischen Kirche an ihre Feinde . . . eine Mobilmachung des Katholizismus gegen den Kommunismus».

Der Papst, der den Achsenangriffskrieg toleriert und dabei verschiedentlich sogar mitgemacht hatte, fand auf einmal starke Worte gegen den «modernen Imperialismus». In einer Radioansprache von Rom aus pries Francis Spellman, der eben Kardinal geworden war, den Papst in den höchsten Tönen als den Mann, «der die Niederlage in Sieg verwandle». Dieses anscheinend rätselhafte Schlagwort ist für jedermann, der die Vatikanpolitik kennt, ganz klar. «Die mit der Achse verbündete Römische Kirche hatte einen schweren Schlag erlitten, aber dank der geschickten Diplomatie des Papstes verloren die Alliierten den Frieden, so daß Rom seinen Sieg feiern konnte.»

Ein paar Wochen später, im März 1946, schloß sich Winston Churchill, unterstützt von Präsident Truman, mit der Fultoner Erklärung dem Kalten Krieg an. Die Fultoner Rede war der weltliche Fanfarenstoß für den heiligen Kreuzzug gegen die Sowjetunion. Sie bedeutete Churchills Zustimmung zum päpstlichen Plan für einen weiteren Weltkrieg.

Dies, Herr Präsident, ist eine rohe Skizze der Ursprünge der gegenwärtigen Weltkrise. Der Kalte Krieg ist nichts anderes als eine Fortsetzung der altehrwürdigen Vatikanbestrebungen, das kirchenabtrünnige Rußland zu vernichten.

Dies wurde offen bestätigt von dem politischen Intriganten des Vatikans, Pater E. J. Reichenberger, der in der römisch-katholischen Zeitschrift «Der Wanderer» vom 11. April 1946 schrieb:

«Schließlich war der Zweite Weltkrieg nicht ein Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus, sondern ein Krieg zwischen Moskau und Rom. Dies ist der Grund, warum der Krieg noch nicht zu Ende ist.»

Sie werden sich daran erinnern, Herr Präsident, daß Sie, die baldige Niederlage der Achse voraussehend, all ihre Bemühungen auf das hohe Ziel konzentrierten, den Grundsatz der Zusammenarbeit im Krieg auf den größeren Zweck des Aufbaus einer Nachkriegsgemeinschaft der Nationen auf der Grundlage von Freundschaft, Verständnis und gegenseitigem Vertrauen zu übertragen. In diesem Bestreben stimmten Sie mit Marschall Stalin überein, der in Jalta erklärte:

«Es ist nicht schwierig, während des Krieges die Einheit zu bewahren, da ein gemeinsames, allen verständliches Ziel besteht: die Vernichtung des gemeinsamen Feindes. Die schwierige Aufgabe wird nach dem Krieg kommen, wenn die verschiedenen Interessen in der Regel zur Trennung der Alliierten führen. Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß unsere Beziehungen im Frieden so stark bleiben, wie sie im Krieg gewesen sind.»

Während jener hoffnungsvollen Tage war Ihnen bewußt, welch unnachgiebiger Druck vom Vatikan und von der Trennungstaktik einflußreicher politischer Kreise in Großbritannien und in den USA ausging. Sie wußten, daß Ihre Feinde darauf aus waren, Ihr großartiges Werk zu sabotieren. Trotz all den Hindernissen waren Sie aber sicher, daß Ihr vernünftiger Plan die Unterstützung der Weltmeinung gewinnen würde. Sie wollten nach San Franzisko fahren, um die erste Session der UNO mit einem Appell zu einer neuen, auf Brüderlichkeit und friedlicher Koexistenz aufgebauten Völkergemeinschaft zu eröffnen. Es war Ihr fester Wille, daß die im Hintergrund lauernden unheimlichen Mächte keine Gelegenheit haben sollten, Ihren Nachkriegsplan zu zerstören.

Als Sie uns plötzlich, vierzehn Tage bevor die Vereinten Nationen zusammentraten, verließen, frohlockten Ihre Feinde, sie sahen den

Weg frei für ihre lang ausgeheckten Pläne der Spaltung der großen Kriegsallianz. Die Tagebücher von Senator Vandenberg, von Marineminister Forrestal und anderen beweisen überzeugend, daß der Kalte Krieg von einflußreichen Politikern und Beamten, die nur auf den Tag Ihres Hinschieds warteten, sorgfältig vorbereitet worden war. Ich habe früher darauf hingewiesen, daß Admiral Leahy die politische Führung im Weißen Haus übernahm. Senator Vandenberg, Marineminister Forrestal und John Foster Dulles wurden die Hauptarchitekten der US-Außenpolitik. Diese Männer wußten, daß ihre Zeit gekommen war. Am Tage nach Ihrem Hinschied schrieb Senator Vandenberg in seinem Tagebuch: «Nun haben wir sowohl einen unerfahrenen Präsidenten wie einen unerfahrenen Außenminister (Stettinius).»

Die Neue Politik

Senator Vandenbergs Tagebuch enthält den Bericht von einer Zusammenkunft im Weißen Haus am 17. April 1945, wo die Frage erörtert wurde, auf welche Weise sich die USA im Stillen Ozean Stützpunkte sichern könnten. Vandenberg bemerkte, daß die Armee und Flotte «auf der vollständigen Kontrolle über die meisten den Japanern abgenommenen Stützpunkte im Stillen Ozean» bestehen. Kriegsminister Stimson erklärte, «der Rechtstitel auf diese Inseln scheine ihm nicht so wichtig, solange wir nur absolute und unbestrittene Kontrolle über die uns notwendigen Stützpunkte haben». Marineminister Forrestal «unterstützte Stimson hundertprozentig». Vandenberg registriert als Ansicht des amerikanischen Außenamts, «diese Maßnahme müsse vollzogen werden ohne Präzedenz für die Verteidigungsnotwendigkeiten der anderen Großmächte».

Dies zeigt deutlich, daß die neuen Gestalter der Politik in Washington darauf bestanden, für die USA Tausende von Meilen entfernte Überseestützpunkte zu sichern. Zur gleichen Zeit waren sie fest entschlossen, russischen Forderungen nach Sicherheit an seinen weiten und oft verletzten Grenzen entgegenzutreten. Die Hauptfrage wurde die russische Einflußsphäre über Polen und andere osteuropäische Länder, eine Frage, die an der Jalta-Konferenz definitiv geregelt worden war. In Jalta war man übereingekommen, daß zwischen den USA und der Sowjetunion keine Interessenkonflikte oder ungelöste Probleme bestünden. Den nachhaltigen Vorstellungen des Vatikans war es zuzuschreiben, daß die USA-Regierung von der römischen Hierarchie, die in den USA einen beherrschenden Einfluß über gewisse Minderheitsgruppen ausübte, unter Druck gesetzt wurde. Durch diesen politischen Druck wollte der Vatikan seine weitreichenden wirtschaftlichen und politischen Interessen in den Ländern Osteuropas schützen. Diesem Druck nachgebend, plante das amerikanische Außenamt 1945 insgeheim seine «Eindämmungspolitik» gegen Rußland, während

gleichzeitig in der Hearstpresse das politische Schlagwort erschien: «Befreit die Ostländer vom roten Faschismus!»

Eine Woche nach Ihrem Hinschied besuchte Molotow zum erstenmal Präsident Truman. Es sprach sich bald herum, daß Truman Molotow nicht als Freund und Alliierten empfing, sondern der Sowjetunion gegenüber ganz offen eine feindliche Haltung zur Schau trug. Statt auf den Geist freundschaftlicher Zusammenarbeit, stießen die Russen in San Franzisko auf eine solide anglo-amerikanische Front, der die Delegationen von Lateinamerika und anderen zum Teil faschistenfreundlichen Ländern ihre Unterstützung liehen. Das von einer achsenfreundlichen Militärjunta beherrschte Argentinien wurde unter Verletzung des Jalta-Abkommens auf Verlangen des amerikanischen Außenamts in die UNO aufgenommen. Das amerikanische Außenamt errang einen großen diplomatischen Triumph, als der Protest Rußlands gegen die Zulassung Argentiniens von einem von den USA geführten überwältigenden Block niedergestimmt wurde. Dieser Präzedenzfall wurde zur Regel für alle UNO-Verhandlungen der nächsten zehn Jahre. Kurz danach, im Mai 1945, kündigte Washington alle Leih- und Pachtlieferungen an das kriegsverwüstete Rußland. Nach diesen Erfahrungen wurde Stalin klar, daß Washington die Zusammenarbeit, die während des Krieges bestanden hatte, abbrach und daß der Kalte Krieg tatsächlich begonnen hatte.

Dies beweist deutlich, daß der erste Wortbruch von einer neuen Gruppe Politiker, die in Washington an die Macht gekommen war, ganz bewußt geplant wurde. Diese Gruppe übernahm das Vatikanprogramm, die historische Niederlage der Achse ungeschehen zu machen oder, in den Worten von Kardinal Spellman, die «Niederlage in Sieg zu verwandeln». Die beiden Hauptziele der römischen Drahtzieher waren: erstens den vom Vatikan angestifteten Krieg gegen Rußland fortzuführen, zweitens die geschlagenen Achsenmächte in amerikanische Verbündete zu verwandeln.

Eine revidierte Achse

Die Führer der «Geheimfront» mußten in der Durchführung dieses Programmes langsam vorgehen, weil die Völker überall in der Welt für einen solchen Frontenwechsel noch nicht vorbereitet waren. Es wurde zugegeben, daß man, um eine neue Achse für einen antirussischen Kreuzzug aufzubauen, gewisse psychologische Voraussetzungen erfüllen mußte. Es war ganz klar, daß die Weltziele des Vatikans nicht durchführbar waren, ohne daß man vorher ihre ganze politische Philosophie in bezug auf Innen- wie Außenpolitik liquidierte. Deshalb waren die neuen Politiker gezwungen, eine umfassende Offensive des Kalten Krieges zu organisieren, und zwar in internationalen wie in nationalen Angelegenheiten.

Um den alliierten Militärsieg rückgängig zu machen, mußten die Vatikanpolitiker zunächst das amerikanische Volk überreden, daß Ihr Programm der Freundschaft und Zusammenarbeit mit der Sowjetunion von Grund auf falsch gewesen sei: daß es von Kommunisten, Kryptokommunisten und «pedantischen Anhängern einer Weltregierung» inspiriert sei, daß, kurz gesagt, diese ganze Idee der friedlichen Zusammenarbeit auf antiamerikanische Gesinnung und direkten Verrat zurückgehe. Das neue Programm sollte die Russen aufhalten und ihre Absichten vereiteln, die große Kriegsallianz spalten, die USA durch Schlagworte wie «Bringt unsere Boys bald heim» schwächen und dann mit den geschlagenen Feinden eine neue Achse aufbauen. Die alte römische Strategie wurde angewendet: «Wenn du deine Feinde nicht schlagen kannst, so schließ dich ihnen an.» Diese Strategie wurde in einem Leitartikel der einflußreichen offiziellen katholischen Zeitung «The Tablet» in Brooklyn vom 6. März 1948 offen empfohlen:

«Die Idee der Achse: Deutschland, Italien und Japan – die sich verpflichtet hatte, Rußland zu vernichten, soll nun in neuer Form ins Leben gerufen werden, mit anderen Verbündeten, doch gegen denselben Feind.»

Der Vatikan hätte gerne sofort nach Ihrem Tode eine Umstellung der Allianzen gesehen. Dies war jedoch unmöglich aus verschiedenen Gründen und einiger unerwarteter Ereignisse wegen. Das amerikanische Volk war Ihrem vernünftigen Rat gefolgt und weigerte sich zunächst, den Sieg Amerikas wieder zu vertun, indem es den deutschen Kriegsherren nochmals in die Falle ging. Überdies bekamen wir zum erstenmal ein klares, glaubwürdiges Bild der unaussprechlichen Scheußlichkeiten der deutschen Barbarei, als unsere siegreichen Armeen in Deutschland einmarschierten. Augenzeugen, Senatoren, Verleger und führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die von Eisenhower auf den Kriegsschauplatz gerufen worden waren, kamen aus Deutschland zurück, erschüttert über alles, was sie in den Konzentrationslagern und Folterkammern gesehen und gehört hatten. Unsere Truppen fanden die peinlich genauen Protokolle, die zeigten, wie die Nazi sechs Millionen Juden und Millionen Angehöriger anderer Nationen, Frauen, Kinder und Greise, vergast und verbrannt hatten. Mit der Erbeutung der offiziellen deutschen Archive bekamen wir gründliche Einsicht in dieses Panorama deutscher Verschlagenheit, Unsittlichkeit, Gaunerei und vollkommener Mißachtung menschlicher Werte. Das Bild war so ekelhaft, daß die Vatikan-Drahtzieher und ihre Helfershelfer in den USA bald einsahen, daß eine ziemlich lange «Abkühlungsperiode» nötig war, damit das Volk vergessen und den Gestank in der Nase loswerden konnte. Die Führer der «Geheimfront» brauchten diese Pause, um die Achsenländer vor harter Strafe zu schützen und eine großangelegte Offensive vorzubereiten gegen den neuen Geist des Friedens und Fortschritts, den Sie während der zwölf Jahre Ihrer

Regierung unter dem amerikanischen Volk gepflegt hatten. Es war nicht leicht für die vatikanischen Strategen, die Denkweise von 150 Millionen Amerikanern so umzumodeln, daß sie, statt Verachtung für die Achsenverbrecher zu empfinden, sich bereit fanden, die Schlächter und Henker als neue Freunde und Verbündete in die Arme zu schließen.

Es war Marineminister Forrestal, der in den USA der Hauptantreiber im Kalten Krieg wurde. Sein Tagebuch enthält ausgiebige Beweise der Art, wie er die Verleger und Redaktoren der großen Zeitungen für die Unterstützung seiner Politik einfing. Der Korrespondent der «New York Times», C. L. Sulzberger, sprach am 21. März 1946 offen darüber, wie schwierig es sei, das politische Klima zugunsten einer neuen Politik des Kalten Krieges zu ändern. Er drückte sich wie folgt aus:

«Die Wärme der sowjetfreundlichen Stimmung, die während des Krieges gepflegt wurde, um die Große Allianz zu unterstützen, machte sich nach dem Waffenstillstand noch zu sehr fühlbar. Diese Tatsache erschwerte den Versuch der Regierung, jene härtere diplomatische Politik durchzuführen, die nötig wurde. Aus diesen Gründen wurde – wie manche Beobachter glauben – ein Feldzug geplant, der eine größere Ausgeglichenheit der öffentlichen Meinung herbeiführen sollte.»

Unabhängige Zeitungsleute und Radiokommentatoren wurden gezwungen, sich anzupassen. Andernfalls wurden sie prompt entlassen. Schon 1946 schrieb ein erfahrener Beobachter, William L. Shirer, über die systematischen Bemühungen zur «Gleichschaltung der öffentlichen Meinung auf die Vandenberg-John-Foster-Dulles-Linie der Rußlandpolitik» («Herald Tribune», 9. Juni 1946). Es vergingen ein paar Jahre, bis die Kampagne gegen Rußland und den «Verrat Roosevelts» auf vollen Touren lief. Gestützt auf die Erklärungen von Kardinal Spellman, Monsignore Sheen, Pater Walsh, Pater Cronin und vielen anderen römischen Wortführern kann man den Ursprung dieses Feldzuges feststellen. Es zeigte sich bald, daß die Drahtzieher des Vatikans eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Hauptquartier der Katholischen Aktion in Washington und dem FBI-Direktor, Edgar Hoover, eingefädelt hatten (FBI = die geheime Bundespolizei). Ein großangelegtes Netz von Spionen und Denunzianten wurde aufgezogen, das Hunderte von zivilen und politischen Organisationen im ganzen Lande bis ins privateste Detail untersuchte.

MacCarthyismus

Der Kalte Krieg im Inland erreichte seinen Höhepunkt im MacCarthyismus, heute ein weltbekannter Ausdruck. Nach dem demagogischen Senator aus Wisconsin benannt, ist MacCarthyismus die amerikanische Front des vom Vatikan inspirierten Faschismus in den USA. Senator

MacCarthy wurde vom Jesuitenpater Dr. Edmund Walsh ausgewählt und als Großinquisitor und antikommunistischer Kreuzritter geschult. MacCarthy war die führende Gestalt der Vatikanfront im Kongreß. Er war es hauptsächlich, der die kirchliche Behauptung, es gebe Verräter innerhalb der Roosevelt-Regierung, verbreitete. Er nannte das Außenamt ein Bienenhaus von kommunistischen Verrätern und brandmarkte General Marshall, Außenminister Acheson, General Eisenhower und Dutzende von anderen führenden Persönlichkeiten als Helfershelfer der großen «Roosevelt-Verschwörung». Die Republikaner zogen ihren Nutzen aus dieser Verleumdungskampagne, und der ganzen Nation wurde durch eine geschickt organisierte Hexenjagd Angst eingeflößt. MacCarthy wurde mit dem militanten Sozialprogramm der katholischen Aktion identifiziert. Innert kurzer Zeit waren Zensur, Gedankenkontrolle, Treueide, Inquisitionsverhöre durch Ausschüsse des Kongresses, Unterdrückung freigesinnter Meinungen, der Kreuzzug gegen Weltlichkeit, Protestantismus und die Politik des goldenen Mittelweges, gegen Intellektualismus und Freiheit in der Erziehung an der Tagesordnung. Das oberste Ziel war, die Nation zu einer Einheitsgesinnung zusammenzuschweißen und das Volk so gefügig zu machen, daß es die vom Vatikan inspirierte Politik in Weltangelegenheiten wie in amerikanischen Belangen sich aufzwingen läßt. Eine erstaunte Weltöffentlichkeit fragte sich, was wohl dem freien Amerika geschehen sein mochte.

Der Kalte Krieg im Inland

Die innenpolitischen Entwicklungen der letzten Jahre in den USA bilden eines der schändlichsten Kapitel der amerikanischen Geschichte. Das Justizdepartement und unsere Gerichte und Polizei, die von alters her von der römischen Hierarchie beherrscht werden, haben nach und nach ein System der politischen Verfolgung eingeführt, das deutlich nach dem Polizeistaat ausgerichtet ist. Schon 1948 veröffentlichte der Haupt-Washingtoner Korrespondent der «New York Herald Tribune», Bert Andrews, ein sensationelles Buch, «Washington Witch-hunt» («Washingtoner Hexenjagd») genannt, das den breitangelegten Angriff gegen unsere Bürgerrechte aufdeckte. Seither haben Elmer Davis, Henry Steele Commager und andere Verfasser gezeigt, wie die Hysterie des Kalten Krieges unser Rechtswesen, unsere Legislative und unser Verwaltungssystem durchsetzt hat. Es steht nun fest, daß das Justizdepartement ganz nach Bedarf berufsmäßige, anonyme Denunzianten anstellte, über deren Identität der Angeklagte selten etwas erfuhr. Es ist bewiesen worden, daß in zahlreichen Fällen Menschen durch meineidige Zeugenaussagen überführt wurden.

Die katholische Presse hat sich ihrer Rolle als Hauptinitiantin des Kalten Krieges im Inland offen gerühmt. «The Tablet» von Brooklyn behauptete am 16. April 1955, der «Kalte Krieg habe in Wirklichkeit

schon vor dreißig Jahren begonnen», als Liberale wie Edward Murrow eine «neue soziale Ordnung» propagierten. Nach römischem Maßstab sind Liberale, Intellektuelle und Protestanten meistens «Rote» oder Kryptokommunisten. In den Worten des «Tablet»:

«Unsere Regierung brauchte fünfundzwanzig Jahre, um sie einzuholen . . . Es wäre besser, sie alle zu verdächtigen, als auch nur einen Verräter aus falscher Vertrauensseligkeit entwischen zu lassen. Amerika ist diese Unannehmlichkeit wert.»

Kein Wunder, daß in einer solchen Atmosphäre von Haß und Hysterie ein Alpdruck der Furcht über das Land gekommen ist. Am 3. März 1955 berichtete «The New York Times», daß Psychiater feststellten, eine Neurose schleiche durch Washington; Schuld daran sei der Druck der polizeilichen Loyalitätsuntersuchungen. Am 17. April 1955 zitierte die «Times» eine Warnung des führenden Psychologen Dr. Robert Lindner, die lautete:

«Wir werden unzweifelhaft in ein neues dunkles Zeitalter eintreten, wo freie Meinungen unterdrückt werden, wo jede Art von Kontrolle und Einschränkung der Meinungsäußerung herrscht und, was am schlimmsten ist, wo es unmöglich ist, ‚die Wahrheit zu erfahren'.»

Das Wort «Friede» ist verdächtig geworden. Die FBI (die amerikanische Bundespolizei) hat das Publikum öfters gewarnt, auf Personen, die für den Frieden arbeiten, ein wachsames Auge zu haben. Eine Broschüre, betitelt «Woran kann man einen Kommunisten erkennen?», die unter den Streitkräften kursierte, enthielt die Anweisung, Personen, die gegen die «Verletzung der Bürgerrechte» protestierten oder die für den «Frieden» arbeiteten, als «Kommunisten» zu betrachten.

Es bestehen reichliche Beweise, daß der Kalte Krieg im Inland von der Katholischen Aktion eingeleitet und unterhalten wurde als Teil einer Gesamtstrategie in ihrem Feldzug, der darauf abzielt, «Amerika katholisch zu machen». Professor George W. Elderkins Buch «Das römisch-katholische Problem» enthält eine Menge dokumentarischen Materials, das die Verschwörung des Vatikans in den USA beweist.

Ich habe versucht, Herr Präsident, Ihnen ein so vollständiges Bild der Nachkriegsereignisse zu geben, als es in einem so kurzen Bericht möglich ist. Es ist mir klar, daß der eine oder andere interessante Punkt meiner Aufmerksamkeit entgangen sein mag. Die Hauptereignisse und die Haupttendenzen jedoch, besonders die Tatsachen über den Ursprung des Kalten Krieges, habe ich versucht, Ihnen so genau wie möglich zu schildern. Sie werden wissen wollen, was die Engländer und die Russen während dieser letzten zehn Jahre geleistet haben.

Großbritannien und die UdSSR

Die Engländer und die Russen sind nicht ganz unschuldig an der gegenwärtigen Spannung in der Welt. Es war die britische Regierung,

die sofort nach Kriegsende an der Einleitung des Kalten Krieges aktiven Anteil nahm. Die Engländer aber änderten ihren Standpunkt, als die politischen Strategen Washingtons für einen Präventivkrieg eintraten. Seither hat die britische Diplomatie – durch die erregte öffentliche Meinung dazu gezwungen – mehrmals gewisse Washingtoner «Heißköpfe» daran gehindert, die Welt in einen totalen Atomkrieg zu stürzen.

Die Russen waren nach dem Krieg erschöpft. Laut Feststellungen von Eisenhower, Stimson, Byrnes und anderen waren die Russen bereit, zusammenzuarbeiten und Konzessionen zu machen. Nachdem sie sich erholt hatten, begannen sie jedoch auf eigene Art Faustpolitik zu treiben. Es würde noch einen weiteren Bericht benötigen, die Sowjetfehler dieser Nachkriegsjahre zu analysieren. Die Tatsache, daß der Kalte Krieg nicht in Moskau, sondern in Rom und Washington angefangen wurde, wäscht die Sowjetführer nicht rein von Schuld. Die diplomatischen Schritte der Sowjets in den letzten Jahren sind ebenso zynisch und jedes moralischen Grundsatzes bar wie die Beschlüsse der Washingtoner Politik 1945. Nach dem Ende des Krieges waren es die Propagandisten des Vatikans und ihrer Helfershelfer, die uns sagten, wir hätten einen falschen Krieg auf der falschen Seite mit falschem Ziel geführt. Winston Churchill wiederholte den Gedanken mit den Worten: «Wir haben das falsche Schwein geschlachtet».

Wir haben Beweise, daß der Vatikan und seine gleichgesinnten Mitläufer in Washington unter Mißachtung jedes menschlichen Anstands als erste bereit waren, die Japaner und die Nazikriegsherren, die mit blutigen Händen vom größten Gemetzel in der Geschichte der Menschheit zurückkamen, in die Arme zu schließen. Heute sehen wir, wie die Sowjetführer die Militaristen und Industriellen der früheren Achse umwerben und sie durch verlockende Angebote in das Sowjetlager ziehen wollen. Es ist ein widerliches Schauspiel, wenn man sieht, wie die Russen in den letzten Jahren preußische Traditionen verherrlicht und dem deutschen Nationalismus geschmeichelt haben. Der Höhepunkt wurde in der neuesten Sowjetbotschaft erreicht, worin der Kanzler der Bonner Republik, Dr. Adenauer, zu einer russisch-deutschen Annäherung nach Moskau eingeladen wurde.

Wir haben in der Tat die gleiche entscheidende Etappe in Weltangelegenheiten erreicht wie im Katastrophenjahr 1939. Nach zehn Jahren des Kalten Krieges hat Rußland seine Politik total umgestellt und ist bereit, ein Abkommen mit Deutschland und Japan zu erreichen. Das «Wallstreet Journal», die Zeitung, die auf Ereignisse, die internationale Angelegenheiten und Geschäfte beeinflussen, am schnellsten reagiert, erwähnte im Leitartikel vom 9. Juni 1955, daß Moskau auf eine neue sowjet-deutsche Allianz hinziele. Der Artikel gibt zu, daß Deutschland «Handel und engere Beziehungen mit den Sowjets sucht», und schließt mit der düsteren Betrachtung:

«Wenn ein solches Bündnis je wieder kommen sollte, können wir jeden Gedanken daran aufgeben, den Rest des Kontinents zu verteidigen oder ihn vor dem Umsturz oder der Absorption durch einen massiven deutsch-osteuropäisch-sowjetischen Block zu bewahren. Man darf nicht vergessen, daß die russisch-deutsche Affinität historisch gesehen nicht so sehr ein Fall von deutscher Unschuld und Sowjetbetrug ist als für beide Parteien eine zynische Vernunftehe.

Es hat keinen Sinn, über den Zynismus anderer zu jammern, wenn unsere eigenen politischen Strategen ihre ganze Nachkriegspolitik auf einem unheilvollen und zynischen, vom Vatikan ausgeheckten Plan basieren. Die Tragödie liegt darin, daß das amerikanische Volk von neuem wird dafür bezahlen müssen, daß es dem Vatikan in die Falle ging. Nachdem wir den weltweiten Interessen des Papsttums gedient haben, nachdem wir «die Niederlage der Achse in einen Sieg umwandelten», nachdem wir direkt oder indirekt hundert Milliarden Dollar für den Wiederaufbau des «Vatikan-Lebensraumes» in Europa und Asien verschwendet haben, ist der Papst bereit, ein weiteres Mal seine Front zu ändern und sich mit Moskau zu verständigen. Europäische Presseberichte haben festgestellt, daß der Vatikan seine Einstellung in weltpolitischen Dingen revidiert habe und für ein großangelegtes Abkommen mit den Sowjets, Osteuropa betreffend, bereit sei. Es wird berichtet, daß der österreichische Kanzler Raab, ein frommer Katholik, seine kürzliche Reise nach Moskau mit der Unterstützung des Vatikans machte. Das gleiche gilt für Dr. Adenauer, der ein enger Freund des Papstes ist, wenn er seinerseits ein Abkommen mit den Sowjets schließt.

Das Hauptanliegen der Sowjets ist, einen Gürtel von freundlichen «neutralen» Staaten in den Hauptsektoren von Europa und Asien zu organisieren und die amerikanischen Streitkräfte aus den strategischen Stützpunkten, die wir in den Nachkriegsjahren gewonnen haben, hinauszuwerfen. Um dieses Ziel zu erreichen, sind die Sowjetführer bereit, dem Vatikan und seinen Achsenalliierten Deutschland und Japan einen hohen Preis zu bezahlen.

Schluß

Am Ende dieses Berichtes, Herr Präsident, werden Sie wahrscheinlich einige Auskunft über verschiedene Persönlichkeiten, über die Präsidentschaft, Ihre Familie und so weiter wünschen.

Viele von Ihren alten Freunden haben diesen lärmigen und unbehaglichen Planeten verlassen. Ich nehme an, daß Ihnen besonders unser scharfsinniger Freund Harold Ickes einiges darüber berichtet hat, wie das Amt des Präsidenten unter der stümperhaften Truman-Regierung entartete. Trumans Verwaltung seines Amtes wurde als «Krisenmacher-Regierung» bekannt, und er trug für die Einleitung

des Kalten Krieges im eigenen Land die Hauptschuld. Aber trotz vielen Mängeln war Truman nicht ohne Rückgrat. Als MacArthur – während des Koreakrieges – die Zivilautorität in Washington herausforderte, wurde er von Truman prompt entlassen. Dies brach den magischen Zauber des Militarismus, der während der Nachkriegsjahre gefährliche Ausmaße angenommen hatte.

Unter Eisenhower kehrten wir ganz offen zur Regierung der Großverdiener (big business) zurück. Was man immer gegen die Eisenhower-Regierung vorbringen mag, so spricht zu seinen Gunsten die Tatsache, daß er den Frieden aufrecht erhielt und sich standhaft weigerte, unser Land in riskante militärische Abenteuer hineingleiten zu lassen, wie sie ihm von seinen engen militärischen und zivilen Ratgebern empfohlen wurden. Er hatte sogar den Mut, dem Druck der konservativen Republikaner zu widerstehen und eine Politik zu treiben, die die USA aus den asiatischen Verwicklungen löste.

Der Name Ihrer Familie wurde in den letzten Jahren – die unvermeidlichen Angriffe von Westbrock Pegler ausgenommen – in der Presse selten erwähnt. Mrs. Roosevelt ist, wie immer, mit Vorträgen, Schriftstellerei und Reisen beschäftigt – Franklin war zwei Jahre Kongreßmitglied, als er sich aber 1954 als Kandidat für die Staatsanwaltschaft von New York aufstellen ließ, wurde er von seinem republikanischen Gegner geschlagen. Jimmy wurde von seinem kalifornischen Wahlkreis im selben Jahr in den Kongreß gewählt, und John verließ die demokratischen Reihen, um 1952 für Eisenhower zu werben.

Es gibt noch viele andere Ereignisse, über die ich Ihnen gerne berichten würde. Es sind welche darunter, die Ihnen die Zornesröte ins Gesicht treiben, und andere, die Ihnen ein Lächeln abnötigen würden. Ich schäme mich, Herr Präsident, daß unser Land ein großes Maß an Verleumdung Ihres guten Namens duldete und Ihnen wenig oder gar keine Verehrung angedeihen ließ. Vor einigen Monaten, als vom Veteranenverband eine Gesetzesvorlage, die Ihren Namen erwähnte, vorgelegt wurde, wies der Kongreß die Vorlage an den Ausschuß zurück, damit er die Buchstaben F. D. R. streiche.

Ich glaube jedoch, daß das Pendel eines Tages zurückschwingen wird. Es liegen viele Anzeichen vor, daß Verleumdung und Charaktermord, die unter MacCarthy zur Blüte kamen, über das Ziel hinausgeschossen sind. Ich glaube, daß die Nation sich langsam von einer schweren moralischen und geistigen Lähmung erholt. Vorausgesetzt, daß ein Krieg vermieden werden kann, werden wir uns nach und nach zu normalen Verhältnissen zurückentwickeln. Daß dies geschehen möge, ist mein innigster Wunsch. Wenn mich meine Hoffnung nicht trügt, so glaube ich, dürfen wir einer verheißungsvolleren Zukunft des Friedens, des Ausgleichs und der Verständigung entgegensehen.

Sollte dies der Fall sein, so hoffe ich, Ihnen in weiteren zehn Jahren einen ermutigenderen Bericht über die Verhältnisse in den USA und einer weiteren Welt geben zu können. Bis dahin verbleibe ich

Ihr getreuer
Washingtoner Beobachter

Aus Leonhard Ragaz' Buch: „Die Bergpredigt Jesu"

... Du sollst das Böse nicht mit seinen eigenen Mitteln bekämpfen. Du sollst ihm nicht auf seinem eigenen Boden entgegentreten. Du sollst nicht Unrecht mit Unrecht, Lüge mit Lüge, Gewalt mit Gewalt bekriegen. Du sollst dem Bösen nicht auf der gleichen Ebene entgegenstehen (so sollte man das Original wörtlich übersetzen), sondern sollst ihm von einer höheren Ebene begegnen, sollst ihm *überlegen* sein. Du sollst dem Unrecht mit Recht, der Lüge mit Wahrheit, der Gewalt mit Geist begegnen, du sollst, wie Paulus sagt, dich nicht überwinden lassen von dem Bösen, sondern das Böse überwinden durch das Gute (Römer 12, 21). Du sollst dich nicht an der Regel der Welt orientieren, sondern an Gott, dem Herrn und Vater. Du sollst größer sein als das Böse. Du sollst den Adel der Söhne Gottes wahren. Darum sollst du dem Gegner sein Recht geben und mehr als sein Recht, indem du ihm Gottes Recht gibst. Darum darfst du dich nicht in dein bloßes Recht, das Rache-Recht ist, verstricken, sondern sollst in der Freiheit der Söhne Gottes leben. Darum sollst du auch dem ausgesprochen Bösen, ja Teuflischen nicht von dir aus begegnen, überhaupt nicht von der Welt aus, sondern von Gott aus, der der Herr ist, der Heilige, der Richter, aber auch der Vater. Du sollst dem Bösen widerstehen bis aufs Blut, sollst ihm widerstehen mit dem scharfen Schwert der Wahrheit. Aber nur mit dem Schwert des *Guten*. Nur von Gott her, dem Herrn und Vater. Nur in der Wahrheit und nur in der Liebe. So allein wirst du es wirklich besiegen. Denn Unrecht erzeugt wieder Unrecht, Lüge Lüge, Gewalt Gewalt. Auch im Rechte kann, wie gesagt, Unrecht liegen. Das Recht kann auf eine Weise geltend gemacht werden, daß es zum Unrecht wird, daß es reizt und verhärtet. Auch das Böse hat eine Art Recht. Dieses wird nicht durch ein auf dem gleichen Boden stehendes Gegenrecht überwunden, sondern nur durch ein höheres Recht: das Opfer. Nur das Kreuz, nicht das Schwert besiegt die Welt und die Hölle. Die Liebe ist stärker als das Recht.

... Es gibt keine wirkliche Liebe ohne Wahrheit. Denn nur die Wahrheit rettet. Und Wahrheitsdienst ist darum der höchste Dienst der Liebe. Die Wahrheit schafft auch allein Frieden ...

Kraft der Auferstehung

Die Christenheit feiert Jahr für Jahr Ostern, aber die Verkündigung der Auferstehung bleibt doch kraftlos und fragwürdig inmitten der Geschehnisse unserer Welt. Nichts oder nur erstaunlich wenig von der umstürzenden Bedeutung und Kraft dieses Ereignisses ist zu spüren. Botschaft und Glauben, Botschaft und Leben der Christen sind gerade in dieser Sache so voneinander getrennt, daß man weithin vergebens nach der *Kraft und der Hoffnung der Auferstehung* fragt, die in der Verbindung mit dem Auferstandenen erwachsen kann und soll.

Wie ganz anders *lebendig* sind demgegenüber heute gewisse Ideologien, Bewegungen und Mächte unter den Völkern. Wie werden Menschen und Völker davon ergriffen und fortgenommen! Gewiß tragen diese Ideologien, diese Bewegungen und Mächte das Gesetz des Werdens und Vergehens viel mehr in sich, als wir Menschen in unserem zeitlich-irdischen Sinn meinen und als viele glauben wollen. Wie vergänglich und eitel ist doch meistens das, was sich die «größte Weltmacht» nennt oder sich unter die «Großmächte» auf Erden zählt. Es stürzt dahin vor dem Odem des lebendigen Gottes, der allein ewiges, unvergängliches Leben schafft. Scheinbar plötzlich stürzt ein Idol dieses vergänglichen Menschenwesens oder das Zeichen, das man ihm aufgerichtet hat. Auf einmal verlieren eine Bewegung, ein Volk, eine Gesellschaft, eine Klasse, ein Erdteil ihre Kraft, obwohl sie auf feste, unerschütterliche Grundlagen gebaut schienen.

Und doch beschämen diese Kräfte der Welt immer wieder eine Christenheit, ein Christentum, das von der rettenden, erlösenden und erneuernden Kraft Gottes in seiner Botschaft redet. Ja eben redet, redet, aber die Kraft verloren hat. Jene Kraft, von der es heißt: «Gottes Reich aber besteht nicht in Worten, sondern in Kraft.» Weil der Auferstandene mit seiner Kraft und seinem Geist unter den Christen nicht oder so wenig erkannt wird, wie es dem redlichen Sinn vor Augen liegt, geht es so menschlich, allzumenschlich zu in den Gebieten des Christentums. Das ist auch durch die beste aller Theologien, die man heute zu haben meint, nicht anders geworden. Auch sie kann eines nicht: was sie im Worte und als Theologie noch darzustellen vermag oder es versucht zu tun, an jener Quelle fassen, wo nicht eine Religion, eine Theologie, eine Kirche, sondern das Reich und die Kraft des lebendigen Christus und seiner Zeugen beginnt und fortschafft, bis das Reich Gottes wird in Gottes Kraft und Gottes Geist und als Gottes lebendiges Wort. Und ebenso jenes allgemeine Gebilde, das sich Christentum nennt (gar nicht nur das freisinnige, auch viel kirchliches, konfessionelles, orthodoxes, auch «religiös-soziales», wenn es an diesem Entscheidenden fehlt!), das im Grunde ohne den Auferstandenen und die ganze Welt, die zu ihm gehört, auskommen will. In diesem Bereich des Christentums geht es

dann so zu, wie es Blumhardt in einer Osterpredigt (1892) charakterisiert: «Es macht sich überall das Bestreben geltend, das was nun infolge der Auferstehung auf Erden wahr werden soll, auf der Seite liegen zu lassen und sich mit der Religion, welche sich um den Namen Jesu gebildet hat, zu begnügen, ohne mitzuhelfen, daß das, was Jesus ist und lebendig ist, in unsere Gesellschaft hereinkomme, daß man es sähe, wie man jetzt mit neuen Kräften arbeiten darf, ja wie man aus einer ganz neuen Kraft heraus die Welt und das, was uns in der Welt aufgetragen ist, gleichsam bearbeiten darf. So ist es denn auch ganz gewöhnlich geworden, daß man in christlichen Unternehmungen, Einrichtungen, Anstalten, Kirchenbildungen, Gemeindebildungen, fast ausschließlich mit irdischen Kräften rechnet. Wir brauchen zum ersten: Geld! Zum zweiten brauchen wir gescheite Leute. Oft auch heißt es so: es kommt weniger darauf an, ob es recht oder unrecht zugeht, wenn nur jemand ein organisatorisches Talent hat, um etwas ins Werk zu setzen. Da braucht man dann allerlei Gesetze; ob man darunter ein wenig verlogen leben muß oder nicht, das macht so viel nicht aus, wenn es nur einen Anstrich von menschlicher Ordnung hat. Man richtet sich auch eine gewisse Sprache ein, in welcher sich derjenige finden lassen muß, der fromm heißt; es geht ganz ähnlich, wie man auch in der Welt schafft: Geld regiert die Welt. Staaten und Gesellschaften haben alle eine gewisse Summe von irdischen Kräften, mit denen man sich etwas möglich denkt; und überlege ich's mir genau, so ist es auch bei uns, auf den Gebieten des Reiches Gottes dasselbe. Was jene von Kräften zusammennehmen, um sich etwas möglich zu denken, ist auch bei uns gebräuchlich; wir brauchen dieses und jenes absolut notwendig. Das, was eigentlich der Heiland ist auf Erden, jetzt als der Auferstandene, das nimmt man bloß so seufzend in Rechnung. Im einzelnen gibt es dann freilich auch Leute, in denen ist's fest, und gottlob, die erleben dann auch etwas davon, aber im ganzen Getriebe der Christenheit ist – lasset mich's ein wenig grob sagen, ich will ja nicht übertreiben, aber ich will's nur nennen, damit es vor Gott komme, worin ich eben jammern muß –, im ganzen ist das, was treibt: *Geld*; was treibt, sind bedeutende Menschen, wissenschaftliche Menschen, organisatorisch angelegte Menschen. Was treibt, sind starre Formen, in die man sich hineinzwängt. Was treibt, das sind Parteien, feste Vereinigungen, da man sich über andere erhebt und eben durchhaut, ob der andere dabei zugrunde geht oder nicht, verdammt wird oder nicht. Was treibt, immer wieder sind es menschliche Dinge, edel, oft groß – aber Christus, der Auferstandene, der will nicht recht erkannt werden.»

Auf die Erkenntnis Christi, des Mensch gewordenen, kämpfenden Menschensohnes, gekreuzigten und Auferstandenen kommt es an. Darauf, daß von der Gotteswirklichkeit und Gotteskraft, in der er lebt und wirkt, unser Glaube entzündet wird und lebt, daß wir Teilhaber werden an dem, was Paulus, der durch den Auferstandenen zum Zeu-

gen und Apostel wurde, einmal so ausdrückte, als er über Christus, die Sünde und den Tod sprach: «Der Tod ist nicht mehr über ihn Herr. Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde ein für allemal gestorben; was er aber lebt, das lebt er für Gott.» (Römer 6,9/10.) Bei Paulus hat das entscheidende Folgen für die *Lebenshaltung* der Glaubenden, so daß er fortfährt: «So sollt auch ihr euch als solche ansehen, die für die Sünde tot sind, aber für Gott leben in Christus Jesus, unserm Herrn» (Vers 11). Diese entscheidenden Folgen für die gesamte Lebenshaltung der Glaubenden sieht man an uns Christen kaum mehr.

Wie sich Jesus seinen bestürzten, staunenden, zweifelnden und ungläubigen Jüngerinnen und Jüngern, die diese ihnen in seiner Auferstehung begegnende neue Wirklichkeit nur schwer zu fassen vermochten, *lebendig erwies* (vgl. dazu die Auferstehungsberichte und den Anfang der Apostelgeschichte), *mit ihnen über das Reich Gottes sprach, ihnen die Gabe des heiligen Geistes mit seiner Kraft und Einwohnung verhieß* und sie auf Grund davon zu seinen Zeugen, das heißt seinen Mitkämpfern in der Welt machte, das gehört offenbar zu dem Glauben, worin wir wirklich befähigt werden, «für Gott» zu leben. Auferstehungsglaube ist nicht möglich ohne den lebendigen Christus, seinen Geist, seine Kraft, sein «sich lebendig erweisen» auch heute. Denn *er* lebt «für Gott».

Wie können aber wir Christen meinen, Christus anders fassen und erkennen zu können als durch sein «sich lebendig erweisen» und sein «für Gott leben» auch über unserer Zeit und Welt? Ist vielleicht deswegen so vieles an uns und in unserem Christentum tot, weil wir ohne diesen Lebendigen, Kämpfenden, Schaffenden «Christen» sein wollen und weil wir seinem Willen, seinem Geist uns nicht hingeben, der uns in das Leben für Gott und sein Reich ziehen möchte? Sind wir deswegen so ratlos, so voll Angst, Zweifel, Mißtrauen und Zwiespältigkeit? Konnte deswegen der Kriegsgeist, der Militär- und Mordgötze mit seinem totalen Krieg so mächtig werden, ja kann der Premierminister Großbritanniens vielleicht deswegen von der «allmächtigen Wasserstoffbombe» reden? Ist wohl deswegen der Kampf für Gerechtigkeit, Frieden, Freiheit, Wahrheit und Erbarmen so kraftlos oder auch so verwirrt, so menschlich und oft so ohne göttliche Kraft, wie wir es immer wieder erkennen müssen? Muß vielleicht deswegen Gott so vieles – Aufbauendes und Zerstörendes – mit den «Ungläubigen der verschiedensten Art und Regionen und durch sie tun, weil er es mit den «Gläubigen» nicht tun kann? Gibt es vielleicht deswegen den Kommunismus und die Frage, die Gott uns durch ihn stellt?

Wir brauchen Offenbarung und Kraft des Auferstandenen *heute*, und wir brauchen sein lebendiges Gebot und die Sendung seines Geistes heute. Ohne das ist unser Glaube tot, kann er sich nicht als ein «lebendig, tätig und geschäftig Ding» (M. Luther) erweisen. «Offenbarung Gottes in Auferstehung» (Chr. Blumhardt) und darum Kampf

allen Todesmächten, das ist das, was not ist und wonach wir dürsten sollten für uns, für die Menschenwelt, für alle Kreatur, für die ganze Schöpfung. Das ist Wirklichkeit in Jesus und will zu uns kommen. Seine ganze Erscheinung strahlt und ist Auferstehung.

Es kommt aber darauf an, daß *wir* zu diesem Jesus kommen, daß wir lernen durch ihn für Gott und sein Reich zu leben und zu kämpfen. Dann überkommt uns gewiß etwas von der großen Freude, ja dem Jubel der Ostern. Dann ziehen wir Kraft an aus der Höhe, dann kann uns der Geist zuteil werden, der uns in die Wahrheit weist und führt. Dann werden wir uns nicht ängsten in unserer von so viel Tod und dem Grauen der Vernichtung umgebenen Welt, in der so viel Macht der Finsternis sich offenbart, sondern mit Jesus leben lernen für Gott, worin uns dann gewiß die Kraft des Lichtes und des Lebens offenbar und zuteil werden wird. Blumhardt, der darin Erfahrung hatte, ruft uns in unserer Zeit aus diesem Glauben heraus zu: «Ich weiß nichts, was mich in der Welt ängstigt, wenn ich bedenke: *Jesus lebt!* Kein Volk und keine Gesellschaft, keine Geschichte, keine Unordnung, kein Toben und Tosen der Völker, kein Leben und Streben der Gottlosen, der Unverständigen, der Ferngestellten, gar nichts kann irgendwie ängstigen. Keine Anfechtung, kein Herzenskummer, keine Krankheit, gar nichts – mag kommen, was will: weg! weg! weg! – Jesus lebt und lebt so, wie es da steht, als der Auferstandene, nicht mehr in die Hand gegeben der nächsten besten Geschichte der Menschen, nicht mehr abhängig von Hohepriestern und Pharisäern, gar nicht mehr gebunden in menschliche Dinge – rein nur in der Gerechtigkeit und Wahrheit Gottes lebend.» Um diesen Auferstandenen müssen wir uns wieder scharen lernen. Darin fest zu werden in unserer Zeit, ist das eine, was not tut. Daraus wird die große Hilfe quellen für die Völker, wenn das Erbarmen Gottes sie mit seinen Lebenskräften ergreift und der Wahrheit und dem Reich entgegenführt, um das wir gerade an Ostern und Pfingsten und erst recht im Leben und Kampf des Alltags bitten: «Dein Reich komme» und «komm Schöpfer Geist, komm Geist der Kraft, der alles neu in Christus schafft».

Albert Böhler

Worte von Leonhard Ragaz

Parteiwesen und Machtfrage

Nun kann man ja oft die Macht wollen, um damit das Gute und Rechte durchzusetzen, und gewiß hat das Machtstreben oft diesen Sinn. Aber nun tritt ein psychologisches «Gesetz» in Wirksamkeit, dessen Bedeutung für das ganze Leben des Geistes wir nicht hoch genug anschlagen können: die Neigung zur *Verwechslung von Zweck*

und Mittel. Man vergißt allmählich, wozu man eigentlich die Macht begehrt, und begehrt sie um ihrer selbst willen. Damit wird man dann in der Wahl der Mittel erst recht unbedenklich und verrät durch diese Mittel den Zweck, für den man eigentlich die Macht wollte. Dann gibt es eine furchtbare Entartung. Man will die Macht vielleicht, um damit die christliche Wahrheit zu fördern, und schädigt diese durch die Mittel, die man braucht, viel mehr als der ärgste Gegner; man will die Macht, um Freiheit zu schaffen, wählt dazu aber den Zwang und benützt die erlangte Macht ebenfalls zu allerlei Zwang. Man will den Sozialismus und versucht durch äußerst unsoziale Methoden zu ihm zu gelangen. Man ist oft mit dem bloßen Namen der Sache zufrieden, während die Sache fehlt. (1914)

Der Aufbau des Gottesreiches

Das Gottesreich kann nur mit Mitteln aufgebaut werden, die dem Gottesreich angehören, also durch Wahrheit und Liebe, nicht durch List und Gewalt, durch Gerechtigkeit und Freiheit, nicht durch Zwang und Unrecht.

Unser Glaube und die Kirche

Wir haben einen Glauben, eine Hoffnung, das ist alles, einen Glauben und eine Hoffnung, die über alles, was auf dem Boden der Kirche geschehen könnte, weit hinausgehen; wir haben auch allerlei Gedanken über die allfällige Umgestaltung unserer Kirchen zu wirklichen und lebendigen Organen des Gottesreiches. Aber für das alles brauchen wir keine Parteiorganisation; denn wenn diese Umgestaltung kommen soll, so kann sie nur kommen durch ein Erwachen der Christenheit, durch neuen Geist und neue Kraft, aber nicht durch kirchliche Mehrheitsbeschlüsse oder durch Besetzung möglichst vieler Kanzeln mit Predigern von unserer Gesinnung. Diese selbst können ja nur durch den Geist erweckt werden; ohne diesen wären sie nichts, wo er aber arbeitet, da wird es von selbst solche Prediger geben.

Das Problem der Kirche

Wir haben keinen Anlaß, nach kirchlicher Macht zu streben, da uns die Kirche selbst das schwerste Problem ist.

Unsere Sache

Unsere Sache ist viel *zu groß*, um in den Rahmen einer Partei zu gehen. Was wir ersehnen, ist das Kommen des Gottesreiches, wie es in Jesus Christus erschienen ist. Das bedeutet ein Erwachen der Christenheit zu neuem Leben, eine neue Orientierung des christlichen Lebens und Denkens, ein Vergehen der heutigen Gestalt des Christentums (oder, wenn man eben diese Gestalt im Gegensatz zum Gottesreich

Christentum nennt, des Christentums überhaupt), eine Eroberung der Welt für Gott, kurz eine Umwälzung von unabsehbarer Tragweite. Eben darum ist das nicht etwas, was wir gleichsam *machen* könnten, nicht etwas, das *wir* durchkämpfen wollten und könnten; das wäre unendlich viel zu groß für uns. Es ist vielmehr ein neues Verheißungslicht, das uns leuchtet, wie es aller Welt leuchtet, eine Hoffnung, die unser Herz beseligt, und auch etwa eine Bangigkeit, die es beschleicht, aber eine solche Sache in ein Parteimaß fassen, hieße soviel, als das Meer in einen Mühlteich leiten zu wollen.

Das religiös-soziale Problem

Das religiös-soziale Problem kann unmöglich das einer bestimmten Partei sein; es tritt an *alle* ganz gleichmäßig heran, und es wäre eine Anmaßung ohnegleichen, wenn jemand tun wollte, als ob er es gepachtet habe. Wie über die Kirche als Ganzes, so geht es auch über alle konfessionellen, dogmatischen und theologischen Unterschiede hinaus. (1914)

Auf was es ankommt

Wir stellen so stark ab auf das Vorwärtsschreiten mit dem ewig *lebendigen* Gott, auf das Vorwärtsstreben zu seinem *kommenden* Reiche, wir sind so stark angewiesen auf den Geist und seine Macht, auf das Schaffen Gottes selbst, wir dürsten so sehr nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, daß wir unmöglich uns selbst oder andere in ein knechtisches Joch könnten spannen lassen.

Partei – Sekte? Reich Gottes für die Welt!

Welche Form soll denn diese Bewegung annehmen? Soll sie vielleicht, wie einige uns weissagen, eine «Sekte», also eine geschlossene religiöse Gemeinschaft werden? Ich gestehe, daß *dieser* Weg uns viel näher läge als der der Partei. Trotzdem werden wir ihn sicherlich nicht gehen. Es ist doch wieder der Geist unserer Sache, der uns ihn nicht erlaubt. Wir streben aus der Enge ins Weite, nicht aus der Weite ins Enge. Wir wollen nicht einen religiösen Besitz für uns selbst hüten und genießen, sondern wollen vielmehr unser Leben verlieren um Christi willen. Wir glauben an das Reich Gottes *für die Welt*. Das Reich Gottes muß heraus, nicht bloß aus der Kirche, sondern auch aus allen «Sekten» und Konventikeln. Das ist nun *der* Weg. Jeder andere käme uns gottwidrig vor. Daher muß ein jeder von uns versuchen, zunächst einmal von der Kraft und Wahrheit des Gottesreiches so viel als möglich in sich selbst anzusammeln und in seinem persönlichen Sein zu verwirklichen, dann aber es da geltend zu machen, wo er gerade steht, es hineinzutragen in die Welt, und zwar gerade in ihre gottfremdesten Gebiete.

Eine freie Macht des Geistes

Diese Sache soll als freie Macht des Geistes wirken. Sie soll nicht durch menschliches Machen gefördert werden, sie soll den Menschen auch nicht dadurch vereitelt werden, daß sie von einzelnen Personen oder Gruppen an sich gerissen wird. Sie soll jedermanns Sache sein, wie Luft und Sonnenschein. All unsere Kraft und Leidenschaft muß darauf gerichtet sein, sie freizuhalten von menschlicher Verunreinigung. *Das ist unsere zentrale Aufgabe*; alle andern müssen davor zurücktreten.

Das freie Walten des Geistes

Alle Redlichen müssen es spüren, daß wir nichts anderes wollen, als dem Geiste dienen, der uns Wahrheit ist. Darum gefällt mir persönlich, offen gestanden, weder ein «Verein sozialistischer Kirchgenossen» noch eine «sozialistische Synodalfraktion». Das Beste schiene mir, wenn diese Gebilde wieder verschwänden. *Wir können gar nicht genug Vertrauen zu dem freien Walten des Geistes haben.* Gott machen lassen und ihm zur Verfügung stehen, aber das Menschliche möglichst in den Hintergrund drängen, das ist's, worauf es ankommt. (1914)

Religiös-sozial!

Man mag von einem religiös-sozialen Problem reden, aber nicht von Religiös-Sozialen. Denn es ist ja schließlich jeder religiös-sozial, wenn ihm dieses Problem anliegt, und es soll jedem anliegen, dem das Gottesreich anliegt; dafür aber ist niemand *bloß* religiös-sozial.

Gegner des Parteiwesens

Wir bleiben die geschworenen Gegner des Parteiwesens im Namen des Größeren, dem wir uns verschrieben haben.

Sammlung und Weite

Gott behüte uns davor, daß unser Wollen und Hoffen uns zu engen Menschen mache, die nur für ein bestimmtes Stück dieser reichen Welt Sinn und Auge haben. Bei aller notwendigen *Sammlung* wollen wir doch keine *Verkümmerung*. Von dem Orte aus, wo wir unsern Stand genommen haben, wollen wir das Ganze der heute werdenden neuen Welt verstehen, und der Blick aufs Ganze soll uns helfen, das eigene Wollen immer tiefer und weiter zu fassen. Wir wollen als Sozialisten und erst recht als solche, die auf das Reich Gottes warten, auch in Museen für Naturgeschichte und Völkerkunde, in Bildergalerien und, wenn sich's gerade trifft, sogar ins Theater gehen (was freilich beim Schreiber dieser Zeilen selten genug vorkommt!).

Freund und Gegner der «Kirche»

Warum sollten die Kirchen unsereins nicht interessieren? Ich weiß wohl, daß man mich in den letzten Jahren auf alle Weise als Kirchengegner verschrien hat; auch will ich gar nicht leugnen, daß ich in einem ganz bestimmten Sinne Gegner der «Kirche» bin; aber ich behaupte kühnlich, daß ich in einem andern Sinne ein Freund der Kirche bin wie wenige; daß, wie alle mit einigem Verständnis für die wahren Beweggründe eines Menschen Begabten wohl sehen könnten, die Gegnerschaft aus der Freundschaft, aus der Liebe stammt und in den Augen *wirklicher* Freunde der Kirche eigentlich mehr wert sein müßte als sehr viele Arten von Anhängerschaft. Jedenfalls macht mir das Problem der Kirche sehr viel mehr zu schaffen und kostet mich sehr viel mehr Lebenskraft als dem größten Teil ihrer Verteidiger. Man verzeihe diese Bemerkung, die durch allerlei Verhandlungen und Angriffe der letzten Jahre und Wochen veranlaßt ist. Ich meine im übrigen, daß uns allen, die wir den Blick auf eine neue Gestalt des religiösen und sozialen Lebens gerichtet haben, die Kirchen wichtig sein müssen.

Die reine Seele der Kirche

Ich habe dort (in der englischen Hochkirche) nur bestätigt gefunden, was ich immer gewußt und auch öfters ausgesprochen habe: daß die Kirche nach ihrem besten und innersten Willen nichts anderes sein will als das Gottesreich auf Erden, daß sie aber genau in dem Maße, als sie sich als Kirche ernst nimmt und nicht der Welt verfällt und das Ihre sucht, sich als Kirche aufgibt und Gott allein dienen will – in der Welt! Diese reine *Seele* der Kirche ist es, deren Kraft ich in dem Leben spüre, das ich geschildert habe. Darum sage ich allerdings: wenn die Kirche sich selbst ganz ernst nimmt, so bekommen wir etwas außerordentlich Herrliches, aber ich füge hinzu: für dieses Herrliche ist dann der Name Kirche nicht mehr der rechte; dieses Herrliche wird über sich selbst hinaus zu einem noch Höheren, dem Allerhöchsten. (1914)

STIMMEN

Albert Einstein (im Vorwort zu dem in der Fischer-Bücherei erschienenen Buch von Lincoln Barnett «Einstein und das Universum»): «Wer es einmal unternommen hat, ein abstraktes, wissenschaftliches Thema allgemeinverständlich darzustellen, kennt die großen Schwierigkeiten eines solchen Versuches. Häufig wird entweder der Kern des Problems nicht berührt und durch oberflächliche Darstellung und unklare Umschreibung leichte Verständlichkeit vorgetäuscht, oder es wird dem

Leser ein fachmännischer Bericht geboten, dessen Schwierigkeiten unzugänglich bleiben und ihn entmutigen.

...Es ist von großer Bedeutung, daß die breite Öffentlichkeit Gelegenheit hat, sich über die Bestrebungen und Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sachkundig und verständlich unterrichten zu können. Es genügt nicht, daß die einzelnen Resultate durch wenige Fachleute des entsprechenden Fachgebietes anerkannt, weiterbearbeitet und angewendet werden. Die Beschränkung der wissenschaftlichen Erkenntnisse auf eine kleine Gruppe von Menschen schwächt den philosophischen Geist eines Volkes und führt zu dessen geistiger Verarmung...»

Sri Alokananda Mahabharati, ein Inder, sagt zum Deutschlandproblem: «Wir sind in hohem Maße an der Zukunft Deutschlands interessiert, und wir haben eine unbegrenzte Hochachtung vor dem Wissen und vor der Kraft, mit welcher Gott das deutsche Volk gesegnet hat. Ein deutscher Minister kam nach Indien, um für die Sache der deutschen Wiedervereinigung zu werben, und er machte die Sowjetunion dafür verantwortlich, diese zu hintertreiben! Aber an dem Nichtgelingen dieser Wiedervereinigung tragen die Deutschen selbst die Schuld. Es scheint nämlich, daß die Fehlschläge und die schrecklichen Leiden der beiden Weltkriege ihnen nicht beizubringen vermochten, daß der Weg des Militarismus der unrechte Weg ist. Deutschland sollte nicht zum drittenmal diesen Weg gehen.

Die Deutschen sollten den gesunden Menschenverstand haben, jegliche Gewalttätigkeit abzulehnen. Und anstatt sich wieder zu bewaffnen, sollten sie auf einer allgemeinen und gänzlichen Abrüstung bestehen. Deutschland sollte sich davor hüten, in die Falle zu gehen, die ihm der anglo-amerikanische Block gestellt hat.

Deutschland sollte neutral sein und sich für die göttliche Gerechtigkeit, für eine internationale Verständigung und für eine totale Abrüstung einsetzen, die die Ausmerzung des Imperialismus und des Kolonialismus zum Ziele hat. Allein in diesem liegt die Rettung Deutschlands und der ganzen Welt. Bald werden dann die traurigen Erinnerungen an die letzten beiden großen Kriege verschwunden sein, und Deutschlands wirkliche, wunderbare Kräfte würden zur höchsten Entfaltung kommen. Aber nur dann, wenn der Weg des Militarismus verlassen wird und man das göttliche Gesetz der Gerechtigkeit anerkennt.»

Scott Nearing, der amerikanische Schriftsteller, hat unlängst in seinen «World Events» (Januar 1956) das Programm Dulles' in sieben Punkten zusammengefaßt:

1. Austilgung des Kommunismus, wo immer er in der nichtkommunistischen Welt auftritt.

2. Einkreisung der kommunistischen Staaten durch einen eisernen Ring von Wirtschaftsdruckmitteln und Militärstützpunkten.

3. Schwächung der kommunistischen Staaten im Innern und nach außen.

4. Wiederherstellung des westeuropäischen Kapitalismus.

5. Förderung der Einigung und Wiederaufrüstung eines Deutschland, das die Richtlinien des amerikanischen Außenministeriums befolgt.

6. Zusammenschluß der Mitgliedstaaten des Nordatlantikbundes unter Führung der Vereinigten Staaten und

7. Festhaltung der Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas in ihrer Stellung als Vasallen oder Kolonien der reichsten und mächtigsten «freien Nationen», der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und Frankreichs.

«Alle sieben Punkte in diesem Programm für den Frieden und das Wohlergehen des Westens auf Kosten des Gleichgewichtes der Menschheit beschäftigten Herrn Dulles schon in den Jahren, da er republikanischer Berater von Präsident Trumans Kollegium demokratischer Oligarchen war. Er hat an ihrer Verwirklichung unermüdlich gearbeitet, seit er im Januar 1953 das Staatsdepartement übernahm.»

Nichtkatholiken über den niederländischen Katholizismus*

Sicherheitsventil oder Weckruf?

Ich möchte hier gleich vorausschicken: ich bin ganz besonders froh, daß es die Zeitschrift «Zu elfter Stunde» gibt. Die Ehrlichkeit und die Selbständigkeit, die uns aus vielen Artikeln entgegentreten, sind eine Wohltat. Und die Tatsache, daß hier keine halben, sondern überzeugte römische Katholiken das Wort haben, verleiht dem Blatt «Zu elfter Stunde» einen besonders wichtigen Hintergrund.

Deshalb bin ich auch dankbar, daß ich in dieser Zeitschrift das eine oder andere über meine Stellung in bezug auf den römischen

* Es trifft sich gut, daß wir als Fortsetzung und Ergänzung zu dem in unserm März-Sonderheft über die vatikanische Politik Gesagten diesen Beitrag unseres Freundes Pfarrer Strijd zur Auseinandersetzung mit dem Katholizismus bringen können. Wir meinen, daß sowohl die von innen wie von außen kommende Auseinandersetzung mit dem Katholizismus eine dringliche Aufgabe unserer Zeit ist. Wir hoffen zu diesem Thema noch weitere Beiträge bringen zu können.

Der Beitrag von Pfarrer Strijd ist in der holländischen katholischen Zeitschrift «Zu elfter Stunde», 3. Jahrgang, Nr. 4, Februar 1956, erschienen. Wenn er auch auf holländische Verhältnisse Bezug nimmt, so gilt er durchaus auch im allgemeinen. Deshalb haben wir ihn spontan übersetzt. D. R.

Katholizismus sagen darf. Es ist gut, daß «Zu elfter Stunde» mit großzügiger Geste seinen Gegnern Raum bietet: «Sprechen Sie sich nur aus, mein Herr.» Es ist überdies immer sehr ratsam, seinen Gegnern zuerst Gelegenheit zu geben, sich gründlich auszusprechen, und dann, wenn es sein muß, sich kräftig mit ihnen auseinanderzusetzen.

Ich werde in dieser Abhandlung über vieles schweigen müssen, sie würde sonst viel zu lang werden. Nur mit einem einzigen Wort werde ich, sozusagen aus der Ferne, andeuten, warum ich, *vom theologischen Standpunkt aus*, die Auffassung der römisch-katholischen Kirche nicht teilen kann – diese Zeitschrift ist nicht der Ort für eine ausführliche Auseinandersetzung. Ich werde schweigen über die Mariologie, über die Haltung der katholischen Kirche gegenüber dem Weltkirchenrat, über allerlei für mich durchaus befremdende Äußerungen von römisch-katholischer Volksfrömmigkeit (wovon die Segnung der Elefanten im Zirkus Hagenbeck auf mich – wenigstens bis jetzt – den tiefsten Eindruck gemacht hat) und über vieles andere mehr . . .

Ich will versuchen, hier einiges über das politische Gesicht des Katholizismus, über Toleranz und Intoleranz, über die Regelung des ganzen menschlichen Lebens zu sagen. Daß ich damit schwierige Probleme anschneide, bin ich mir bewußt. Doch die Ehrlichkeit gebietet mir, über alle diese Dinge nicht zu schweigen. Dazu steht mir die Sache auch zu hoch.

Ich halte es indessen für möglich, daß römisch-katholische Leser sich von dem, was ich sagen werde, gründlich mißverstanden und manchmal beinahe verletzt fühlen müssen. Doch halte ich mir nicht ein einziges Hintertürchen offen. *Unnötige* Schärfe will ich vermeiden – nicht aber die nach meiner Überzeugung *nötige*, das heißt sachliche Schärfe.

Besonders über die Vorgänge um uns her und über die Sache mit den Arbeiterpriestern bin ich innerlich betroffen, vielleicht darf ich gar sagen: verletzt. Deshalb muß ich über diese Dinge offen sprechen. Nicht in Erregung, sondern sachlich – und, wie ich hoffe, aus der Gegenüberstellung mit dem *lebendigen* Christus heraus.

Ich möchte meine einleitenden Bemerkungen gerne schließen, indem ich Sie versichere, daß ich die Handlungen auch jenes Teils der christlichen Kirche, dem ich selbst angehöre – der niederländischen reformierten Kirche – stets der gleichen Kritik des lebendigen Christus zu unterstellen trachte. Pauli Wort: «Worin du einen andern richtest, verurteilst du dich selbst, denn du, der du urteilst, tust dasselbe» (Röm. 2, 1) gilt in bezug auf vieles, was ich hier über die römisch-katholische Kirche sagen werde, auch von der reformierten Kirche.

Übrigens gehe ich in einigen Punkten keineswegs mit der Haltung meiner Kirche gegenüber dem Katholizismus einig. Daß man die «Antwort auf den Hirtenbrief von der Generalsynode der niederländischen reformierten Kirche, die römisch-katholische Kirche betreffend» durch

fünf Professoren der römisch-katholischen Universität zu Nimwegen nun schon seit fünf Jahren unbeantwortet ließ, halte ich nicht für eine Unterlassung, sondern für eine Schuld.

Zum Schluß möge die Tatsache, daß ich verschiedene Male öffentlich für die allgemeine Prozessionsfreiheit eingetreten bin, ein bescheidener Beweis sein, daß hier kein fanatischer Antipapist das Wort führt.

Die Kirche als beschützende Mutter ihrer Kinder

Die Fragen, die uns hier beschäftigen – Rom in der internationalen Politik von heute, die Toleranz und die Intoleranz, die Regelung des ganzen menschlichen Lebens – stehen in wesentlicher Beziehung zur Auffassung von der römisch-katholischen Kirche.

Dr. J. Witte S. J. gibt in «Katholizismus und geistliche Freiheit» folgende Darstellung: «Die katholische Kirche ist sich bewußt, daß die heilige Kirche von heute das konkrete Königreich von heute ist, worin alle Wesenszüge des zukünftigen Reiches Gottes schon im Keime enthalten sind. Deshalb wird das wahre Interesse der Kirche von heute niemals mit dem Interesse, dem Heil des endgültigen Königreichs Gottes in Widerspruch stehen können.»[1]

Es besteht also keine vollständige Identifikation des Reiches Gottes mit der römisch-katholischen Kirche – es bleibt Raum für ein eschatologisches «Sich-Richten». Doch bleibt es eine uns immer wieder bedrükkende Frage, inwiefern diese eschatologische Hinzielung auf das *Reich* durch die katholische Überzeugung, daß «die katholische Kirche die *alleinseligmachende* Kirche ist, da keine andere Kirche von Gott gewollt und gegründet ist und folglich keine andere Kirche ein geeignetes Mittel ist, um zur Liebe Gottes zu gelangen»[2], gebremst wird. «Die heilige Lehre, die Christus vom Himmel gebracht hat und die uns Gottes Vollkommenheit und der Menschen Bestimmung enthüllt hat, lebt in ihrem ganzen Umfang in der katholischen Kirche unberührt fort.»[3]

Eine Kirche, die – was die *Wahrheit* ihrer Botschaft und ihres Handelns betrifft – mit solchen Überzeugungen in der Welt steht, die außerdem die Gründung der *Hierarchie* Christo selbst zuschreibt, läuft große Gefahr, das *Reich* aus den Augen zu verlieren und das Dienen der äußerlich sichtbaren, juristisch organisierten Menschengemeinschaft, «die die *Kirche* Jesu auf Erden ist»[4], mit dem Dienen des *Reiches* zu identifizieren. Die römisch-katholische Kirche ist ja «die fortgesetzte Menschwerdung des Wortes, der in Zeit und Raum sichtbar fortlebende und fortwirkende Christus» – «le Christ répandu» (Bossuet).[5]

Nun weiß ich zwar, daß in der römisch-katholischen Theologie der Nachdruck immer darauf gelegt wird, daß diese göttliche Kirche auch ihre menschliche Seite hat und daß dies zum Mysterium der Kirche

gehört – wie sich aber diese Überzeugung von der menschlichen Seite der Kirche *auswirkt*, wird mir nie recht klar. Wenn ich zum Beispiel lese: «Der Kirche haben wir *bedingungslos* unser ganzes Vertrauen geschenkt wie einem vom Geiste Gottes selbst geleiteten Führer zum Leben ... Die Kirche hat unser Vertrauen. *Unwiderruflich* und für immer ... Es ist die kirchliche Obrigkeit, und darum unterwerfe ich mich *bedingungslos*.»[6] Dieses Funktionieren der menschlichen Seite der Kirche wird für mich auch sehr abgeschwächt, wenn ich im letzten Hirtenbrief der Bischöfe an die vierzigmal das Wort «Folgsamkeit» lese.

Aus dem Verhältnis Reich–Kirche–Christus, das immer an die Identität grenzt, wird mir vieles über manche katholische Tätigkeit klar.

Die katholische Kirche steht mit der Überzeugung in der Welt, daß sie wie eine gute Mutter ihren Kindern gegenüber eine beschützende Aufgabe innehat. Der Protestant, der hieran Anstoß nimmt, tut gut daran, sich zuerst über den theologischen Ursprung dieser beschirmenden Aktivität Rechenschaft zu geben. Dieser ist in dem soeben erwähnten Verhältnis Reich–Kirche–Christus zu finden.

Wenn diese Kirche ihre Kinder gegen Irrtümer schützen will, so tut sie dies in der Gewißheit, dem Reiche zu dienen und die priesterliche Barmherzigkeit Christi in dieser Welt zu manifestieren. Wer hier sogleich von «Macht ausüben» spricht, irrt. Was als Macht erscheint, ist als seelsorgerische Bemühung gemeint. Wer als Herrscher erscheint, ist seinem Wesen nach Hirte.

Sobald man aber, theologisch wie praktisch, diesen Anspruch (ich gebrauche dieses Wort nicht, um zu kränken, wohl aber, um zu sagen, wie ich und viele andere mit mir dies glauben sehen zu müssen) der katholischen Kirche verwirft, weil die Kirche sich dem *Raum* des *Reiches* und der Freiheit Christi unterordnen will (und muß) – dann stellt sich neben das Verstehen das Urteil. Denn allzu sehr vermissen wir im Auftreten der Kirche den *Raum* des Reiches und die *Freiheit* Christi.

Unter Freiheit Christi verstehe ich die Freiheit, womit Christus seine freimütige, segensreiche Herrschaft ausübt. Und: die Freiheit, die uns Gläubigen von Christus geschenkt wird.

Nur zu deutlich glauben wir nun in der römisch-katholischen Kirche ein Vorherrschen von ganz gewöhnlicher Macht, Macht «nach dem Fleische» und nicht «nach dem Geiste» (letztere trägt den Abglanz der Liebe) zu entdecken. In vielen Fällen ist es uns vollkommen unmöglich, in gewissen Herrscherallüren die Hirtenhand zu erkennen.

Ich denke an Spanien, «das Land, wo das katholische Staatsideal des ungetrübten Verhältnisses von Kirche und Staat möglich ist ... Das öffentliche Leben soll nur die öffentlichen Veranstaltungen und das unveränderliche Gepräge römisch-katholischen Glaubens und Lebens kennen.»[7]

Für die Protestanten wird hier ihrer Freiheit des Bekenntnisses eine Bedrängnis geschaffen. Kirchliche Propaganda ist für sie ausgeschlossen.

– Bis vor einigen Monaten wurde die zivile Trauung verweigert, wenn eine der beiden Parteien katholisch getauft war.

Wir tun gut daran, die «spezifisch spanischen»[8] Aspekte in unserem Urteil nicht zu berücksichtigen. Aber zugleich fragen wir uns:

Wo ist hier der *Raum* des Reiches,
wo die *Freiheit* von Christus?

Es scheint mir unmöglich zu sagen, daß in diesen – und anderen – spanischen Praktiken die *Kirche* nicht die Hand im Spiel hat. In bestimmten Fällen kann man, wenn der katholischen Kirche etwas zur Last gelegt wird, sagen, daß hier andere Instanzen die Schuld tragen, so, um Brongersmas treffendes Bild zu gebrauchen, die gewaltige Atombombe, welche der Ankläger, sie wie einen Champagnerkorken gebrauchend, ins katholische Feld geschleudert zu haben meint.[9] Aber hier geht das nicht.

Denn: diese Beschirmung der Kinder, die den Andersgläubigen unter ständigem Druck hält, rührt direkt von dem charakteristisch römisch-katholischen Verhältnis von Reich–Kirche–Christus her. Es hängt nur von den *Umständen* ab, wie diese Abwehr des Irrtums durchgeführt werden soll. Aus verschiedenem geht hervor, daß die Kirche diese Abwehr für nötig hält. Ein zweites Beispiel:

Prof. Dr. G. A. M. van Melsen war in seinem bekannten Wending-Artikel[10] in bezug auf die «Fürsorge für Jugendliche und Unterentwickelte», welche die Katholiken «leicht dazu neigen läßt, die Propagandafreiheit der Nichtkatholiken einzuschränken», so objektiv, folgendes zu bemerken: «. . . in dem Maße, worin sie (die Nichtkatholiken) ihre Verkündigungen mehr auf geistlichem Niveau halten und weniger auf Unterentwickelte abstimmen, wird ihnen auch weniger in den Weg gelegt.»[11]

Ich finde eine solche Feststellung bestürzend.

Man sage nicht: Daran kann die Kirche nichts ändern, das alles darf man der Kirche nicht zum Vorwurf machen. Denn dann fragen wir: Aber *was unternimmt die Kirche denn*, um solche Äußerungen – nicht vom ersten Besten, sondern von einem Professor der Naturphilosophie – zu verhindern?

Von einer Kirche, die wie eine Mutter ihre Kinder beschützen will, kann in dieser Hinsicht nicht viel erwartet, leider aber viel befürchtet werden. Der *Raum* des Reiches wird durch die Kirche eingeschränkt und eingeengt. Die *Freiheit* von Christus wird durch die Kirche jeder Freiheit beraubt.

Was uns dabei am meisten beunruhigt, ist die Tatsache, daß dies alles nicht dazu*kommt*, sondern dazu*gehört*, daß es nicht zufällig ist, sondern wesentlich. Denn: das ist die Frucht, die zu dieser Wurzel gehört. Und «man erntet keine Trauben von Dornen oder Feigen von Disteln» (Matth. 7, 16).

Als ich mich kürzlich auf eine Ansprache über das Thema «Gedanken über die Toleranz in den heutigen Niederlanden» vorbereitete, habe ich mich auch in allerlei Äußerungen von römisch-katholischer Seite über die Duldsamkeit vertieft. Ich muß gestehen, daß das Lesen katholischer Abhandlungen über die Toleranz keine erfreuliche Lektüre ist.

Offen gesagt: da ist so wenig unbefangener Glaube in der Gewißheit vom Siege der Wahrheit, die Christus ist. Da ist so wenig Mut zur Freiheit. Da ist so wenig wirkliche Einsicht, daß all unser Wissen nur ein Teilwissen ist (siehe Kor. I, 13, 9).

Oft habe ich an das Wort des im siebzehnten Jahrhundert lebenden Remonstrantenpredigers Taurinus denken müssen: «Es ist ein Zeichen, daß man sich selbst mißtraut, wenn man sich so sehr sorgt und den geringsten Widerspruch fürchtet.»

Dr. Rogier hat in seinem Artikel in der soeben erwähnten «Antwort»-Broschüre viele Handlungen von Intoleranz auf protestantischer Seite hervorgehoben.[12] In den schwedischen Zuständen, die er hier zu Recht rügt[13], ist inzwischen eine gründliche Änderung eingetreten. Bis vor kurzem war kein Katholik als Lehrer für den Elementarunterricht wählbar. Auch waren die Katholiken vom Bekleiden gewisser hoher Staatsämter, wie der Verwaltung bestimmter Ministerien und einiger richterlicher Funktionen, ausgeschlossen. Glücklicherweise hat sich das geändert – wenn auch beschämend spät.

Vielleicht findet sich hie und da in Dr. Rogiers Artikel noch eine vereinzelte Tatsache, die nicht so fest steht, wie dargestellt wird. Dies zu untersuchen, verspüre ich übrigens wenig Verlangen. Dagegen will ich mir den heftigen Vorwurf Dr. Rogiers ganz zu Herzen nehmen, wenn er sagt: «... Warum wirft jemand (nämlich die Generalsynode der reformierten Kirche), der in einem Glashaus wohnt, so öffentlich mit Steinen?»[14]

Doch muß, wie mir scheint, hierbei bemerkt werden, daß nur wenige reformierte Kirchen zu finden sind, die 1955 noch an den demokratischen Rechten einer religiösen Minorität würden rütteln wollen. Es ist auffallend, daß Dr. Rogier, wenn er über die heutige Lage spricht, nur eine einzige Tatsache anführen kann: er nennt Schweden (aber siehe oben), Nordirland und die Niederlande (das Prozessionsverbot).[15] Ich möchte da noch hinzufügen: die Schweiz, wo der Jesuitenorden nicht zugelassen wird.

Bei der katholischen Kirche liegen die Dinge anders. Da sind gleich drei Namen zu nennen: Spanien, Italien, Kolumbien. Und hier geht es nicht nur um einen einzigen Punkt, welcher der Minderheit vorenthalten wird, sondern um deren ganze Stellung, oft gar um ihr Bestehen. Es geht hier nicht um die *Vervollständigung* von demokratischen Rechten, es geht hier um die *Erschaffung* demokratischer Rechte. Und da ist es sehr fraglich, ob von dem römisch-katholischen Verhältnis von

Reich–Kirche–Christus diese Erschaffung demokratischer Rechte bald erwartet werden kann.

Diese Erklärung wird mir nicht von Mißtrauen oder Angst eingeflößt, sondern von Tatsachen. Ich zitiere zwei niederländische Autoren:

Dr. L. A. H. Albering behandelt in einem klar und breit angelegten Aufsatz «Katholiken und Demokratie», der in der Sammlung «Katholizismus und geistliche Freiheit»[16] erschienen ist, auch die Stellung der Minderheiten. Er sagt folgendes:

«Seinerseits soll der Staat das, was für den Katholiken ‚Gesetz' ist, nicht der nichtkatholischen Minorität aufdrängen dürfen. Diese behält *im allgemeinen* (nebenbei gesagt: hier ist eine jener kleinen Einschränkungen, die mehr als einmal Erklärungen von katholischer Seite entkräften; Kr. S.) das Recht auf die erworbenen Rechte und Freiheiten und auf jene Rechte und Freiheiten, die, auf der schon erlangten Lage fußend, bewilligt werden sollen.» Und dann folgt:

«Auch für dieses allgemeine Recht besteht jedoch die Möglichkeit (siehe das eben als «nebenbei» Gesagte; Kr. S.) von Ausnahmen. Und diese sind vor allem auf dem Gebiet der Propaganda zu suchen. Denn gerade im Hinblick auf die idée gouvernementale, auf die Eintracht, die Einheit des Volkes, wird der Staat die Propagandaaktivität einer kleinen, aber aktiven Minderheit im Hinblick auf das allgemeine Wohl *verbieten*.»[17]

In cauda venenum! (Der Schwanz enthält das Gift.) Denn wer stellt dieses bonum comune (Gemeinwohl) des Staates fest?![18]

Zweites Zitat: Dr. F. Thijssen schreibt anläßlich der gegen die Protestanten in Spanien ergriffenen Maßnahmen am Ende seines Artikels «Wo liegt das Kriterium von Toleranz–Intoleranz?»[19]: «Wenn zum Beispiel obenerwähnte Haltung in Spanien (nämlich ‚daß man dort alles, was nach Propaganda aussieht, ja sogar das öffentliche Bekennen von Protestanten ohne weiteres ausschalten will') für die ökumenische Aufgabe als Zweig der apostolischen Aufgabe der Kirche schädlich ist, wodurch wir unsere von uns getrennten Brüder möglicherweise noch weiter von uns wegtreiben, müssen wir dann nicht diese Propaganda und dieses Bekennen unserer protestantischen Brüder ertragen, dulden? Verlangt dann vielleicht die christliche Toleranz, die unserem christlichen Dasein inhärent ist, daß wir dies um des Heils von Gottes Kirche willen ertragen? *Wenn nicht, dann* müssen unsere von uns getrennten Brüder wissen, *daß wir* aus unserer Glaubensüberzeugung heraus *nicht anders können*, und handelten wir anders, von einer Duldsamkeit ausgingen, die nicht mehr christlich ist.»[20]

«Wenn nicht» . . . Diese Aussicht besteht also! Oder ist es womöglich gar schon sicher, daß diese erste Möglichkeit abgewiesen wird?

Wie kommt es, daß diese Möglichkeit noch offen gelassen wird?

Sollte der Grund davon nicht hierin zu finden sein, daß die Auffassung der katholischen Kirche das *Reich* daran hindert, sein ausgedehntes Wirken auszuüben, *Christus* daran hindert, seine befreiende Macht zu offenbaren? Seht, wegen all dieser Reden sind wir nicht sehr beruhigt über das, was römisch-katholische Toleranz uns bringen könnte. In einer neuen päpstlichen Enzyklika müßte ausdrücklich erklärt werden, welche Folgen die katholische Staatsidee für Andersgläubige mit sich bringt in einem Land, wo die Katholiken die Mehrheit haben. Nicht von einem einzelnen Katholiken, sondern von der römisch-katholischen Kirche *selbst* müßte klar und ohne abschwächende Worte gesagt werden, daß die Propaganda anderer Konfessionen auch im Falle einer katholischen Mehrheit gewährt werden soll. Auf diese Weise sollte die römisch-katholische Kirche den Autoritäten bei ihrer schweren Aufgabe eine wesentliche Hilfe bieten können.

Aber wird diese Enzyklika jemals kommen, jemals kommen können?[21]

Die Macht

Wenn wir über die Macht der römisch-katholischen Kirche sprechen, dürfen wir nie vergessen, daß es sich um die Macht *dieser* Kirche handelt, die in einem ganz bestimmten Verhältnis zum Reich und zu Christus steht. «Macht» wird in diesem katholischen Kreis sehr oft mit «Fürsorge» übersetzt werden müssen.

Wenn wir jedoch als reformierte Christen aus der Konfrontation mit dem lebendige Christus heraus diesen Kreis glauben sprengen zu müssen, dann wird bei allem unserem Verstehen das Urteil nicht schweigen dürfen.

Es bleibt eine für uns Protestanten befremdende Erscheinung, daß die katholische Kirche die Regelung des Lebens von Individuum und Gemeinschaft mit einer Entschlossenheit, die oft bis in Einzelheiten reicht, in die Hand nimmt und durchführt. Für protestantischen Glauben wird in alledem der Raum der christlichen Freiheit allzu sehr beschränkt. Die Warnung von Paulus: «Laßt euch nicht wieder ein Sklavenjoch auferlegen» (Gal. 5, 1) klingt für uns befreiend.

Der römische Katholizismus will allem seinen Stempel aufdrücken – wenn nicht durch kirchliche Organe direkt, so über Umwege. Ich nenne einige Punkte: Da ist erstens die Liste der verbotenen Bücher. Außerdem dürfen die Bischöfe für die Mitglieder ihrer Diözese noch Bücherverbote erlassen. Verboten sind sowohl das Tageblatt «Die Wahrheit» wie der erste Teil der E. N. S. I. E. (Erste niederländische systematisch eingeteilte Enzyklopädie) und Bavincks «Reformierte Dogmatik».

Die Fürsorge geht noch weiter: Was für Maßnahmen sind nicht schon getroffen worden, um den Damen das Tragen von zweiteiligen Badekostümen, das Sitzen in einem Boot im Badeanzug und vor allem

das gemeinsame Schwimmen zu verbieten! Was letzteres anbelangt, so hat sich jetzt einiges geändert, seit der Niederländische katholische Sportverein am 12. Juni des Jahres 1955 in Vught erklärte, daß gemeinsames Schwimmen keine prinzipielle Frage mehr sei. Man berief sich dabei auf die Erklärung der bischöflichen Kommission der Moraltheologen, die sich noch stets gegen gemeinsames Sonnenbaden aussprach, jedoch gegen gemeinsames Schwimmen keinen Einwand mehr erhob.

Die Fürsorge geht noch weiter: Der Fachverein N. V. V. (Niederländischer Fachverband) ist verboten. Im katholischen Lesesaal in Den Bosch (s'Hertogenbosch) ist das «Freie Volk» nicht zu finden, obwohl in der Stadt viele Stimmen von der Partei der Arbeit* gestellt werden. Sportvereine müssen einen geistlichen Berater haben – einem Fußballverein hier in s'Hertogenbosch, der niemals einen gehabt hatte, wurde einer aufgedrängt. Um die katholische Einheit (indem für die Katholische Volkspartei gestimmt wird) wieder zu erlangen, sah sich das niederländische Episkopat gerade bei den letzten Wahlen genötigt, noch mit einem kleinen Stoß zur Einheit hin nachzuhelfen. Wenn wir die Verdächtigungen lesen, womit die katholischen Mitglieder der PvdA (Partei der Arbeit) in vielen katholischen Blättern überhäuft werden – der Zweck, die parteipolitische Einheit aller niederländischen Katholiken, scheint alle Mittel zu heiligen –, dann fragen wir uns mit Beschämung, was wohl bei den kommenden Wahlen auf die katholischen PvdA-Mitglieder abgefeuert werden wird.

Ja, die Fürsorge ist allumfassend: gewisse Methoden der Geburtenregelung, der Gebrauch von Vorbeugungsmitteln sind gesunden Ehepaaren untersagt. Die Fürsorge erstreckt sich sogar bis *nach* dem Tod: es ist dem Katholiken streng verboten, seinen Leichnam kremieren zu lassen.

Ich frage mich: Was sind dies alles für «Sklavenjoche»? Mit der Freiheit, in welche Christus uns versetzt hat (vgl. Koloss. 1, 13), hat das alles nichts mehr zu tun.

Wenn man einwendet: Aber das darf man nicht alles der Kirche zum Vorwurf machen, so frage ich: Aber was tut die römisch-katholische Kirche dann, um Menschen, deren Rücken sich schon an die Sklavenjoche gewöhnt haben, in den *Raum* des Reiches zu führen, damit sie sich dort, aufrecht und stolz, in Freiheit *bewegen* können? Ja, um *Bewegungsfreiheit* im evangelischen Sinne geht es hier!

Die katholischen Leser dürfen es mir nicht übel nehmen, aber diese Einschränkungs- und Bevormundungspraktiken überzeugen mich immer mehr, daß Dostojewskij klar und richtig gesehen hat, als er den Großinquisitor zu Jesus sagen ließ: «... Wir werden den Menschen das ruhige, bescheidene Glück der Schwachen bereiten, für das sie geschaffen sind.» «Wir haben deine Tat der menschlichen Natur an-

* Das ist die holländische Sozialdemokratische Partei. D. R.

gepaßt – und haben sie auf das Wunder, das Geheimnis und die Autorität gegründet.» Aber Jesus soll auf dem Scheiterhaufen verschwinden – denn er kam die Ordnung stören.

Unter der «Kirche des Großinquisitors» verstehe ich nicht, wie Dostojewskij, nur die römisch-katholische Kirche. Alle christlichen Kirchen fallen in gewisser Hinsicht unter dieses Urteil. In der katholischen Kirche aber ist die Bevormundung, das Nichtwagen mit der christlichen Freiheit allerdings sehr weitgehend durchgeführt.

Und das hängt mit dem Epitheton «alleinseligmachend» zusammen. Es ist uns aus der Konfrontation mit dem lebendigen Christus unmöglich, diese Machtausübung mit «Fürsorge» gleichzustellen. Hier ist die Kirche der Hybris «eris sicut Deus» (du wirst gleich Gott sein) zum Opfer gefallen. Da das Gerichtetsein auf das Reich abgebremst ist, ist die Kenosis, die Entäußerung (siehe Phil. 2, 7: «. . . Er hat sich selbst entäußert und die Gestalt eines Knechtes angenommen»), bei diesem «Christ répandu» so gut wie verschwunden.

Dies alles wurde mir in der Tragödie der Arbeiterpriester erschreckend klar. Da waren im Nachkriegsfrankreich (denkt an das Buch von Abbé H. Godin und Y. Daniel «La France, Pays de mission?», 1943!) ungefähr hundert Priester, die in Solidarität mit den Arbeitern leben wollten. Sie arbeiteten in den Betrieben mit, formten dort aber nicht, wie die Fabrikdirektoren erst dachten, «un élément d'ordre et de stabilité». Die Christen sind nun einmal ein etwas unruhiges Element – wegen des Reiches, wegen des Geistes, der wie Feuer im Wind ist. Diese Priester standen elementar-christlich auf der Seite, wo die Schläge fielen. Sie wählten die Kampfmethoden der Arbeiter, sie entdeckten das Wahrheitselement im Marxismus; sie entdeckten auch, daß durch das empirische Christentum dieses Wahrheitselement im Marxismus stets bestätigt wird.[22]

Ich werde hier nicht noch einmal die Geschichte der Arbeiterpriester schreiben. Die Leser dieser Zeitschrift werden die Tatsachen kennen. Wir tun gut daran, diese Tatsachen nicht zu vergessen. Man lese es in den im November 1954 in den Editions de Minuit (Paris) erschienenen «Les Prêtres-Ouvriers» nach (Documents, 290 p.). Tatsachen und Texte ohne Kommentar bilden oft, so auch in diesem Fall, bedrückende Lektüre.

Ich zitiere eine Stelle aus dem Brief – einem der ergreifendsten Dokumente in diesem tragischen Streit –, den einunddreißig prêtres-ouvriers am 16. Februar 1954 an Kardinal Feltin sandten: «Ihr verlangt von uns, das Teilnehmen am harten, täglichen Leben aus dem Evangelium zu streichen. Ihr wollt, daß wir unserer Aufgabe genügen, wenn wir nur darüber sprechen . . . Ihr verlangt sogar, daß wir uns innerlich der Maßregel, die uns trifft, unterwerfen, wobei Ihr uns aber nicht mitteilt, wie weit diese Unterwerfung gehen soll. Praktisch verlangt Ihr von uns, die religiösen Probleme, die sich uns dargeboten

haben und die nur in der Arbeiterklasse durchlebt werden können, zu vergessen.»

Der Vatikan erachtete eine grundlegende Veränderung der Arbeitsmethoden der Arbeiterpriester als unerläßlich – und dies bedeutete in Wirklichkeit die Vernichtung ihres Werkes.

Wie ist in der niederländischen katholischen Presse hierauf reagiert worden?

Dr. H. van Waesberghe S. J. schrieb in der «Linie» vom 20. Februar 1954: «Die legale kirchliche Autorität ist uns so über alles wert, daß wir jede ‚Illegalität' in der Priesterschaft mit größter Energie abweisen.» Und etwas weiter: «Als die dreiundsiebzig bei ihrer Priesterweihe durch das ‚promitto' (‚ich verspreche') dem Bischof, und durch ihn Gott, ihr Gehorsamkeitsgelübde aussprachen, ahnten sie nicht, unter welchen betrüblichen Umständen sie einst vor der Wahl stehen würden, ihr Wort zu halten oder zu brechen.»

Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken: Solche Dinge *müssen* geschehen in einer Kirche, die sich, da sie sich alleinseligmachend nennt, der Kritik aus dem *Reich* verschließt und dadurch die wahre *Freiheit*, die Christus ausüben will und schenkt, einengt und beschränkt. Für das Wehen des Geistes ist kein Raum – im Gegenteil: die kirchliche Ordnung, die hierarchische Macht löscht den Geist aus, versucht es wenigstens.

Dr. van Waesberghe sagt: «Den größten Dienst, den die Arbeiterpriester der Arbeiterklasse erwiesen haben, ist das Aufopfern dessen, was ihnen das Teuerste war . . . Durch das Preisgeben ihrer eigenen Überzeugungen haben sie sich mehr denn je dem Sohne, der ausgesandt ward, den Willen des Vaters zu vollbringen, genähert.»[23]

Hier haben wir wieder ein typisches Beispiel von katholischer Übertreibung: für die katholische Kirche ist der Gehorsam gegenüber der kirchlichen Macht mit dem Gehorsam gegenüber Christus identisch, der folglich in unserem Falle das Aufgeben des Werkes als prêtres-ouvriers einschloß.

Die gleichen Töne wie von Dr. van Waesberghe vernehmen wir von Pater Jelsma in «Freies Niederland». Ich zitiere: «Wie groß und überwältigend muß deshalb meine Ehrfurcht vor dem gehorsamen Arbeiterpriester sein. Er hat sich selbst verleugnet, indem er Arbeiter wurde. Danach hat er sogar seine Selbstverleugnung verleugnet. Alles negativ? Ich glaube manchmal blutenden Herzens, daß auf diesem negativen Wege das Königreich Christi in die Welt einzieht.»[24]

Es gibt im Augenblick nur eine Instanz, die dieselben Methoden des Wegschiebens von Menschen und diese merkwürdige Art von Gehorsam und Selbstverleugnung kennt und auf dieselbe Weise verteidigt: nämlich der russische Kommunismus. Ich weiß, daß manchen Lesern dies hart erscheinen muß. Aber diese Parallele fällt mir

leider nicht nur in diesem Punkt auf. Auch in der Struktur kann ich keinen Unterschied entdecken.

Ich denke in diesem Zusammenhang auch an die Erklärung von J. M. Willems, Vorsitzender der Katholischen Arbeitsgemeinschaft, der auf dem Kongreß der Partei der Arbeit am 22. Februar 1955 über die Bekämpfung des Bruches seitens der Katholiken sagte: «Das alles geschieht, um die Katholiken in der PvdA unter einem fast nicht zu ertragenden moralischen Druck zu beugen. Es sah manchmal der Sphäre der totalitären Gesellschaft sehr ähnlich.»[25]

Es ist gesagt worden: Die besondere und erlösende Aufgabe des Priesters war bei den Arbeiterpriestern in Gefahr. Wenn es jedoch zur besonderen Aufgabe des Priesters gehört, daß durch sein Werk, durch sein *Dasein* Christus in der Gesellschaft Gestalt annimmt und die Kenosis Christi auf dieser Erde einigermaßen wiedergespiegelt wird, dann hat der Arbeiterpriester im höchsten Maße eine für das Heil vermittelnde Aufgabe erfüllt. Denn Struktur sowohl als Inhalt des Apostolates werden wesentlich aus der Inkarnation, aus der Kenosis heraus bestimmt.

Hinsichtlich des erwähnten Einwandes kann übrigens auch die Frage gestellt werden: Ist bei den prêtres-*ouvriers* die besondere Aufgabe des Priesters mehr in Gefahr als bei einem prêtre-*député*? Rom läßt wohl zu, daß der Kanonikus Kir und Abbé Gau Mitglieder des französischen Parlamentes sind und dort folglich an einer bestimmten Art westeuropäischer Politik mitwirken.[26]

Diese letzte Bemerkung führt mich zu demselben Schluß, den verschiedene Protestanten, so auch ich, aus den Geschehnissen mit den Arbeiterpriestern ziehen: der vom Vatikan gegenüber den Arbeiterpriestern gefaßte Entschluß muß in engem Kontakt mit der antikommunistischen, proamerikanischen Politik des Vatikans betrachtet werden. Der Rechtsschwenkung der vatikanischen Politik seit 1947 wurde durch die extrem links gerichteten Handlungen der Arbeiterpriester nicht gedient. Deshalb sollten sie verschwinden. Scheinbar sieht die Vatikan-Politik mehr Heil darin, Adenauer c. s. (cum suis) als Montuclard c. s. zu unterstützen.

Von diesem Antikommunismus zeugte auch das Verbot der Pariser Zeitschrift «La Quinzaine». Was der «Osservatore Romano» hierüber schrieb, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.[27]

Dies führt mich zu meinem letzten Punkt.

Rom ist auch eine weltliche Macht. 1929 wurde mit der faschistischen Regierung Italiens der Lateranvertrag abgeschlossen. Die weltliche Macht des Papstes wurde in der Form eines Miniaturstaates, der «Vatikanstadt», wiederhergestellt. Der Papst ist seitdem ein weltlicher Fürst mit diplomatischen Vertretern bei vielen anderen Regierungen, die ihrerseits auch Gesandte oder persönliche Beauftragte in Rom haben. Das päpstliche Jahrbuch von 1953 meldet, daß vierundsechzig

Länder eine diplomatische Vertretung beim Heiligen Stuhl haben. So ist der Vatikan eine Weltmacht ersten Ranges geworden.

Wie ist das alles möglich, fragt sich der reformierte Christ. Wieder ist hier auf dieselbe Ursache hinzuweisen: die Auffassung der römisch-katholischen Kirche verhindert sie, die eigene Kirche der Kritik des Reiches zu unterstellen. Dadurch findet eine gewisse Identifikation mit dem Reich statt, welche die Kirche die totalitäre Struktur des Reiches Gottes – das Reich wird sein «alles in allem» – annehmen läßt.

Da aber die Auffassung der katholischen Kirche diese daran hindert, der Freiheit Christi Raum zu lassen, tritt eine Säkularisation dieser totalitären Form ein.

Das hat verhängnisvolle Folgen. Die Bindung der katholischen Kirche an die Mächte *dieses* Zeitalters, die doch von Christus wesentlich «entwaffnet und öffentlich ausgestellt sind» – «. . . und so triumphierte er über sie» –[28], macht aus dieser Kirche in den internationalen Verhältnissen ein gefährliches Bollwerk der Reaktion. Die Bindung der Vatikanpolitik an einen destruktiven, nur abwehrenden Antikommunismus erfüllt mich in Gesprächen mit nicht kirchlich Gesinnten immer wieder mit Scham.

Die römisch-katholische Kirche kann hier von dem Humanisten Dr. O. Noordenbos viel lernen. Ich führe zwei Sätze an aus dem vor kurzem von ihm und Dr. E. Brongersma in Briefform herausgegebenen Buch «Römische Gefahr oder katholisches Recht?». Noch selten habe ich eine so prinzipiell *christliche* Kritik auf der machtpolitischen Seite des Katholizismus gelesen wie von diesem Humanisten, der aber absolut nicht Christ genannt werden will. Indem er über die Interessen sprach, denen der Katholizismus dienen will, bemerkte er: «Diese Interessen also sind, milde gesagt, sehr kompliziert, komplizierter als Christus für den Gläubigen sein sollte.»[29] Und auf Seite 64: «Eine Kirche, die sich gegenüber ihrer äußeren Macht gleichgültig verhalten würde, müßte, glaube ich, die Zeichen der Zeit besser deuten und ihrer eigentlichen Berufung besser folgen, falls sie diese nach so langer und für ihre Berufung nicht immer förderlicher Geschichte noch verstehen kann.»

Die Zeichen der Zeit verstehen! Davon hat man auch gar nichts gemerkt, als der Katholizismus die CDU-Politik Adenauers bei den Wahlen von 1953 unterstützte. Viele alte Nazi haben, obwohl sie ganz und gar nicht bekehrt sind, bereits seit einigen Jahren in Westdeutschland wieder alles zu sagen. Adenauer glaubt von diesem «Mittel» der Wiedereinsetzung der Nazi Gebrauch machen zu können – denn es wird durch den Zweck geheiligt. Die Remilitarisierung des deutschen Volkes wird, wenn keine Wunder geschehen, bald eine Tatsache sein. Die Wiedervereinigung von Deutschland dagegen ist fast eine Unmöglichkeit geworden.

In allen römisch-katholischen Kirchen der Westdeutschen Bundes-

republik wurde im August 1953 ein Brief der deutschen Bischöfe vorgelesen, worin die Katholiken angespornt wurden, ihre Stimmpflicht nach Gewissen auszuüben. «Der Bundestag wird in den kommenden vier Jahren nicht nur euer Los in den Händen haben», rufen die Bischöfe ihren Gläubigen zu. «Wenn einmal die so sehr ersehnte Wiedervereinigung mit dem Osten zustande kommt, müssen wir unseren Brüdern ein christlich organisiertes Zuhause anbieten können; wenn ein vereinigtes Europa zustande kommt, muß es ein christliches Europa sein! Denkt an eure Kinder und an ihre Zukunft. Diese Wahl wird entscheiden, ob es eine christliche oder eine unchristliche Zukunft sein wird.»

In diesem Schreiben werden Sozialismus und Liberalismus scharf abgewiesen. Aber über den wieder auflebenden Nazismus kein Wort. Über die Remilitarisierung kein Wort. Über den wiederaufflackernden deutschen Nationalismus kein Wort. Das «christlich organisierte Zuhause» wird auf diese Weise nicht viel wirklich Christliches an sich haben!

Und nun soll man nicht sagen, daß die römisch-katholischen Bischöfe doch nicht expressis verbis (wörtlich) gesagt hätten, daß die Katholiken für die CDU stimmen sollten. Sie haben zwar den *Namen* vermieden, die *Sache* aber deutlich genug angedeutet. Und wieweit lebt in alledem der Traum von einem Westeuropa unter römisch-katholischer Leitung?

«Daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ‚katholisch' gestimmt und diejenigen abgelehnt hat, die es aufgerufen haben, auf den imperialistischen Nationalismus zu verzichten (gemeint sind hier Niemöller, Heinemann, Helene Wessel; Kr. S.), das ist die Lehre aus dieser Wahl», schrieb die evangelische Zeitschrift «Unterwegs» (VII, Heft 6, 369).

Der Katholizismus als Weltmacht, der eine solche Deutschlandpolitik nicht nur sanktioniert, sondern propagiert, der Aktivitäten im gleichen Sinne in Spanien, Italien, Frankreich, den Niederlanden, Amerika entfaltet, ist, an evangelisch-prophetischem Maßstab gemessen, eine *antichristliche* Macht geworden, der auch stets offener Widerstand geleistet werden muß.

Ist es nun noch erstaunlich, daß Nichtkatholiken in allen diesen Erscheinungen nur Manifestationen des katholischen Willens zur Macht sehen können – auch wenn wir gerne zugeben wollen, daß es für den Katholiken in erster Linie nicht um diese Macht, sondern um die Kirche und das Heil der Seelen geht? Die Adenauer-Politik, die Franco-Politik (man denke an das am 27. August 1953 zwischen Spanien und dem Vatikan geschlossene Konkordat), die Verunmöglichung des Werkes der prêtres-ouvriers, die katholische Machtanhäufung durch den bewußt gewahrten Grundbesitz in Spanien und Italien, das alles und vieles mehr weist in die gleiche Richtung.

Einen wirklich neuen, konstruktiven Beitrag zur Lösung der internationalen Probleme – des Mißtrauens Rußland–Amerika, der asiatischen Frage, der Teilung Deutschlands, des Fortschritts der Bewaffnungstechnik usw. – vermag die katholische Kirche nicht zu geben, weil sie in einem weltlichen Machtspiel auf *weltliche Weise* mitspielt. Nirgends ist auch nur ein matter Schimmer von der heilenden Eigenart Christi oder von der befreienden Gerechtigkeit des Reiches zu entdecken.

Diese Kirche, die «Christ répandu» sein will, verleugnet Christus auf dem Gebiet der internationalen Verhältnisse. Rom ist in dieser Hinsicht eine der «Herrscher und Mächte», die von Christus besiegt und durch das Reich geschlagen worden sind (siehe Kol. 2, 15).

Was mich jedoch in bezug auf die römisch-katholische Kirche am meisten bedrückt, ist die Frage, ob das Wesen dieser Kirche, die Reich und Geist und Freiheit in Bande legt, sie nicht an einer Umkehr hindern wird. Muß jede Gruppe, welche die Umkehr nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der Tat bekennt, nicht über kurz oder lang zum Märtyrer oder «Verräter» werden? Die Geschichte der prêtres-ouvriers spricht hier eine beschämende Sprache.

Ich frage mich: Was bedeutet die Zeitschrift «Zu elfter Stunde» der römisch-katholischen Kirche? Nur ein Sicherheitsventil, das dazu dienen muß, den Dampf bei allzu großer Spannung herauszulassen? Oder ist «Zu elfter Stunde» für die katholische Kirche ein Weckruf, der gehört und befolgt werden will?

Das ist eine bedrückende Frage. Um so bedrückender, als sie gegenüber einem Teil der *christlichen Kirche* gestellt wird, gestellt werden muß.

Dies ist jedoch nicht mein letztes Wort.

Mein letztes Wort ist: Eine Kirche, in deren Mitte so etwas wie das Kenosis-Bekenntnis der Arbeiterpriester möglich ist, ist nicht von Christus verlassen; er wirkt in ihr. Und dieses sein Wirken bedeutet für sie und für uns, für die katholischen wie für die reformierten Christen: einen Aufruf zur Umkehr.

Kr. Strijd

[1] Bei S. Jelsma M. S. C. e. a., «Katholizismus und geistliche Freiheit», 1951, S. 66.
[2] Prof. Felix Otten O. P. und Dr. C. F. Pauwels O. P. in D. Bont e. a., «Die Katholische Kirche», III², 1946, 1119.
[3] Dr. Balduinus O. P. M. Cap., ib. 1038.
[4] Mag. Dr. F. Malmberg S. J. in «Was glauben sie?» (zusammen mit Prof. Dr. S. F. H. J. Berkelbach van der Sprenkel geschrieben), z. j., 70.
[5] ib. 61.
[6] «Die Posaune», Wochenblatt für Glaubensverkündigung (die Nummer über die Arbeiterpriester) 3–4–54, 2 (die Unterstreichungen sind von mir).
[7] Dr. H. van der Linde in «Die Lage der Protestanten in Spanien» (zusammen mit Dr. F. Thijssen), 1950, 29 (auch 58).
[8] Dr. F. Thijssen, ib. 86.

[9] Dr. E. Brongersma und Dr. O. Noordenbos, «Römische Gefahr oder katholisches Recht?», 1954, 73.
[10] Prof. Dr. A. G. M. van Melsen, «Überlegungen über die Toleranz von einem niederländischen Katholiken des zwanzigsten Jahrhunderts», Wending IV, Juni 1949, 239–253.
[11] ib. 249. Man lese vor allem die ganze Seite.
[12] Prof Dr. L. J. Rogier, «Die Intoleranz im Lichte der Geschichte», o. c. (opera citata) 67–78.
[13] o. c. 72.
[14] o. c. 75.
[15] o. c. 72–74.
[16] o. c. 115–122.
[17] o. c. 122 (Unterstreichungen stammen von mir).
[18] Siehe van Melsen, o. c. 248, und Prof. Dr. H. de Vos, «Reaktion eines Protestanten auf die Überlegungen über die Toleranz von einem niederländischen Katholiken», Wending IV, Juni 1949, 256.
[19] «Das Schild» XXVII, Mai 1950, 242–248.
[20] o. c. 247, 248 (die Unterstreichungen stammen von mir).
[21] Man lese die Erklärungen der Päpste Gregorius XVI., Pius IX., Leo XIII. (1885 und 1888) in H. Denzinger, «Enchiridion Symbolorum», 1952[28] bzw. 1613, 1690, 1867, 1932.
[22] Siehe mein «Christentum und Kommunismus – eine Konfrontation», 1951, 183–5.
[23] «Die Linie», 13–2–54.
[24] «Freies Niederland», 20–3–54.
[25] Der Text dieser Erklärung ist abgedruckt in: «Der Katholik in der Partei der Arbeit», Februar 1955.
[26] Siehe J. Zuurdeeg, «Das Werk der Arbeiterpriester in Diskussion», «Theologie und Praxis» XIV, 1954, 21, 24.
[27] Siehe Ecumenical Press Service 4–3–55, 67, 68.
[28] Koloss. 2, 15.
[29] o. c. 14.

Kalter Krieg

Kalter Krieg: Wort und Begriff, wie über Nacht über uns gekommen. Aussage über einen Kriegszustand zwischen Völkern, der sich wie «unter der Hand» zuträgt, ohne direkte Zeichen feindseliger Handlung, wie der «heiße» Krieg sie offensichtlich zeigt. Ständige Verhaltensweise eines inoffiziellen Geistes, in dem wir miteinander leben, der sich unter uns auswirkt. So auch in seinen Waffen, seinem Vorgehen, seinen Folgen, seinen Zielen nicht unbekannt; doch, um zu berichten und ihn aufzuzeigen, seltsam schlüpfrig und ungreifbar; in den Tatbeständen harmlos verstreut und im einzelnen anscheinend zufällig. Daher schwer nachweisbar als «da», obwohl, in blitzartiger Erscheinung, auch wieder handgreiflich und als Gesamtwirkung auf das Zusammenleben der Menschen, der Völker, durchaus erfahrbar «da».

Die Mittel des Kalten Krieges sind vor allem: Spionage, Sabotage, Schiebung. Dieses nun nicht nur in Gestalt individueller Handlung des einen oder anderen, sondern organisiert und systematisiert. Das Spio-

nagenetz und unterirdisch fortlaufendes, klug durchdachtes Spionagegeschäft sind die Kennzeichen und Mittel dieses «Geistes». Aber es sind keine sich zusammenrottenden Räuberbanden, Verbrechercliquen, sondern es ist ein Treiben mit ernstlichem Anstrich, sittlich «berechtigtes», «lebensnotwendiges» Unterfangen, das auch sich ernst nehmende Menschen anzieht, an diese herantritt. Wie im «heißen» Kriege, da es auch um höchst «ehrenwertes», «lebensnotwendiges» Verhalten ging, erfordert es alle Kraft der Phantasie, der Klugheit, des Willens und sanktioniert so die systematische Vernichtung des Menschen. Nur daß sich dieser Geist jetzt aufs bloße kalt-psychologische Hintenherum verlagerte. Das erspart, mit Maschinen zu töten, die Erde aufzuwühlen, Kulturwerte und Menschen auf grob sinnliche Weise umzubringen. Doch ist's nicht weniger raffiniert, nur eben auf andere Weise. Der beste Erfolg ist der, daß der naive Einzelne, die denkfaule Masse so den Kalten Krieg nicht merken, ja ihn ableugnen, wo auf ihn hingewiesen wird. Also: getarnter Kriegszustand, und das mitten in aufbauwilligem, auf Frieden ausgerichtetem Zusammenleben. Welch unmenschliche Chance, sich zu verbergen und zu wirken!

Im übrigen gibt es natürlich über diese Masse hin verstreut bestimmte Kreise, die diesen Kalten Krieg unterhalten, die in diesem Stil arbeiten und ihr Ziel verfolgen. Also: bestimmte Reisen, bestimmte Schleichwege und Erkundungen, Suche nach gewissen Verbindungen, Sammeln bestimmter Nachrichten, Beobachtung gewisser Personen, Weitervermitteln gewonnenen Materials, wiederum für gewisse vorliegende Pläne und Absichten und mit Hilfe gewisser Stellen und Institutionen, die zur Auswertung dieses Materials, dieser beschäftigten Menschen bestimmt und da sind; all dies fast unmerkbar. Und dieses Treiben liegt in der Hand Weniger (wie die Führung des «heißen» Krieges auch); nur einige kalte Köpfe und Herzen sind es, die dieses System ausdenken, unterhalten, durchführen: eiskalter Sport des Umbringens, sei es des Gegners oder des gegnerischen Denkens, mit oder ohne Propaganda, so daß die Einzelnen die ganze Gemeinheit, die volle Wirkung nicht übersehen. Dieser Einzelne ist nur Handlanger, ja nur Rädchen dieser kalten Maschinerie, darin mechanisiertes Denken und Tun das Werk treiben und sein Wesen ausmachen. Auch hier ist der Kalte Krieg das blinde Gegenspiel des «heißen», wo der Einzelne auch – so wichtig ihm seine Funktion gemacht wurde – als sittlich entscheidende «Kraft» ganz unwesentlich war.

Bei alledem ist das Ziel des Kalten Krieges, auch wenn es nicht als solches erkannt wird, so klar, wie es ist: es ist genau das Ziel des «heißen» Krieges, welches die Lebenskraft, die Existenz des Gegners vernichten will, also ebenso die Schwächung und Vernichtung des wirtschaftlichen, des sozialen, des kulturellen, des kirchlichen Lebens wie des Menschen selbst, vor allem in seinem seelischen Gefüge. Daher geht der zähe Appell an ihn, zu sabotieren, Sabotage weiterzutreiben,

Mißtrauen zu säen, Angst zu entwickeln, Schiebungen vorzubereiten und zu stützen, Gerüchte zu verbreiten, kurz, eine Atmosphäre zu bewirken, da – möglicherweise – jeder verdächtig und des andern Feind wird. Lügen, Betrügen, Hintergehen geben sich moralisch, indem sie gegen moralische Übel und Gefahren, gegen Unmenschlichkeit und Gewaltsysteme gerichtet erscheinen. Der Appell an die niedrigsten Instinkte des Mitmenschen geschieht unter Berufung auf ein heiliges Werk. Es ist ein Aufreiz des menschlichen Bedürfnisses, seiner eigenen inneren Leere «um Gottes willen» das große Wagnis entgegenzustellen, sich an Spannendem zu beteiligen, um zu «leben». So laufen die Dinge wie exzentrisch und automatisch, für den Beteiligten zusammenhangslos und ohne Bild vom Geschehenden. Mit der Wirkung, wie jenseits von Gut und Böse, von Verantwortlich und Verantwortungslos und wie außerhalb des Lebenszusammenhangs mit dem Menschen und dem Volk zu leben. Das ist der Mensch ohne Schau wie ohne Mitte, der entmenschte Mensch, dessen Tun Schattenspiel und doch Spiel um die Existenz ist.

Zwei Dinge erscheinen wesentlich: das eine, diesen Kalten Krieg als Folge unserer unverarbeiteten Schuld, unseres gemeinsamen geistigen Zustandes anzusehen und zu begreifen, daß wir ihn von innen heraus überwinden müssen, sollen wir nicht innen und außen daran zugrunde gehen. «Du, Erde, höre» – dieses alte Wort gewinnt neue Realität. Ist Gott uns in unserem Zustande die uns wahrhaft treffende, erschütternde Wirklichkeit, daß sie uns aus unserer Lethargie und Labilität herausschüttle?

Wir sagen, der Kalte Krieg sei doch nur eine politische Sache und habe seine Ursache im Marxismus und seiner Diktatur; er sei Folge seiner Gewaltpolitik. So bekämpfen wir ihn, halten uns zurück, suchen möglichst zu leben wie früher und glauben unsere Schuld ausgelöscht, indem wir sie den Marxisten aufbürden. Um keine Politik zu treiben, arbeiten wir nicht mit im politischen Raum und erfassen nicht, daß, wo der Einfluß des Christentums nicht mit in die Waagschale fällt, an Einfluß gewinnen muß, was wir fürchten und bekämpfen möchten. Und das dank unserer «freien Wahl». Wir trauen dem, dem wir uns im Glauben verpflichteten, in dieser Welt, wie sie ist, keine entscheidende, die Lage wendende Wirkung und Wirklichkeit zu und sehen für uns keine positive Mitarbeit an der Überwindung des Kalten Krieges und in der Vorbeugung des «heißen» Krieges.

Das ist unser Verhängnis. Begreifen wir, daß der Kalte Krieg nicht Folge der Diktatur Weniger über eine hilflose Masse friedfertiger Einzelner, sondern das Zeichen unserer gegenseitigen Verschuldung ist, die wir ständig mehren in unserer jetzigen Lebensweise, dann gewinnen wir jedenfalls die das heutige Geschehen objektivierende Schau, die uns innerlich frei machen will und kann, nicht weiter mitzumachen im Denken, Fühlen, Wollen, Handeln. Damit aber schenkt Gott in diese

Atmosphäre, da der Kalte Krieg bis zum Verbrechen, grober Dummheit, unverständlicher Leichtfertigkeit mitgemacht wird, einen frischen Luftzug. Wir gewinnen klare und uns innerlich festigende Gesichtspunkte diesem ganzen dunkeln Geschehen gegenüber, die uns unsere Lage in weiterem und in wesentlicherem Lichte zeigt.

Das aber verhilft mit der Zeit auch aus der «klassischen Verwirrung» dem Marxismus gegenüber heraus. Wo Gott uns umkehren heißt ob unserer Schuld, geschieht es ja nicht ins Blaue hinein. Da ruft er uns für die bestimmte Aufgabe, die unsere Zeit uns stellt. Hier und jetzt ist es der Marxismus. Wir können uns drehen, wie wir wollen, wir kommen als Christen nicht darum herum, uns offen und ohne Vorurteile mit ihm auseinanderzusetzen. Gott mutet es uns einfach zu, zu hören, was er uns durch den Marxismus sagen will. Das bedeutet nicht, ihn als Weltanschauung abzulehnen oder anzunehmen. Wohl aber mit ihm zu leben, das von ihm zu lernen, was uns fehlt, ihm das zu bringen, woran er zu seinem Besten fände. Wir können nicht tun, als existiere er nicht. Daß das geschieht, ist bei uns zur alten, unvergebenen Schuld die neue. Das ist Kalter Krieg des – Christen!

Magdalene Hager

SCHWEIZERISCHES

Der sozialdemokratische Parteivorstand und die beiden neuen Volksinitiativen (sogenannte zweite Chevallier-Initiative)

Als Sozialisten, die zum Teil der SPS angehören, zum Teil um des Sozialismus und des Friedenskampfes willen die Zugehörigkeit zu dieser Partei nicht für möglich halten, haben wir mit einiger Spannung auf die Stellungnahme des sozialdemokratischen Parteivorstandes zu den beiden neuen Volksinitiativen gewartet. Es ist ja deutlich (wie immer man die Tragweite der Initiativen im übrigen beurteilen mag), daß diese Initiativen das Schweizervolk zu einer Stellungnahme in einer fundamentalen Frage seiner weiteren materiellen und geistigen Existenz aufrufen und den Anfang zu einer absolut notwendigen *Neubesinnung* und *Neuorientierung* der schweizerischen Politik angesichts der heutigen Weltlage bilden können. Denn es gibt in der Schweiz nicht nur ein «Malaise» um die Führung der militärischen Dinge, sondern glücklicherweise noch viel mehr Nachdenken im Volke über den Sinn oder Unsinn der militärischen Verteidigung überhaupt. Das Schweizervolk ist mit Recht stutzig gegenüber den «schweizerischen» Vorbereitungen auf den «totalen Krieg», welche die herrschenden Kreise in Regierung,

Militär und Wirtschaft mit allen Mitteln fördern und durchsetzen wollen. Dabei zeigen sich bei allen Maßnahmen und Vorschlägen für die militärische Verteidigung eine große Ratlosigkeit und ein lächerlicher Aberglaube, der dem Volk immer noch vortäuschen soll, daß auf dem Wege weiterer Rüstungsvermehrung doch noch Gewähr für eine wirksame militärische Verteidigung und einen wirksamen Schutz der Zivilbevölkerung geboten werden könne.

Daß das in Wahrheit nicht der Fall ist und daß die größten Militärmächte unserer Zeit ihren Völkern keine wirkliche Sicherheit, keinen Schutz, keine Verteidigung, sondern nur die mit dem «Feinde» geteilte gegenseitige Vernichtung zu bieten haben, macht leider diesen Instanzen anscheinend immer noch kein Kopfzerbrechen.

Zu den Initiativen selbst werden wir uns in einer der nächsten Nummern der «Neuen Wege» weiter äußern.

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat mit seiner Stellungnahme gezeigt, daß ihm, wie den meisten sozialdemokratischen Parteien des Kontinents, die schon seit Jahrzehnten zu beobachtende Halbheit und Zwiespältigkeit in der Stellungnahme zu den eigentlichen Existenzfragen des Volkes eignet. Diese Halbheit und Zwiespältigkeit führen in concreto immer zur Unterstützung derjenigen Mächte, die man zu bekämpfen vorgibt und die die Völker ins Verderben stürzen.

Der sozialdemokratische Parteivorstand weiß sehr wohl, daß auch eine bis zum Exzeß hochgetriebene militärische Rüstung der Schweiz keine wirkliche «Landesverteidigung» mehr verbürgt. Aber er bewegt sich mit seiner «Konzeption», von der in der sozialdemokratischen Presse immer geredet wird und mit der er seinen Gegnern im Militärdepartement gegenüber operiert, in der gleichen *Ausweglosigkeit*, in der sich in der heutigen Lage alle militärischen sogenannten Konzeptionen befinden.

Die «Verteidigung unseres Landes durch eine gutausgerüstete und gutausgebildete Armee» ist ja nun eben das Fragwürdigste vom Fragwürdigen gegenüber den Zusammenhängen des totalen Krieges. Wie kann man vorgeben, daß man mit einer Stellungnahme «gegen überbordende finanzielle Aufwendungen für die militärische Verteidigung unseres Landes» oder für «sparsamste Verwendung der Bundesgelder» dem Schweizervolk und der schweizerischen Arbeiterschaft schon eine wirkliche Position in dieser Sache geboten habe? Vor Jahren redete man von dreihundert Millionen Franken für das ordentliche Militärbudget. Der Bundesrat selbst hielt offiziell die Fünfhundertmillionengrenze für nicht überschreitbar, und heute paßt dem Vorstand der Sozialdemokratischen Partei diese durch die Initiative gesetzte Grenze schon nicht mehr. Kann man etwas anderes behaupten, als daß sie dem Zug für «überbordende finanzielle Aufwendungen» in bezug auf die militärische Verteidigung auch folgt oder halbwegs nachgibt?

Wir haben uns gefreut, daß immerhin schon im Parteivorstand

sechzehn Stimmen (also ein Drittel) sich für die Unterstützung der Initiativen und gegen die merkwürdige «Konzeption» ihrer Partei ausgesprochen haben. Und wir hoffen, daß das Parteivolk selbst sich nicht mit den Beruhigungspillen des Parteivorstandes zufriedengeben, sondern auf eine wirkliche sozialistische Stellungnahme drängen wird, die der Weltlage und der Aufgabe der sozialistischen Arbeiterschaft sowie aller Völker, der kleinen und der großen, allein entspricht: mit vollem Einsatz den Frieden zu schaffen, eine gültige Rechtsordnung unter den Völkern zu errichten und die Vernichtungsdrohung durch den totalen Krieg zu beseitigen. Wir hoffen vor allem, daß unsere Freunde und Genossen in dieser Sache nach ihrem Gewissen handeln werden und sich keine Vorschriften von Parteiinstanzen machen lassen.

Von den «schweren Bedenken» gegenüber den Initiativen, welche die Kundgebung des sozialdemokratischen Parteivorstandes anführt, vermag uns keine zu überzeugen. Denn jede mögliche Rüstung eines Kleinstaates wird heute gegenüber den militärischen Voraussetzungen der internationalen Lage zu spät kommen oder absolut fragwürdig bleiben. Und warum Zuflucht nehmen zu einer solchen Ausflucht, daß die allgemeine Geldentwertung Entscheidungen nötig machen könnte, die nach einer allfälligen Annahme der Initiative zu Verfassungsverletzungen führen würden? Die zum Gesetz gewordene Initiative steht in keinem Fall einer verfassungsrechtlichen Lösung der Finanzfrage, etwa im Falle der Abwertung, im Wege.

Ähnlich verhält es sich mit dem Argument über das obligatorische Finanzreferendum. Wenn dieses für «reaktionäre Zwecke» mißbraucht werden kann, warum sollte es nicht noch viel besser zum Wohle des Volkes von einer kämpfenden sozialistischen Partei verwendet werden können?

Und schließlich, was soll es bedeuten, wenn argumentiert wird, daß die Aufhebung von Dringlichkeitsbeschlüssen im Sinne von Artikel 89bis der Bundesverfassung bei Annahme der Initiativen die Bundesversammlung außerstand setze, Sofortmaßnahmen auf dem Gebiete der militärischen Verteidigungsbereitschaft zu beschließen? Wir sind der Meinung, daß die Bundesversammlung in einer solchen Lage nicht zaubern kann, das heißt, daß sie nicht plötzlich etwas zum Einsatz militärischer oder wirtschaftlicher Art beschaffen kann, was nicht da ist, daß ihr aber an sich genügend gesetzliche Maßnahmen gegeben sind, um wirklich ernsthaften Situationen in der Weltlage zu begegnen; im übrigen berücksichtigt die Initiative den Notfall. Grundsätzlich aber bedeutete ein Schweizervolk, das die geistige und politische Situation unserer Zeit erfaßt und verarbeitet hätte und dem die entsprechenden geistigen und seelischen Qualitäten eigneten, ungeheuer viel mehr als irgendeine mögliche militärische Maßnahme. Schuldig an den erwähnten kommenden Zwangssituationen machen sich jedenfalls alle, die immer noch glauben, mit einem geteilten Einsatz für den Frieden den-

jenigen für die Drohung durch den totalen Krieg verkoppeln zu können. *Gerade das* fördert das Verhängnis des totalen Krieges und den Zwang zu solchen plötzlich zu ergreifenden Maßnahmen. Die ganze Weltsituation macht es auf alle Weise klar, daß nur ein *völliger Einsatz* für den Frieden auch für die Schweiz lebensnotwendig ist. *Alles andere ist nicht mehr real*, sondern entweder Selbsttäuschung oder gedankenloses Verharren und Festhalten an Voraussetzungen, die die Wasserstoffbombe mit dem totalen Krieg endgültig begraben haben.

Überparteiliches Rheinaukomitee

Unsern Schweizer Abonnenten legen wir zur Orientierung und Besinnung zwei Rundbriefe des überparteilichen Rheinaukomitees bei. Dieses Komitee «hat beschlossen, seinen Namen beizubehalten als Erinnerung an den ersten eindrucksvollen Aufstand des Volkes gegen die Übermacht der Technik». Es will in diesem Sinne weiterkämpfen. «Wiederum wird es ein Kampf von vielen einfachen Menschen, die für ein ideales Ziel Opfer zu bringen bereit sind, gegen die geldmächtige Elektrowirtschaft sein, welche ihre unkontrollierte Machtstellung in unserem demokratischen Staatswesen mit Recht bedroht sieht.»

«Wir richten uns . . . nicht gegen die Kraftnutzung der Wasserläufe an sich, wir bekämpfen aber den Totalitätsanspruch der Technik, die in der Ausbeutung der Natur keine Grenze einhält.»

Dieser *Rheinau-Kreis (überparteiliches Rheinaukomitee)* bittet, sich ihm anzuschließen. Präsident ist O. Hürsch, Redaktor des «Landboten», Winterthur. Die offizielle Adresse lautet: Schaffhauserstr. 37, *Neuhausen* am Rheinfall. Weitere Auskünfte sind durch diese Adresse erhältlich. *Die Redaktion*

Offener Brief von 104 badisch-württembergischen Pfarrern an die Abgeordneten des Deutschen Bundestages

Verehrte Frau Abgeordnete, verehrter Herr Abgeordneter!

Erlauben Sie uns, einigen badischen und württembergischen Pfarrern, denen das Schicksal ihrer Gemeinden auf das Gewissen gebunden ist, daß wir aus bedrücktem Herzen heraus Ihnen einige Anliegen vortragen mit der Bitte, sie ernstlich zu bedenken und auf unsere Fragen klare Antwort zu geben.

1. Wir sind je länger je mehr der Überzeugung, daß im Zeitalter der Atombomben und bei der ganzen weltpolitischen Lage die Auf-

stellung deutscher Divisionen nicht bloß zwecklos, sondern geradezu gefährlich und verhängnisvoll ist. Deutschland würde in einem Krieg zwischen West und Ost auf jeden Fall Kriegsschauplatz, das heißt praktisch, nach kürzester Zeit eine Wüste. Glauben Sie das vor Gott und Ihrem Gewissen verantworten zu können?

2. Jeder Einsichtige in der ganzen Welt erkennt heute, daß eine allgemeine, planmäßige Abrüstung dringend nötig ist, wenn nicht Unsummen von Kräften und Werten sinnlos vertan und unausdenkliche Katastrophen heraufbeschworen werden sollen. Deutschland, das bereits abgerüstet ist, könnte und sollte dabei an der Spitze marschieren. Verspielt es nicht, wenn es jetzt aufrüstet, wieder einmal eine weltgeschichtliche Chance und gräbt sein eigenes Grab?

3. Wir fürchten und sehen es kommen, daß sich die neue Wehrmacht auch innenpolitisch verhängnisvoll auswirken wird. Die reaktionären Kräfte werden gestärkt, das Parlament wird mehr und mehr an die Wand gedrückt werden. Warum widersteht man dieser Entwicklung nicht von Anfang an, ehe es – wie einst – zu spät sein wird?

4. Wir sind der Überzeugung, daß Deutschland auf keinen Fall aufrüsten dürfte, solange es gespalten ist. Die Aufrüstung vertieft diese Spaltung und macht sie zum Dauerzustand. Eine entschlossene Politik der Verständigung, des Brückeseins zwischen West und Ost allein ermöglicht die Wiedervereinigung. Warum geht man diesen Weg nicht? Wer hat ein Interesse an dem Fortbestehen des jetzigen Zustandes?

5. Die Bonner Regierung verhandelt mit Sowjetrußland, Jugoslawien und anderen Staaten, deren Regierungen doch auch nicht auf hundertprozentig demokratische Weise ans Ruder gekommen sind und sich betätigen. Warum kann sie nicht mit den Deutschen jenseits der Zonengrenze und ihrer nun eben faktisch einmal gegebenen Regierung verhandeln? Warum kann kein Weg zur Einigung der Deutschen gefunden werden? Glaubt irgend jemand in Bonn, daß auf dem Weg, den man mit erstaunlicher Starrheit geht, je Deutschland ohne Krieg geeinigt und ein Zustand wirklichen Friedens herbeigeführt werden könnte?

6. Wir sind überzeugt, daß nur in einer radikalen Umkehr von der vom Herrn Bundeskanzler zwar in Moskau bestrittenen, aber praktisch hartnäckig vertretenen Politik der Stärke zu einer Politik der Verständigung nach allen Seiten die Rettung Deutschlands vor dem Untergang liegt. Können und wollen Sie nicht in diesem Sinn die Ihnen übertragenen demokratischen Vollmachten nützen, statt eine Regierungsweise zu stützen, die in ihren autoritären Methoden an verhängnisvolle Vorgänger erinnert?

Gezeichnet: *Pfarrer Rudolf Daur, Stuttgart; Pfarrer Lempp, Nellingen; Pfarrer Robert Hartkäse, Gelbingen; Pfarrer Ludwig Simon, Mannheim,* und die übrigen.

Vorbemerkung der Redaktion: Zum Thema «Der Welthunger und die Christen» sind uns noch folgende beiden Äußerungen zugegangen, die jede auf ihre Art die Bedeutung des Problems aufzeigen und zum Nachdenken anregen. Wir möchten damit die Aussprache darüber vorläufig abschließen.

Der Welthunger und die Christen

Eine wertvolle Beisteuer zu dem Thema ist folgender Ausspruch von Prof. Dr. Henry C. Sherman-Mitchell in seinem Werk «The Nutritional Improvement of Life» (Neuyork 1950): «Solange Hunderte von Millionen Menschen, welche der Obhut der UNO anvertraut sind, hungern müssen, soll die Eier- und Fleischerzeugung auf solches Futter beschränkt werden, das nicht als Menschennahrung dienen kann; denn die Verfütterung von Korn und Kartoffeln zur Tiermast ist Verschwendung von Nahrungsproduktionsmöglichkeiten in ungeheurem Ausmaße; und noch mehr muß es heute jedem Menschen mit sozialem und internationalem Gerechtigkeitssinne zuinnerst bewußt werden, daß unser überhöhter Fleisch- und Eierkonsum ein Rest ist aus der Zeit kolonialer Ausbeutungsgewohnheiten, wovon wir uns trennen müssen wie von andern Kolonialmethoden, statt diesen hohen Konsum immer wieder als notwendig beweisen zu wollen. Wenn wir die aufreizende Ungerechtigkeit nicht sehen, die hier für die armen Schichten und Völker vorliegt, so werden diese selbst sie um so mehr empfinden.»

Ernst Waag

Der Artikel von Herrn Dr. Waag («Neue Wege» 1/1956, S. 31) veranlaßt mich zur Stellungnahme vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Die Erschließung neuer Ackerbauflächen ist nämlich ein nur sehr schwer lösbares Problem. Diejenige Fläche, welche das Futter für eine Großvieheinheit liefert, dürfte in der Mehrzahl der Fälle nicht mit derjenigen identisch sein, auf der man Nahrung für acht Menschen erzeugen kann, denn den weitaus größten Teil des Milchviehfutters liefert ohne Zweifel das Grünland und nicht der Acker.

Als Grünland werden in der Ebene nur Flächen mit genügend hohem Grundwasserstand genutzt, während man für Ackerbau trockenere Standorte bevorzugt. In höheren Gebirgslagen kommt ohnehin kein anderer landwirtschaftlicher Erwerbszweig als Viehzucht in Frage, dürfte doch wohl kaum jemand auf den Gedanken kommen, zum Beispiel Almmatten unter den Pflug zu nehmen!

Wenn man aber Grünlandflächen der Ebene zwecks Ackerbau trockenlegen würde, so könnte diese Maßnahme leicht verheerende

Folgen nach sich ziehen. Der ohnehin schon gefährdete und durch die Rücksichtslosigkeit des Menschen sehr labil gewordene Grundwasserhaushalt der Erde würde durch einen solchen Eingriff erneut eine schwere Schädigung erleiden. Hinzu kommt, daß – was Erosion der Ackerkrume und besonders des Humus durch Niederschläge und Wind anbelangt – Ackerbau sowieso schon die schädlichste Form landwirtschaftlicher Nutzung des Bodens darstellt; ganz besonders gilt dies bei vorwiegender oder ausschließlicher Kunstdüngung. Beträgt doch auf einem Acker, dessen Vegetationsdecke durch menschlichen Einfluß Jahr für Jahr zerstört wird, die Erosion durchschnittlich das Zwanzigfache dessen, was ein entsprechendes Areal Dauergrünland mit fester Grasnarbe und dichtgewachsenem Wurzelfilz im gleichen Zeitraum an Humus verliert, ganz zu schweigen von einem unberührten Naturwald, welcher praktisch überhaupt keine Erosion erleidet.

Wollten die Nomaden in den Steppen Ackerbau anfangen, so wäre innerhalb weniger Jahre durch Naturkatastrophen nach den Musterbeispielen Nordafrikas und der Mittelmeerländer in früheren Jahrhunderten sowie der nordamerikanischen Prärie in der neueren Zeit der Humus beseitigt und die Erde nicht um fruchtbares Ackerland, dafür aber durch das Verdienst des Menschen wieder einmal um einige Wüsten «bereichert», deren Bevölkerung dem Hungertode entgegensehen dürfte.

Viehzucht bedeutet also in Grünlandgebieten, die sich für Ackerbau nicht eignen, die einzige Möglichkeit, der dort ansässigen Bevölkerung auf dem Umwege durch den Tierkörper (Milch, Käse, Fleisch) ausreichend Nahrung und Kleidung (Wolle, Leder) zu bieten.

Mit obigen Ausführungen soll nicht bestritten werden, daß in manchen Ländern der Konsum an Fleisch (besonders Schweinefleisch) ein Ausmaß erreicht hat, das man nur als groben Unfug bezeichnen kann und das sich auf die Volksgesundheit sehr nachteilig auswirkt. Auch ist Herrn Dr. Waag darin zuzustimmen, daß Ackerbauflächen über das zur Erhaltung des Milchviehbestandes unbedingt notwendige Maß hinaus im Interesse der Menschheit nicht zur Erzeugung von Viehfutter verwendet werden sollten.

Martin Trentepohl

Ist das Schweizerische Rote Kreuz reformbedürftig?

In den vergangenen hundert Jahren ist an Weltruf kein Name so allgemein geworden wie jener von *Henri Dunant*.

Die von ihm ausgegangene Humanitätsbestrebung im Fall eines Krieges ist nicht bloß Theorie geblieben, sondern hat sich praktisch in einer unerschöpflichen Tätigkeit auch auf andern Gebieten ausgewirkt. Zahlen von Millionen reichen kaum aus, um alle Menschenleiden und -übel aufzuzählen, wo dieser helfende Geist lindernd eingegriffen hat. So viel Edelmut und frommer Wille erbringt das Zeugnis, daß trotz

dem unersättlichen Zerstörungswillen durch das Militär doch noch viele Kräfte der Menschlichkeit vorhanden sind.

Diese elementaren Feststellungen sind natürlich nichts Neues; wir alle hören sie bei jeder Gelegenheit als Propaganda für das Hilfswerk. Dieses ist dermaßen allgemein bekannt, daß sich niemand Gedanken darüber macht, ob es eigentlich genau der Gesinnung des Ideenschöpfers entspricht. Es machen sich immerhin unabwendbar mehr Gedanken und Mißtrauen bemerkbar, welche die Loyalität im Sinne Dunants in Frage stellen. Und Taten spielen sich vor unsern Augen ab im großen Ausmaß von Sanitätsmanövern, die viel Anlaß zu Bedenken geben.

Schon vor Jahrzehnten erschien von einem Nordländer ein interessanter Roman über Henri Dunant. Man konnte dort vernehmen, wie sehr der Genfer Humanist in seiner Vaterstadt und in ganz Europa vergebens kämpfte, um seiner anfänglichen Idee von Solferino einen weit umfassenderen Spielraum zu geben, nämlich um Mittel und Wege zu finden, *den Krieg als solchen überhaupt abzuschaffen.* In der Tat galt von da an sein ganzes Streben dieser einzig heilbringenden Idee. Daran aber scheiterte seine ganze, jahrelange Tätigkeit, so daß er bis ins Greisenalter hinein heimatlos und unbekannt umherirrte, bis er im Armenhaus in Herisau landete. Sein geistiges Vermächtnis, man möchte ihm keine Grabrede halten und ihn wie ein Tier verscharren, ist bekannt.

Inzwischen hatten seine Widersacher in Genf die primitive Idee der Sanitätshilfe im Kriegsfall soweit gefördert, daß sie eine Gesellschaft des «Internationalen Roten Kreuzes» unter dem falschen Patronat von Henri Dunant gründeten und so seinen Namen in alle Welt trugen, als wäre er der Gründer dieses primitiven Begriffes. Wie sehr dieses unzulängliche Werk speziell bei der höhern Elite eingeschlagen hat, geht daraus hervor, daß sich fast jeder Herrscher oder Feldherr des Westens nach den beiden Weltkriegen zu einer Huldigung in Genf einfand. Das ist es ja: der Militär- und Kriegsgeist hat es fertiggebracht, aus einem humanitären Gedanken sofort ein Zweigwerk erster Güte für die Festigung des Kriegswesens zu erwirken, indem es einerseits den scheinbaren Sinn der Humanität und anderseits eine große Stärkung der Armee schuf, da man aus Verwundeten gleich wieder tapfere Kämpfer für die Front macht.

Somit ist aus dem vielgepriesenen «christlichen» Werk schließlich ein sehr fragwürdiges geworden, das viel mehr zum Verderben als zum Heil führt, da der Krieg unter «christlicher» Flagge somit legalisiert ist. Ja man nimmt keinen Anstoß daran, daß ausgerechnet der Generalsekretär des Roten Kreuzes vor einiger Zeit am Radio einen Aufruf erließ, um den Verfassungsartikel über den obligatorischen Militärdienst dahin zu erweitern, die Jünglinge vom fünfzehnten und die Alten bis zum fünfundsechzigsten Altersjahr zu verpflichten.

Das Rote Kreuz sollte also, nach Dunants Willen, unbedingt den

Sinn und Zweck verfolgen, das Militär abzuschaffen, um jeden weiteren Krieg zu verhindern und alle Kriegstätigkeit zu ächten, statt sie durch materielle und geistige Beihilfe immer anzuerkennen und zu rechtfertigen und gar durch internationale Vereinbarungen wie jene für den künftigen Atomkrieg immer wieder zu legalisieren, was dem Kriegsgeist und dem Renditenhunger immer neuen Auftrieb verleiht.

Diesem ungeheuerlichen Irrtum, der sich hinter Lügenpropaganda versteckt, sollte man unbedingt auf den Leib rücken und ihm eine echte Friedenspropaganda entgegenstellen. *Oskar Füeg*

Bach und Mozart

Wir möchten in aller Unvollkommenheit und einmal ganz ohne Hilfe der Literatur, des unmittelbaren musikalischen Erlebnisses und des «Erlernten» den Blick auf *Bach* und *Mozart*, diese beiden gewaltigen Meister und Menschen, richten und sie als das sehen, was sie wohl im Zentrum ihres Wesens und Wirkens sind: die Sänger Gottes und Künder seiner Ehre, die Vermittler von Gottes Allgegenwart, die Zeugen des menschlichen Kampfes in dieser Welt, die Bewahrer, Mehrer und Wegbereiter einer wahrhaftigen Religion, einer wahrhaftigen Kirche und einer wahrhaftigen, den größten Gottesverkündern ebenbürtigen Glaubenskraft und Verkündungsmächtigkeit. Ihr Ausdruck war die Musik, diese Kunst der geistigen Schwingung, der Inbegriff des Hörens und also auch des Gehorsams. Wir sollten uns einmal die Mühe nehmen, der Rolle, die die Musik in der Bibel spielt, nachzugehen und darüber nachzudenken. Dann sollten wir damit das musikgeschichtliche Geschehen bis zum heutigen Tag vergleichen. Viele Erkenntnisse gingen uns auf. Und wir würden immer wieder als zentrales Moment sehen: die Musik greift ins Gebiet der Religion, die Religion in die Sphäre der Musik. Das heißt: Gott spricht besonders eindrücklich auch durch die Musik, und durch Musik lobt und ehrt der Mensch Gott. Durch Musik verbindet sich der Mensch mit dem Mitmenschen, auch wenn er weltliche Lieder singt. Durch Musik können Menschen gemeinsam mit Gott in Beziehung treten.

Vor ein paar Tagen stieß ich auf ein Buch von Hans Besch, «J. S. Bach, Frömmigkeit und Glaube» (Bärenreiter-Verlag, Basel). Es scheint, soweit ich es bis jetzt erkennen konnte, etwas Grundlegendes und völlig Einzigartiges zu sein. Es führt uns in eine neue Erkenntis von Bachs Schaffen und Grundhaltung des Lebens. Und das ist dringend nötig. Wir müssen uns ja doch heute ernstlich fragen, ob wir überhaupt das Werk Bachs und das Werk Mozarts (hier vor allem, was seine Kirchenkompositionen betrifft) als das hören, erleben und verarbeiten,

als was es uns geschenkt wurde: als Manifestation gehorsamer Gottesdiener, als aufrüttelnde so sehr wie aufrichtende Dokumentation von Gottes Gegenwart. Allzu sehr, ja fast ausschließlich wird diese Musik lediglich «genossen» oder ästhetisch gewertet, als bloße «Ablenkung» hingenommen oder dann verstandesmäßig analysiert. Stellt sich beim Anhören wirklich die Beziehung zu Gott und zu Jesus Christus her? Spüren wir die große Verantwortung, die auf uns als Menschen liegt? Wird diese Musik, auch wenn man sie als göttlich empfindet, in ihrer Ganzheit, ihrem Ernst, ihrer Verwandlungskraft, ihrer eindeutigen Botschaft mit Ehrfurcht erlebt und wird ihr dann Antwort gegeben? Oder verströmt sie ins Leere und bleibt nur ein musikalisches Wunder, während sie doch Gotteswirklichkeit, Menschenwirklichkeit und reale Verkündigung ist und in den Herzen lebendiges Echo und Umwandlung bewirken will und soll? Sie steht als Verkündigung und Tat auf gleicher Ebene wie Leben und Tat zum Beispiel eines Franziskus. Wenn sich, wie es Hans Besch mit Recht fordert, die Theologie einmal gründlich mit Bach auseinandersetzen sollte, so möchten wir jeden, der Musik und der Gott und Jesus Christus liebt, auffordern, Bach und seinen in gleicher Heimat wurzelnden, aber doch so anders gearteten Bruder Mozart einmal und immer mehr als *Auserwählte Gottes zu sehen* und anzuerkennen, die uns schenkend verpflichten, die uns auf unerhört mächtige und reine Weise zum Gottesdienst aufrufen. Hier kann man ganz besonders sagen: «Wer Ohren hat, zu hören, der höre.»

«Der göttliche Mozart, dem nichts Menschliches fremd war – der menschliche Bach, dem nichts Göttliches fremd war» – aber vielleicht ist dies nur ein Spiel mit Worten. Auch der Ausspruch Beethovens: «Bach sollte nicht ‚Bach', sondern ‚Meer' heißen» bleibt im letzten ein Spiel mit Wort und Begriff und Bild. Ebensogut könnte man sagen, Bach müßte «Quelle» heißen oder: «Bach kommt von der Quelle, die Gott heißt, und mündet ins Meer, das wiederum Gott ist.» Der Realität von Bachs Wesen und Werk werden wir mit solchen Aussprüchen nicht gerecht. Wenn wir anderseits Mozart den «Göttlichen» nennen, dann ist damit das, was Mozart mit Gott verband, nicht im entferntesten gesagt und ist die Tragik seines Lebens und der Ernst seines Schaffens völlig verkannt.

Beide, Bach und Mozart, sind Erfüller des «Gesetzes». Sie haben in bezug auf «Frömmigkeit» und auf die Musik das, was vorausgegangen war, vollendet und erfüllt, haben es gültig gemacht und es als Nahrung und Erfrischung – leiblich, seelisch und geistig gemeint – den Menschen dargeboten. Ihre Schöpferkraft war nicht eine eigenwillig durchstoßende, sondern eine gehorsam erfüllende, eine Gott dargebrachte und auf menschlichem Plan erfüllte. Genialität und harter Fleiß, Freiheit und Treue, menschliche Größe und menschliche Tragik, Ehrfurcht und Demut – alles dieses war beiden gemeinsam – auch die von Jesus geforderte Kindlichkeit. Der alte, geprüfte Mann Bach, der

vor Gott ein Kind war, und das junge Kind Mozart, das schon alles Menschenleid trug – sie sind wahre Brüder Christi, die nie für die eigene Ehre wirkten und lebten. Bach schrieb ausschließlich zu Gottes Ehre, wie nicht nur sein Gesamtwerk eindeutig beweist, sondern wie er es auch ausspricht in einem lapidaren Satz, den man vor alle Musikausübung schöpferischer und interpretierender Art setzen sollte: «Und soll, wie alle Musik, auch des Generalbasses Finis und Endursache anderes nicht als nur Gottes Ehre und Rekreation des Gemütes sein. Wo dieses nicht in acht genommen wird, da ist's keine eigentliche Musik, sondern ein teuflisches Geplärr und Geleier.» Gemüt – das ist Leib, Seele und Geist als ein Ganzes, ist die Essenz eines lebendig gelebten Lebens. Rekreation – es ist das Wiederbelebte, Wiedergeschaffene, das Gemüt Erfrischende und Weckende. Vor allem aber dürfen wir in Bach einen der großen, einzigartigen Künder Jesu Christi erkennen, der unerschütterlich, uneingeschränkt, mit machtvoller Glaubenstiefe und Glaubensgewißheit Jesu Erdenleben verkündet und seinem Jesus unerschöpfliche Liebe darbringt. In Jesus Christus konzentrierte sich für ihn das menschliche Leben und Streben, die Fülle des Lebens überhaupt, die Sehnsucht nach dem Leben in Gott. Von Jesus Christus kamen ihm die Wasser des Lebens. Von ihm her sah er die Menschen, die Welt und Gott.

Mozart wiederum drang in den Menschen, ins Menschliche selbst und stellte den Menschen in seinen Höhen und Tiefen, in seiner Beziehung zum Höchsten wie zum Niederen, in seinen Sünden und in seinen Herrlichkeiten dar; er brachte den Menschen zu Gott durch seinen lauteren Genius und kündete ihnen von Gott durch seine Musik.

Bach war Protestant, vor allem Lutheraner, Mozart Katholik. Bach soll vom Katholizismus, im speziellen von der liturgischen Seite her, Anregungen genommen und bekommen haben; Mozart wurde Freimaurer und wandte sich stark dem allgemeinen Humanistischen zu. Glaubenskämpfe, menschliche Kämpfe mit Obrigkeit und Adel, persönliche Nöte – alles haben die beiden Meister vollauf durchgemacht. Das Unzulängliche ihrer Kirchen verspürten beide. Um so mehr drängten sie sich an Gott selber und gaben sich ihrer von ihm gestellten Aufgabe hin. Dadurch trugen sie in die Unzulänglichkeit von Kirche und Religion das unbedingte, absolute Glaubensverhältnis, das Echte des innersten Kernes, die Belebung und Erfüllung des Kultus und die geistig-reale Lebendigmachung von Gottes Wort und Christi Botschaft. Wenn wir nur in echtem Sinne hören, auf sie hören wollten! Ihre Musik ist Zubereiter der Seele, ist klanggewordener Geist, ist Sprache des ewigen Gottes, ist Liebe zu Jesus Christus. So wie sie das wahre Schaudern kannten, so sollen wir aus ihrem Werk den Ernst verspüren und die unerhört gewaltige Tat erkennen, die diese beiden Diener Gottes leisteten. Wir würden anders zu ihnen kommen und anders von ihnen gehen!

Mit einem einzigen Beispiel möchte ich noch auf Bach und Mozart in ihrer Beziehung zu Gott und zum Evangelium und auf ihre Verschiedenheit hinweisen. Ich vergleiche (im Geiste manche gehörte Aufführung nacherlebend) die beiden Stellen «Et incarnatus est» der Messe in h-moll von Bach und der Messe in c-moll von Mozart. Bei Bach singt es der Chor in absteigender Tonfolge, in moll, in unglaublich einsamer Trauer, die nur von der erbarmenden Begleitung des Orchesters etwas gemildert wird. Für Bach ist die Fleischwerdung Christi schon der Beginn des Gekreuzigtwerdens. Geburt–Kreuz–Tod–Auferstehung sind ihm eines. So verwebt er in das Freudige der Geburt schon die Trauer des Todes, so wie er dann im nachfolgenden «Crucifixus», welches in ebensolch lastender Trauer geschrieben ist, im letzten Takt als das «sepultus est» nochmals wiederholt wird, dieses unversehens in zartes Dur auflöst, die Auferstehung wunderbar vorahnend. Mozart aber schreibt ein unsäglich inniges, fast wiegenliedhaftes und ganz tröstliches «et incarnatus est» und läßt es nur von einer hohen Frauenstimme singen. Ihm steht das Wunder des Jesuskindes vor der Seele, dem er seinen Gruß sendet. Das «sepultus est» im «Crucifixus» erklingt hingegen in tiefster Trauer und Erdenschwere, fast wie etwas nie Gutzumachendes. In Bach prägt sich mehr die unbeirrbare Glaubenstreue aus, der Blick auf das Ganze, auch wenn er den einzelnen Augenblick voll erfaßt, während sich bei Mozart kundtut, wie sehr er sich dem Einzelnen, dem einzelnen Augenblick voll hingibt und in ihm das Ganze erlebt. Oder soll man sagen, Bach sagt es und Mozart singt es durch die Musik? Bach wie Mozart aber jubeln dann das «et resurrexit» mit der Allgewalt ihres Glaubens und ihres Menschseins uns zu. Und ob wir aus der Fülle von wertvollster Bach- und Mozart-Literatur Werk und Leben dieser beiden Großen erfahren oder ob wir ganz «unwissend» einfach hören, was sie künden – wichtig und entscheidend ist es, daß wir diesen *Auferstehungsglauben* hören, erkennen und uns einverleiben und daß wir Bach und Mozart, ihr Menschentum und ihre Musik, im Lichte Gottes, in der Liebe Jesu Christi sehen und ihrem hörbaren Rufe wirklich folgen.

Carmen Weingartner-Studer
(Abdruck aus «Dein Reich komme»)

Zuspruch

«Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.» 2. Kor. 4, 17. 18.

Liberalisierung der Sowjetunion? In den zwei Monaten, die seit dem Abschluß unserer letzten Rundschau vergangen sind, ist die Welt nicht stillgestanden. Es ist sogar recht viel passiert – in Europa und Amerika, in Nordafrika und in Vorderasien, im Fernen Osten wie im «Nahen Westen» –, und es sind Entwicklungen unterwegs, die das Gesicht unserer alten Erde gänzlich umzugestalten fähig sind*. Aber ich glaube doch nicht zu übertreiben, wenn ich von all diesen Ereignissen und Vorgängen dem 20. *Parteitag der sowjetischen Kommunisten* die potentiell am weitesten tragende Bedeutung gebe, auch wenn damit nicht der Sensationsmacherei Vorschub geleistet werden soll, die besonders in den westlichen Ländern diesen Kongreß umgeben hat. Er ist auf jeden Fall bedeutsam genug, um uns diesmal einläßlicher zu beschäftigen, als es gemeinhin solche Tagungen verdienen.

Am auffälligsten war dabei natürlich die rücksichtslose, fast brutale Art, mit der die jetzigen politischen Leiter der Sowjetunion von ihrem früheren Abgott Joseph *Stalin* abgerückt sind. Nicht nur seine Person, sondern auch seine Leistungen in Krieg und Frieden und seine politischen und sozialen Lehren sind mit einer Schärfe und Ungeniertheit heruntergemacht worden, die wirklich nur in Rußland möglich ist, und unsere Presse hat denn auch nicht verfehlt, teils hämisch, teils selbstgerecht-pharisäisch diese fast beispiellos dastehende Verbrennung all dessen, was man früher in der kommunistischen Welt angebetet hatte, seitenlang zu kommentieren. Kein Wunder auch, daß die außersowjetischen Kommunisten größte Mühe haben, sich mit dieser erstaunlichen Wendung abzufinden, und daß in der Sowjetunion selbst die Stoßkur – «Choctherapie» – der Chruschtschew, Mikoyan und Konsorten zum Teil ganz andere Wirkungen erzeugt, als ihre Urheber angenommen haben dürften. Der Schreibende hat wahrlich den seinerzeitigen Stalinkult immer – auch an dieser Stelle – als das erklärt, was er wirklich war: als Götzendienst, minderen Religionsersatz. Aber gerade darum ist ihm die heutige Verkleinerung und Verketzerung Stalins, wie sie nament-

* Ich meine damit nicht den phantastisch anmutenden Plan des in Kalifornien tätigen, ursprünglich schweizerischen Astrophysikers Fritz Zwicky, mit Hilfe der Atomkraft ein paar Planeten – Jupiter, Saturn, Neptun vor allem – zu bombardieren, sie in neue Bahnen zu zwingen, große Substanzmassen von ihnen abzuspalten und anderen, kleineren Satelliten, ja sogar dem Mond zuzuführen und so auf diesen Gestirnen Lebensbedingungen zu schaffen, die denjenigen der Erde ähnlich wären – womit dann dank der Weltraumschiffahrt das Bevölkerungsproblem der Erde gelöst wäre ... Das mag verrückt erscheinen, mag recht eigentliche Hybris, Vermessenheit, sein, ist aber doch ein Hinweis darauf, was für Kräfte heute am Werk sind, um all unsere Lebensformen und gesellschaftlichen Ordnungen radikal umzuwälzen.

lich gewisse westliche Kommunisten betreiben, fast ebenso zuwider. (Die sowjetischen Parteiführer haben wenigstens die Entschuldigung für sich, daß sie sich dem Henker ausgeliefert hätten, wenn sie gegen die persönliche Diktatur des Allgewaltigen aufgemuckt hätten.) Viel würdiger und sachlicher zugleich ist das Urteil, das Isaak Deutscher, der sehr antikommunistische Biograph Stalins, am Schluß seines wertvollen Buches über seinen «Helden» abgibt:

«Stalin kann nicht mit Hitler den Tyrannen zugerechnet werden, die eine absolut wert- und nutzlose Leistung aufzuweisen haben. Hitler war der Führer einer unfruchtbaren Gegenrevolution, während Stalin der Führer wie der Nutznießer einer tragischen, widerspruchsvollen, aber schöpferischen Revolution war ... Der bessere Teil von Stalins Werk wird ebenso sicher Stalin selbst überdauern, wie die besseren Teile des Werkes von Cromwell und Napoleon sie überdauert haben.»

Dessenungeachtet muß man sich freuen, daß mit der Entthronung Stalins das kommunistische Unfehlbarkeitsdogma einen Stoß bekommen hat, von dem es sich wohl nie wieder erholen wird. «Mit den Götzen aber wird es ganz aus sein.» (Jesaja 2, 18.) Mögen die heutigen Stalinhinrichter ein inneres Recht zu ihren Anklagen haben oder nicht (ich vermute, sie hätten nicht viel anders gehandelt, wenn sie in den Kämpfen mit Trotzkij und den weithin von Nazideutschland korrumpierten Partei- und Armeeführern selbst die entscheidenden Beschlüsse hätten fassen müssen): man wird sich in Zukunft in der Sowjetunion und in den kommunistischen Parteien der übrigen Länder stets daran erinnern, daß Lehre und Praxis des einst als unfehlbar erklärten «großen Führers der Völker» nachher in wichtigen Punkten als falsch erklärt wurden – und sich hoffentlich auch schämen, daß man so lange so kritiklos alles übernommen hat, was als offizielle Wahrheit von Moskau aus verkündet wurde. Die schon erfolgte oder doch zu erwartende Ehrenrettung der Bucharin und Radek, der Gomulka und Slansky (in Polen und der Tschechoslowakei), der Kostoff und Rajk (in Bulgarien und Ungarn) und der vielen anderen «liquidierten» Stalingegner vermag die mehr oder weniger *unschuldig* Umgebrachten zwar nicht mehr zum Leben zu erwecken, macht aber einigermaßen doch den moralischen Schaden wieder gut, den die Parteisäuberungen und Schreckensurteile der Sache der Sowjetunion und des Weltsozialismus zugefügt haben.

Und was praktisch noch wichtiger ist: sie macht die Bahn frei für eine wesentliche *Lockerung der Diktatur* in der Sowjetunion selbst wie in den anderen kommunistisch regierten Ländern. Wie Henry Shapiro, Vertreter der amerikanischen United-Preß-Agentur in Moskau, schrieb (siehe zum Beispiel «Tagesanzeiger» vom 22. März):

«Stalinismus bedeutete nicht nur die Verehrung des Väterchens oder großen Bruders im Kreml, sondern auch das Auftreten Dutzender von ‚kleinen Stalins' in der Person von lokalen Parteibonzen, die in ihrem Bereich ‚das Gesetz' darstellten. Die Kampagne gegen den Personenkult

richtet sich gegen alle Schichten der pyramidenförmig aufgebauten Staatsmacht bis hinunter zu den Leitern lokaler Parteizellen, die sich einst als ‚kleine Stalins' betrachteten. Die Staudämme vor der Diskussion und der Kritik sind geöffnet worden, und jeder sowjetische Bürger beginnt eine *Freiheit von der Furcht zu genießen.* Nie zuvor in den 20 Jahren, in denen ich in diesem Lande ansässig bin, habe ich so offene und ungehemmte Reden gehört wie jetzt bei allen Gelegenheiten, wenn mehr als zwei Bürger zusammenkommen. Als ich einem russischen Bekannten gegenüber meinem Erstaunen über diese Offenheit Ausdruck gab, meinte dieser: ‚Die Katz ist tot, die Katz ist tot.'

Der Bürger wird sogar ermutigt und aufgefordert, zu sprechen und zu kritisieren . . . ‚Keine Wunderarbeiter und keine heiligen Kühe mehr' ist die Devise, die von höchsten Führern vor großen Zuhörerschaften propagiert wird. Einer der populärsten Slogans, der sich gegenwärtig in den Notizbüchern der Agitatoren findet, ist der Ausspruch von Marx, der die ‚abergläubische Unterwerfung unter die Autorität' verurteilt.»

Ähnlich äußert sich die in Amerika lebende deutsche «Trotzkjistin» (also «Antistalinistin») Ruth Fischer in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz:

«Seit der Exekution Berias hat sich in Rußland eine innere Revolution auf dem Gebiet der Justiz vollzogen, oder besser gesagt, eine große stille Reform von oben. Die MWD-Kommissionen, die willkürlich verhaften konnten, sind durch ein Geheimdekret im September 1953 abgeschafft worden. Viele Tausende, Zehntausende — wir kennen keine exakten Ziffern, aber es geht in sehr hohe Zahlen — von Inhaftierten werden überprüft und rehabilitiert. Die Arbeitslager sind zum Teil aufgelöst, zum Teil umgewandelt, zum Teil sind die Insassen zwangsangesiedelt worden, aber als freie Arbeiter in freien Gegenden. Es ist eine Justizreform im Gang, die auf eine Normalisierung und Legalisierung des Staatslebens hinzielt, die Schaffung einer Art Sowjet-«Rechtsstaat», den die Oppositionen immer gefordert haben. Es ist zugleich eine stillschweigende Revision des Arbeitskodex in Fluß. Amerikanische Beobachter stellten fest, daß man ganz ungezwungen von Moskau nach Georgien fahren und dort Arbeit suchen kann. Zugleich versucht man, sich wenigstens den westlichen Formeln insoweit anzupassen, als jetzt das Sowjetparlament, also die obersten Sowjetkongresse, regelmäßiger zusammentreten, das Budget vorgelegt bekommen, sich parlamentarischer Methoden befleißigen.»

Das ist eine Entwicklung, die heute noch ganz unabsehbare Möglichkeiten eröffnet. Noch ist die Sowjetunion eine Diktatur und wird es vorerst bleiben; aber sie ist nicht mehr die Diktatur eines unabsetzbaren, unverantwortlichen Führers, der keinen Widerspruch duldete, sondern die Diktatur eines «Kollektivs», das heißt der Kommunistischen Partei, in deren Reihen wieder diskutiert und opponiert werden kann, ohne daß dies als Staatsverbrechen geahndet wird, mit der Wirkung, daß sich ein Gefühl stärkerer Rechtssicherheit und größerer Geschütztheit der persönlichen Freiheitssphäre verbreitet. Ist es verwegen, zu erwarten, daß aus dieser «*innerparteilichen* Demokratie» mit der Zeit auch eine *allgemein-politische* Demokratie entstehen wird, wenn sie

auch gewiß (und mit Recht) andere Formen annehmen wird, als sie auf bürgerlich-kapitalistischem Boden gewachsen sind? Solche Vorgänge haben eben ihre eigenen Gesetze; ist einmal Willkürherrschaft und Staatsallmacht *grundsätzlich* verpönt, ist ein gewisses Maß von Rechtssicherheit und Meinungsfreiheit wirklich gewährleistet (wie es jetzt der Fall zu sein scheint), so treibt die Logik der Dinge von selbst weiter – auch in einer Richtung, die die Herrschenden heute noch gar nicht wünschen.

Stärke, nicht Schwäche Ganz selbstverständlich begegnet die begonnene Lockerung der sowjetischen Diktatur in der «freien» Welt (die ihre Ketten gar nicht mehr spürt) stärkstem Zweifel, ja völlig glaubenslosem Zynismus. Höchstens daß man sich einbildet, die Liberalisierung der Sowjetunion sei die Folge des wachsenden Druckes des Westblocks und ein Beweis für die Richtigkeit der «Politik der Stärke», wie dies beispielsweise Staatssekretär Dulles geäußert hat. Die Kriegsrüstungen, so schließt man daraus, müßten also konsequent weitergetrieben werden; «die friedliche (!) Befreiung der gefangenen Völker (des Ostens) war und bleibt», so erklärte der amerikanische Staatssekretär schon Ende des letzten Jahres, «bis zur vollständigen Erreichung dieses Zieles die Hauptaufgabe der Außenpolitik der Vereinigten Staaten».

Solche Betrachtungsweise heißt aber die tatsächliche Lage gänzlich verkennen. Die Lockerung des Sowjetregimes ist nicht widerwillig nur unter äußerem Druck erfolgt, sondern freiwillig und zum Teil dank dem *Nachlassen* dieses Druckes (so wie es die Sowjetführung wenigstens empfindet); sie ist kein Zeichen innerer *Schwäche* der Sowjetunion, sondern umgekehrt ein Beweis des Gefühls ihrer *Stärke*. Die Stimmung von Zuversicht und Optimismus, die nach allen Berichten den Moskauer Parteitag beherrschte, ist nichts künstlich Gemachtes; sie ist durchaus echt und spiegelt die im ganzen Sowjetvolk vorwaltende Denkweise und Gefühlslage wider. Der wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung, den die Sowjetunion seit Kriegsende genommen hat, ist ja mit Händen zu greifen und wird gerade auch von kompetenten ausländischen Beobachtern immer wieder bestätigt; wie sollte das Volk da nicht mit Vertrauen in die Zukunft schauen und sich seiner wachsenden Stärke bewußt sein? Die Sowjetunion ist heute die zweite Industriemacht der Welt und hat den Ehrgeiz, in absehbarer Zeit die erste zu werden – ein keineswegs so unrealistisches Streben, wie das scheinen möchte, zumal wenn man an die immer engere Verbindung der sowjetischen Wirtschaft mit derjenigen der osteuropäischen Volksrepubliken und des neuen China denkt. Von der Elbe bis zum Jangtse erstreckt sich heute ein riesiges, geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das an Produktionskraft und Aufnahmefähigkeit zusehends wächst. Gleichzeitig verstärkt die Sowjetunion auf dem Fuße der Gleichheit immer mehr ihre

wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen mit einer Reihe von süd- und vorderasiatischen, ja auch afrikanischen Ländern, einerlei welches innere Regime sie haben mögen. Daß damit auch eine beträchtliche Stärkung ihrer *politischen* Weltstellung verbunden ist, liegt auf der Hand; es entspricht das nur der allgemeinen Verbesserung der internationalen Lage der Sowjetunion und des Ostblocks. Der amerikanischen Drohung mit der Atom- und Wasserstoffbombe setzt die Sowjetunion ihre eigenen hochentwickelten Kernwaffen entgegen, der westmächtlichen Einkreisung die Anbahnung und Festigung freundlicher Beziehungen mit einer Reihe von Staaten am Rande des Atlantikblocks und im Lager der Neutralen: Jugoslawien, Österreich, Finnland, Schweden, Indien, Burma, Ägypten und so fort, während gleichzeitig im Lager der Westmächte ein Lockerungs-, um nicht zu sagen Zersetzungsprozeß im Gang ist, der dessen Druck- und Schlagkraft andauernd vermindert.

Und da sollte sich die Sowjetunion genötigt gesehen haben, ihr inneres Regime zu lockern, um ihre «gefangenen Völker» nicht zu offenem Aufruhr zu reizen und die «freien Nationen» in der Welt draußen etwas zu beschwichtigen? Der Gedanke ist so absurd, daß er sich selber erledigt. Die Wahrheit ist, daß die Sowjetunion nach dem jahrzehntelangen Kalten und Heißen Krieg, den der Westen (und Japan) gegen sie geführt haben, endlich so etwas wie eine Friedensatmosphäre zu spüren glaubt, daß sie freier zu atmen beginnt und den Panzer ihres Diktaturregimes, das großenteils ja eine Schutz- und Abwehreinrichtung gegen die äußere Bedrohung ist, lockert. Sie glaubt es sich *leisten* zu können, im Innern mehr Freiheit zu geben, weil der Druck von außen fühlbar nachgelassen habe – dies um so mehr, als der andere Hauptgrund des Diktaturregiments, die geistige und wirtschaftliche Rückständigkeit des Volkes, mehr und mehr dahinfällt. Erinnern wir an die dauernd gültigen Feststellungen Professor Cole's in seinem Werk über die Nachkriegswelt:

> «Die Freiheiten, die wir in Großbritannien gewonnen haben und wertschätzen, sind nicht unabhängig von unseren politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen oder gar noch deren Ursache. Sie sind vielmehr das Erzeugnis eines langen politischen und wirtschaftlichen Entwicklungsvorganges.» «Die demokratischen Bestandteile unseres Gesellschaftssystems sind einem zuvor bestehenden aristokratischen Gesellschaftsbau eingefügt worden ... dank gewissen geschichtlichen Ursachen, die in Großbritannien und ein paar anderen Ländern existiert haben, aber nicht im größten Teil der übrigen Welt. Die wichtigste dieser geschichtlichen Ursachen war die Produktionssteigerung, die auf die industrielle Revolution folgte und es dem Großteil des Volkes ermöglicht hat, sich über die primitivste Armut zu erheben und so stufenweise die Formen einer staatsbürgerlichen Tätigkeit zu benützen, welche die Aristokraten für ihren eigenen ausschließlichen Gebrauch geschaffen hatten.»

Die Schlußfolgerung, die sich daraus für die wirtschaftlich und kulturell unterentwickelten, politisch also autoritär-diktatorisch regierten Länder ergibt, zieht Cole ebenso klar:

«Es ist nur vernünftig, zu erwarten, daß eine solche Gesellschaft in dem Maße, als sie aus der Armut herauskommt, ein größeres Sicherheitsgefühl gewinnt und eine gebildetere Bevölkerung erhält, stufenweise ihren mehr autoritären Charakter verliert, duldsamer wird und viele der gleichen Merkmale annimmt, die Gesellschaften mit einer anderen Form der Entwicklung zur Demokratie aufweisen.» «Wir haben das Recht zu der Annahme, daß die Sowjetführer, wenn sie nicht mehr glauben, daß eine Weltverschwörung zum Sturz des Kommunismus und zur Wiederherstellung der kapitalistischen Autokratie, ihres Feindes, besteht, den Wert dieser (der westlichen) Freiheiten anzuerkennen beginnen werden. Aber es ist ganz widersinnig, die Sowjetunion als undemokratisch abzutun, weil sie diese Tugenden heute noch nicht übt. Wie sollte sie es im Licht ihrer Geschichte auch tun? Und *wenn* sie es getan hätte, wäre sie dann am Leben geblieben?» «Furcht spielt als Triebkraft fast in allem eine Rolle, was die Sowjetunion tut oder versucht – Furcht vor einem äußeren Angriff, der die Sowjetmacht zerstören soll.»

Wenn also diese Furcht abnimmt und zugleich Wohlstand und Bildung im eigenen Lande zunehmen, ist es da nicht die natürlichste Sache von der Welt, daß auch die autoritären und diktatorischen Regierungsformen abgebaut werden und mehr Freiheit, mehr Rechtssicherheit, mehr Demokratie möglich, ja notwendig wird?

Frieden und Sozialismus Das Gefühl wachsender innerer Stärke und äußerer Sicherheit bestimmt auch die *weltpolitische* Haltung der Sowjetunion. *Koexistenz* der kommunistischen und nichtkommunistischen Länder und *Duldsamkeit* gegenüber nichtkommunistischen Methoden für die Verwirklichung des Sozialismus – das waren die beiden Leitgedanken der Redner am 20. Parteikongreß für die künftigen internationalen Beziehungen der Sowjetunion. Der Grundsatz der friedlichen Koexistenz kommunistischer und kapitalistischer Staaten war schon von Lenin dutzendemal verkündet worden – obwohl man im Westen immer noch Lenin so zitiert, als habe er eine kriegerisch-revolutionäre Politik der Sowjetunion befürwortet. Gewiß neigte Lenin dazu, einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen der kapitalistischen Welt und der Sowjetunion als wahrscheinlich anzusehen – aber doch nur als Folge eines Angriffs kapitalistisch-gegenrevolutionärer Kräfte, und darin hat er ja durchaus recht behalten. Stalin seinerseits brach entschlossen mit der weltrevolutionären Gewaltromantik eines Trotzkij und konzentrierte all seine Anstrengungen auf die Verwirklichung des Sozialismus in der Sowjetunion selber, woraus sich zwingend die Notwendigkeit ergab, von der Sowjetunion aus alles zu vermeiden, was eine Störung des sozialistischen Aufbauwerkes von außen her bewirken könnte, freilich auch alles zu tun, um eine dennoch versuchte Störung oder Zerschlagung dieses Werkes abzuwehren. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat bei Stalin der weitere Gedanke dazu, daß ein neuer Krieg eher zwischen den kapitalistischen Staaten selber wahrscheinlich sei als ein nochmaliger Angriff auf die Sowjetunion. Aber seine Grundidee war und blieb die friedliche Koexistenz und die Siche-

rung der Sowjetunion gegen einen dennoch möglichen abermaligen Angriff von Westen her*.

Am Moskauer Kongreß ist Stalins Annahme von einem möglichen Krieg zwischen imperialistischen Staaten fallen gelassen worden, während Lenins Lehre in dem Sinn korrigiert wurde, daß erstens vor einer Unterschätzung der Lebenskraft des Kapitalismus gewarnt wurde (der Wohlstand der westlichen Länder wachse im ganzen und die Produktion in der Sowjetunion stehe pro Kopf immer noch unter derjenigen der führenden kapitalistischen Länder) und zweitens die maßgebenden Redner starkes Gewicht auf das Wachstum der Friedenskräfte auch im Westen legten. «Es gibt jetzt», so sagte zum Beispiel Chruschtschew, «machtvolle soziale und politische Kräfte, die über Mittel gebieten, welche groß genug sind, um die Imperialisten an der Entfesselung eines Krieges zu verhindern»; und selbst wenn es zum Krieg käme, so würden die Friedenskräfte noch rechtzeitig seinen Abbruch erzwingen, wobei freilich der Kapitalismus selber zusammenbrechen würde.

Das mag richtig sein oder nicht; wesentlich ist jedenfalls, wie Erhard Hille in der «Stimme der Gemeinde» bemerkt,

«die Tatsache, daß die sowjetische Politik die Möglichkeit einer Entspannung in einer solchen Form unterstreicht. Letztlich bedeutet dies doch nichts anderes, als daß die sowjetische Politik künftig jeder eigenen Nervosität bar sein wird, jener Nervosität, daß vom Westen her etwas unternommen werden könne, was wieder Verhältnisse schaffe wie etwa die des Jahres 1941. Allein schon damit wäre für eine verantwortliche westliche Außenpolitik vieles gewonnen; das gegenseitige Mißtrauen, die Angst, man könne von dem anderen Teile eines Tages überrumpelt werden, wären damit auf ein Mindestmaß reduziert.»

Und immer wieder muß auch daran erinnert werden, daß die Sowjetunion – selbst wenn man ihr Lust zu kriegerisch-weltrevolutionären Abenteuern an sich zutrauen sollte – einen Krieg gar nicht nötig zu haben glaubt, um den Sozialismus oder Kommunismus zum Sieg in der ganzen Welt zu führen. Der Kapitalismus – davon sind die kommunistischen Führer überzeugt – werde früher oder später, trotz seiner gegenwärtigen Lebenskraft, doch zusammenbrechen, und dann werde sich der Sozialismus und Kommunismus in allen Ländern durchsetzen, wenn er nur Zeit habe, seine Leistungsfähigkeit zu beweisen. Paul Wohl unterstreicht das in der Neuyorker «Nation» (3. März) stark:

«Die neuen Führer (der Sowjetunion) sind optimistisch, weil sie wieder einmal eine kapitalistische Krise erwarten und die Massen in Asien und Afrika auf ihre Seite strömen sehen. Sie sind überzeugt, ohne Krieg in den Bollwerken Sibiriens eine so gewaltige Wirtschaftsmacht aufbauen zu können, daß sie in zehn oder fünfzehn Jahren unbesieglich sein werden. Sie fühlen sich politisch stark genug, um den osteuropäischen Ländern soviel Spielraum geben zu können, daß ihr Regime mehr und mehr demjenigen Jugoslawiens unter Tito gleichen werde, außer daß es wirtschaftlich dem Sowjetblock eingegliedert bleiben müsse.»

* Die Einzelheiten entnehme man dem Buch von Andrew Rothstein «Peaceful Coexistence» (Pinguin-Serie). Ich gedenke darauf zurückzukommen.

Das schließt ein weiteres bedeutendes Zugeständnis in sich, wohl das wichtigste, das die Sowjetführer bisher der außerkommunistischen Welt gemacht haben: daß nämlich *der sowjetkommunistische Weg zum Sozialismus nicht der einzige ist.* Schon die Versöhnung Moskaus mit Belgrad, die einem langen, unseligen Konflikt ein Ende machte, beruhte auf der Anerkennung dieser Tatsache; aber am 20. Kommunistischen Parteitag der Sowjetunion wurde nun als allgemeingültige Regel in aller Form verkündet, daß in Ländern, in denen der Kapitalismus verhältnismäßig schwach sei, seine Ersetzung durch den Sozialismus auch durch die Methoden der parlamentarischen Demokratie möglich sei. Wohlgemerkt: das sollte keine Anerkennung eines nurreformistischen Sozialdemokratismus sein, der eine radikale Umgestaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft überhaupt nicht ernsthaft will. Und es ist erst recht kein Friedensschluß mit dem Kapitalismus und Imperialismus selber. Chruschtschew machte das am Parteitag unmißverständlich klar, indem er sagte: «Manche Leute suchen . . . den Satz von der Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens von Ländern mit verschiedenen sozialen und politischen Systemen auf das ideologische Gebiet anzuwenden. Das ist ein verhängnisvoller Fehler.» Die Überwindung des Kapitalismus durch eine sozialistische Ordnung bleibt selbstverständlich das Ziel des Weltkommunismus; aber das heißt nach der Auffassung der heutigen Sowjetführung nicht, daß der Sozialismus überall durch *gewaltsame,* nichtdemokratische (im westlichen Sinn verstanden) Methoden aufgerichtet werden müsse. Es mag nach ihrer Meinung Länder geben, in denen feudaler Despotismus und kapitalistisch-kolonialistische Reaktion den nach Selbstregierung und kulturellem Aufstieg drängenden Volkskräften keinen anderen Weg übrig lasse, als der Gewalt von oben die Gewalt von unten entgegenzusetzen, wobei es freilich nicht klar ist (und ja wohl auch von vornherein gar nicht entschieden werden kann), wo und wann eine solche Lage eintreten kann. Aber daneben bekennt sich die Sowjetführung nun doch zu der Überzeugung, daß in genügend weit fortgeschrittenen Ländern, in denen die sozialistischen und friedenswilligen Kräfte schon eine gewisse Reife erlangt hätten, der Übergang zu einem grundlegenden neuen Regime durchaus auch auf dem Wege der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie erfolgen könne, und daß der so geschaffene Sozialismus andere Formen annehmen möge als in der Sowjetunion und in den andern Staaten mit kommunistischer Regierung.

Die große Chance Diese ganze Lage, wie sie sich nach dem «historischen» Moskauer Kongreß darstellt, eröffnet der westlichen Welt eine gewaltige Chance, überbindet ihr aber auch eine gewaltige Verantwortung. Die Liberalisierung der Sowjetunion hat begonnen; werden die Westmächte sie fördern, indem sie ihr Haupthindernis, die militärische Bedrohung der Sowjetunion von

außen her, endlich aus dem Weg räumen? Die friedliche Konkurrenz von Kommunismus (beziehungsweise Sozialismus) und Kapitalismus ist der ehrlich verfolgte Leitgedanke der sowjetischen Außenpolitik; werden auch die Westmächte auf diese Linie einschwenken und den *militärisch-machtpolitischen Wettkampf* mit der kommunistischen Welt aufgeben, den sie immer noch zu gewinnen hoffen, und zu dessen Weiterführung sie ihren Völkern immer noch die Lüge von den im Grunde kriegerisch-aggressiven Absichten der Sowjetunion suggerieren müssen? J.-M. Hermann hat recht, wenn er in den Pariser «Cahiers Internationaux» (März 1956) schreibt:

> «Das Ziel, das der Kommunistischen Partei der Sowjetunion vom Moskauer Kongreß gesetzt worden ist – «die fortgeschrittensten kapitalistischen Länder einholen und überholen» – ist nicht mehr utopisch. Gewiß, es ist tatsächlich eine Kriegserklärung an den Kapitalismus, an den Imperialismus, an den Kolonialismus, aber das Schlachtfeld dieses Krieges ist das Gehirn der Menschen, der Sieg, den er erstrebt, ist die Zustimmung ihrer Vernunft. Das ist eine sehr ernsthafte Herausforderung, aber sie schließt eine militärische Antwort aus. Man stellt sich ihr nicht durch Vermehrung der Pakte, der Stützpunkte und der Wasserstoffbomben – ganz im Gegenteil ... Es geht nicht darum, wer am besten fähig ist, Millionen von Menschen abzuschlachten, sondern darum, wer am besten fähig ist, ihnen ein glückliches Leben zu sichern. Und die Antwort wird im Lauf unserer Generation gegeben werden.»

Besonders schwer ist die Verantwortung der internationalen *Sozialdemokratie* in dieser Lage. Werden ihre Führer und Wortführer soviel Wahrheitssinn und innere Größe aufbringen, daß sie ihren sturen, ruinösen Antikommunismus fahren lassen und die Kommunisten nicht mehr als Aussätzige behandeln, sondern als mögliche, ja nötige Verhandlungspartner und Bundesgenossen im Kampf für eine sozialistische Welt? Es ist ganz richtig: die Kommunisten müssen jetzt durch die Tat *beweisen*, daß die in der Sowjetunion angehobene Umstellung ganz aufrichtig gemeint ist und folgerichtig weitergeführt wird. Insbesondere die kommunistischen Parteien des Westens müssen beweisen, daß sie nicht nur wieder eine in Moskau ausgegebene Parole mehr oder weniger willig aufnehmen, jederzeit bereit, eine neue, anderslautende Parole mit der gleichen Untertänigkeit und Kritiklosigkeit sich zu eigen zu machen. In verschiedenen Ländern scheint das auch wirklich der Fall zu sein, so in Italien, wo allerdings die Möglichkeiten einer gewaltlosen Umwälzung, dank der Aktionsgemeinschaft von Kommunisten und Linkssozialisten und der Stärke der beiden Parteien, besonders groß sind, aber nicht zuletzt auch in der Schweiz, wo in der Parteidiskussion von ziemlich maßgebender Seite Aussprüche gefallen sind wie der, es gelte jetzt, «die Mehrheit des Schweizervolkes für den Sozialismus zu gewinnen», und das sei «nur auf dem Boden der Demokratie möglich», mit Ausübung aller gesetzlich verbrieften Volksrechte bis zum Streik. Wie weit sich die neue Tendenz auch in Frankreich durchsetzt, bleibt abzuwarten; für die Bildung einer Linksmehrheit ist ihr Durchbruch freilich eine unabweisbare Notwendigkeit.

Aber die Sozialdemokratie hat es in der Hand, diesen Prozeß entscheidend zu befördern. Das kaltschnauzig-arrogante Mißtrauen, das sie bisher gegenüber den Kommunisten zur Schau trug (bei gleichzeitiger oft enger Zusammenarbeit mit kapitalistischen und klerikalen Parteien!), tut es jetzt wirklich nicht mehr; ein gewisses Risiko *muß* – wie immer bei solchen Entschlüssen – eingegangen werden, zumal es verständigen Menschen klar sein sollte, daß eine dauernde Änderung des politischen Klimas in der Sowjetunion Zeit braucht und eine ganze neue Generation von Marxisten heranwachsen muß, um die jetzt verkündete Wendung auch wirklich und konsequent durchzusetzen. Und vor allem ist ein viel größeres Vertrauen in die eigene Sache erforderlich, gegründet auf eine Neubesinnung auf die revolutionäre – jawohl, revolutionäre – Aufgabe einer Bewegung, die dem Sozialismus ernstlich und entschlossen zu dienen behauptet, und verbunden mit einer wirklichkeitsgemäßen Würdigung der Rolle des Sozialdemokratismus auf der einen, des Kommunismus auf der andern Seite. Die Kommunisten haben ihren Unfehlbarkeits- und Monopolanspruch fallen gelassen, indem sie anerkennen, daß die kommunistischen Methoden nur eine begrenzte Anwendung erlauben, und daß namentlich in den fortgeschrittenen Ländern das Normale der (mehr oder weniger) demokratisch-parlamentarische Weg zum Sozialismus ist. Nun ist es aber an den Sozialdemokraten, ihrerseits anzuerkennen, daß in den wirtschaftlich und geistig unterentwickelten Ländern, die zugleich die Länder ohne Demokratie sind und waren, gar keine andere Möglichkeit für die Freiheitsbewegung blieb, als die alten Ordnungen mit Gewalt zu beseitigen – außer dem gewaltlosen Widerstand im Geiste Tolstojs und Gandhis, den *wir* befürworten, für den aber die Volksmassen in den allermeisten Ländern weder reif waren, noch sind. Die Sozialdemokraten haben gar kein moralisches Recht, die Kommunisten wegen ihrer gewalttätigen Kampfmittel und Regierungsmethoden anzuklagen, sind sie doch selber in stärkstem Maße mitschuldig am Aufkommen und an der Befestigung und Ausbreitung des Kommunismus. Mit ihrem schwächlichen Reformismus, der den furchtbaren Mächten des rückschrittlichen Kapitalismus und militärischen Imperialismus nicht gewachsen, ja sie überhaupt nicht mehr im Ernst zu überwinden entschlossen war, haben sie den Kommunismus recht eigentlich großziehen helfen, und als er dann wirklich groß und stark wurde, haben sie sich, Arm in Arm mit den bürgerlich-kapitalistischen Klassen, auf eine vor allem gewaltsam-militärische Abwehr der angeblichen kommunistischen Eroberungspläne eingelassen, statt die *Ursachen* des Kommunismus aus der Welt zu schaffen – die Herrschaft des Kapitalismus und Kolonialismus und des mit ihnen verbündeten primitiv-reaktionären Feudalismus und Faschismus – und die große soziale und nationale Freiheitsbewegung der unterentwickelten Völker, auch derjenigen in Ost- und Südeuropa, rückhaltlos zu unter-

stützen*. Das einzusehen, sollte *Sozialisten* wirklich nicht schwer fallen, wenn es auch Mut und Bescheidenheit zugleich verlangt, es zuzugeben und die Folgerungen daraus zu ziehen. Aber diesen Mut und diese Bescheidenheit müssen die Sozialdemokraten eben wirklich aufbringen, wenn sie nicht eine vielleicht einmalige geschichtliche Gelegenheit, wieder zu einer lebendigen, fruchtbar neuschaffenden Kraft in der Welt zu werden, schuldhaft versäumen wollen.

Und doch scheint es, als verharre die westliche Sozialdemokratie klein und häßlich in ihrem verblendeten Antikommunismus, der den konservativ-kapitalistischen Mächten immer wieder so viel Anlaß zu Befriedigung und gönnerhaftem Lob gibt. Gerade jetzt, während ich schreibe, kommt der Bericht über eine Sitzung des leitenden Organs der Sozialistischen Internationale, das jede Annäherung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten unter den gegenwärtigen Umständen rundweg ablehnt. Die entsprechende Resolution enthält nur wieder jene Halbwahrheiten, die schlimmer sind als ganze Unwahrheiten, aber bei gedankenlosen und den Tatsachen verschlossenen Menschen eben immer wieder Zustimmung finden. Sozialismus und Kommunismus, so heißt es darin gleich im Anfang lapidar, hätten nichts miteinander gemein. Wirklich? Vor bald einem Jahr schrieb demgegenüber in der Neuyorker «Nation» (23. April 1955) der bereits vorhin angeführte große Theoretiker (ein sehr praktischer Theoretiker!) der Labourpartei, G. D. H. Cole:

«Ich habe sehr viel Gemeinsames mit ihnen (den Kommunisten). Wie sie wünsche ich, allen Untertanenvölkern der Welt bei ihrer Befreiung vom ausländischen Imperialismus zu helfen; ich bewundere ihre Planwirtschaft und ihre großen Erfolge im wirtschaftlichen Aufbau; und ich sehe, daß sie sich – wenn vielleicht auch auf Umwegen – einer klassenlosen Gesellschaft und der Ausdehnung der Freiheit im Alltagsleben der kleinen Leute nähern ... Ich bin gewiß kein Kommunist, aber ich bin ebensowenig ein Sozialdemokrat, wenn das Verzicht auf die soziale Revolution bedeutet sowie Beschränkung des Sozialismus auf eine Reihe von unabhängigen, nationalen Wählerbewegungen, deren Ziel es ist, die parlamentarische Mehrheit mit Hilfe von nichtsozialistischen Stimmen zu erlangen ..., ohne das reibungslose Funktionieren des kapitalistischen Systems zu stören.»

Daß ein *solcher* «Sozialismus» mit dem Kommunismus nichts gemein hat, leuchtet allerdings ein; aber ist das überhaupt noch Sozialismus?

Der Kommunismus trete die Menschenrechte mit Füßen, während sie der «demokratische» Sozialismus hochhalte, versichert die Resolution weiter. Das kann man nur behaupten, wenn man alles ignoriert, was in den kommunistisch regierten Ländern, vor allem in der Sowjetunion und in China, für die Menschwerdung von Völkern geleistet worden ist, die bisher ein untermenschliches Dasein geführt haben.

* Ich habe diese Zusammenhänge hier und an anderen Orten (zum Beispiel in meiner Schrift «Die große Lüge», Verlag des «Zeitdienstes», Zürich 38) wiederholt so einläßlich dargestellt, daß ich jetzt gewiß nicht näher darauf eintreten muß.

(Für China sei wiederum auf das verwiesen, was ich im letzten Jahr, auf Grund eigenen Erlebens, hier geschrieben habe; vgl. «Neue Wege», Juni-/Juliheft 1955.) Daß es der *Kapitalismus* ist, der in seiner langen Geschichte die Menschenrechte grauenhaft vergewaltigt hat und es noch heute tut, nicht nur in Asien, Afrika und Amerika, sondern auch in Europa, daß er zum Ausbruch zweier Weltkriege entscheidend beigetragen hat und daß die Sozialdemokraten dennoch mit den ihn tragenden Parteien zusammenarbeiten, wird schamhaft verschwiegen.

Sozialismus gebe es nur auf Grund der Freiheit, lesen wir in der jüngsten Erklärung der Sozialistischen Internationale weiter, und an einer früheren Tagung ihres Generalrates (2. bis 4. März 1956) hieß es, die Wiederherstellung der Freiheit in den Ländern der kommunistischen Diktatur sei die Vorbedingung «für die Möglichkeit auch nur einer Besprechung» mit den Vollzugsorganen des Kremls. Wiederum diese gewollte Zweideutigkeit, die mit dem Wort «Freiheit» getrieben wird! Als ob nicht für die unterentwickelten Völker wie für die armen, ausgebeuteten Klassen in den «fortgeschrittenen» Ländern die Freiheit von Not, Krankheit und Unwissenheit das erste wäre, die Voraussetzung für alle politische Freiheit und Demokratie! Wer da behauptet, in Rußland, China und so fort hätte zuerst politische Freiheit erkämpft werden müssen, ehe man an die wirtschaftliche und soziale Revolution hätte herangehen können, und es müsse dort auf jeden Fall *heute* die politische Demokratie im westlichen Sinn eingeführt werden, der verkennt entweder vollständig die Bedingungen, die das alte Regime in diesen Ländern geschaffen hatte, oder er *will* einfach keine gründliche soziale Umgestaltung der rückständigen Staaten, will vielmehr im Namen der Demokratie denjenigen Kräften zur Herrschaft verhelfen, die die Revolution liquidieren und das «freie Unternehmertum», die «soziale Marktwirtschaft» oder wie man den Kapitalismus sonst verhüllend umschreibt, wiederaufrichten möchten.

Indem sich die Sozialdemokraten solcher Losungen wie der erwähnten bedienen, schlagen sie sich tatsächlich – trotz allen gegenteiligen Beteuerungen – auf die Seite der konservativen, gegenrevolutionären Mächte und verhindern den Durchbruch einer sozialistischen Welt. Mag das in England, in den skandinavischen Ländern, vielleicht auch in der Schweiz den Sozialdemokraten nicht so stark zum Bewußtsein kommen, mögen sie hier ohne größeren Schaden für ihre Parteiinteressen ihren Antikommunismus voll ausleben können – in Frankreich, Belgien, Westdeutschland und Italien machen sie dadurch gewiß die notwendige sozialistische Neugestaltung unmöglich, verhindern die Organisierung eines vom Kapitalismus befreiten Westeuropa und stärken diejenigen Kräfte, die die Welt in den letzten Jahren wiederholt an den Rand einer neuen Kriegskatastrophe geführt haben und – ob nun gewollt oder ungewollt – mit ihrer verantwortungslosen Rüstungspolitik sie schließlich doch noch wirklich herbeiführen können.

Erschütterter Westblock Als bloßes Feigenblatt für die Nacktheit ihres trostlosen Antikommunismus wirkt die Bemerkung der Leiter der Sozialistischen Internationale, sie seien zur Unterstützung der Bestrebungen bereit, «zwischen den Regierungen» eine Verständigung über Streitfragen wie Abrüstung und Einigung Deutschlands herbeizuführen. Man kann doch nicht dem Kommunismus wieder einmal den Krieg erklären und mit den kommunistischen *Staaten* einen wirklichen Frieden suchen! Die Westmächte, oder doch ihr Kraftzentrum, die Vereinigten Staaten, brauchen sich nicht zu scheuen, auch hier konsequent zu sein; sie führen den Kalten Krieg gegen die kommunistischen Staaten und sind nötigenfalls zum Heißen Krieg bereit gerade deshalb, weil sie dem Kommunismus als solchem den grundsätzlichen Kampf angesagt haben. Es überrascht darum nicht, daß Präsident Eisenhower nur an eine «taktische Schwenkung der Sowjetpolitik» glaubt; es sei kein grundlegender Wandel in der Zielsetzung des Kremls und kein Verzicht auf die Weltrevolution festzustellen, weshalb auch von einer Änderung der Politik der Vereinigten Staaten und einer Verminderung der Kriegsbereitschaft des westlichen Lagers keine Rede sein könne. Ähnlich hat sich Staatssekretär Dulles ausgedrückt, der schon in einer Rede vor amerikanischen Industriellen (am 8. Dezember 1955) davor gewarnt hatte, den friedlichen Worten der Moskauer Machthaber irgendwie zu trauen:

> «Eine der Lehren Lenins, die von Stalin immer wieder betont wurde, war die Notwendigkeit einer Zickzackpolitik. Wiederholt unterstrich Stalin den Gedanken, daß es ebenso wichtig sei zu wissen, wann man sich zurückziehen müsse, wie wann man anzugreifen habe; wenn man auf dem einen Geleise blockiert sei, müsse man sich auf ein anderes umstellen ... Als vorsichtige Leute müssen wir darum bei unserem Handeln von der Annahme ausgehen, daß die gegenwärtige Sowjetpolitik keine Änderung im Ziel, sondern nur in der Taktik bedeute.»

Von dieser Auffassung wird auch die Haltung der Westmächte bei den *Abrüstungsverhandlungen* bestimmt, und zwar auf eine Art und Weise, daß ihre Politik selber die erstaunlichsten Zickzackwege einschlägt. Wir stehen jetzt, so stellt der «New Statesman» rückblickend fest, im dritten Abschnitt dieser Verhandlungen. Der erste Abschnitt (1945 bis 1949) war von der absoluten Überlegenheit der Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Atomwaffen beherrscht, denen die Russen nur ihre Überlegenheit in den konventionellen Rüstungen gegenüberzustellen hatten. Abrüstungsgespräche konnten darum keinen Erfolg haben. Im zweiten Abschnitt holten die Sowjets den amerikanischen Vorsprung in den Atomwaffen bis zu einem gewissen Grad ein, während die Vereinigten Staaten und die Westmächte überhaupt ihre Stellung auf dem Gebiete der hergebrachten Rüstungen verbesserten. Der Westen wollte seine immer noch bestehende Überlegenheit an Atomwaffen behalten; die Sowjetunion anderseits wollte ihre Überlegenheit an klassischen Waffen nicht preisgeben, ohne daß die amerikanischen

Atombomben vernichtet würden. Aus der so geschaffenen Sackgasse schien ein Weg dann im dritten Abschnitt der Verhandlungen herauszuführen, als die Sowjetunion in der Herstellung von Atomwaffen, besonders von Wasserstoffbomben, ungefähr Gleichheit mit den Vereinigten Staaten erlangt hatte und keine der beiden Parteien mehr auf einen Sieg in einem künftigen Krieg hoffen durfte. Die hergebrachten Rüstungen verloren für die Russen sehr an Bedeutung, so daß sie im Mai 1955 einen Abrüstungs- und Kontrollplan vorlegten, der grundsätzlich alle früheren westlichen Vorschläge annahm.

Aber nun begann jenes schmähliche Spiel der Westmächte, das seither und namentlich auch bei den gegenwärtig laufenden UNO-Kommissionsverhandlungen in London jede Einigung unmöglich machte. Die Russen nahmen tatsächlich alle Bedingungen der Westmächte an – aber diese lenkten die Diskussion auf so viele Seitenwege und erfanden so viele Vorwände für Bedenken und Kritiken, daß auch der neue Abschnitt der Verhandlungen, der unter anscheinend so günstigen Zeichen begonnen wurde, mit einem völligen Mißerfolg zu enden droht. Die Westmächte, so schreibt der «New Statesman» (7. April), halten sich an zwei Grundregeln:

«Alles, was Rußland vorschlägt, ist schlecht; alles, was der Westen vorschlägt, ist gut – bis es Rußland auch vorschlägt. Die westlichen Delegierten hatten ihre müden ‚Kaltkriegsaugen' kaum von dem russischen Text abgewandt, als sie auch schon mit ihren Einwänden kamen. Der Stand der von den Russen vorgeschlagenen konventionellen Streitkräfte sei zu niedrig ‚angesichts der gegenwärtigen Spannungen in der Welt'. (Das ist ja gerade der entscheidende Umstand bei der ganzen Abrüstungsfrage!) Sie lösten das Problem der Kernwaffen nicht. (Sollten es auch gar nicht!) Rußland wolle die Abrüstung nicht aus uneigennützigen, sondern nur aus wirtschaftlichen Gründen. (Tun wir alle es nicht auch – und spielt das überhaupt eine Rolle?)

Diese jämmerlichen Argumente des Westens stehen noch unter dem Niveau der Hinterhältigkeiten, an die wir im Kalten Kriege gewöhnt sind. Sie sind auch bedeutungslos. Tatsache ist, daß die Russen ihre Rüstungen herabzusetzen bereit sind, ob nun ein Abkommen getroffen werden kann oder nicht. Die Fabriken im Ural und an der Wolga stellen sich vielleicht schon jetzt von Tanks und Kanonen auf Traktoren und Maschinen um – die für das neutrale Drittel der Welt bestimmt sind. Die russischen Vorschläge mögen im Lancaster House (dem Ort der Verhandlungen. H. K.) auf taube Ohren stoßen; sie enthalten aber die Verheißung vermehrter Wirtschaftshilfe für Djakarta, Delhi und Rangun.»

Zum Glück nimmt die Kritik an dieser Abrüstungsdiplomatie der Westmächte wie an ihrer fortgesetzten Rüstungssteigerung (General Gruenther, der alliierte Oberbefehlshaber in Europa, macht unermüdlich Propaganda für einen erhöhten Schutz gegen eine «Überrennung Europas» durch die Russen und für einen wirksameren «Schild gegen eine Aggression» aus dem Osten) – die Kritik an dieser irrsinnigen «Verteidigungspolitik» nimmt im westlichen Lager selbst an Bestimmtheit immer mehr zu. Nicht nur Pazifisten und «unverantwortliche» Linkssozialisten verstärken ihre Warnungen und reden namentlich der

britischen Regierung zu, «sich von der Furcht vor einer Verbesserung der internationalen Beziehungen frei zu machen, wie sie Dulles und die antisozialen Interessen bekunden, die er vertritt. Eine neue britische Außenpolitik sollte die Wendung herbeiführen helfen, die die gegenwärtigen Führer Rußlands erstreben, statt eine Politik fortzusetzen, die nur geeignet ist, eine neue militaristische Diktatur in Rußland in den Sattel zu heben» («Peace News», 24. Februar). Nein, die Kritik an der amerikanisch-britischen Außenpolitik kommt jetzt auch – wenngleich noch vorsichtig – aus dem Mund verantwortlicher westlicher Staatsmänner. Besonders die jüngsten Äußerungen des französischen Außenministers Pineau und dann noch mehr des französischen Ministerpräsidenten Guy Mollet selbst haben internationales Aufsehen erregt und in Washington, London – und Bonn arg verschnupft, nicht zu reden von den Heimkriegern à la «Neue Zürcher Zeitung». Hatte Pineau den «gewaltigen Fehler» bekannt, den die Westmächte mit ihrer «Politik der Stärke» begangen hätten und klar die zwei einzigen Möglichkeiten aufgezeigt: «Entweder totaler Krieg oder Koexistenz», so gestand Mollet (etwas spät allerdings), er habe «niemals an das Bestehen einer militärischen Angriffsdrohung seitens der Sowjetunion geglaubt» und forderte den unbedingten Vorrang für die Abrüstung. Nur in diesem Zusammenhang könne die deutsche Frage gelöst werden (eine offenkundige Preisgabe der ganzen amerikanisch-britisch-adenauerschen Deutschlandpolitik); die NATO solle aus einer Militärorganisation in ein Werkzeug wirtschaftlicher Zusammenarbeit umgewandelt werden und die Gewährung von Hilfe an die unterentwickelten Länder selbst an die Hand nehmen, statt sie einzelnen Staaten zu überlassen – auch das ein fast revolutionärer Gedanke. Und schließlich, so meinte Mollet, komme es nicht so sehr darauf an, ob die Vorgänge in der Sowjetunion bisher so bedeutungsvoll seien, wie sie aussähen; es gelte vielmehr, durch eine konstruktive Wandlung der *westlichen* Politik dafür zu sorgen, daß die Umstellung in Rußland Wirklichkeit und Dauer gewinne.

Es ist natürlich kein Zufall, daß solche Stimmen gerade aus Paris kommen. Nicht nur sind Mollet und Pineau schließlich Sozialisten; sie sind vor allem die offiziellen Sprecher eines Frankreichs, das durch seine ganze innere wie äußere Lage geradezu dazu gedrängt wird, sich aus der Verstrickung in die amerikanische (und von dem England des schwächlichen Eden unterstützte) Politik des gewalttätigen Auftrumpfens gegenüber den Oststaaten zu befreien und namentlich die so akute Gefahr eines neuen Versuches zur Lösung der deutschen Frage «mit Blut und Eisen» endgültig bannen zu helfen. Da aber ohne Frankreich die bisherige Politik der Westmächte nicht lange fortgesetzt werden kann und das französische Volk für ihre Weiterführung bis zum logischen Ende – zu der Bereitschaft für den Krieg gegen die kommunistische Welt – auf keinen Fall zu haben sein wird, so ist es wohl nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß die sich anbahnende Schwen-

kung der französischen Außenpolitik den Westblock in seinem innersten Kern erschüttert hat und ihn direkt zu sprengen geeignet ist, wenn sie sich noch deutlicher ausprägt und zur unwiderruflichen Tatsache wird.

Zersetzung . . . Es ist wirklich so, wie unlängst eine angelsächsische Zeitschrift melancholisch bemerkte: «Das Jahrzehnt der atlantischen Einheit, der Militärpakte und der Wiederaufrüstung ist vorbei. Das Schlagwort von der ‚Verteidigung des Westens', mit dem man so lange alle Einwände unweigerlich niedergeschlagen hat, verliert seinen Münzwert . . . Die Große Mauer, die wir seit 1948 gegen die östlichen Horden zu erbauen suchten, wird halbfertig aufgegeben.» *Ein* Symptom dafür ist der Beschluß des *isländischen* Parlaments, das «Verteidigungsabkommen» mit den Vereinigten Staaten zu künden und die Zurückziehung der amerikanischen Truppen von dem NATO-Stützpunkt Keflavik zu verlangen*. Aber darüber hinaus herrscht nicht nur, wie sogar die «Neue Zürcher Zeitung» (8. April) feststellt, eine «heillose Verwirrung im Lager der Allianz des Westens», sondern die ganze westliche Welt des kapitalistischen Imperialismus und Kolonialismus ist in voller Zersetzung begriffen.

Am deutlichsten empfindet man das in *Frankreich*, das sein *nordafrikanisches* Kolonialreich endgültig und mit erstaunlicher Schnelligkeit verliert. In der Berichtszeit hat es *Marokko* wie *Tunesien* wenigstens völkerrechtlich die «volle Unabhängigkeit und Souveränität» gewähren müssen (Spanien mußte in bezug auf seine eigene marokkanische Zone nachfolgen), und wenn damit auch der französische Kolonialismus in diesen beiden Ländern natürlich noch lange nicht tatsächlich ausgelöscht ist, so hat doch der arabische Nationalismus in Nordafrika einen Sieg errungen, der noch vor einem Jahr als unglaublich erschienen wäre, und der seine Wirkungen mit gesetzmäßiger Sicherheit immer stärker geltend machen wird. Noch liegt Frankreich im Krieg mit *Algerien*, das zwar formell ein Bestandteil des «Mutterlandes» ist, aber gleichfalls der staatlichen Selbständigkeit mit allen Kräften zustrebt. Daß die französische Regierung diese unaufhaltsame geschichtliche Bewegung nicht auch hier anerkennt, vielmehr unter dem Druck der algerischen Colons (Siedler) und der übrigen Nutznießer des Kolonialismus die bedingungslose Kapitulation der Rebellen als Voraussetzung für jegliche Verhandlung fordert, und nun neue, starke Truppenkräfte nach Algerien wirft, um doch noch einen militärischen Prestigesieg zu erzwingen, das ist eine Tragödie, die in Frankreich selbst zu schweren inneren Erschütterungen führen kann und nur die gesamtarabische Unabhängig-

* Nach der Niederlage der Regierungspartei von Ceylon bei den jüngsten Wahlen dürfte die neue Regierung die (britischen) NATO-Streitkräfte auch aus diesem Land hinauskomplimentieren.

keitsbewegung zu stärken und zu reizen geeignet ist* Der Verlust Nordafrikas ist jedenfalls nicht allein für das alte Frankreich, sondern für den ganzen imperialistischen Westen ein Schlag, der zu seinem endgültigen Zusammenbruch wesentlich beitragen wird.

Ähnliches gilt für den Schlag, den *Großbritannien* in Vorderasien mit der jähen Absetzung General Glubb Paschas, des englischen Oberkommandierenden der Arabischen Legion in *Jordanien*, durch König Hussein erlitten hat. Damit ist – unter dem Druck Ägyptens und Saudiarabiens – nicht nur die stärkste Stütze der britischen Machtpolitik in Jordanien selbst gefallen, sondern die Stellung Großbritanniens auch in *Irak* und *Persien* erschüttert und der Bagdadpakt noch mehr als bisher zu einem wesenlosen Gebilde herabgedrückt worden. Bereits hat Persien seinen Anspruch auf die ölreiche Insel Bahrein (im Persischen Meerbusen) in aller Form angemeldet – ein neues Zeichen, wie brüchig das ganze Gefüge des britischen (und amerikanischen!) Imperialismus im Mittleren Osten geworden ist. Wie in Nordafrika die inneren Gegensätze – zum Beispiel zwischen Arabern und Berbern – hinter der Solidarität gegenüber dem gemeinsamen Feind zurücktreten, so verlieren auch in Vorderasien die Rivalitäten zwischen den verschiedenen Dynastien, Interessenklüngeln und Feudalkasten allmählich ihre Kraft zugunsten des allarabischen Nationalismus und Freiheitsstrebens. Die Politik des «Teile und Herrsche» hat *hier* ausgespielt. Ob der arabische Nationalismus roh genug ist, um einen neuen Vernichtungskrieg gegen *Israel* zu entfesseln, bezweifle ich nach wie vor aufs stärkste, trotz der unheimlichen Atmosphäre, die jetzt wieder um Israel herum herrscht. Ich vertraue vielmehr auf die tiefen Lebenskräfte, die in Israel wirken, und auf den Durchbruch einer sozialrevolutionären Freiheitsbewegung auch in den arabischen Völkern.

«Wenn wenigstens das benachbarte *Cypern* wie ein Fels feststehen würde!» seufzte ein westlicher Beobachter im Blick auf die neuen Niederlagen Großbritanniens auf dem asiatischen Festland. Aber es gehört wenig Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß Großbritannien auch diesen großen Militärstützpunkt über kurz oder lang wird räumen müssen. Mit Kriegsrecht, Zensur, Entfernung des geistlichen Führers der Unabhängigkeitsbewegung – des Erzbischofs Makarios – und dergleichen Gewaltmaßnahmen ist auf die Dauer nichts mehr zu retten; Großbritannien macht sich nur das griechische Volk immer mehr zum Feind und zerstört vollends den *Balkanpakt*, hinter dem bei der wirtschaftlichen und finanziellen Schwäche der Türkei und der Wiederannäherung Jugoslawiens an den Sowjetblock ohnehin keine Macht mehr steht.

* Mit Guy Mollet ist es eben so eine Sache. J.-M. Domenach vergleicht ihn im «Esprit» (Märzheft) mit Léon Blum, mit dem er manche Vorzüge gemein habe, dessen große Schwächen er aber in vergröbertem Maß teile, besonders seine Handlungsunfähigkeit und seinen naiven Glauben an Reden und Diskutieren, während der Gegner bereits zum Schlag aushole.

Daß im *Fernen Osten* die Sache der Westmächte schlecht steht, ist auch in den letzten Monaten deutlich geworden. Ihre einzigen halbwegs verläßlichen Stützen sind – außer dem trägen, passiv dahindämmernden Siam – Syngman Rhee in Südkorea und Tschiang Kai-schek auf Formosa – beides Despoten reinsten Wassers, deren alleinige Hoffnung ein Krieg gegen das neue China ist, den aber weder die Vereinigten Staaten noch das viel zu sehr mit sich selbst beschäftigte und von einer revolutionären Gärung erfaßte Japan wagen dürfen. In Südvietnam aber kann sich Ngo Diem, diese amerikanische Puppe, nur halten, solange es gelingt, die gesamtvietnamesischen Wahlen zu sabotieren, die zur Vereinigung des Südens mit dem kommunistischen Norden führen müßten. In Laos und Kambodscha nimmt inzwischen die Bewegung für eine innere Umgestaltung nach dem Vorbild von Nordvietnam und China immer kräftigere Gestalt an, bei gleichzeitig fortschreitender äußerer Anlehnung an die beiden kommunistischen Staaten.

Und die große Stütze der amerikanischen Machtpolitik in Westeuropa, die *Deutsche Bundesrepublik*? Auch sie wankt und splittert. Adenauers Regierungskoalition ist durch den Austritt der sogenannten Freien Demokraten (der Partei des groß- und kleinkapitalistischen Bürgertums) arg geschwächt worden und hat die Zweidrittelsmehrheit verloren, die zu einer Änderung der Verfassung, also auch für die Wiederaufrüstung mit Militärzwang, notwendig ist. Und da der schlaue Versuch der Regierungsgruppe, durch eine Wahlrechtsreform die Oppositionsparteien künstlich zurückzubinden, gescheitert ist und nur die Absplitterung der Freien Demokraten begünstigt hat, so ist jetzt die Sozialdemokratie in eine Schlüsselstellung eingerückt, deren charaktervolle Ausnützung das ganze Gesicht der Bundesrepublik umgestalten könnte. Ob das der Fall sein wird, ob die Sozialdemokraten – wie ihre Führer immer behaupten – insbesondere die verfassungsändernden Aufrüstungsgesetze zu Fall zu bringen entschlossen sind, das wird sich bald zeigen. «Umfallen» ist ja seit 1914 durchaus Gewohnheit bei den deutschen Sozialdemokraten geworden. Jahrzehntelang hatten sie gegen Nationalismus und Militarismus gewettert, um dann am 4. August unseligen Angedenkens doch die Kriegskredite zu bewilligen. Und 1928 erklärten sie sich «entschieden» gegen alle Marinerüstungen, bestritten mit dieser «Entschiedenheit» sogar ihre Wahlpropaganda – und bewilligten dann doch den berühmten Panzerkreuzer, gleich als wäre nichts geschehen. Kann man sich auf die *heutigen* Sozialdemokraten mehr verlassen? Bei der Widersprüchlichkeit ihrer Außenpolitik, die trotz allem durchaus westmächtlich ausgerichtet ist, ist die Hoffnung nicht groß, daß sie von sich aus den Weg zu einem abgerüsteten, sozialistischen Westeuropa finden werden, in dessen Rahmen allein die deutsche Frage ihre Lösung erfahren kann. Aber vielleicht helfen da die Ereignisse selber etwas nach . . .

. . . und Aufbau Jede nüchterne Bilanzaufstellung muß heute zu dem Schluß kommen, daß die westmächtlich-amerikanische Machtpolitik bankerott ist. Es kracht allerorten im Gebälk der Westallianz, die einer ernsten Belastungsprobe nicht standzuhalten vermöchte, und die Stimmen der Einsichtigen mehren sich, die zu einem fundamentalen Umbau raten, bevor es zu spät sei. Warum dringen diese Stimmen aber an den entscheidenden Stellen immer noch nicht durch? Etwas vereinfachend, aber dennoch das Wesentliche aussprechend, muß man antworten: Weil es dem scheinbaren Nutzen der herrschenden Klassen in den Ländern des kapitalistischen Westens und den hinter ihnen stehenden geistigen und geistlichen Mächten (namentlich auch der Römischen Kirche) entspricht, den Kalten Krieg weiterzuführen und die Militärrüstungen aufrechtzuerhalten, ja womöglich zu steigern, sei es daß sie überzeugt sind, der Kommunismus und Sozialismus könne nur mit militärischer Gewalt zerschlagen und so die Welt für das «freie Unternehmertum» gerettet werden, sei es daß sie zwar einen neuen Krieg als Selbstmord erkennen, aber doch das kommunistische Schreckgespenst als Mittel zu dem edlen Zweck gebrauchen, das alte soziale Regime, von dem sie leben, zu erhalten und die Blüte einer Wirtschaft zu sichern, die ohne massive Kriegsrüstungen schon längst an ihrem Unrecht und ihrer Unvernunft zugrunde gegangen wäre. Paul Sweezy hat recht, wenn er in der «Monthly Review» (März 1956) schreibt:

«Die Baumeister der amerikanischen Politik und die Macher der öffentlichen Meinung in Amerika . . . haben gleichzeitig zwei nicht leicht zu vereinbarende Aufgaben zu erfüllen. Sie müssen den Kalten Krieg rechtfertigen, der erfordert, daß die Gefahren und Bedrohungen, denen wir ausgesetzt sind, als erschreckend wirklich ausgemalt werden. Anderseits dürfen sie die Wahrheit nicht zugeben, daß die Vereinigten Staaten den Kalten Krieg schnell und entscheidend *verlieren*, denn das würde ihre ganze Politik in Frage stellen.

. . . Aber wie immer in solchen Fällen kann das Spiel nicht ewig so weitergehen. Die Wahrheit wird – wie eine Mordtat – schließlich herauskommen. Und *wenn* sie herauskommt, ist sie eine Macht, die die Welt erschüttern kann.»

In ganz ähnlichem Sinn sagt Konni Zilliacus, der englische Labour-abgeordnete, am gleichen Ort:

«Die Verteidiger der bestehenden Gesellschaftsordnung glauben, sie sei ganz richtig, es brauche keine grundlegende Änderung und gebe keine Alternative zum Kapitalismus als ‚roten Ruin und den Zusammenbruch der Rechtsordnung' . . . Darum der große konservative Kettenschluß: ‚Soziale und koloniale Gärung ist Kommunismus. Kommunismus ist sowjetische Angriffspolitik. Also verlangt die Selbstverteidigung (oder die Verteidigung gegen die sowjetische Angriffspolitik oder gegen die kommunistische Verschwörung, oder die Verteidigung der freien Welt, der Demokratie, der Religion oder was man sonst will) die Unterdrückung der sozialen und kolonialen Gärung und den Eingriff in die inneren Angelegenheiten anderer Länder, nötigenfalls mit Waffengewalt und auf die Gefahr der Entfesselung eines Weltkrieges, um die Verteidiger der alten Gesellschaftsordnung an der Macht zu halten oder sie wieder zur Macht zu bringen.'

Die Geistesverfassung, die diesen Kettenschluß hervorbringt – die intellektuell

und moralisch verrückte Grundlage der britisch-amerikanischen Politik –, entspricht den Notwendigkeiten des Spätkapitalismus. Wettrüsten und Kalter Krieg werden zuletzt zum Selbstmord der Menschheit führen. Aber inzwischen sind sie nötig, damit die Gesellschaft des sogenannten freien Unternehmertums weiterleben kann. Denn das Wettrüsten ist ihre wirtschaftliche Stütze. Und der Kalte Krieg erzeugt die politische Atmosphäre, in der sich ihre Verteidiger allein an der Macht halten können.»

Es ist, so schließt Zilliacus, eine Frage von Leben und Tod, ob sich die Völker noch länger so zum Narren halten lassen wollen oder ob genug Menschen aufwachen werden, bevor es zu spät ist. Ich glaube dasselbe, ich habe es oft genug ausgesprochen, und ich werde nicht aufhören, es zu sagen, solange mir Leben und Kraft gegeben sind. Im Angesicht des zunehmenden Zerfalles der alten Ordnung und der auf sie begründeten Politik sind wir zu einem *Neuaufbau* gerufen, dem wir uns weder durch Herzensträgheit noch durch Selbstverblendung entziehen dürfen. Sogar die Stützen der bestehenden Ordnung merken ja allmählich, daß etwas daran faul ist. In der «Neuen Zürcher Zeitung» schrieb zum Beispiel vor etlichen Wochen Salvador de Madariaga, dieser so heftig antikommunistische «Freiheitskämpfer»:

«Es ist eine schmerzliche Pflicht, feststellen zu müssen, daß die beiden angelsächsischen Regierungen, in deren Händen das Schicksal der Welt heutzutage liegt, schlechthin unfähig zu sein scheinen, sich über das Niveau zu erheben, das dem Zeitalter der nationalistischen Machtpolitik angemessen sein mochte ... Nun trägt aber diese Politik – und eine andere haben sie nicht – den entscheidenden Faktoren, welche die gegenwärtige Lage bestimmen, keine Rechnung. An erster Stelle ist da das dringende Bedürfnis nach einer vernünftigen *Organisation der gesamten Menschheit* auf dem ganzen Planeten zu nennen, sodann der bemerkenswerte Erfolg, den die Sowjetunion damit hat, daß sie diesem Bedürfnis mit einer Doktrin und einer Politik entgegenkommt, die, ungeachtet ihrer Mängel und ihrer Verbrechen, eben das entscheidende Charakteristikum für sich hat, universal zu sein ... Der Westen ist eifrig bemüht, sich mit einem ehernen Panzer gegen die Schwertstreiche des Ostens zu schützen; aber der Osten denkt gar nicht an Schwertstreiche. Er dringt unter diesen Panzer mit seinen politischen Mikroben. Wenn sich der Westen nicht auf ein *höheres Niveau der Politik* zu erheben vermag, geht er an kommunistischer Auszehrung zugrunde!»

Ja, gewiß, die Westmächte müssen sich auf ein höheres Niveau der Politik erheben, wenn sie in der Konkurrenz mit den kommunistischen Ländern nicht hoffnungslos unterliegen wollen. Nur schließt eben dieses «höhere Niveau» auch etwas in sich – und etwas ganz Grundlegendes –, was der spanische Liberale leidenschaftlich verwirft: eine nicht auf egoistischen Gewinn, sondern auf gegenseitige Hilfe ausgerichtete Ordnung der Wirtschaft und Gesellschaft, also (mit den hergebrachten Begriffen) den Übergang vom kapitalistischen zu einem sozialistischen Regime, das auch erst persönliche und politische Freiheit zu verbürgen vermag. Auf *dieser* Grundlage erst kann sich die «vernünftige Organisation der gesamten Menschheit» erheben, die de Madariaga wünscht, und die weder der alte Völkerbund noch bisher die Vereinten Nationen fertigzubringen imstand waren. Und in *diesem* Sinne darf man auch

die gewaltigen Ansätze zu einer nichtkapitalistischen, solidarischen Gesellschaftsform, die in den kommunistisch regierten Ländern sichtbar geworden sind, als tragfähigen Unterbau für eine umfassende Friedensordnung begrüßen. Dies doppelt, weil sich neben dem kommunistischen «Friedenslager», wie es sich selbst gern heißt, mehr und mehr eine keinem der beiden großen Machtblöcke verpflichtete Staatengruppe erhebt, die als «dritte Kraft» sehr wohl eine entscheidende Rolle im Kampf um den Frieden zu spielen vermag. Ich denke an das titoistische Jugoslawien wie an das sozialistisch orientierte Burma, an Nehrus Indien und das junge, befreite Indonesien, aber namentlich auch an die ganze Welt der noch immer kolonialen und halbkolonialen Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, die sich aus ihrem Schlaf erhebt und ihre Riesenkräfte zu sammeln beginnt, denke aber nicht zuletzt auch an europäische Länder wie Finnland, Schweden und Österreich, denen sich vielleicht sogar unsere «neutrale» und doch geistig wie politisch und wirtschaftlich so stark dem Westen verhaftete Schweiz beigesellen wird.

Im Rahmen der *UNO* können sich all diese Kräfte, wenn sie sich bewußt zusammenschließen, auf eine Art entfalten, die die größten Möglichkeiten für den Frieden und die Wohlfahrt der Völker eröffnet. Die UNO hat – darauf wurde hier schon früher mit Nachdruck verwiesen – durch die Aufnahme von 16 neuen Mitgliedern ihren Charakter wesentlich geändert; sie ist nicht mehr einfach ein Werkzeug der amerikanisch-westeuropäischen Machtpolitik im Dienste des militanten Antikommunismus, so sehr und so oft sie auch in gewissen politischen Fragen noch eine «westliche» Mehrheit aufbringen mag. Die *alte*, fast mechanisch herstellbare Mehrheit, auf die, großenteils dank der Satellitenrolle der meisten lateinamerikanischen Regierungen, die Vereinigten Staaten bisher zählen konnten, besteht tatsächlich doch nicht mehr, und der Weg wäre damit grundsätzlich frei für einen Neuanfang der Friedensarbeit, die der UNO bei ihrer Gründung überbunden worden ist. Ob dieser Weg auch wirklich beschritten wird, hängt in erster Linie von denjenigen Völkern ab, denen das Verhängnis der westmächtlich-amerikanischen Gewaltpolitik klar geworden ist oder klar zu werden beginnt, und die wissen, daß friedlicher Wettbewerb unter den Nationen, verbunden mit gegenseitiger Hilfe, kein bloßes schönes Ideal oder gar nur ein täuschendes Phantom ist, sondern eine ganz praktische, lebenswichtige Notwendigkeit, die ein Volk nur um den Preis seines Abstiegs, ja Ruins mißachten kann.

11. April *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Im neuen China, Reisebericht einer Schweizer Kulturdelegation 1955

Wie es bei den aufwachenden Völkern hinter dem «Eisernen Vorhang» wahrhaftig aussieht und welche urtümliche Kräfte am nationalen Wiederaufbau mitwirken, vermögen wir unseren großen Tagesblättern nicht zu entnehmen. Um so dankbarer greift der weltbürgerlich aufgeschlossene Leser zur vorliegenden Veröffentlichung. Manche Abschnitte wirken geradezu märchenhaft, doch wer den mit der *«Weltrundschau»* identischen Verfasser kennt, wundert sich nicht mehr über die Eindrücklichkeit, wie die einzelnen Aspekte der umwälzenden sozialen und politischen Erschütterung Chinas umrissen sind.

Bis zur revolutionären Erhebung im Jahre 1949 lebte dieses älteste Kulturvolk noch in unvorstellbarer Rückständigkeit und Armut, ausgebeutet durch eine äußerst korrupte Oberschicht von Großgrundbesitzern, Beamten, Händlern und Industriellen. Hinzu kam die Unterdrücktheit und Abhängigkeit von den profitgierigen Kolonialmächten Westeuropas, Amerikas und — Japans!

Der im letzten Jahrfünft unter lebhaftem Anteil aller Volksschichten begonnene Umbruch in allen Lebensbereichen ist nur demjenigen Beschauer einigermaßen verständlich, der intuitiv die den östlichen Völkern innewohnende körperliche, geistige und seelische Spannkraft zu erfassen vermag. Kennzeichnend hiefür ist die visionäre Schau einer sachkundigen amerikanischen Schriftstellerin (S. 101): «China ist in diesem Jahrzehnt der Angelpunkt, um den sich die Welt dreht... Wenn Chinas neues Wirtschaftssystem gedeiht, folgt das übrige Asien nach und bringt damit die Mehrheit der Erdbevölkerung in den sozialistischen Block. In dem Kampf unserer Zeit zwischen Kapitalismus und Sozialismus wird Chinas Erfolg entscheidend für die Welt.»

Durchdrungen von dieser Erkenntnis will ich diese Veröffentlichung meinen Berufsschülern als lebendige Veranschaulichung für die Fächer Wirtschaftsgeographie und Staatskunde zur gemeinsamen Anschaffung empfehlen. (Diese Schüler profitieren durch meine Lektüre ohnehin vom fortschrittlichen Geist unserer kämpferischen Zeitschrift.) Die illustrierte Broschüre kann zu Fr. 1.80 vom Verlag *Zeitdienst*, Postfach Zürich 38, bezogen werden. *Dr. Th.*

Dokumente des Widerstandes und des Opfers

Schon lange lastete es uns auf der Seele, daß wir auf ein Grundelement, das zur Erkenntnis der heutigen Lage gehört, nicht wenigstens hinweisen konnten. Wir denken dabei an die Millionenheere der Menschen, die in den Konzentrationslagern und im Widerstand gegen das nazistische Tier aus dem Abgrund ihr Leben daran setzten oder es dahin geben mußten. Die Verpflichtung, diesen Opfern im heutigen Geschehen Gehör zu verschaffen, ihr bei allem menschlichen Irren und Fehlen reines und rettendes Wollen in unsere Verantwortung heute aufzunehmen, läßt uns mit Nachdruck unsere Leser auf die geistige Verarbeitung des einen oder andern dieser Dokumente aufmerksam machen.

Da ist *«Das Tagebuch der Anne Frank»* (Fischer Bücherei, Frankfurt a. M./Hamburg), jenes jüdischen Mädchens, das im Versteck vor seinen Verfolgern in Holland geradezu wie eine Offenbarung der Größe, der Kraft und des Mutes einer Kinderseele erblüht. Und wenn das Leben dieses Kindes, dieses schon so reifen Menschen in Bergen-Belsen endete – es leuchtet wie eine große, helle Flamme. Es klingt durch dieses Kind eine klare Stimme, die die Heiligkeit Gottes und die Heiligkeit des Menschenlebens kündet, die alles Böse einmal noch besiegen wird. Und welches Verantwortungsbewußtsein, was für ein Vertrauen zum Guten ruht in dieser Kindes-

seele bei allem kritischen Wesen und allem Wahrheitssuchen. Solches kann und darf nicht verloren sein.

Da ist der Bericht von Inge Scholl: «*Die weiße Rose*» (ebenfalls Fischer Bücherei), der vom Widerstand der Münchner Studenten, besonders der Geschwister Hans und Sophie Scholl und ihrer Freunde erzählt. Jugend, die die Lüge und das Verbrechen an ihrem Volk nicht ertrug. Das ist nicht verloren.

Auf diesem Hintergrund der Stimme und des Opfers der Jugend bis hin zum ersterbenden Schrei oder Stöhnen der kleinen Kinder, Erwachsenen und Greise in den Gaskammern erhebt sich ungeheuerlich das Bild der Mörder, wie es Lord Russel of Liverpool in einem Querschnitt in seinem Buche: «*Geißel der Menschheit*», kurze Geschichte der Nazikriegsverbrechen (im Röderberg-Verlag, Frankfurt a. M.) darstellt. Solange das deutsche Volk und wir alle das nicht so verarbeitet haben, daß die Opfer die Verpflichtung, die sie uns hinterließen, als Saat und Tat für eine neue Welt, für die sie starben, durch uns aufgehen sehen, werden sie nicht schweigen können, auch wenn, wie es leider weithin der Fall ist, das deutsche Volk selbst und viele heutige Menschen sie ins Schweigen der Vergessenheit senken möchten. Wehe denen, möchten wir sagen, die so leicht und so bequem vergessen. Sie erkennen nicht, daß der ewige Richter wacht und die Völker wägt.

Und da sind schließlich zwei große Dokumente des Widerstandes, auf die wir besonders aufmerksam machen möchten.

1. «*Du hast mich heimgesucht bei Nacht.*» Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933–1945. Herausgegeben von Helmut Gollwitzer, Käthe Kuhn, Reinhold Schneider (Chr.-Kaiser-Verlag, München). Dieses Buch bietet einen Blick in den Widerstand von Menschen aus allen Schichten im deutschen Volk. Aus vielen dieser Briefe und Aufzeichnungen spricht uns die ringende und doch getroste Menschenseele an und wird zum Spiegel all des Großen, das des Schöpfers Geist in sie gelegt. Brüderliche Helfer sind sie alle, Zeugen eines Lebens, dessen Licht ins Diesseitige und bei manchen über das Jenseitige leuchtet. «O seltsam lichtes Leben dicht am Tod» endet das Gedicht und Vermächtniswort eines, der es mit gefesselten Händen geschrieben.

2. «*Und die Flamme soll euch nicht versengen.*» Letzte Briefe zum Tode Verurteilter aus dem europäischen Widerstand. Herausgegeben von Piero Malvezzi und Giovanni Pirelli. Vorwort von Thomas Mann (Steinberg-Verlag, Zürich). Über dieses Buch, das wir unsern Freunden vom Steinberg-Verlag verdanken, wäre sehr viel zu sagen, vor allem über die Briefe selbst. Es ist ein überwältigendes Dokument kämpfenden Menschentums. Die Herausgeber haben neben einer kurzen Angabe über die einzelne Persönlichkeit das Buch noch mit den hauptsächlichsten Daten der Kriegsgeschehnisse in allen betroffenen europäischen Ländern versehen. Auch diese Wiederauffrischung der Hauptereignisse, wie sie die Menschen und Völker trafen und in ihre schauerlichen Wirbel rissen, vermag uns wegzurufen vom falschen Vergessen. Es wird angesichts dieses Dokumentes so deutlich, wie das nichtverarbeitete Gestern mit schwerem Faden mitgewoben hat an unserem düsteren Heute. Thomas Mann hat in seinem ergreifenden Vorwort gerade das unterstrichen: «In einer Welt bösartiger Regression, in welcher abergläubischer und verfolgungssüchtiger Haß sich paart mit panischer Angst; einer Welt, deren intellektueller und moralischer Unzulänglichkeit das Schicksal Zerstörungswaffen von scheußlicher Rasanz anvertraut hat, die man aufstapelt unter der schwachsinnigen Drohung, «wenn es denn sein muß», die Erde in eine von giftigen Dünsten umhüllte Wüste zu verwandeln. Das Absinken des kulturellen Niveaus, die Verkümmerung der Bildung, die Stumpfheit im Hinnehmen von Untaten einer politisierten Justiz, Bonzentum, blinde Gewinngier, der Verfall von Treu und Glauben, erzeugt, jedenfalls gefördert von zwei Weltkriegen, sind ein schlechter Schutz gegen den Ausbruch eines dritten, der das Ende der Zivilisation bedeuten würde. Ein Verhängnis von Weltkonstellation zerrüttet die Demokratie und scheucht sie in die Arme des Faschismus, den sie nur niederschlug, um ihm, sobald er am Boden lag, wieder auf die Beine zu helfen, die Keime des Besseren zu zertreten, wo immer sie sie fand, und sich mit ehrlosen Bündnissen zu beflecken.»

Mit Recht fragt Thomas Mann anschließend, ob also all diese Opfer umsonst waren? Schwer würde das Gewicht ihrer Anklage wiegen, wenn nicht doch noch Besinnung und Umkehr geschähe. Es bleibt aber hoffnungsvoll und aufmunternd, wenn wir uns erinnern: Diese nun stummen Zeugen, dieses Heer der Geopferten redet gewaltig durch sein hinterlassenes Wort, es kann und darf nicht verloren bleiben.

Albert Böhler

Karl Barth: «*Die Auferstehung der Toten*». Eine akademische Vorlesung über 1. Kor. 15, erschienen in 4. Auflage im Evangelischen Verlag, Zollikon.

Im «Traum eines lächerlichen Menschen» schildert Dostojewskij einen Menschen, der aus Verzweiflung hingeht, sich zu erschießen. Aber siehe da, er schläft ein, ehe er seinen Entschluß ausführen kann, und nun träumt er von dem Leben, das erst Leben zu heißen verdiente; doch indem er die Menschen daran erinnert, stößt er auf Abwehr und wird ausgelacht. In erschütternden Traumbildern rollt die Geschichte einer sich zerfleischenden Menschheit ab, deren Schicksal in Nihilismus und Selbstverachtung endet. Als ein neuer Mensch erwacht der «lächerliche Mensch», als ein Künder vom guten Anfang alles Lebens, als ein Prediger der Umkehr, als ein Bringer froher Botschaft.

Zwei selbstmörderische Weltkriege sind über unsere Erde dahingerast. Kein Traum war's, sondern böseste Wirklichkeit. Was soll da noch jenes Christentum, das für Kierkegaard nur noch «Galimathias» war, das Nietzsche als tot und verschollen erklärte, weil es mit seiner sentimentalen Religiosität und prüden Moral dem «Menschlich-Allzumenschlichen» nur zu ähnlich war, ein Christentum, das 1. Kor. 13 harm- und arglos dahinleierte, ohne das Vakuum zu sehen, das nur *Gott selber* zu erfüllen vermag? Aus dem Todesschlaf jenes Christentums ist damals der junge Barth erwacht mit dem Posaunenstoß: «Die Toten! das sind wir. Die Auferstandenen! das sind *nicht* wir.» Man hat seine Theologie erst gar nicht verstehen wollen. Es gab damals viel Gelächter um sie her. War sie nicht der Versuch, das *Unmögliche* zu sagen? Auferstehung der Toten – war das nicht nur ein wildes Paradoxon, mit dem man den gesunden Menschenverstand zu ärgern beabsichtigte? Rückfall in sture Orthodoxie? Schriftgelehrsamkeit, Paulinismus? Nein, es ging und geht und wird bis zum Ende dieser Welt um die «Totenauferstehung» gehen als um das *Evangelium* schlechthin. Wer sie an den Rand der letzten Dinge versetzt, der entfernt sich eben dadurch auch von dem *Inbegriff*, von dem *Ganzen* der christlichen Verkündigung. Wer hier nicht mitkommt, kommt überhaupt nicht mit und verfehlt den undiskutablen Grund des Christentums. Glaube, Hoffnung und vor allem Liebe – was sind sie *ohne* die Auferstehung von den Toten? Kann der Glaube dann noch kräftig, die Hoffnung lebendig, die Liebe unaufhörlich sein? Man muß es in dieser erregenden Auslegung wieder einmal nachempfinden, was es ist um die Siegesbotschaft von 1. Kor. 15! Nimm und lies und stehe auf von den Toten!

Wie der Römerbrief ist diese Auslegung des ersten Korintherbriefes noch erfüllt von dem gärenden Most der Jugendlichkeit. Barth ist in seinem Alter, wie das jedem Sterblichen geziemt, milder geworden. Aber er ist sich gleich geblieben, und was er uns einschenkt, ist guter Wein, den man heute wie gestern gern kostet; denn er ist *echt* und wird besser, je älter er wird.

H. H.

U. W. Züricher: «*Künstlerexistenz im Chaos der Zeit*». Sonderabdruck aus dem «Aufbau», Zürich. 30 Seiten.

In einem Aufsatz, zuerst als Vortrag gehalten, verteidigt der Kunstmaler U. W. Züricher seine künstlerische Ausdrucksweise, die er dem «Naturalismus» zuordnet, und polemisiert scharf gegen die modernen Kunstrichtungen, die sich teilweise oder ganz von der Natur ablösen. Ihm sind die «abstrakte» und «surrealistische» Kunst Ausdrucksformen des Nihilismus und mitverantwortlich für das Chaos

dieser Zeit. Es wird aber nirgends auf den tiefen Ernst und auf den innern geistigen Gehalt der «Moderne» eingegangen. Höchstens wird ihr noch ein unbestimmter dekorativer Symbolwert belassen. Andrerseits wird sie der «Salbaderei» geziehen. So wird der Aufsatz zu einer bloß negativen Kritik. Das Gesicht des Gegners ersteht dem Leser aus Schlagworten, die das Chaos nicht aufhellen.

Kunst ist eine Aussage. Etwas Bedeutsames wird stark geformt oder klar gestaltet. So hat van Gogh mit leidenschaftlicher Inbrunst seine lodernden Landschaften geschaffen. So hat ein anderer Holländer, Mondrian, mit äußerster Anstrengung um eine höhere Klarheit in reinen Form- und Farbbeziehungen, um die absolute Reinheit, frei von jedem Zufall, gerungen. Der eine, sich verbrennend, dem großen Wunder der Natur hingegeben. Der andere, sich selbst aufopfernd, im Dienst eines großen, wunderschaffenden Geistes. Wer maßt sich hier ein Werturteil an, nur des einen Kunst als «letzte Hingabe» gelten zu lassen, den andern aber als «prominenten Vordergründler» zu bezeichnen, der sich gar selbst belügt? *A. Zürcher*

Bericht über die Tätigkeit der Auskunftstelle für Flüchtlinge

Zürich 57, Oerlikonerstraße 95, Postscheck VIII 15866

Der Dienst an den Flüchtlingen in der Schweiz, an den Menschen, welche auf Grund des Naziterrors, Faschismus und der Nachkriegswirren ihre Heimat verlassen mußten, macht nicht mehr viel von sich reden. So beschränkte sich die Arbeit der Auskunftsstelle für Flüchtlinge während des Berichtsjahres 1955 wesentlich auf die Auszahlung der regelmäßigen Unterstützungen an 16 Erwachsene mit 5 Kindern und das Bereitsein zu mannigfaltigen Beratschlagungen und Dienstleistungen an diese wie auch noch an weitere 32 Erwachsene mit 11 Kindern, die unserer Betreuung anvertraut sind, ihren Unterhalt aber selber erwerben können. Eine betreute Frau ist mit ihrem Manne nach Wien zurückgekehrt und ein Mann ausgewiesen worden.

Das Los, welches die von uns Betreuten zu tragen haben, ist nicht immer leicht. Chronische Krankheiten, Altersbeschwerden plagen sie. Sie können nicht verstehen, daß man ihre Arbeitskräfte, die auch mit 66 Jahren noch völlig intakt sind, nicht nutzen will. Wo noch eine Kinderschar durchzuhalten ist, will es nirgends reichen, auch wenn die Eltern sich in ihrem Berufe noch so sehr anstrengen, um das Nötige aufzutreiben. Da gilt es für uns, beizustehen, so gut wir es vermögen.

Wir zahlten während des Berichtsjahres 36 600 Franken an Unterstützungen aus, fast so viel wie im Vorjahre, wobei unsere gesamten Unkosten 488 Franken ausmachten. Mit Ausnahme von Fr. 2107.60, welche wir den verschiedenen privaten Spendern herzlich verdanken, ermöglichten unsere Dienste die Beiträge aus der Sammlung der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe wie auch die uns ausbezahlten Unterstützungsanteile, welche der Bund und die Kantone Zürich und Tessin übernommen haben. Ohne die Freundlichkeit der vielen Sammlungsspender und den Beistand aus öffentlichen Mitteln fänden die von uns betreuten Flüchtlinge die nötige finanzielle Hilfe nicht. Wir hoffen gerne, daß die privaten Spender uns ihre treue Mithilfe auch im laufenden Finanzjahr schenken werden.

Willi Kobe, Pfarrer, Esther Kober, Vera Oberli, Clara Ragaz

Der Geist der Wahrheit

Wir sehen in die Tiefe der Menschen hinein, wo so viel Müdes, Abgearbeitetes, Ungeordnetes, Zweifelvolles, Rätselvolles liegt. Wir sehen die Menschen wie in einem Schicksal verflochten, das meistens auf Unglück, auf die Störung des Lebens hinführt, so daß Tausende, Millionen und aber Millionen in Nacht und Traurigkeit dahinsinken. Da sehnen wir uns nach etwas anderem, und wir sehnen uns danach in der Liebe zu Jesus Christus und seinem Evangelium.

Mit dieser Liebe hängt es zusammen, daß wir auf den Geist der Wahrheit warten. Das Evangelium des Heilandes ist eine Verheißung, es spricht im Grunde genommen von der Zukunft, von einer neuen Zeit für die Menschen, von einer Zeit des Lebens, nicht einer Zeit bloß nach menschlichem Sinn geordneter Verhältnisse – nein, nein! – eine Zeit des Lebens für uns Menschen verkündigt das Evangelium. Und den Keim für diese Zeit legt Jesus Christus mit dem, was er in der Welt war, gelitten hat, gestorben ist und weiterlebt. Aber es ist ein Großes und für die Menschen kaum Faßbares, was Jesus ist, darum hat es auch die Christenheit fast ganz vergessen. Das, was so äußerlich Christentum heißt, bleibt bei seinen festen Normen und sagt: «Nun ist alles fertig, nun haben wir, was wir brauchen, wir müssen damit schalten und walten, gehe es im übrigen, wie es wolle.» Aber damit stirbt vieles von dem ab, was der Herr Jesus als der Lebendige auch in uns legen will, daß wir lebendig werden in der Wahrheit . . .

Evangelium will zu allen Menschen kommen, es bezieht sich auf alle Menschen. Wenn es heißt, es soll eine neue Zeit kommen, und wenn wir in dieser Erwartung stehen, daß eine neue Zeit kommt, eine Zeit des Geistes der Wahrheit, so können wir nicht sagen: «Wir Protestanten oder Pietisten oder wir Lutheraner oder Reformierte oder Katholiken oder Europäer» – nein! nein! das genügt nicht. So klein, so klein wollen wir wahrhaftig den Herrn Jesum nicht machen, daß er in eine Stube hinein gezwängt ist mit ein paar Menschen, die meinen, sie haben jetzt den rechten Glauben. Daß es noch so viele Menschen gibt, die meinen, sie, gerade sie, haben es, ist ein Beweis, wie wenig sie das Evangelium lieben . . .

Man muß das Evangelium lieben gegen die Sünde, man muß es lieben gegen die Torheiten der Menschen, man muß es lieben gegen die Feindseligkeiten der Menschen, man muß es lieben gegen ihre Rohheit und Barbarei, man muß es lieben gegen so vieles, vieles Ungereimte. Man muß das Evangelium lieben auch gegen die Finsternis des Todes, gegen die Nacht des Geistes, gegen die törichten Empfindungen unserer Seele, unseres Gemütes und gegen alle unsere irdischen und leiblichen Gebrechen. Man muß das Evangelium lieben bis in die Hölle hinunter,

daß es durch alle Kreise der Menschen dringe. Dann bete oder beteilige dich an der Erwartung des Geistes der Wahrheit, es geht nicht mit menschlichem Geist – auch nicht mit frommem, auch nicht mit hochweisem –, es geht mit Gottes Geist allein, denn so wie die Sachen stehn unter uns, muß etwas Neues geschaffen werden. *Chr. Blumhardt*

Worte von Leonhard Ragaz

1914 — Das Gericht

Was bedeutet diese ungeheure Wendung der Weltgeschicke für uns, die wir an einen lebendigen Gott glauben, der unser Vater ist, und an das Kommen seines Reiches? Wo sind all die Hoffnungen, die wir im Zusammenhang dieser großen Erwartung gehegt haben? Wo ist nun unser Gott, wo das Kommen seines Reiches? Sind sie nicht alle untergegangen in einem furchtbaren Erdbeben? Haben wir nicht Schiffbruch erlitten in einem furchtbaren Sturm? Wo bleibt nun, wenn die Millionen und Millionen Menschen mit ihren dämonischen Werkzeugen des Mordes und der Zerstörung sich aufeinander stürzen, unsere Hoffnung auf eine erlöste und erhöhte Menschheit? Wo bleiben die Erwartungen, die sich an den Friedenskongreß in Basel geknüpft hatten? Wo bleibt der Sozialismus selbst? Alles niedergeworfen, zertreten oder mitgerissen in den entsetzlichen Taumel, der die Völker Europas ergriffen hat. Wie das Lallen eines Kindes vom Sturm erstickt wird, so scheint alles, was über die Einheit und Solidarität der Menschheit gesagt worden ist, untergegangen in der Wut des Nationalismus und des Rassenhasses. Wo bleibt im Grauen unerhörter Mordschlachten das Reich Gottes? Wird es vor solchen Tatsachen nicht ein lächerlicher, ja lästerlicher Traum? Wo bleibt die Christenheit? Ist es nicht gerade die Christenheit, sie, worin seit fast zweitausend Jahren das Evangelium der Bruderschaft verkündigt worden ist, die sich nun im Wahnsinn des Hasses zerfleischt? Wo bleibt da Christus, wo der lebendige Gott und Vater? Behalten nicht diejenigen recht, die uns schon lange gesagt haben, daß unsere Gedanken ein weichlicher Traum seien, daß das Menschenwesen ein Kampf sei, worin der Stärkere triumphiere und die Wonne des Niederschlagens des Lebens Blüte? Müssen wir nicht das Angesicht verhüllen? Sind wir nicht betrogene Betrüger? Müssen wir nicht Bankerott erklären und verzweifeln?

Ja, wir verhüllen unser Angesicht in Scham und Schmerz. Wir möchten schweigen und werden schweigen, soweit wir dürfen. Es ist gewiß, wir sind gerichtet: wir «Christen», unser Christentum, unsere Kirchen, unser persönliches Wesen. Wer wird den Mut haben, dies zu leugnen?

Aber indem wir uns tief unter dieses Gericht beugen, sagen wir: Nichts geben wir auf von dem, was wir geglaubt und gehofft haben! Nichts geben wir auf den Glauben an den lebendigen Gott und seinen Christus, nichts geben wir auf den Glauben an das Kommen seines Reiches: *Im Gegenteil: wir fühlen uns durch das, was geschehen ist, in diesem Glauben erst recht gekräftigt.*

Denn wir dürfen nun wohl darauf hinweisen, daß uns diese Wendung der Dinge nicht eigentlich überrascht hat. Wir haben sie seit langem kommen sehen, wie unsere Leser wohl wissen. *Gehofft* haben wir freilich, daß es anders gehen möge. Es wäre denkbar gewesen und wir hofften, daß durch ein Wunder geistiger Erhebung, durch eine vom Pfingstgeist gewirkte Umkehr alle die furchtbaren Mächte, die sich in unserer Welt angesammelt hatten, besiegt, die schweren Wetterwolken zerteilt würden. Wenn dies nicht geschah, so mußte das Gerichtswetter losbrechen. Wir haben auf das Erste gehofft und uns darum gemüht, aber immer auch mit dem zweiten gerechnet. Nun, da es gekommen ist, macht es uns nicht irre, im Gegenteil, wir erkennen darin erbebend und doch hoch aufatmend die gewaltige Hand des Gottes, der lebt und seiner nicht spotten läßt.

Denn daß das Gericht kommen mußte, wenn nicht Umkehr erfolgte, war klar; es sei denn, daß das Gesetz Gottes nicht mehr gegolten hätte.

Die Gottlosigkeit

Auf die Gottlosigkeit war unsere «Kultur» gestellt. Gottlos war unsere Wirtschaftsordnung, denn sie verletzte die Grundwahrheit der Welt Gottes, die Bruderschaft der Menschen. Eine Mammonsherrschaft war in unserer Christenheit aufgerichtet worden, wie die Welt sie so riesenhaft noch nie gesehen hatte. Wo aber der Mammon herrscht, da ist immer Gottlosigkeit. Gottlos war unsere Politik geworden; denn sie rechnete nur noch mit der Gewalt. Gottlos waren die entsetzlichen Kriegsrüstungen; es war ein Zeichen unserer Gottesferne, daß wir nicht *mehr* Grauen davor empfanden, daß man sie nicht *mehr* als Frevel erkannte. Wir waren weiter, als auch die Guten und Frommen einsahen, abgekommen von den Gesetzen des Lebens, die Gottes Gesetze sind. In unseren großen Städten — und nicht nur dort — feierten die Höllengeister ihre Orgien. Immer neue Wellen der Verderbnis stiegen aus den Tiefen des Bösen auf. Eine dämonische Lust am Verkehrten riß auch Menschen hin, die nicht unedel waren. Die Sinnlichkeit nahm furchtbare, widernatürliche Formen an. Theorien *praktischer* Gottlosigkeit griffen wie Seuchen um sich. Die Ehrfurcht vor dem Heiligen, das unser Leben trägt, war in erschreckendem Maße geschwunden. Frechheit, Eitelkeit, Rohheit, äffische Torheit grinsten uns bei Mann und Frau auf Schritt und Tritt entgegen. Es waren zwar auch gesunde Gegenbewegungen da, aber sie schienen keine durchschlagende Kraft

zu haben. Unser Kampf gegen alle jenen Mächte erschien uns immer wieder so aussichtslos! Dann schrien wir in unserer Ohnmacht zu Gott: «Herr, komm *du* uns zu Hilfe mit Feuer des heiligen Geistes oder, wenn es nicht anders sein kann, mit großen Gerichten!»

Gottes Walten

Es ist so gekommen, wie es der göttlichen Pädagogik entspricht: der Gott, dessen wir gespottet hatten, spottet nun unser. Er spottet unser, indem er uns zeigt, wohin unser Weg führen mußte. Er zeigt uns, wohin Nationalismus und Militarismus, Egoismus und Mammonismus führen. Er macht die Völker trunken aus dem Kelch seines Zornes, daß sie austoben müssen, was so lange in ihnen sich angesammelt hat an falschem und bösem Wesen. Er läßt die Hölle hervorbrechen aus ihren Tiefen, er läßt den Lügengeist sich bis zum Himmel auftürmen. Aber das ist auch das Gericht. «Denn das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht.» Was wir von der bisherigen Geschichte des Reiches Gottes auf Erden wissen, und was wir vom Walten Gottes an uns und andern beobachten, zeigt uns, daß es, wenn nicht immer, so doch oft Gottes Art ist, das Böse sich gleichsam ausleben, austoben zu lassen, auf daß es dadurch sich selbst vernichte. Wir wollen in diesen furchtbaren Stunden des scheinbaren Zusammenbruchs alles Göttlichen in der Welt nicht vergessen, daß *das Kreuz* in der Mitte der Menschengeschichte steht, das Kreuz, das auf den ersten Blick den Sieg aller widergöttlichen Mächte bedeutete, an dem sie alle sich austoben durften, um sich zu offenbaren und — gerichtet zu werden!

Gott und die Katastrophe der Welt

Hinter der Katastrophe der Welt und unseres Christentums erhebt sich *das Gottesreich*. Wir sind ihm näher gerückt, nicht ferner. «Hebet eure Häupter auf, darum daß eure Erlösung nahet.»

Das ist unser Glaube, unsere Hoffnung und Zuversicht, dies der Fels, auf den wir uns stellen in diesem Gerichtssturm. Unser Gott hat sein Werk darin; ja, er ist so gewaltig am Werke, daß wir gut tun, stille zu halten und zu lauschen. Er waltet darin als Richter, aber auch als Schöpfer und Erlöser, und auch in seinem Gericht ist lauter Gnade (1914).

Umkehr!

Wir werden uns viel ernste Wahrheiten sagen, und sie werden gehört werden. Wir werden aufräumen mit so viel Wust und Greuel, gegen die wir bisher ohnmächtig waren. Gewisse Lügengeister werden sich verbergen müssen vor der offenbar gewordenen Wahrheit der Dinge. Mit neuem Ernst werden wir unser Leben auf jene Ordnungen gründen, die allein Leben bedeuten. Wir werden uns *Gott* zuwenden,

dem *wirklichen* Gott, und damit dem Gesetz des *Segens*. Dann werden unsere Wunden heilen und die Verheißungen der Propheten sich erfüllen. Das ist unsere Freudigkeit. Gottes Stadt steht über den Stürmen dieses Weltgerichts auf seinem heiligen Berge, und aus Gottes Reichtum strömt *neues Leben* in die Welt; sein Brunnen hat Wassers der Fülle.

Der lebendige Gott

Wir spüren es in diesen Tagen mit einer noch *nie* empfundenen Gewalt, daß Gott ein lebendiger Gott ist, der den Weltgeschicken nicht ruhig zuschaut, sondern in sie eingreift mit mächtigen Taten; wir spüren, daß Gericht und Verheißung nicht leere Worte sind und daß es eine gewaltige Sache ist um das Näherkommen des Gottesreiches. Ja, hoch erhebt sich darob unser Herz! Wir werden nicht an Christus irre, im Gegenteil, wir erleben ihn gerade in diesem Sturm. Er ist es, der diesen Sturm erregt; denn er ist es, der auf *Entscheidung* drängt. Er waltet in diesem Gericht. Uns erschreckt nicht das ungeheure Anwachsen des Weltreiches und des Reiches der Finsternis; denn wir wissen, daß dies zum letzten Kampf und Sieg gehört.

Christus — der Herr der Welt

Die Christenheit ist zwar klein, aber *Christus* groß geworden. Wir glauben aber, daß es nach diesem tiefen Fall zu einem Aufstehen kommen werde in der Christenheit, zu einem Abschütteln dessen, was *tot* und gerichtet ist, zum Pflügen eines Neuen, daß Christus, der in diesem Gericht waltet, immer mehr hervortreten werde als der Herr der Welt und daß in dem langen Kampf zwischen Christus und Cäsar Christus endlich den Sieg gewinne.

Der Glaube

Das ist der *Glaube*, zu dem wir uns bekennen in dieser Stunde der Entscheidung. Mit diesem Glauben stehen und fallen wir. Wir *wissen* selbstverständlich nichts, wir trauen bloß auf unsern Gott. Wir wollen uns auch nicht anmaßen, den Gang der Geschicke irgendwie meistern zu wollen. Wir wollen nichts tun, als Gott walten lassen, mit Anspannung der ganzen Seele auf ihn horchen, seinen Willen für gut halten und den unsrigen durch ihn leiten und ändern lassen. Nur dies *wissen* wir, daß seine Verheißung nicht dahinfällt. Ob so oder so, ob rasch oder langsam, ob durch Rettung vor dem Abgrund oder durch den Sturz in den Abgrund, es geht zu *ihm*; es geht in das *Reich*. Darum möchten wir alle unsere Freunde bitten, fest zu bleiben, jetzt erst recht. Jetzt kommen große Entscheidungen. Jetzt, bei diesem furchtbaren Ansturm der entfesselten Mächte dieser Welt, ist es unendlich wichtig, daß in aller Welt auch genug Menschen dastehen, die das Reich Gottes tragen, die erst recht mit ganzer Entschlossenheit *seine* Art, *seinen* Geist,

seinen Sieg festhalten. Gott braucht solche Menschen. Darum müssen wir alle mit einem ganz anderen Ernst als bisher uns zusammenfassen, mit einem ganz andern Ernst auf *Gottes* Weg gehen. Wir werden vielleicht durch Furchtbares gehen müssen. Vielleicht sind die Dinge, die sich jetzt vorbereiten, nur der Anfang. Wir werden vielleicht das Wort, daß wir durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen müssen, erst recht in seiner ganzen Tragweite verstehen. Es werden vielleicht Entscheidungen auch für uns persönlich nötig sein. Wir werden auch viel zu *arbeiten* bekommen, viel neu zu bauen. Lasset uns daraufhin bereit sein! Und lasset uns auch dann nicht irre werden, wenn die Stürme vernichtend über uns zusammenzuschlagen scheinen. Haben nicht die Gottesmänner Israels noch in ganz andern Stürmen und Zusammenbrüchen das Reich Gottes festhalten müssen? Haben nicht unsere protestantischen Väter in ganz anderen Nöten festgehalten an der Wahrheit, die *ihnen* aufgegangen war? Wir wollen *groß* werden in *großer* Zeit, groß nicht mit Worten, sondern groß im Glauben, Dulden, Wagen; wir wollen in die Stürme, die da kommen und schon da sind, erst recht hineinrufen: «Dein Reich komme!» (1914).

Klarheit über die Ideologien:

eine Grundbedingung für echten Frieden

Die Konferenz in Genf im Juli 1955 löste einen Touristenstrom vom Westen nach dem Osten und umgekehrt aus wie nie zuvor. Unzählige Berichte von Reisenden über russische Städte und Dörfer bis weit in Sibirien und Zentralasien über den Lebensstandard des sowjetischen Volkes, seine geistige und körperliche Verfassung, lauten zusammengefaßt dahin, daß der Westen seine ihm beigebrachte Meinung über die Sowjetunion beträchtlich zu korrigieren habe. Man hatte nicht, wie erwartet, ein gedrücktes, verängstigtes Sklavenvolk vorgefunden, sondern lebens- und schaffensfreudige Menschen, die, unendlich stolz auf ihr Land und ihre Regierung, nur die eine gewaltige Sorge zu haben schienen, daß vom Westen aus zum zweitenmal ihr Aufbauwerk zerstört würde. Sogar zwei Freunde von Senator McCarthy, die Senatoren Malone und Ellender, stellten fest, daß man ihnen daheim ganz verkehrte Meinungen beigebracht hatte.

Jedoch trotz dem großen Aufklärungswerk der Touristen setzte in Vorbereitung der zweiten Genfer Konferenz sowie durch sie selbst und nachher eine Umnebelungskampagne mit verstärkter Wucht wieder ein, um den Glauben an ein friedliches Zusammenleben von West und Ost zu erweichen, trotzdem Präsident Eisenhower lobenswert den russischen Führern zugestimmt hatte, daß es für die Menschheit nur

Zusammenleben oder Weltzerstörung gäbe, daß es daher für beide Teile gleich lebensnotwendig sei, sich zu verständigen.

Um sich zu verständigen, muß man sich verstehen, muß man faktische Kenntnis über die Geschichte, die Tradition, Sitten und Gebräuche des Nachbarn besitzen, dazu authentisches Wissen über die Theorie und Praxis seines Regierungssystems und vor allem den guten Willen, der Wahrheit die Ehre zu geben, auch wenn sie einem nicht zusagt.

Die Oktobernummer 1954 der «Neuen Wege» brachte die Besprechung eines Buches, das sich Wissen und Verständnis des heutigen Rußlands zur Aufgabe macht. Es kam in Amerika zur Zeit der heftigsten Verfolgung aller jener heraus, die sich ihren gesunden Menschenverstand bewahrt und sich ihre intellektuelle und menschliche Anständigkeit nicht durch eine Schwarze-Mann-Hetze nehmen ließen. Auf Grund von Sachkenntnis und Friedenswillen standen sie ein für ihre Überzeugung, daß, trotz aller Verschiedenheit, ein Zusammenleben mit dem Osten möglich sei, während die nazi-faschistische Weltbetrachtung dies unmöglich mache.

Dr. John Somerville, der auf Veranlassung der Columbia-Universität in den dreißiger Jahren auf zwei Jahre nach Rußland ging, um Theorie und Praxis des Sowjetsystems zu studieren, brachte sein Buch «Die Philosophie des Friedens» im Jahre 1949 heraus und vervollständigte es durch eine zweite, ergänzende Auflage im Jahre 1954.

Da seine Feststellungen nicht nur Amerikanern helfen können, sondern Menschen guten Willens der ganzen westlichen Welt, bringen wir hier Auszüge aus dem Buch, die den Unterschied zwischen der Ideologie des Nazi-Faschismus und derjenigen der Sowjetunion beleuchten.

Alice Herz

A. Aus dem Vorwort zum Buche

Zweck und Inhalt dieses Buches ist, jene durch ernste Studien gefundenen Tatsachen zu behandeln, die dem allgemein anerkannt schicksalsschwersten Problem unseres Zeitalters unterliegen.

Ich bin von Beruf Wissenschafter. Um aber meine Erkenntnisse möglichst vielen zugänglich zu machen, habe ich mich bemüht, so unakademisch wie möglich zu schreiben, ohne dabei Wahrheit und Genauigkeit zu kurz kommen zu lassen. Kein anderer Beweggrund trieb mich als die feste Überzeugung, daß die Einsicht in die hier erörterten Tatsachen zur Erringung des Weltfriedens beitragen wird.

Ich bin mir klar, daß einige dieser Tatsachen den stärksten und leidenschaftlichsten Vorurteilen unserer Zeit an den Leib rücken. Ich wollte, es wäre anders. Doch das bringt die Tatsachen nicht aus der Welt.

Wo immer ich in meinen Erkenntnissen und Urteilen geirrt haben

sollte, bin ich zu Berichtigungen bereit, sobald mir neue, überzeugende Erkenntnisse nachgewiesen werden. Ich möchte aber klarmachen, daß meine Feststellungen das Ergebnis langer, sorgfältiger Forschungen sind und nicht leichtfertig niedergeschrieben wurden.

Von der Lösung der hier behandelten Probleme hängt die Zukunft des Menschengeschlechts ab. Die leidenschaftlichsten Geisteskämpfe umtoben sie. Groß ist die Gefahr, daß aus Unwissenheit und Wahn die verhängnisvollsten Entschlüsse getroffen werden könnten. Niemals war es dringender als heute, ehrlich die Wahrheit zu suchen und sie unverfälscht auszusprechen.

Das Wort «Ideologie» ist heute allgemein in Gebrauch gekommen. Man versteht darunter eine Reihe fundamentaler Grundsätze, auf die Staatswesen ihr Regierungs-, ihr Wirtschafts- und Erziehungssystem, ihre Stellung zur Frau und vor allem zu Krieg und Frieden aufbauen. Politik und Wertemessung eines Staatswesens werden durch seine Ideologie geformt. Die heutige Weltkrise brachte es mit sich, daß der fanatische Glaube und die unbedingte Hingabe an eine Ideologie zu einer Art sozialen Religion geworden ist.

Welche Ideologien treiben zum Krieg? Welche zum Frieden? Dies zu ergründen ist die Aufgabe dieses Buches. Drohend und zugleich verheißungsvoll stehen im Hintergrund die ungeheuren Möglichkeiten der Atomkraft.

B. Aus dem ersten Kapitel:
Atomzeitalter – Oder?

Von jetzt an wird man die Weltgeschichte nicht mehr in die Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit einteilen, sondern in die atomische und die voratomische Geschichte der Menschheit, und das mit Recht. Die neue Epoche wird sich scharf abzeichnen, sobald die in der Atomkraft liegenden Möglichkeiten praktisch nutzbar gemacht sind. Zweifellos werden sich die Lebens- und Sterbensbedingungen des Atommenschen durch den Gebrauch der neu eroberten Naturkraft so radikal ändern, daß seine Zeit sich von der unseren weit mehr unterscheiden wird als unsere Zeit von der des Mittelalters.

Unsere Generation lebt auf der Grenzlinie. Diese wird als die bei weitem einschneidendste der bisherigen Menschengeschichte erkannt werden . . . Denn zum ersten Male ist heute dem Menschen die Macht gegeben, die Lebensmöglichkeiten auf seinem Planeten zu zerstören und ein *Finis* unter seine Geschichte zu setzen. Wie gern auch bösartige Menschengruppen in der Vergangenheit das gleiche getan haben mochten, sie hatten nicht die Macht dazu.

Durch das Fehlen solcher allzerstörenden Macht in der Vergangenheit konnten alle außen- und innenpolitischen Mißgriffe von Völkern wieder gutgemacht werden. Dem Menschengeschlecht war immer wieder eine neue Chance gegeben.

Das ist heute nicht mehr so. Heute können Völker Fehler machen, die nicht wieder gutzumachen sind ... Bisher waren die Menschen es gewohnt, sich in ihren Schwächen und Irrungen gehen zu lassen, bis die Zuchtrute des Schicksals sie belehrte. Heute ist ihnen keine Zeit gegeben. Das Schicksal würde eine Züchtigung erteilen, die nichts vom Gezüchtigten übrig ließe ...

Wir wollen uns im nächsten Kapitel mit der nazi-faschistischen Ideologie beschäftigen, im besondern mit ihrer Bedeutung für Krieg und Frieden und in weiteren Kapiteln die Sowjetideologie mit ihr vergleichen in dem Bestreben, dadurch die unendlich wichtige Frage zu klären, ob beide Ideologien sich in ihrem Wesen gleich sind oder nicht ...

«Terms of reference» ist ein Ausdruck, den man auf internationalen Konferenzen gebraucht, um damit die Grundregeln festzulegen, nach denen gewisse Probleme angepackt werden müssen. Was sind die «terms of reference» für eine Menschheit, die an der Schwelle zu ungeheuren Möglichkeiten steht. Sie beginnen mit einem kategorischen Imperativ, der direkt vom alten Kant hätte kommen können:

«Schafft Frieden!»

Es gibt keinen andern Weg in die Zukunft ...

C. Aus dem zweiten Kapitel:

Die Ideologie des Nazi-Faschismus, seine Vergangenheit, seine Zukunft

... Etwas vom Unfaßbarsten, den letzten Krieg betreffend, war unsere Unwissenheit über die Ideologie des Feindes. Nie zuvor hatten sich Regierungen zu Grundsätzen bekannt, die so unverblümt den Krieg als ihre Aufgabe, ihr höchstes und unabweisbares Ziel erklärten als die von Hitlers Deutschland und von Mussolinis Italien. Und niemals wurden diese Bekenntnisse so entgegenkommend überhört von denjenigen, deren Kinder solchen furchtbaren Blutzoll für die politischen Irrtümer ihrer Eltern zu zahlen hatten. Die Kreuze und Grabsteine, mit denen heute die Erdoberfläche übersät ist, sind nicht nur Denkmäler für die Millionen unschuldiger Männer, Frauen und Kinder, sondern gleichzeitig ein tragisches Monument unserer Dummheit.

Hätten Nazi-Deutschland und das faschistische Italien ihre Ideologien verschleiert oder gar verborgen gehalten, so hätten wir die Entschuldigung, daß wir nicht wissen konnten, was da gebraut wurde. Aber gerade das Gegenteil war der Fall. Nie zuvor hatten Regierungen mit so viel Beflissenheit, Gründlichkeit und Stolz ihre kriegerischen Absichten und Methoden, ihre unmenschlichen Ziele in die Welt hinausposaunt. (Dabei wurden sich nach und nach beide Ideologien immer ähnlicher, so daß sie praktisch als eins und dasselbe angesehen werden können.)

Im italienischen Pavillon der Internationalen Ausstellung in Paris im Jahre 1937 fand ich Mussolinis kurze, aber grundsätzliche Abhandlung: *«Die Doktrin des Faschismus»*. Sie bildete den Mittelpunkt einer geschmackvoll angeordneten Auslage wohlfeiler Drucksachen über den Faschismus. Da ich niemals Mussolinis Schriften gelesen, nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte, kaufte ich die Abhandlung.

Vielleicht wundert sich der Leser, daß ein Professor der Philosophie, der wie ich seine Ausbildung in einer der größten, kosmopolitischen Universitäten Amerikas genossen, es nicht für nötig befunden hatte, sich mit der Doktrin des Faschismus zu beschäftigen. Ich hatte Kurse über Nationalökonomie, Politik und Philosophie genommen, aber niemals war dieses Buch als Studienaufgabe erwähnt oder nur ein Hinweis darauf gegeben worden. Anscheinlich hielt man es nicht für beachtenswert. So konnte auch ich meine Studenten nicht darauf aufmerksam machen. Dabei erfuhr ich, daß dieses Buch seit Jahren in größeren Auflagen und in mehr Sprachen erhältlich war als die meisten Bücher auf der Liste der vorgeschriebenen Fachliteratur.

In diesem Buche las ich:

«Der Faschismus glaubt vor allem allgemein aus Prinzip, ohne Zusammenhang mit den augenblicklichen politischen Gegebenheiten, nicht an *die Möglichkeit und die Nützlichkeit* eines dauernden Friedens für die Zukunft des Menschengeschlechts. *Allein* der Krieg befähigt den Menschen zu den höchsten Leistungen und drückt ... den Völkern den Stempel des Adels auf» ...

Auf der gegenüberliegenden Seite des Ausstellungsweges stand «Das Deutsche Haus». Dort war «Mein Kampf» zum Verkauf ausgelegt. Seine Botschaft war genau die gleiche:

«Im ewigen Kampf ist die Menschheit groß geworden – im ewigen Frieden geht sie zugrunde.»

Und weiter verkündet Hitler unverblümt:

«Macht allein schafft Recht.»

Wem dies noch nicht genügt, dem könnte ich zahlreiche Sätze gleichen Inhalts zitieren. Sie künden stolz die Kerndoktrin, die in jedem faschistischen System die gleiche ist ...

Folgerichtig spricht daher Hitler von «Macht und Stärke als dem ewigen Vorrecht der Herrenrasse» ...

Und all dies wurde offen, aller Welt hörbar, verkündet! Hitlers Hofprophet, Alfred Rosenberg, wurde beauftragt, das Christentum durch einen Kult altgermanischer Kriegshelden zu ersetzen ... Während Hitler es fertig brachte, das deutsche Volk für seinen eklen, unfaßbar barbarischen Antisemitismus *im Namen christlicher Grundsätze* zu gewinnen ... scheute er sich nicht, gleichzeitig zu erklären, daß er ein unerbittlicher Feind christlicher Grundsätze sei ...

Kein Ausweichen vor der Tatsache ist möglich, daß Frieden und

Faschismus nicht nebeneinander bestehen können. Die Faschisten selbst betonen dies ja ausdrücklich. Und es sind nur ganz oberflächliche Demokraten, die glauben, es ihrem Liberalismus schuldig zu sein, jedem Volk die Regierung zu lassen, die es wünscht. Diese Einstellung führt ins Absurde, wenn nicht hinzugefügt wird: unter der Bedingung, daß die gewählte Regierung für dauernden Frieden einsteht . . .

Ich will nur kurz bei der Geistesverirrung der nazistischen Rassenpolitik verweilen. Die ganze Welt kennt ihre Grauenhaftigkeit, freilich bis jetzt nur teilweise. Von allen Verbrechen des Nazi-Faschismus war die Rassenverfolgung das abscheulichste, weil sie kalten Blutes wissenschaftlich ausgeklügelte Folterungen anwandte und dadurch unschuldige Menschen in größerer Zahl umbrachte, als es jemals in der ganzen bisherigen Menschheitsgeschichte vorgekommen ist. Diese Feststellung stützt sich nicht auf Gerüchte, sondern auf wahrgenommene, nüchtern aufgezählte Tatsachen, deren volle Bedeutung die zivilisierte Welt bisher noch nicht erfaßt hat. Alle Barbareien des Altertums, alle Grausamkeiten des Römers Nero, des Dschingis Khan, die Scheußlichkeiten in den Kerkern des dunkelsten Mittelalters verblassen zu nichts im Vergleich mit den nazi-faschistischen Verbrechen gegen Rassenopfer in ihrer Massenhaftigkeit, ihrer gefühllosen Grausamkeit, der Erfindungsgabe und Tüchtigkeit, mit der sie unter Anwendung der neuesten Mittel der Technik organisiert wurden . . .

Nach welchem Maß allein ist der Fortschritt der Menschheit allein seit der Urzeit zu messen? Das ist viel einfacher, als es den Überklugen erscheinen mag, die spitzfindig behaupten, daß man doch nicht überall das gleiche Maß anlegen kann. Jedes sich zivilisiert nennende Land hat Gesetze, Sitten, Gebräuche, die klar zu Tage liegen. Die Frage, auf die es ankommt, ist: in welchem Maße billigen diese Gesetze, Sitten und Gebräuche jedem Landeskind brüderlich gleiche Rechte und Lebensmöglichkeiten zu? Oder werden Unterschiede zwischen den Menschen in bezug auf Rasse, Hautfarbe, gesellschaftliche Stellung, Glaubensbekenntnis gemacht? An dem Grade, in dem dies gemacht oder nicht gemacht wird, muß der ethische und demokratische Hochstand eines Volkes gemessen werden. Leider ist weder die Anzahl der Kirchen noch der politischen Parteien in einem Lande ein Gradmesser dafür.

Weshalb begründete der Einbruch des Christentums in die Welt eine neue Zeitrechnung und Epoche? Seine Botschaft war es, daß die Menschheit ohne Unterschied eine große Familie ist. Dieser Gedanke mußte überall einschlagen aus dem einfachen Grunde, weil er jedem menschlichen Wesen Raum und Würde gab. Doch erst nachdem sich der Gedanke der modernen Demokratie durchgerungen hatte, war der Boden geschaffen, auf dem sich diese erhabene Lehre politisch und sozial auswirken konnte . . . Das christliche Ideal der Bruderschaft erhielt sich am Leben trotz (oder gerade vielleicht wegen) all der grellen

Widerstrebungen, die seine Verwirklichung hinderten. Ist es nicht ein Paradox, das zu denken gibt, daß die Französische Revolution von 1789, die als erste in Europa den Gedanken der Demokratie und damit das christliche Ideal der Bruderschaft zu verwirklichen suchte, den Kampfe dafür unter dem Banner des militanten Atheismus gewann gegen das offizielle Kirchentum, das fast geschlossen auf der andern Seite stand? Und das gleiche ereignete sich beim epochemachenden Kampfe des russischen Volkes in derselben blutig-rohen Weise . . .

Über manche Lehren des Nazismus herrscht bei uns nicht nur Mißverstehen, sondern pure Unwissenheit. Was weiß man in Amerika über die Art der Volkswirtschaft im Dritten Reich? Die Bezeichnung «Nazismus» ist eine Abkürzung vom eigentlichen Namen «Nationalsozialismus», der mit Absicht eine Art sozialistischer Wirtschaftsform vortäuschen soll. Ich möchte hier etwas zitieren, was ich in einem andern Zusammenhang geschrieben habe:

> «Hitler ist sich darüber klar, daß er seine wirtschaftlichen Grundsätze nur unter dem kapitalistischen System durchführen kann. Es kam ihm niemals in den Sinn, den Kapitalismus abzuschaffen. Aber er wollte einen *nationalen*, nicht einen *internationalen* Kapitalismus. Warum nannte er trotzdem seine Bewegung National*sozialismus*? In allen seinen Schriften ist nicht ein gutes Wort für die Lehren des Sozialismus zu finden, nur bösartiges Heruntermachen. So unglaublich es scheint, es mag aus demselben Grunde geschehen sein, aus dem er die rote Farbe für Parteizwecke wählte. Er erklärt in ‚Mein Kampf', daß er damit seine bittersten Feinde, die Sozialisten, herausfordern wollte. Es sollte sie ‚aufreizen und ärgern', denn es war ihre Farbe. Außerdem lag ihm daran, mit dem Worte Sozialismus und der roten Farbe den deutschen Arbeiter einzufangen. Es ist kaum zu glauben, daß sich jemand durch ein so offensichtlich betrügerisches Schlagwort hätte täuschen lassen . . . Doch was kann man dem deutschen Arbeiter vorwerfen, wenn ernsthafte ‚Denker' und verantwortliche ‚Staatsmänner' *bei uns* vom Nazismus als von einer Form des Sozialismus redeten!» . . .

Die Nazi-Ideologie vertrat niemals, weder in Theorie noch in Praxis, trotz ihrem Namen irgend etwas wie die Vergesellschaftung der Produktionsmittel . . . Wo es Privatpersonen erlaubt ist, Produktionsmittel zu kaufen und zu verkaufen, wie Grund und Boden, Fabriken, Maschinen, Bergwerke, Rohstoffe usw., da kann man nicht von Sozialismus sprechen.

Aus den Statistiken des Dritten Reiches geht hervor, daß die Großkapitalisten niemals so enorme Profite machten wie unter dem Nationalsozialismus. Zu gleicher Zeit stieg die Zahl der Bankrotte unter den kleinen Geschäftsleuten.

Auch begnügten sich Hitlers Großkapitalisten durchaus nicht damit, nur «national» zu sein. Die größten unter ihnen arbeiteten mit Genehmigung in internationalen Kartellen mit englischen, amerikanischen und andern Industriegiganten zusammen.

Erziehung ist das Glied, das eine Generation an die andere kettet. Wenn Hitler seiner Ideologie Festigkeit und Dauer sichern wollte, so mußte er sein Erziehungssystem ihr anpassen. In «Mein Kampf» . . . macht er es unmißverständlich klar, daß für den neuen Menschentyp, den er zu schaffen gedachte, es mehr auf die Bildung von kerngesunden Körpern als auf das Einpumpen von Wissen ankommt . . . Erst Körperbildung, dann Gemütsbildung (für die Mädchen), und erst an letzter Stelle intellektuelle Ausbildung, wodurch sich eine vulgäre, antiintellektuelle Haltung ausbildete, die sich in Redensarten kundtat wie: «Ich denke mit den Schenkeln», oder «wenn ich das Wort ‚Kultur' höre, dann greife ich zum Revolver».

(Fortsetzung folgt)

«Verlust der Mitte» als Kampf zweier Anthropologien

1. Die Störung im seelischen Gleichgewicht des abendländischen Menschen, die der Münchner Kunsthistoriker Hans *Sedlmayr* vor allem an der heutigen Kunst ablesen zu können glaubt, die aber unbestrittenermaßen in gleicher oder ähnlicher Weise auch auf den andern Gebieten der Kultur zutage tritt, kann – im Anschluß an ein Pascal-Wort: «Die Mitte verlassen, heißt die Menschlichkeit verlassen» – sehr wohl als «Verlust der Mitte» bezeichnet werden. Gestört ist nach Sedlmayr das Verhältnis des Menschen zu Gott, zu sich selbst, zum Mitmenschen, zur Natur und zur geistigen Welt. Schon *Hölderlin* hat von einem «Sehnen dem Abgrund zu» gesprochen. Inzwischen ist der Drang zum Chaotischen hin, die Deshumanisierung, weiter angestiegen und nimmt bisweilen erschreckende Formen an. Dennoch greift *Sedlmayr* fehl, wenn er in dieser Gleichgewichtsstörung *nur* Verfall sehen will, und noch mehr irrt er darin, die Aufklärung, Kant und den deutschen Idealismus, andeutungsweise sogar die Reformation, für sie verantwortlich zu machen. Wie alle reaktionären Kreise auf evangelischer wie katholischer Seite setzt auch Sedlmayr die «Autonomie» auf die Armesünderbank.

2. Dieser Auffassung tritt der Heidelberger Soziologe Alfred *Weber* entgegen. Die Symptome der «Störung» zwar bestreitet er nicht, wohl aber, daß ihnen nur eine negative Bedeutung innewohne; er will im

Gegenteil eine «Konzentration zu einer neuen menschlichen Mitte» hin wahrnehmen. Vor allem zeigt er, daß nicht Aufklärung und deutscher Idealismus den Verfall der Werte im 19. Jahrhundert verursacht haben, dieser Verfall vielmehr auf die politische und kulturelle Restauration der Metternich- und Louis-Philippe-Epoche zurückgehe. Sedlmayr hat denn auch – sich selber in gewissem Sinne desavouierend – in einer allerdings nur beiläufigen Bemerkung seines Buches die Verfallserscheinungen unserer Epoche mit dem Widerstreit zweier Anthropologien, zweier Auffassungen vom Wesen des Menschen, in Zusammenhang gebracht. Leider hat er diese beiden Anthropologien nicht näher beschrieben. Seine Gegenüberstellung eines «christlichen» und eines «autonomen» Menschen trifft den Gegensatz ebensowenig wie etwa die Gegenüberstellung eines «dritten» und «vierten» Menschen, wie sie Alfred *Weber* in seinem gleichnamigen Buch versucht hat. Beide Gegenüberstellungen sind unmögliche Simplifikationen, wobei diejenige Alfred Webers um so erstaunlicher ist, als sein Buch alle Tatsachen und Erkenntnisse fast lückenlos darbietet, die zur Erfassung des *wahren* Sachverhaltes nötig sind.

3. Alfred *Weber* weiß zum Beispiel sehr gut, daß der kommunistische Glaube nicht den «aufgelösten» Menschen, sondern «im Grunde dessen Gegenteil» verlangt; und er weiß anderseits, daß «der das Leben in Sensationen auflösende Regen des praktischen Nihilismus zurzeit nirgends in der Welt so dicht und intensiv fällt wie in den Vereinigten Staaten». Wenn er trotzdem immer wieder Rußland als die Heimat des «vierten» Menschen bezeichnet, so passiert ihm hiebei nicht nur ein restbürgerlicher Gedankenkurzschluß, sondern – was schlimmer ist – die lapidare und folgenschwere Verkennung einer von *Augustinus* ausgesprochenen Elementarwahrheit, die vielleicht nicht in jeder Epoche in gleicher Weise, ganz bestimmt jedoch heute in erschreckendem Ausmaß gilt: «Die beiden Städte Babylon und Jerusalem sind bisweilen so miteinander vermischt, daß die Bürger Babylons die Dinge Jerusalems besorgen, die Scheinbürger Jerusalems aber die Dinge Babylons.» Nach diesem Augustinus-Wort ist es schlechterdings unmöglich, mit dem Schlachtruf «Hie Jerusalem, hie Babylon!» vor die Völker zu treten. Babylon und Atheismus können heute Gott näherstehen als scheinfrommer Kirchenglaube, der Gott in Worten preist, aber in Taten verhöhnt. Vielleicht ist Gott gar nicht tot, sondern seine bürgerliche Ausgabe ist nur vergriffen.

4. Aber welches sind denn nun die zwei Anthropologien, zwischen denen der große Kampf sich abspielt? Die eine Grundauffassung vom Menschen ist die der Subordination, der Hierarchie, der Herrschaft, die andere die der Gleichordnung, des Synallagma, des wechselseitigen Dienens. Christus stellt die zwei Anthropologien einander gegenüber in dem bekannten Evangelienwort: «Ihr wißt, daß die weltlichen Für-

sten herrschen und untereinander Gewalt brauchen. So soll es bei Euch nicht sein; sondern wer unter Euch will herrschen, der sei aller Diener.» Der Trick der christlichen Kirche, die ja selber eine Herrschaftsorganisation ist, besteht nun darin, diese – zugegeben gefährliche – urchristliche Gleichheitsanthropologie in priesterlichen Gewahrsam genommen zu haben und mit Paulus zu erklären: Das Gesetz der Welt bis ans Ende der Tage sei die Herrschaft; nur im Bannkreis der Kirchenmeile – und selbstverständlich unter Aussparung des Raumes der Hierarchie – gelte die andere Anthropologie von der Gleichheit der Menschen.

5. Gegen diese Priesterirrlehre – nicht gegen Christus – richtet sich der Aufstand der modernen Welt. Schon am Ende des Mittelalters haben erlauchte Einzelgeister, wie der Abt *Joachim von Floris, Dante* u. a., und haben große Volks- und Ketzerbewegungen sich gegen Rom, den Inbegriff der Herrschaftskirche, erhoben; nur durch eine jahrzehntelange Kette der unmenschlichsten Grausamkeiten konnte sich die in ihren Grundfesten bebende Kirche Luft schaffen. Bei *Luther* erscheint die urchristliche Anthropologie der menschlischen Gleichheit nicht nur in seiner Lehre vom «Allgemeinen Priestertum», sondern noch weit eindringlicher in seiner – leider völlig unbekannt gebliebenen – kommunionistischen, um nicht zu sagen: kommunistischen Abendmahlslehre. Diese Lehre besagt: Im Abendmahl vereinigen sich glaubende Seele und Christus wie die Braut mit ihrem Bräutigam. Indem Christus, der Bräutigam, der Seele Braut im Abendmahl alles schenkt, vermag die Seele zu sprechen: Ich bin durch Christus so überreich, daß ich von meinem Reichtum – nicht nur des Herzens, sondern auch alles dessen, was ich an äußeren Gütern besitze – meinem Nächsten abgeben kann. Die urchristliche Gleichheitsanthropologie ist auch in dieser sehr radikalen Lutherschen Ausprägung der Christenheit vorenthalten worden.

6. Der nächste säkulare Durchbruch zur Gleichheit erfolgte in *Rousseau*, den Kant aufnahm und vertiefte. *Kant* hat besonders in seinen ethischen Schriften nicht nur die Gleichheit des Menschen gelehrt, sondern sie aus anthropologischem Rang in metaphysischen Rang erhoben – durch den Nachweis nämlich, daß die Ethik und damit die geistige Welt und die menschliche Gesellschaft in ihrem sittlichen Bestand auf die Würde des Menschen, und das heißt auf die Einheit und Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, gegründet sei: «Die praktische Notwendigkeit, sittlich zu handeln, beruht nicht auf Gefühlen, Antrieben und Neigungen, sondern einzig und allein auf dem Verhältnis vernünftiger Wesen zueinander, in welchem der Wille eines vernünftigen Wesens jederzeit (ergänze: nicht nur als gesetzempfangend, sondern) zugleich als gesetzgebend betrachtet werden muß.» Genau dasselbe sagte *Jesus* zu den Pharisäern, als sie ihn – Joh. 8, 25 – fragten: «Du aber, wer bist denn Du?» Jesus antwortete ihnen: «Eben das bin ich, was ich auch Euch sage, das Ihr seid.» Zum Überfluß hat

Kierkegaard diese Evangelienstelle noch erläutert und bestätigt. Geradezu überdeutlich heißt es in «Entweder-Oder»: «Was ist das Absolute? Das ist mein eigenes Selbst in seiner ewigen Giltigkeit. Wer das Leben ethisch betrachtet, liebt das Allgemeine, und wer ethisch lebt, drückt das Allgemeine aus. Der allgemeine Mensch ist kein Phantom. Jeder Mensch ist der allgemeine Mensch. Auf ästhetische Weise ein einzelner hervorragender Mensch sein, ist noch nicht das Besondere, denn insofern ist der Mensch noch immer Naturprodukt; aber das Besondere so sein, daß man darin zugleich das Allgemeine ist, das ist wahre Lebenskunst ... Ein einzelner sein kraft seiner Differenz, ist Weichlichkeit, aber ein einzelner existierender Mensch in demselben Sinne sein wollen, wie jeder andere es sein kann – das ist der ethische Sieg über das Leben und über alles Blendwerk.»

7. Der Soziologe Karl *Mannheim* gibt in seinem Buche «Diagnose der Zeit» folgende Erklärung für die Gleichgewichtsstörung beim modernen Menschen: «Religiosität ist weder ein moralisches oder ethisches Erleben noch ein Mittel, Verhalten und Handeln zu regulieren, sondern eine Methode, das Leben vom Brennpunkt paradigmatischen (vorgelebten) Erlebens aus zu deuten ... Paradigmatisches Erleben scheint mir das Verständnis dessen zu eröffnen, was ich mit ‚Sinnentleerung des modernen Lebens' bezeichne. Diese Sinnentleerung besteht hauptsächlich im Zerrinnen archaischer Vorstellungen, in der Auflösung von Urbildern, die Jahrtausende hindurch die Lebenserfahrung der Menschheit bestimmt haben. Um einige dieser Urbilder zu nennen, erwähne ich: den Helden, den Weisen, die Jungfrau, den Heiligen, den Büßer – oder auf dem Gebiet christlicher Vorstellungen: die Taufe, das Abendmahl, das Altarsakrament, den Guten Hirten, das Kreuz, die Erlösung. Ihr Verschwinden, ohne daß etwas anderes an ihre Stelle träte, ist es, was die Zerrüttung des modernen Lebens herbeiführt.» Durch diese Sätze Mannheims dürfte deutlich geworden sein, wie recht Alfred *Weber* hat, wenn er die Restauration der Jahre 1815 bis 1850 für den Wertezerfall des 19. Jahrhunderts verantwortlich macht. Anstatt neuen Werten die Bahn freizugeben, wandte sie alle Kraft darauf, alte ramponierte Werte neu aufzubügeln. Der letzte Hort der Reaktion war hiebei aber nicht Metternich oder Friedrich Wilhelm IV., sondern – wie heute – die Kirche, die in und durch Christus die anthropologische Wahrheit besitzt, sie aber verschließt: «Ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen – ihr kommt nicht hinein, und die hineinwollen, laßt ihr nicht hinein!»

8. Als einer unter vielen, aber als der geschichtlich Wirksamste aller, die der urchristlichen Gleichheitsanthropologie im 19. Jahrhundert Bahn gebrochen haben, ist Karl *Marx* anzusehen. Zwar hat er seine Lehre von den menschlichen Bedürfnissen, die er ankündigte und auf die er seinen Sozialismus gründen wollte, nie zur Darstellung gebracht. Aber die wenigen unbehauenen Quader, die der Titan in einer

seiner Frühschriften aus der Tiefe ans Licht quälte, sind für solche, die hören *wollen*, Hinweis genug: «Der Kommunismus ist nicht als solcher das Ziel der menschlichen Entwicklung.» Der «noch gedankenlose und rohe Kommunismus» negiere die Persönlichkeit des Menschen und sei als pure Negation des Privateigentums über dessen «Niveau des Habens und Genießens noch nicht hinausgelangt», er habe insbesondere die «menschliche Natur des Bedürfnisses nicht verstanden» und sei deshalb auch «der wirklichen Aneignung des menschlichen Wesens» und damit der Aufhebung der Entfremdung nicht fähig. Marx zeigt die Verkümmerung der menschlichen Sinne durch das bürgerliche Genußleben und ruft aus: «Auf diese absolute Armut mußte das menschliche Wesen reduziert werden, damit es seinen inneren Reichtum aus sich gebäre.» Könnte man dieses Marx-Wort nicht als Motto auf das Titelblatt von Sedlmayrs «Verlust der Mitte» oder von Alfred Webers, in einzelnen Abschnitten leider pamphletistisch wirkenden Buche «Der Dritte oder der Vierte Mensch» setzen? Wir haben allen Grund, endlich der Tatsache Anerkennung zu verschaffen: So wie der deutsche Idealismus in Kant und Schiller einen urchristlichen Keim erneuerte – Gerhard Fricke hat dies vor 25 Jahren in seinem Schiller-Buch nachgewiesen –, so hat Marx – daß es halb unbewußt, nebenbei, obendrein geschah, schmälert sein Verdienst nicht – sich aus einem urchristlichen Impuls heraus jener materialistischen Philisterwelt entgegengeworfen, die – wenn sie «Gott» sagte, «Kattun» meinte. In dieser Sicht ist der Kreuzzug gegen den Marxismus nicht nur «die größte Torheit des 20. Jahrhunderts» (Thomas Mann), sondern auch das größte Verbrechen, weil er die größte Irreführung ist: *nicht Marx, auch nicht Hegel und nicht Kant, sondern die bürgerlichen Napalmchristen sind die Sargnägel des urchristlichen Geistes und rufen den Atheismus auf den Plan.*

Davon, daß der Kommunismus den urchristlichen Gleichheits- und Menschheitskeim verwirkliche, hat Marx selbst ein deutliches Bewußtsein gehabt. 1843 schreibt er in der «Judenfrage»: «Nicht der sogenannte christliche Staat, der das Christentum als Staatsreligion bekennt und sich daher ausschließend zu andern Religionen verhält, ist der vollendete christliche Staat, sondern der atheistische, der demokratische Staat ist es, der Staat, der die Religion unter die übrigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft verweist. Dem Staate, der noch Theologe ist, der noch das Glaubensbekenntnis des Christentums auf offizielle Weise ablegt, der sich noch nicht als Staat zu proklamieren wagt, ihm ist es noch nicht gelungen, in weltlicher, menschlicher Form, in seiner Wirklichkeit als Staat *die menschliche Grundlage auszudrücken, deren überschwänglicher Ausdruck das Christentum ist.* Der sogenannte christliche Staat ist nur einfach der Nichtstaat, weil nicht das Christentum als Religion, sondern nur der menschliche Hintergrund der christlichen Religion in wirklich menschlichen Schöpfungen sich ausführen kann . . . Der demokratische Staat, der wirkliche Staat, bedarf nicht

der Religion zu seiner politischen Vervollständigung, er kann vielmehr von der Religion abstrahieren, weil in ihm *die menschliche Grundlage der Religion* auf weltliche Weise ausgeführt ist.»

9. Die Verderbtheit, das heißt die ganze Scheinchristlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, tritt durch nichts krasser in Erscheinung als dadurch, daß die Millionen Gatten und Brüder, Söhne und Väter, die als stumme Zeugen menschlicher Leidensgemeinschaft in zwei Weltkriegen gefallen sind, von dieser Gesellschaft in die unterste Hel hinabgemauert und mit öffentlichem Vergessen zugedeckt werden. Wie anders könnte sich denn sonst auch ein Volk, dem die Vorsehung zweimal in *einer* Generation das frevelhaft gezogene Schwert aus der Hand genommen hat, sich in irrsinniger Verblendung ein drittes Mal daran begeben, ein Heer aufzustellen und neue Menschenopfer für die Schlachtbank vorzubereiten? Hier stoßen wir auf den zweiten Kardinalpunkt, an dem die beiden Anthropologien sich voneinander scheiden. Die heutige Gesellschaft ist eine Mördergesellschaft, die ihre Opfer gedanken- und gedenklos dem Orkus überantwortet. Deshalb sagt George *Grosz* (mit Recht): «Der Mensch ist ein Vieh.» Der Nihilismus der Kunst, der Sedlmayr so sehr entsetzte, ist nur der Ausdruck der ungeheuersten, durch nichts mehr zu bestechenden, durch nichts mehr zu erschütternden Wahrhaftigkeit. Der Künstler ist der Hofnarr, das heißt der einzige, der sich weder von Eulenspiegel noch von den Höflingen düpieren läßt: Er *sagt* «Kahle Wand!», weil «Kahle Wand» *ist*. Diese Unerbittlichkeit gerade ist der Grund einer wenn auch noch so vagen Hoffnung. Nach der Sage hatte Athen in alten Zeiten alljährlich 12 Jünglinge und 12 Jungfrauen dem kretischen Minotaurus zum Fraße zu liefern. Das war schlimm, aber *damals* gab es einen Theseus, der die Schmach empfand und sie von seiner Stadt nahm. Heute fordern die Ungeheuer des Abgrundes hunderttausendmal schwerere Opfer. *Es ist aber kein Theseus mehr da.* Und *weil* ein Theseus fehlt, darum müssen Schmach und Schande getragen, die Opfer schweigend abserviert werden. Und hier kommt die Entartung und ganze Erbärmlichkeit der Herrschaftsanthropologie von heute zum Vorschein. In ihrer glorreichen Epoche, als Herrschaft noch Herrschaft war, oblag es dem Fürsten als Ehrenpflicht, ja als ein Ehrenrecht, Sicherheit und Wohlfahrt der seinem Schutz Befohlenen zu gewährleisten. Keine Mühsal, die die Heroen nicht willig auf sich nahmen, um die Landschaft vor den Ungeheuern des Abgrundes zu schützen. Zum Dank dafür wurden die Theseus und Herakles als Sternbilder an die Himmelswölbung und als Halbgötter in den Olymp erhoben.

10. Ganz nach diesem Erlebnisschema der alten Herrschaftsanthropologie hat die christliche Kirche nun auch das Erscheinen des Christus behandelt. Einem Theseus und Herakles gleich vollbrachte er die welterlösende Tat und wurde zur Gottheit erhöht. Mit dieser Konstruktion hat die Kirche die Gleichheitsanthropologie des Jesus umgebogen und

unschädlich gemacht. Sie hat sie in ihr Gegenteil verfälscht, indem sie ihr das Grundprinzip der Herrschaftsanthropologie unterschob. Sie selbst, die Gleichheitsanthropologie, verlangte ja nicht einen Stellvertretend-Einzelnen, der für alle andern handelte, sie verlangte die selbsteigene Tat jedes einzelnen, die Metanoia, und sie verlangte den Zusammenschluß der «Zwei oder Drei» zur Gemeinde, die Christus bei seinem Weggang von der Erde feierlich stiftete. Diese Communio der Gemeinde war bei Christus dasselbe, was sie bei Äschylos oder Platon schon war: eine den Heros, den Fürsten und natürlich erst recht den Priester ablösende Potenz. Die urchristlichen Gemeinden haben diesen Tatbestand deutlich genug ausgewiesen: Nur durch ihre Communio und die von ihr ausstrahlende praktische Agape hat das Christentum in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung die Alte Welt erobert. Das Christentum in seiner späteren römischen Form dagegen ist eine grausige Vermischung von Herrschafts- und Gleichheitsanthropologie – dergestalt, daß, je mehr der Priesterstand seine Stellung befestigte, die Herrschaftsanthropologie die Vorhand gewann, bis schließlich die priesterliche Funktion geradezu darin bestand, die Laien von den Erfordernissen der Gleichheitsanthropologie, der Metanoia und der Agape, zu entbinden. An die Stelle des Wandels und der Wandlung war ein Glaube getreten, das heißt eine Bereitschaft zum Dulden, oft genug auch zum Sich-scheren-Lassen, auf jeden Fall: ein Gehorsam. Es ist kein Zufall, daß *Luther* auch an diesem zweiten Punkt die Herrschaftsanthropologie der Kirche angriff und daß Ablaßunfug den Anstoß für seinen Kampf um die Gleichheitsanthropologie des Jesus abgab. Dogmatisch ist Luther freilich nicht durchgestoßen, und erst in unserer Zeit hat *Berdjajew* mit seiner grundstürzenden Lehre vom «Schaffen» die urchristliche Position wieder erreicht.

11. Wenn die Renaissance auch den *kirchlichen* Herrschaftsbann brach, so setzte sie in gewissem Sinne den *staatlichen* Herrschaftsanspruch an dessen Stelle, und so sind die vier Jahrhunderte der Neuzeit durch einen erbitterten Fortgang des Kampfes der beiden Anthropologien gegeneinander gekennzeichnet. Da dieser Kampf bei aller Heftigkeit unter falscher Flagge, also mit verworrenen Fronten geführt wurde, kam es nicht zu klaren Entscheidungen, sondern zu wechselseitiger Lähmung – dergestalt, daß die Vertreter des Gleichheitsprinzips zwar bisher herrschaftlich gebundene Kräfte zu entfesseln, nicht mehr aber sie neu zu disziplinieren vermochten. In seinem mehrfach zitierten Buche vom «Dritten oder Vierten Menschen» schreibt Alfred *Weber*: «Das Besondere seit der Übergangsperiode ab 1500–1600 ist, daß die vitalen Mächte sich nun in evolutive Machtfaktoren wandeln, die *nach eigenen Gesetzen* weiterschreiten. So der Kapitalismus in der sozialstrukturellen Sphäre, so die auf der empirischen Wissenschaft beruhende moderne Technik, die beide miteinander die moderne Massengesellschaft heraufgeführt haben. Wir haben nicht verschwiegen, daß

diese Entwicklung die gesamte Menschheit ... an den Rand eines Abgrundes gebracht hat von einer Art, wie sie ihn bisher in ihrer Geschichte nicht kannte.» Auch der Französischen Revolution gelang es nicht, die Herrschaftsanthropologie völlig aus dem Felde zu schlagen; zwar der Feudalismus ging, aber das Bürgertum kam: in gewandelter Form, nämlich in wirtschaftlich-technischem Gewande, erhob sich im 19. Jahrhundert die Herrschaft aufs neue, und erst im Verfolg der beiden Weltkriege und dadurch, daß jetzt auch andere Erdteile mit ins Spiel gezogen wurden, erlangte die Gleichheitsanthropologie einen Vorsprung. Dabei haben die modernen Massenbeeinflussungsmittel ein derartiges Meinungsdickicht geschaffen, daß es nahezu unmöglich geworden ist, saubere Geisteskämpfe überhaupt noch zu führen. Man beachte nur zum Beispiel, welcher Mißbrauch mit dem Begriff «Freiheit» getrieben wird. Natürlich gibt es auch auf dem Boden der Herrschaftsanthropologie eine gewisse Freiheit, denn die Freiheit ist eine Tochter der Ordnung; allgemeine Freiheit kann es aber *nur* auf dem Boden der Gleichheitsanthropologie geben; da hatten die Französische Revolution, Rousseau und Kant und lange vor ihnen schon das Evangelium recht. Diese Erkenntnis wird nun aber empirisch, das heißt für unsere Augen dadurch getrübt, daß die Gleichheit auf dem Boden der Geschichte gegen ihre Widersacher dieselben Mittel einsetzt wie die Herrschaft, nämlich: außer der Idee auch die Gewalt. In diesem Punkte ist die neue Zeit einen deutlichen Schritt über die urchristliche Anthropologie hinausgegangen, indem sie erkannte: *Ohne heilige Gewalt ist die Welt nicht zu retten.** Die «Offenbarung des Johannes» hat diese Erkenntnis dem Evangelium hinzugefügt. Auch die chinesische Staatsphilosophie ist mit dem Begreifen dessen, was «heilige Gewalt» heißen kann, angefüllt. Die «Göttliche Komödie» gipfelt in der Verleihung von Krone und Mitra an den Menschen; der kaiserliche Adler ist für Dante ein heiliges Zeichen. Es gibt eine Gewalt, die aus dem Welthintergrund hervorbricht, das Brausen des Geistes, das bald im Propheten, bald in der Gemeinde seinen Niederschlag findet.

12. Der Geschichtsabschnitt von der Französischen Revolution bis heute ist durch ein Amalgam von Herrschaft und Freiheit gekennzeichnet, das *Carlyle* als widerwärtig empfunden hat: «Anstatt der Könige – Wahlurnen und Wahlrecht? Es scheint ausgemacht, daß Herrschaft und Unterordnung aus der Welt verschwinden. Doch ich würde an der Welt verzweifeln, wenn dem so wäre. Ohne Oberherren bleibt nur Anarchie übrig, das Widerwärtigste, was es gibt.» In der Tat: *das Amalgam ist Anarchie*, und Carlyle hatte recht, auf die Reinheit der

* Hier liegt zweifellos ein echtes Problem, aber auch ein Mißverständnis vor. Heilige Gewalt als «Brausen des Geistes», als «Vollmacht» (Exousia im N. T.) ja. Aber der Vollzug geschichtlicher Vorgänge führt immer auch ins Unheilige und in die «Herrschaftsanthropologie» zurück. Die weltgeschichtlichen Revolutionen zeigen doch immer dieses Doppelgesicht.

Prinzipien zu dringen. Leidvoll erlittene, vom geistigen Menschen ins Bewußtsein gehobene Anarchie ist aber bereits eine Planke zu neuem Ufer: Der Mensch in der Entscheidung am Vorabend eines neuen Aeons ist notwendig «eine Wurzel aus dürrem Erdreich» (Jes. 53); er hat «weder Gestalt noch Schöne», ist «der Allerverachtetste, voller Schmerzen und Krankheit». Darum sind die Goya und die Daumier und selbst die George Grosz gerechtfertigt. Zille-Figuren und Käthe-Kollwitz-Gestalten führen nicht, wie Sedlmayr meint, ins Nichts, sondern hinter ihnen und durch sie hindurch taucht das «Haupt voll Blut und Wunden» auf, die bange Frage

Wie bist du so erbleichet, wer hat dem Angesicht,
Dem sonst kein Licht mehr gleichet, solch Dunkel zugericht't?

Und die Antwort hat zu lauten: *Die Herrschaftsanthropologie hat es getan. Sie* ist es, die Pascal sprechen läßt: Jesus hänge am Kreuz bis ans Ende der Welt. *Welcher* Welt? Der Herrschaftswelt, der bürgerlichen Welt! Die Gleichheit wird den Menschensohn vom Kreuze herunternehmen, und sie wird Jesus Christus dem *sogenannten* Christentum entreißen. Dann könnte am Ende die Kirche – wie es übrigens ein frommer Mann wie Richard Rothe schon vor hundert Jahren kommen sah – ins Ausgeding gehen, eine Kirche, die ohnehin nach dem Wort eines erleuchteten Barthianers nichts anderes zu ihrer geschichtlichen Aufgabe hatte als: die Christen vor Christus zu – schützen.

Alfred Daniel

Der heilige Geist ist der Geist der Wahrheit; er predigt also im Herzen, vorzüglich insofern er an das, was Jesus gesprochen, erinnert, dasselbige im Herzen erneuert und immer mehr verklärt. Somit trägt also ein gläubiger Jünger Christi, oder sollte tragen, den Lehrmeister in sich selbst, so daß es ihm nicht so durchaus Bedürfnis ist, immer und immer wieder einen Prediger zu hören, der ihm alles vorsage und haarklein auseinandersetze. Es soll nicht mehr so sein, daß einer nicht weiter unterrichtet wird, darum, weil etwa derselbe leibhaftige Lehrer nicht da ist. Der Unterricht dauert fort und nur um so kräftiger, weil er nicht mehr bloß an die äußeren Ohren schallt, sondern von innen heraus geht, da denn Geist und Sinn aufgerichtet und alles einem viel klarer wird, als wenn man, durch die äußeren Worte erst veranlaßt, sich erst lange besinnen muß: «Was wollen die gehörten Worte sagen?» Denn bei diesem Lehrmeister sind's innere Anschauungen, da schaut man, was sonst gehört und gedacht wird, und begreift bis ins Innere hinein, auch wenn je und je die Worte fehlen. So sollte der heilige Geist Lehrmeister sein . . .

Blumhardt (Vater)

JA, WOHIN?

Die Initianten der Großaktion «Zürich, w
hin?» haben recht, wenn sie sagen, d
«unser Volk, aufs große Ganze gesehe
kein christliches Volk mehr sei». Wo lieg
die Ursachen dieser Tatsache? – Unseres Erachtens darin: Kirche und G
meindeglieder haben sich einander **entfremdet.** Die Kirche **entzieht** si
den Menschen in **allen entscheidenden Lebensfragen,** und die Mensch
wollen in der Kirche von der Politik verschont bleiben.

Eine **lebendige Kirche** besteht nicht mehr. – Warum?

DIE KIRCHE

**nimmt zu den brennenden Fragen um Leben oder Tod der Menschhe
vor allem im Kampf um den Frieden, der zum Zentrum des Evang
liums gehört, öffentlich nicht oder nur zwiespältig Stellung.**
**Hier folgt sie bis heute nicht Christus, sondern geht den bequemere
Weg der Welt, die jetzt am Ende ihrer Vernunft ist und am Krieg
wesen, nicht zuletzt durch die Schuld der Kirche, zugrunde zu gehe
droht.**
**Sie verkündet und verwirklicht also nur das halbe Evangelium ur
läßt deshalb ihre Gemeindeglieder und die Menschen und Völker
ihrer Ratlosigkeit und Gewissensnot ohne Hilfe.**

Wir fragen: Weshalb wurde nun auch innerhalb dieser Großaktion **dem** Thema unserer Zeit, welches ein **Hauptthema des Evangeliums** ist:

DER FRIED

ausgewichen?

Hier hätte man sich den Fragen der **Verantwortlichkeit jedes Einzelnen** ur
der Kirche gegenüber **Krieg, Militärproblem, Atomgefahr und Hunge
problem** stellen müssen. Diese Fragen gehören durchaus nicht nur in de
Bereich der Politik und Wirtschaft und zur Domäne des Staates, sonde
müssen **im wesentlichen** von den einzelnen Christen und von der chri
lichen Kirche im Sinne Jesu und des Friedeschaffens gelöst werden. Gera
die vom Kriege verschonte **Schweiz** und ihre Kirche haben hier eine ga
besondere, bis heute versäumte Aufgabe.

Die Gemeindeglieder müssen von der Kirche fordern, daß sie ins Zentru
der heutigen Menschheitsprobleme vom Evangelium her vorstößt und de
Menschen, im Hinweis auf die **Nachfolge Christi, mit Mut, Opferbereitscha
und Wahrheitsdienst** in grundsätzlicher und eindeutiger **öffentlicher St
lungnahme** und Wegweisung **vorangeht.**

Denn es geht heute nicht um «unser Leben», sondern um die **Schöpfu**
Gottes als Ganzes.

Für die Religiös-Soziale Vereinigung d
Schweiz:
Carmen Weingartner-Studer
Im Mai 1956 Werner Egli, Im Bergdörfli 11, Zürich 2/

Das Tragen «entnazifizierter» Orden und das Stuttgarter Schuldbekenntnis der Kirche

DPA meldete unter dem 12. April 1956 aus Bonn: «Orden und Ehrenzeichen dürfen wieder getragen werden, wenn das von der Bundesregierung am Mittwoch verabschiedete Ordensgesetz nach der Zustimmung von Bundestag und Bundesrat in Kraft tritt . . . Auf keinem der aus der Zeit des Nationalsozialismus stammenden Ehrenzeichen wird das Hakenkreuz oder der nationalsozialistische Hoheitsadler erscheinen.»

Aus zwei Gründen scheint mir das Tragen der Tapferkeitsauszeichnung des Zweiten Weltkrieges unzulässig.

Einmal glaube ich nicht an den Erfolg einer Ordensentnazifizierung, sahen wir doch alle die Entnazifizierung kläglich scheitern. Es wurde vier Jahre lang zügig entnazifiziert, und die Nationalsozialisten sind doch da. Nicht ein offener und ehrlicher Nazismus tritt uns entgegen – mit dem würde die Bundesregierung leicht fertig –, sondern ein nicht entlarvter, ein Nazismus, der sich selbst nicht mehr beim Namen nennt, der sich rückwärts interpretiert als «Antikommunismus», «europäisch», womöglich noch «abendländisch-christlich». So wird es auch unweigerlich mit der Entnazifizierung der Orden ausfallen. Das Hakenkreuz wird aus den Orden zwar ausgestemmt und zum alten Eisen geworfen werden, die Gesinnung aber wird bei allzuvielen nazistisch bleiben, und es werden sich diese als Verteidiger des Abendlandes fühlen und nicht, wie es recht ist, als Soldaten des Kriegsherrn Adolf Hitler, als Angreifer oder doch wenigstens Mitkämpfer in einem ungerechten Krieg, wie es nun einmal der Krieg gegen Polen, die skandinavischen Länder, Belgien und Holland einfach ist. Und eben darum geht es, daß es Angriffskriege waren, in deren Verlauf die nun wieder zugelassenen Tapferkeitsauszeichnungen verdient worden sind.

Zum andern dürfte für einen Christen das Tragen von militärischen Tapferkeitsorden, an denen in den überwiegenden Fällen Blut klebt, an sich keine selbstverständliche Angelegenheit sein. Ganz unmöglich aber müßte es für Christen sein, Orden zu tragen, die vom «Führer» Adolf Hitler verliehen wurden für Taten, die in Kriegen geschahen, die, wie wir es heute mit Bestimmtheit wissen, Angriffs-, ja Raubkriege waren. («Mein Kampf», Hoßbach-Protokoll vom Herbst 1937, Führerreden usw.) Wurde doch der Krieg in Polen und der UdSSR mit dem Ziel geführt, die Juden und erhebliche Teile des polnischen und russischen Volkes zu liquidieren oder wenigstens total zu versklaven, was dann auch, soweit es die Zeit zuließ, nach Kräften verwirklicht wurde. Sicherlich leben ehemalige Soldaten, denen ihre Orden während der

Vernichtung des Warschauer Ghettos verliehen wurden. Wer kann es diesen verbieten, daß sie die so verdienten Orden in «Ehren» tragen? Und solche «Fälle» hat es auch an andern Frontabschnitten gegeben, so im Partisanenkampf. Dürfen sich Christen mit diesen Männern solidarisch erklären, wenn auch nur dadurch, daß sie auch Orden tragen? Vor allem ist die evangelische Pfarrerschaft in Deutschland gefragt, wie sie sich hier verhalten will. *Hans Holzträger*

SCHWEIZERISCHES

Offener Brief

an den Kanton Graubünden und an die hydro-elektrische Bündner Winterenergie bedürfenden Unterlandkantone der Schweiz

Zürich, den 27. Februar 1956.

Mitbürger! Schweizer Bundesgenossen!

Hand aufs Herz! Ein Gewissensappell in Sachen gerechter Wasserkraftnutzung in der Schweiz ist fällig und im Falle des pekuniär geradezu bedrängten Kantons Graubünden akut!

Höret doch endlich auf, auf dem total falschen, weil ungerechten und deshalb unschweizerischen Wege *über Konzessionen* Wasserkräfte zu nutzen! Bei den Konzessionsverträgen kommt der Konzessionär immer «zu lang« und der Konzedent zu kurz! Das ist eine längst erwiesene Tatsache, die niemand bestreiten kann, aber vor dem Gewissen ein folgenschweres Unrecht. In aller Welt beutet man arme, hilflose Länder mittels Konzessionen nach Wasserkräften, Mineralien und Erdölen schändlich und gewissenlos aus.

So etwas sollte bei uns in der Schweiz nicht vorkommen! Graubünden, unser größter Bruderkanton, ist punkto fruchtbarem Boden in schwerem Nachteil, dafür aber mit Wasserkräften reich gesegnet. Um so mehr sollte er denselben Sorge tragen, damit sie nicht durch armselige Konzessionsgebühren und Wassersteuern verschachert werden. Ihre Nutzung sollte auf recht freundschweizerische und nicht kommerzielle Weise geschehen, und das Unterland trägt Mitverantwortung dazu! Denn:

> «Was moralisch richtig ist, das kann auch politisch nicht falsch sein, und umgekehrt: Was moralisch falsch ist, das kann auch politisch nicht richtig sein!» sagt ein Gladstone mit Recht.

Es tut selbst einem nachdenklichen, mitfühlenden, mit dem Gewissen rechnenden Unterländer von Herzen leid, zu sehen, wie ausgerechnet

unser größter und wasserkraftreichster Bruder- und Schweizer Kanton Graubünden mit seinen 7,7 Milliarden kWh pro Jahr ausbauwürdiger Winterwasserkraftenergie nach und nach ausgeraubt wird und doch arm, sehr arm dasteht! Das ist ein so schmerzlicher Widerspruch, daß er nicht länger geduldet werden darf, denn es gibt Mittel und Wege, dem folgenschweren Übelstand gründlich abzuhelfen. Abgeholfen muß werden, denn sonst führt das zu einer Katastrophe. Die geradezu erschreckende Bauernabwanderung ist ein ernstes Anzeichen davon.

Bei vertauschten Rollen: Graubünden also relativ reich, energiebedürftiges, wasserkraftarmes Industrieland, das Unterland dagegen arm, gebirgig, aber wasserkraftreich, würde – das ist so gut wie sicher – kein Unterlandkanton auch nur eine einzige Wasserkraftkonzession erteilen, die er jetzt dem Kanton Graubünden zumutet.

Die Konzession ist meines Erachtens ein von Juristen erfundener ... Trick, selbst wenn das Konzessionswesen auch gesetzlich verankert ist. Der Konzessionär wird reich, und der Konzedent bleibt bei all seinen gewaltigen Naturschätzen arm, denn Gebirgskantone haben unsäglich viel Schäden durch die Unbill der Witterung zu decken, so daß die Einnahmen aus Wasserzinsen und Konzessionsgebühren davon glatt verschlungen werden.

> «Une chose n'est pas juste parce qu'elle est dans la LOI; elle ne doit être dans la LOI que si elle est juste!» sagt ein Montesquieu mit Recht.

Wie ganz anders würde es heute um den Bruderkanton Graubünden stehen, wenn schon vor einem halben Jahrhundert – als die Brusiowerke und etwas später das Sils-Albula-Elektrizitätswerk 1910 in Betrieb genommen wurden, folgendes *freundschweizerisches*, beiden Kontrahenten gerecht werdendes Konkordat betreffend Lieferung hydroelektrischer Energie abgeschlossen worden wäre:

> Graubünden und das nordostschweizerische Unterland schließen sich zu einem Energieerzeugungs- und Energielieferungs-*Konkordat* oder Genossenschaft* zusammen, in welcher kein Partner zu kurz oder zu lang kommt, es beiden Parteien dabei wohl ist, weil das Abkommen unter Zustimmung des *Gewissens* zustande kam.
> Das *Unterland* baute *zunächst* auf eigene *Kosten* im Einverständnis mit Graubünden sukzessive die Wasserkräfte im Maße des Bedarfes aus. Graubünden bezahlte die Kosten des Ausbaues nach und nach *durch Energielieferungen* aus diesen Kraftwerken loko Kantonsgrenzen *ab* und wäre damit nach vollendeter Abzahlung der Kraftwerkanlagekosten rechtmäßiger Besitzer und Nutznießer seiner Wasserkräfte, wie es sich gehört.

---

* Dieser Gedanke einer echten genossenschaftlichen Bewirtschaftung und Nutzung, an der sich gleicherweise Gemeinden und Kantone beteiligen könnten, schiene auch uns ein verheißungsvoller Weg. D. R.

Aus den dann eingehenden *großen Einnahmen aus dem Energieverkauf ab Kantonsgrenze* hätte der *Kanton der 150 Täler* seine großen Bauaufgaben großzügig durchführen und bezahlen können. Die Rhätischen Bahnen mit ihren vielen Tunnels und Brücken, die mit sehr großen Anlagekosten haben gebaut und unterhalten werden müssen, hätten ihm keine Sorgen bereitet. Sie wären auch in relativ kurzer Zeit abbezahlt gewesen. Und fortlaufend kämen mit dem Energieabsatz ab Kantonsgrenze neue Einnahmen hinzu, um die ebenfalls fortlaufenden großen Bauaufgaben zu finanzieren.

Statt Sorgen würden die reichen Wasserkräfte dem Kanton Graubünden *wohlverdiente Freude* bringen und ihn einigermaßen dafür entschädigen, daß auf so großer Kantonsbodenfläche relativ sehr wenig landwirtschaftlich nutzbarer Boden sich befindet. Er könnte es sich leisten, den Konstantabnehmern von Energie immer billigere und damit interessantere Preise zu offerieren, gewissermaßen als Dank an das industrielle Unterland, das ihm geholfen hat, auf *freundschweizerische Weise* seinen hydraulischen Reichtum durch schmerzlose Übernahme der Anlagekosten zu erschließen und Arbeit, sinnvolle Arbeit, in die Täler zu bringen. Für die Winterzeit, wenn nicht gebaut werden kann, könnten Kleinindustrien den Einwohnern lohnenden Verdienst bringen. Das Abwandern der Bauernschaft aus den Tälern könnte gestoppt werden, weil erstens einmal die Steuerlast stark gesenkt und vielerlei landwirtschaftliche Erleichterungen eingeführt werden könnten.

Man rechne im Grauen Haus in Chur einmal aus, wieviel kWh hydro-elektrische Bündner Energie seit den letzten 50 Jahren ab Kantonsgrenze fortgeführt worden sind, und rechne den entsprechenden Geldwert aus, den die Energieabnehmer abzüglich eigener Kosten seit diesem Halbjahrhundert an Reineinnahmen hatten! Vielleicht wird man dann im Grauen Haus zu Chur nachdenklich und wird nicht mehr länger Wasserkraftnutzungspolitik via Konzessionsverleih treiben. Es wäre höchst erfreulich, wenn ein Umschwung einträte, bevor es zu spät ist.

Ernst Schönholzer

WELTRUNDSCHAU

Wiederholt sich die Geschichte! Je mehr ich über die Geschehnisse der letzten Wochen und Monate nachdenke, um so mehr verstärkt sich in mir die Überzeugung, die ich schon in der Aprilrundschau ausgesprochen habe, daß wir mit der offenen Verkündigung und begonnenen Durchführung des sogenannten *neuen Kurses der Sowjetpolitik* in eine entscheidungsvolle

Weltstunde eingetreten sind. Schon die Art und Weise, wie die «große Umstellung» in der Sowjetunion vor sich gegangen ist – ohne innere Erschütterung, ohne Druck von außen, aus freiem Entschluß und eigener Erkenntnis der führenden Schicht – ist außerordentlich bemerkenswert; die Versuche, diese Umstellung als Beweis für die Richtigkeit der Druck- und Drohpolitik der Westmächte und ihrer militärischen Großrüstungen hinzustellen, verkennen vollständig ihr wirkliches Wesen oder entspringen sogar einfach der Absicht, den Mißerfolg der westlichen «Politik der Stärke» durch Vortäuschung einer inneren Schwächung und Erschütterung der Sowjetunion zu verschleiern. Denn in Wahrheit ist ja die innere Lockerung des Sowjetregimes wie seine «Friedensoffensive» gegen außen nur möglich geworden, weil sich die Sowjetunion im Zeichen der tatsächlichen Selbstaufhebung des Krieges durch die Revolution der Militärtechnik heute sicherer fühlt als seit Jahren, freilich auch darum, weil sie alles daran setzen will, daß auch das alte Kriegs*denken*, wie es sich in den Militärrüstungen bekundet, ein für allemal überwunden und die noch immer über der Welt schwebende Gefahr eines vielleicht ungewollten Losbrechens der Kriegsmaschinerie endgültig gebannt werde.

Die Verkennung oder Entstellung der wirklichen Gründe, die zu dem «neuen Kurs» der Sowjetpolitik geführt haben (um diesen nun einmal üblichen, wenn auch nur teilweise zutreffenden Ausdruck auch hier zu gebrauchen), paßt allerdings nur zu gut in das bequeme Schema, das man sich im Westen für die Beurteilung des Sowjetregimes zurechtgemacht hat, indem man sein Wesen einfach als unmenschlich, widergöttlich, grundsätzlich gewaltgläubig erklärte. Die Tatsache, daß es sich im Innern ehrlich zu liberalisieren strebt und seine Friedens- und Abrüstungspolitik mit neuer Entschiedenheit und Folgerichtigkeit betreibt, spricht ein weiteres Mal deutlich *gegen* diese Darstellung und weist darauf hin, daß Diktatur und Terror in der Sowjetunion ein zwar falsches, aber doch nur widerwillig angewandtes Mittel im Dienst einer notwendigen sozialen und politischen Umwälzung waren und sind, ein Mittel, auf das man je eher, je lieber verzichten würde, wenn nur die Bedrohung der Revolution von *außen* her nachließe.

Der Abbau des Diktaturregiments wird denn auch ehrlich und selbstkritisch weitergeführt, nicht nur in der Sowjetunion selber, sondern auch in den mehr oder weniger von ihr abhängigen osteuropäischen Volksrepubliken. Am wenigsten bisher in der Deutschen Demokratischen Republik, in Rumänien und auch in Ungarn, am weitestgehenden in der Tschechoslowakei, wo Justiz, Armee und Verwaltung durchgreifend umgestaltet werden, mit umfassender Amnestierung politischer «Verbrecher», in Bulgarien, wo die Liberalisierung ohnehin schon seit längerer Zeit im Gang ist, und besonders in Polen, wo ein ganz neues politisches Klima entstanden ist. «1945 war unsere erste Revolution», sagte kürzlich ein führender polnischer Kommunist im

Kreise seiner Kollegen, «und dies ist jetzt unsere zweite Revolution; diesmal, so glauben wir, wird es recht herauskommen.» Der englische Labourabgeordnete Croßman, der darüber berichtet («New Statesman», 5. Mai), stellt erstaunt fest, wie frei und ehrlich heute in Polen geredet, diskutiert und reformiert werde. Überall stoße man auf eine «lebhafte Reaktion gegen den Machtmißbrauch, verbunden mit der Annahme der Revolution von 1945», die nicht rückgängig gemacht, sondern fortgesetzt werden wolle, und mit einem ungebrochenen Glauben an die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit der Sowjetunion. Natürlich stellen sich in allen Ländern des Sowjetblocks im Zuge der Neuorientierung eine Reihe ernster Probleme – zum Beispiel wie im Rahmen eines Einparteienstaates demokratische Freiheiten gesichert werden können –; aber daß in den kommunistischen Staaten Osteuropas Kräfte in Bewegung gesetzt worden sind, die nicht mehr in die früheren Fesseln geschlagen werden können, es sei denn, daß ganz außerordentliche Ereignisse eintreten – das scheint so gut wie sicher. Der gute Wille zu Liberalisierung und Demokratisierung – in *sozialistischen* Formen – ist jedenfalls «oben» wie «unten» da und wirkt sichtbar auch tief nach Mittel- und Westeuropa, ja sogar in die anderen Erdteile hinein. Ein Zeichen dafür ist auch die förmliche Auflösung der «Kominform», der Kommunistischen Internationale, die praktisch vielleicht nicht viel bedeutet, aber doch den kommunistischen Parteien in der kapitalistischen Welt größere Biegsamkeit und Selbständigkeit gibt und ihre Zusammenarbeit mit Sozialdemokraten und Linksbürgerlichen im Rahmen neuer «Volksfronten» erleichtern soll.

Die entscheidende Voraussetzung für all die angedeuteten neuen Entwicklungen bleibt freilich – wie wir immer wieder betonen müssen –, daß der *Weltfrieden* nicht nur prekär gewahrt, sondern dauerhaft gesichert und organisiert wird. Und hier gehen unsere Gedanken unwillkürlich in die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen zurück, in denen eine weithin der heutigen ähnliche Lage bestand. Auch damals nahm die Sowjetunion (unter Stalin!) einen großen Anlauf zum Abbau der Diktatur. «Es besteht kein Zweifel», so schreibt Konni Zilliacus in seinem Buch «Mirror of the Present», «daß die Verfassung von 1936 einen sehr wirklichen Versuch machte und verkörperte, einen großen Schritt vorwärts zur Demokratie hin zu kommen und die Einrichtung der Geheimpolizei ‚absterben' zu lassen.» Und er zitiert den Brief eines ungenannten «alten Bolschewiken», der seinerzeit im Pariser Organ der emigrierten Menschewiki erschienen ist, worin es heißt, in den Sowjetvölkern seien damals große Hoffnungen auf die Entfaltung der neuen Politik geweckt worden, «deren Grundlage es war, daß in den Massen das Gefühl für menschliche Würde, Achtung für die menschliche Persönlichkeit und die Ausbildung eines ‚proletarischen Humanismus' gepflegt werden müsse». Eine Reform folgte auf die andere; Partei und Regierung suchten planmäßig ihre Basis zu verbreitern und die

nichtkommunistischen Kreise zur Mitarbeit am Aufbau des neuen Staates heranzuziehen. Und was nun das besonders Interessante ist: «Es bestand», wie Zilliacus hervorhebt, «ein direkter Zusammenhang zwischen der neuen Politik der Freundschaft mit den westlichen Demokratien und dem Versuch, das innere Leben der Sowjetunion zu demokratisieren. Diese Neuorientierung war logischerweise begleitet von einem Wechsel in der Haltung der sowjetischen Kommunistischen Partei und durch sie aller anderen Parteien der Komintern gegenüber der Frage der Zusammenarbeit mit Sozialdemokraten, Liberalen und allen Antifaschisten in den westlichen Demokratien.»

Das große Ziel der sowjetischen Außenpolitik war damals, eine Einheitsfront der nichtfaschistischen Staaten gegen die Gefahr eines Angriffskrieges der nazistisch-faschistischen Mächte, besonders Hitler-Deutschlands, herbeizuführen, die sich immer deutlicher abzeichnete. Der Plan scheiterte dann allerdings vollständig; der Haß gegen die Sowjetunion war in der westlichen Welt viel zu stark und die (offene und geheime) Sympathie mit Hitlers Antikommunismus viel zu lebendig, als daß die von Moskau erstrebte außenpolitische Einheitsfront gegen den Nazismus-Faschismus und die entsprechende innerpolitische «Volksfront» in den bürgerlichen Demokratien hätte zustandekommen können. Die katastrophalen Folgen dieses Versagens kennt man; der Zweite Weltkrieg wurde unvermeidlich. Aber gerade darum ist es so nötig, immer wieder auf das Verhängnis hinzuweisen, das der bürgerlich-sozialdemokratische Antikommunismus damals nach sich gezogen hat. In den «Neuen Wegen» wurde schon früher auf das Bekenntnis Lord Robert Cecils, des konservativen britischen Staatsmannes, hingewiesen, daß den Völkern der Zweite Weltkrieg erspart geblieben wäre, wenn die Politik Litwinows (und Stalins), die eine Organisation gemeinsamer Abwehr gegen Nazismus und Faschismus aufbauen wollte, rechtzeitig angenommen und durchgeführt worden wäre. Das sollte heute erst recht anerkannt und beherzigt werden. Wie G. Vernadski in seiner «Geschichte Rußlands» (zitiert in dem Buch von Kr. Strijd, «Christendom en Communisme») zutreffend bemerkt: «Die Ehrlichkeit gebietet, anzuerkennen, daß in diesen Jahren die Sowjetunion vielleicht das einzige Land mit einer klaren und beharrlichen Politik war, und daß Litwinow einer der wenigen Diplomaten war, die sich mit ganzem Herzen dem Versuch widmeten, ein allgemeines Garantiesystem für den Frieden zustande zu bringen. Daß man auf seine Stimme nicht hörte und an der Aufrichtigkeit der Bestrebungen der Sowjetregierung zweifelte, war vor allem die Folge der allgemeinen Furcht vor dem internationalen Kommunismus.» Oder sagen wir deutlicher: des Willens, die sozialistische Revolution zu ersticken, die von Osten her den westlichen Kapitalismus bedrohte.

Mit dem Scheitern der sowjetischen Friedenspolitik scheiterte auch die innere Liberalisierung der Sowjetunion. Statt daß die Diktatur ab-

gebaut wurde, kam es zu ihrem planmäßigen Ausbau und ihrer maßlosen Übersteigerung – als vermeintlicher Abwehrwaffe gegen die äußere Bedrohung. Die Unterwühlung der Sowjetunion durch die deutsche Propaganda- und Agententätigkeit führte zu jener hysterischen Terrorjustiz, die so unendlich viel Verderben angerichtet hat, und was von den freiheitlichen und rechtsstaatlichen Reformen in der Sowjetunion noch übrig blieb, das war fast allein das geduldige Papier, auf dem die Stalin-Verfassung von 1936 gedruckt war. Soll sich all das heute wiederholen? Wird der westliche Antikommunismus aufs neue mit der Sabotierung aller Bemühungen um die Schaffung kollektiver Friedenssicherungen auch die Ansätze zur Liberalisierung der Oststaaten vernichten? Und wird so ein weiteres Mal die resignierte Behauptung bewiesen werden, das einzige, was die Geschichte lehre, sei, daß die Menschen nichts aus ihr lernten?

Neuanfang tut not Die heutige Lage ist um so gefährlicher als die der dreißiger Jahre, je mehr sich die Massenvernichtungswaffen gegenüber den vergleichsweise schwach wirksamen Kriegsmitteln von damals zur eigentlichen Gefahr für den Bestand einer gesitteten Menschheit überhaupt auswachsen. Wollen wir ihr wirklich entgehen, so bleibt es uns nicht erspart, von jener blinden Kommunistenfeindschaft gründlich abzurücken, die die Katastrophe von 1939 herbeigeführt hat, und einen neuen Weg einzuschlagen. Wir müssen vor allem den Führern der Sowjetunion zubilligen, daß sie es mit ihrer Friedenspolitik ehrlich und ernst meinen. Es sollte nicht sein, daß die Westalliierten in einem offiziellen Schriftstück, wie es die jüngste Erklärung des Atlantikrates (vom 6. Mai) ist, von «aggressiven Absichten der Sowjets in Europa» sprechen, die wie bisher, so auch in Zukunft durch Kriegsrüstungen der Westmächte vereitelt werden müßten. Es sollte nicht mehr vorkommen, daß die Westmächte, wie sie es gerade jetzt wieder taten, einen russischen Überläufer in einer Pressekonferenz auftreten lassen, um ihn «enthüllen» zu lassen, daß der russische Soldat seit 1955 «als Angreifer und nicht als bloßer Verteidiger seines Vaterlandes ausgebildet werde», daß die Sowjetregierung entschlossen sei, «die anderen Nationen so bald wie möglich zu erobern», und mit ihren Friedensbeteuerungen nur das Ziel verfolge, «den Westen moralisch abzurüsten und einen Atomangriff auszulösen». Das ist ärgste Brunnenvergiftung! Es sollte schließlich und namentlich nicht sein, daß auch unsere «neutrale» Presse nicht aufhört, von einer bloß taktischen Schwenkung der Sowjetunion zu reden, die für den Augenblick zwar einen Krieg nicht ins Auge fasse, aber vorerst einmal mit andern als militärischen Mitteln doch die «Sowjetisierung der ganzen Welt» betreibe, um dann, sofern es noch nötig sei, doch noch mit Atombomben und Fernraketen nachzuhelfen. Das sind alles nicht nur unwürdige, sondern auch verderbenbringende Methoden.

Wieviel anständiger und dem Frieden dienlicher ist da der Geist, der aus einem Aufsatz des amerikanischen Journalisten und Schriftstellers Mark Gayn in der Neuyorker «Nation» (vom 24. März) spricht, also in einem Blatt, das weder sozialistisch noch kryptokommunistisch ist, aber eben deshalb die wirklichen Triebkräfte der Sowjetpolitik ohne vorgefaßte Meinung klarzustellen sucht, um ihr dann eine überlegene, wirksame Abwehrpolitik des Westens entgegenzusetzen. Gayn findet, daß vor allem vier Faktoren zusammengewirkt hätten, um die neue Haltung der Sowjetunion zustandezubringen: 1. Das materielle Wachstum der «roten Welt», die heute über 25 Prozent der Erdoberfläche, mehr als 35 Prozent der Erdbevölkerung und etwa 30 Prozent der Industrieproduktion der Erde umfasse. 2. Die Gewinnung neuer Freunde und Sympathisanten in der Welt, wie Jugoslawien, Indien, Ägypten, Syrien, Afghanistan und Indonesien, die zusammen mit Neutralen wie Finnland, Österreich und Schweden und dem kommunistischen Block selbst die «Friedenszone» mit anderthalb Milliarden Menschen bildeten. 3. Die Erringung militärischer Gleichheit mit dem Westen durch die Entwicklung der Atomwaffen auch in der Sowjetunion. 4. Die inneren Gegensätze in der kapitalistischen Welt, die nach sowjetischer Auffassung zusehends schwächer werde und einer großen Krise entgegengehe.

Der alte Isolationismus der Ära Stalin habe so aufgegeben werden können, ja müssen; an seine Stelle sei die friedliche Konkurrenz mit der Außenwelt getreten, verbunden mit dem Bemühen, «die Welt zu überzeugen, daß kommunistische Revolutionen nicht gewalttätig und ein Krieg zwischen den beiden rivalisierenden Welten nicht unvermeidlich sein müßten». «Das große Ziel der neuen Politik ist somit der Frieden, einerlei mit welchen Opfern an Dogma, Stolz, Geld oder Material er erkauft werden muß.» Für den Westen, so meint Gayn, sei das große Problem, besonders in Asien, aber auch zum Teil in Europa, das: wie verhindert werden könne, daß die tiefe Gärung sozialer, wirtschaftlicher und militärischer Art, von der die Völker erfaßt seien, weiterhin von den Kommunisten ausgebeutet werde.

«Eine neue Politik für den Westen muß geformt werden, die den Wirklichkeiten der neuen Welt gerecht wird ... Es ist beispielsweise klar, daß angesichts der militärischen Stärke der Sowjets der Westen einen Vergeltungs- oder Strafkrieg nicht mehr länger zum Eckstein seiner Außenpolitik machen kann. Und es ist auch klar, daß er – sofern er in den Augen der nicht auf eines der beiden Lager festgelegten Millionen nicht weiter mit Krieg gleichgesetzt werden will — das beständige, ausschweifende Gerede von militärischer Rüstung einstellen muß.» «Die Tatsache bleibt bestehen, daß die neue Sowjetpolitik eine geschichtliche Herausforderung darstellt, welcher der Westen eine neuumrissene eigene Politik entgegensetzen muß ... Die Zeit ist vorgerückt, die Notwendigkeit drängt, und Verzug ist verhängnisvoll.»

Die alte Routine Lassen die Führer der Westmächte erkennen, daß sie diese Lage würdigen und die Folgerungen daraus zu ziehen entschlossen sind? Zum Teil – ja; wir denken dabei vor allem an die (gegenwärtige) Regierung Frankreichs, die fortfährt, nach Wegen aus der Sackgasse heraus zu suchen. Vielleicht darf man auch der *britischen* Regierung einiges Verständnis für die Notwendigkeit einer Neuorientierung der Westpolitik zutrauen. Sie hat jedenfalls den von ihr veranlaßten Besuch Bulganins und Chruschtschews in England dazu benützt, in achtungsvoll geführten langen Besprechungen das ganze Gelände der sowjetisch-britischen Beziehungen zu erkunden und gewisse Teillösungen vorzubereiten. Über diesen Besuch ist ja freilich unendlich viel bösartiger Unsinn geschrieben und gesprochen worden; man brauchte nur etwa die gehässig-tendenziöse Berichterstattung der «Neuen Zürcher Zeitung» zu verfolgen. Mit Recht wies der «New Statesman» (21. April) die ebenso primitive wie im Westen beliebte Darstellung zurück, die sowjetischen Staatsmänner hätten sich in Großbritannien – wie in den andern Ländern, die sie besucht haben – einfach als harmlose Europäer präsentieren und Unfrieden zwischen den Westalliierten säen wollen. In Wahrheit seien sie viel mehr daran interessiert, die Schranken zwischen *allen Großmächten* niederzulegen und so für sich selbst wie für den Westen größere Manövrierfreiheit zu gewinnen. «Im Augenblick ist London für sie der Geschäftsteilhaber Washingtons, wo sie allein eines ihrer Hauptziele erreichen können: die Beendigung des Kalten Krieges ... Was Marschall Bulganin und Chruschtschew, wie höflich auch immer, uns fragen, das ist, ob wir das Risiko eingehen wollen, mit ihnen Frieden zu schließen.» Und das stelle dem Westen die Aufgabe, seine Politik mindestens ebenso gründlich zu revidieren, wie das Moskau getan habe, und namentlich die Abrüstung fest an die Hand zu nehmen. Das aber heiße, die klassische Frage lösen, wie der Kapitalismus seine Überschußproduktion loswerden und normale Absatzmärkte finden könne, ohne auf die Herstellung von Kriegsmaterial angewiesen zu sein.

Eine schwere Aufgabe, gewiß; aber wenn der Westen ihr gegenüber versagt, so ist schwer zu sehen, wie das Wettrüsten anders als in dem gefürchteten neuen Krieg enden soll. Ob die Londoner Besprechungen zwischen den britischen und sowjetischen Staatsmännern eine wirkliche Aussicht auf ihre Lösung eröffnet hat, ist schwer zu sagen, aber dennoch unwahrscheinlich. Wohl scheint sich die britische Regierung überzeugt zu haben, daß die Sowjetunion ernsthaft ihren Handel mit England zu erweitern wünscht, daß sie eine wirkliche Entspannung des israelisch-arabischen Konfliktes sucht und daß sie bereit ist, die geistigen und persönlichen Beziehungen zwischen Ost und West zu verstärken; aber in den Fragen der Abrüstung, der Einigung Deutschlands und des Kolonialismus ist offenbar eher eine neue Fixierung der beidseitigen Standpunkte als eine eigentliche Annäherung erfolgt.

Das ist seitdem besonders hinsichtlich der *Abrüstungsfrage* in doppelter Weise bestätigt worden: durch den ergebnislosen Unterbruch der Londoner Verhandlungen des Sonderausschusses der Vereinten Nationen, die durch die Stellung politischer Vorbedingungen für die internationale Abrüstung – «freie Wahlen» in Ostdeutschland, Garantierung einer zuverlässigen Rüstungskontrolle usw. – von den Westmächten auf ein Stumpengeleise geschoben wurden, und durch das Beharren des Rates der Nordatlantischen Vertragsorganisation (NATO) auf der ungeschwächten Weiterführung der militärischen Rüstungen, zur Abwehr der Gefahr, daß die Sowjetunion ihre «Angriffsabsichten» eben doch in die Tat umsetzen könnte. Im Schoße des Atlantikrats besteht zwar je länger, je weniger Einigkeit über die Tatsächlichkeit dieser Gefahr. Es sind namentlich die Franzosen, die *nicht* mehr an sowjetische Kriegspläne glauben und – in Weiterführung der bekannten «ketzerischen» Erklärungen von Außenminister Pineau und Ministerpräsident Mollet – den NATO-Rat dazu drängen wollen, das Schwergewicht von den Militärrüstungen auf die Wirtschaftshilfe an unterentwickelte Länder zu verlegen; ein von ihnen vorgelegtes Projekt schlägt die unverzügliche Schaffung einer Organisation für «weltwirtschaftliche Entwicklung» vor, die den Vereinten Nationen angegliedert, also auch von der Sowjetunion und den andern Mitgliedstaaten der UNO getragen werden solle. Aber die von Amerika beherrschte Ratsmehrheit will von einer solchen Neuerung, die im Grunde die Abkehr vom Kalten Krieg und die Abmontierung des NATO-Militärapparates bedeutet, nichts wissen. «Die Vereinigten Staaten», so schreibt H. de Galard im Pariser «Observateur» (3. Mai),

«wollen diese Neuorientierung der NATO, deren Notwendigkeit sie, wie die andern Nationen, selber fühlen, auf das politische Gebiet beschränken. Die NATO würde danach eine Art Verwaltungsrat werden, der gemeinsam die großen außenpolitischen Entscheidungen der 16 atlantischen Länder auszuarbeiten hätte. Da aber die NATO ihrem Wesen nach keine Entscheidungsbefugnis hat, so wäre diese ihre politische Rolle mehr formeller als wirklicher Art. Was die Vereinigten Staaten an der NATO in erster Linie interessiert, das ist immer nur ihre militärische Seite, die sie keiner anderen Tätigkeitsform opfern wollen ... Alles spricht dafür, daß die Vereinigten Staaten die NATO als Werkzeug der Militärmacht erhalten wollen, die sie nötig zu haben glauben, wenn die Zeit für russisch-amerikanische Verhandlungen gekommen sei, und ihr nicht die Art Selbständigkeit zu geben bereit sind, welche die Europäer für sie ersehnen.»

So lebt und funktioniert eben der Militärapparat der NATO – dieses «plumpe, störende, vorsintflutliche Ungetüm», wie man es genannt hat – nach dem Gesetz der Trägheit routinemäßig weiter, unfähig, den wirklichen Notwendigkeiten der Zeit irgendwie gerecht zu werden. Die Kriegsrüstungen gehen mechanisch-automatisch auf allen Gebieten fort. Die amerikanischen Luftgeneräle konnten letzthin sogar verkünden, daß die Vereinigten Staaten eine thermonukleare Sprengladung für ein Fernlenkgeschoß mit Reichweite über Meere und Kon-

tinente hin entwickelt hätten, wenn es auch noch einige Jahre dauern werde, bis die neue Waffe verwendungsbereit sei. Und natürlich stehen auch die Russen nicht zurück, lassen vielmehr wissen, daß sie, wie Chruschtschew in Birmingham stolz sagte, ebenfalls «bald ein Fernlenkgeschoß mit einer Wasserstoffbombe als Sprengladung haben werden». Inzwischen rüsten die Amerikaner auch ihre europäischen, asiatischen und anderen Satelliten konsequent mit Kriegsmaterial aus und helfen ihnen, ihre Armeen auf Kriegsfuß zu bringen, rühmte doch General Taylor unlängst vor dem National Preß Club in Washington ganz offen, daß die Vereinigten Staaten außer ihren eigenen Streitkräften «direkt oder indirekt mehr als 200 ausländische Divisionen ausbilden». Besonderen Wert legen sie auf die Eingliederung Spaniens und Westdeutschlands in die atlantische Militärorganisation. «U. S. News and World Report» widmete kürzlich (20. April) dem Ausbau der amerikanischen Stützpunkte in *Spanien* einen überaus interessanten Artikel, der mit den Sätzen beginnt:

«Langsam und mit großen Kosten bauen die Vereinigten Staaten hier in Spanien ein System von Luft- und Flottenstützpunkten auf, das die strategischen Bomber Amerikas bis auf wenige Flugstunden an das industrielle Herz Rußlands heranbringen wird... Die Kosten des Projektes werden vielleicht eine Milliarde Dollar erreichen, inbegriffen die danebenher gehende Finanzhilfe an Spanien. Diese Stützpunkte werden den Vereinigten Staaten freilich nicht länger als zehn Jahre sicher zur Verfügung stehen. Nach 1963 könnte Spanien auf Grund des spanisch-amerikanischen Abkommens die Amerikaner hinauswerfen und die Stützpunkte selbst übernehmen.»

Was angesichts der Unsicherheit des Regimes Franco keine besonders erfreuliche Aussicht für die Vereinigten Staaten ist, sie anderseits aber direkt zwingt, Franco um jeden Preis am Ruder zu halten. Gegenwärtig sind nach der genannten Zeitschrift sieben riesige Stützpunkte in Spanien im Bau, zu denen später noch drei weitere kommen sollen, mit einem Personal von 10 000 bis 12 000 Mann. «Alle diese Stützpunkte liegen geschützt hinter den Pyrenäen, gedeckt durch die vorderen Verteidigungsanlagen der NATO in Deutschland und Frankreich und verhältnismäßig gesichert gegen ein schnelles Überranntwerden durch einen plötzlichen Vorstoß der Sowjets auf dem Landweg.»

In *Westdeutschland* anderseits hat der parlamentarische Kampf um die Rüstungsvorlagen mit voller Wucht eingesetzt. Die Regierung erklärt die Aufstellung einer Arme von 500 000 Mann als das strategisch unerläßliche Mindestmaß, ja sogar als eine internationale Verpflichtung, die sich aus den Pariser Verträgen und dem Londoner Schlußprotokoll ergebe – eine «Verpflichtung» freilich, die heftig umstritten ist, da sie sich nur auf eine Geheimklausel stützen kann, deren Bestehen bisher immer geleugnet worden war. (Demokratie, Volksherrschaft, in Reinkultur!) Wozu die neue Wehrmacht dienen soll, war niemals ein Geheimnis. Im Rahmen der westmächtlichen «Politik der Stärke» ist ihr eine Hauptrolle zugedacht, wenn es einmal an die Ausübung des letzten,

entscheidenden Druckes auf die Sowjetunion zugunsten der «Befreiung der gefangenen Völker Osteuropas» gehe. Der westdeutsche Außenminister von Brentano winkte neuerdings (am 10. April in einer Unterredung mit dem Korrespondenten des «Giornale d'Italia» in Locarno) deutlich genug nach dem Kreml hinüber: «Will Moskau wirklich auf den Stalinismus verzichten, dann muß es auch auf den Imperialismus Stalins verzichten und die Satellitenländer freigeben.» Das erläuterte der in Westdeutschland arbeitende amerikanische Propagandist Robert Ingrim also:

«Das wenig hoffnungsvolle Klagen um die ‚Wiedervereinigung' wird hier endlich verdrängt durch ein mutiges Bekenntnis zur Politik der Befreiung, noch dazu in der einzigen aussichtsreichen Fassung, nämlich in einem offenen Bekenntnis zur Gemeinbürgschaft aller von der Sowjetunion gefangengehaltenen Völker.» Nur in diesem Geiste könne die Forderung nach «völliger Wiederherstellung des Deutschen Reiches» in der «freien» Welt «aufrichtigen Anklang» finden, und auch das Reich könne «nie sicher sein, solange Polen und Böhmen Ausfallbastionen Moskaus sind».

Daß das hier angedeutete Programm *ohne* Kriegsrisiko (um das Mindeste zu sagen) verwirklicht werden könne, vermögen nur sehr naive Menschen zu glauben. Und in Bonn und Washington regieren bestimmt keine Naivlinge! Scott Nearing übertreibt kaum, wenn er in seinen «World Events» (April) warnt:

«Ohne Behinderung vom Osten wird ganz Westeuropa ein Militärstützpunkt werden, von dem aus die deutschen Kapitalisten, Militaristen und Politiker mit amerikanischer Unterstützung daran gehen werden, das Vaterland wiederzuvereinigen, ihre kühnen Wirtschaftspläne auszuführen und ihren politischen Einfluß weit nach Osteuropa hinein auszudehnen. Das ist der große Plan, den Washington für den dritten Weltkrieg entworfen hat: Liquidation des kommunistischen Einflusses in Europa als erster Schritt zur Wiederherstellung der Herrschaft des Westens über die ehemaligen Kolonien in Asien und Unterdrückung der Gärung und Rebellion in den Kolonialvölkern Afrikas und Lateinamerikas. Die Antwort der Vereinigten Staaten auf das weltweite Begehren der Völker nach Schluß mit der Fabrikation von Atomwaffen, nach Abrüstung und Abschaffung des Imperialismus und Kolonialismus ist das größte Militärbudget, die leistungsfähigsten Kampfflugzeuge, die zerstörendsten ferngelenkten Raketen und die gewaltigsten Flugzeugträger, die menschlicher Geist je ersonnen hat.»

Das letzte Wort zur westdeutschen Aufrüstung ist freilich noch nicht gesprochen. Wenn wir auch keine großen Hoffnungen auf die sozialdemokratische «Opposition» und auf das Zerwürfnis der Regierungsparteien mit den sogenannten Freien Demokraten und der Flüchtlingspartei setzen, so soll doch der (nur allzu stumme!) Widerstand nicht unterschätzt werden, den die Wiederherstellung der deutschen Wehrmacht und besonders die geplante Wiedereinführung des Militärzwanges weitherum im westdeutschen Volk, vorab in der jüngeren Generation, findet. Bei den Bundestagswahlen von 1957 wird dieser Widerstand Gelegenheit haben, sich geltend zu machen. Vorher dürften die Militärgesetze kaum in Kraft treten.

Natürlich stützen in diesem ganzen Kampf die Westmächte, beson-

ders die Vereinigten Staaten, aufs kräftigste ihren westdeutschen Bundesgenossen, der in ihrem europäischen, gegen den Ostblock gerichteten Militärsystem einen besonders wichtigen, vielleicht entscheidenden Platz einnimmt. Solange die NATO besteht und ihr Rüstungsprogramm durchführt, hat die Regierung Adenauer auch für *ihr* Wehrprogramm einen festen Rückhalt an den Westmächten, auf deren unbedingte Ablehnung jeglicher Abrüstung sie bestimmt zählen kann. Die Russen haben die Westmächte zwar in Verlegenheit gebracht, indem sie in der Abrüstungskommission der UNO ihre früheren Einwände gegen die westlichen Vorschläge fallen ließen und den britisch-französischen Plan für den Abbau der sogenannten konventionellen (also der nichtatomischen) Waffen vom März 1955 in allen wesentlichen Punkten annahmen, so daß einer Verständigung zwischen beiden Lagern der Weg gebahnt schien. Aber nun sind eben die Westmächte von ihrem eigenen Plan abgerückt mit der Forderung, die Russen müßten auch die Atomwaffen in ihren Plan einbeziehen, einem im voraus aufzustellenden Kontrollsystem für deren Begrenzung zustimmen und überhaupt zuerst die *politischen* Voraussetzungen schaffen, damit eine Abrüstung an die Hand genommen werden könne.

Das sind selbstverständlich nur Vorwände; die Westmächte sind selber nicht in der Lage, einen klaren, wirksamen Plan für die Kontrolle der Atomwaffenproduktion aufzustellen, und was die politischen Voraussetzungen der Abrüstung betrifft, so wäre ja gerade der Abbau der konventionellen Rüstungen eines der besten Mittel, um diejenige Entspannung herbeizuführen, die dann auch eine vertrauensvolle Abrüstung der Atomwaffen ermöglichen könnte. Der *wirkliche* Grund für die Ablehnung der sowjetischen Vorschläge ist, daß die Westmächte eben ihre weltumfassenden Militärsysteme (NATO, Mittelostpakt, Südostasienpakt usw.) um keinen Preis auflösen, sondern sie weiterhin als vermeintlich stärkste Druckmittel gegen den Ostblock behalten wollen. Solange das der Fall ist, hat auch die Regierung Adenauer einen starken Trumpf gegenüber der Opposition in der Hand*.

Die Frage ist nur, wie lange die Westmächte ihre «Politik der Stärke» noch fortsetzen können. Die Vereinigten Staaten sind dazu auf alle absehbare Zeit finanzkräftig genug; was aber, wenn England,

---

* Inzwischen hat (am 14. Mai) die Regierung der Sowjetunion mitgeteilt, daß sie beschlossen habe, die sowjetischen Streitkräfte *von sich aus* um 1,2 Millionen Mann zu verringern und auch aus Ostdeutschland 30 000 Mann zurückzuziehen. Das hat im westlichen Lager große Verlegenheit bereitet; mit allen möglichen Gründen sucht man zu beweisen, daß dies gar keine wirkliche Abrüstung sei, sondern nur eine bessere Umstellung auf den Atomkrieg und eine Maßnahme zur Gewinnung von mehr Arbeitskräften für die Industrie, so daß die Westmächte keinerlei Ursache hätten, nun ebenfalls abzurüsten. Mag dem sein, wie ihm will, so steht doch das eine fest, daß die sowjetische Maßnahme nicht ergriffen worden wäre, wenn die Sowjetunion in näherer oder fernerer Zukunft einen *Angriffskrieg* vorhätte. Im Westen hat man immer erklärt, die große Gefahr, die von der Sowjetunion her drohe, sei ihre

Frankreich und die kleineren NATO-Mitglieder ihre Rüstungslasten einmal zu schwer finden? Was wird dann aus der westdeutschen Aufrüstung? Schon jetzt stellt man in Bonn mit wachsender Beklemmung fest, daß der Wiedervereinigung Deutschlands im Sinne der Adenauer-Politik von den Westmächten gar nicht mehr die gleiche Bedeutung zugemessen wird wie früher; im britisch-sowjetischen Schlußcommuniqué zum Besuch Bulganins und Chruschtschews wurde sogar deutlich genug gesagt, daß man sich mit der Zweiteilung Deutschlands eben abfinden und inzwischen zur Lösung anderer Fragen übergehen müsse. Was soll aus der ganzen Adenauer-Politik werden, wenn das so weitergeht und sich die Westmächte mit der Sowjetunion und mit China über die strittigen weltpolitischen Fragen verständigen, ohne sich noch viel um Westdeutschland zu kümmern? Die Bonner Regierung verliert schon jetzt mehr und mehr den Boden unter den Füßen; es ist unschwer vorauszusehen, daß sie über kurz oder lang vollends ganz in die Luft zu stehen kommt. Die westeuropäischen Verbündeten Amerikas werden bestimmt nicht viel tun, um sie doch noch zu retten.

Die algerische Tragödie Wenn die französische Regierung einigermaßen von der westmächtlichen «Politik der Stärke» abrückt und vor allem Hilfe für die unterentwickelten Völker wünscht, so gewiß nicht zuletzt im Blick auf das immer unlösbarer werdende Problem *Algerien*. Nur müßte sie eben gerade hier auf den Versuch verzichten, mit immer größerem Aufgebot militärischer Gewaltmittel eine Bewegung niederzuschlagen, die längst weit über den Rahmen einer begrenzten Rebellion fanatisierter Nationalisten hinausgewachsen ist. Erfolg war ihrer Offensive bisher ohnehin nicht beschieden, obwohl sogar nach amtlichen Angaben die französischen Verluste jetzt auf durchschnittlich hundert Tote im Tag gestiegen sind. Von den «Rebellen» aber, die von den französischen Truppen, oft unter scheußlichen Greueln, haufenweise abgeschlachtet werden, sind sicherlich 90 Prozent unbeteiligte arabische Zivilisten, die zwischen die beiden Lager geraten sind und nichts weiter wünschen, als in Frieden gelassen zu werden. Je länger der Krieg dauert, um so schwieriger wird es allerdings, endlich die Verhandlungen «auf höchster Ebene» mit den Aufständischen einzuleiten, gegen die sich Paris so heftig sträubt und die

---

bedeutende Überlegenheit an *Landtruppen*, an einsatzbereiten *Mannschaften*, denen der Westen nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen habe. Nun hebt die Sowjetunion diese Überlegenheit glatt auf und behält kaum mehr soviel Mannschaften unter den Waffen wie die Vereinigten Staaten allein, nicht zu reden von England, Frankreich, Westdeutschland usw. Und dennoch fährt man fort, von der russischen Gefahr zu reden, die eigenen Rüstungen auszubauen und insbesondere auch eine neue westdeutsche Wehrmacht von vorerst einer halben Million Mann aufzustellen. Die Unwahrhaftigkeit der westmächtlichen Argumente für die Aufrüstung könnte nicht klarer erwiesen werden. Was auch die Russen tun, der ewige Refrain lautet: «Tut nichts — der Jude wird verbrannt!»

doch unvermeidlich sind, wenn Frankreich nicht ein zweites Indochina erleben will. Die Zeit drängt um so mehr, als – wie regelmäßig in solcher Lage – die maßvolleren Elemente immer offenkundiger an Boden verlieren und die «kompromißlosen» Radikalen die Oberhand gewinnen. Die Flucht von Ferhat Abbas, des Führers der gemäßigten Union du Manifeste Algérien, nach Kairo, wo er jetzt mit dem extremen Flügel der Arabischen Liga zusammenarbeitet, sollte den Franzosen Warnung genug sein, um sie zum Einlenken zu bringen, bevor es wirklich zu spät ist.

Das Gewissen des besten Teiles der französischen Nation wird denn auch durch die algerische Tragödie schwer beunruhigt, und der Ruf nach Verhandlungen ertönt aus diesen Kreisen immer stärker. «Man wird mir sagen», so schreibt Jan Czarnecki in der religiös-sozialen «Cité Nouvelle» (3. Mai),

«die Terroristen hätten angefangen, und es gehe nicht an, ihre Verbrechen ungestraft zu lassen. Ich antworte abermals, daß ich alle Gewalt verwerfe, welcher Art sie auch sei, daß aber die Gewalttätigkeit der Algerier und die der Franzosen nicht mit dem gleichen Maße zu messen sind. Der algerische Terrorismus ist der Verzweiflungsakt einer Bevölkerung, die seit mehr als einem Jahrhundert gedrückt und verachtet wird und jahrzehntelang umsonst versucht hat, sich auf gesetzlichem Wege Recht zu schaffen. Ich beklage laut diesen Terrorismus; nur bin ich nicht damit solidarisch. Wie könnte ich aber jetzt als Franzose, der also mit seiner Regierung und deren Handlungen solidarisch ist, die Greuel der ‚Rebellen' verdammen, während die französischen ‚Ordnungstruppen' solche auch begehen und dafür nicht die gleiche Entschuldigung haben? Oder sind etwa die Geiselerschießungen, die Beschießung von Zivilistendörfern mit ihren Frauen und Kindern, die Plünderungen, die Folterungen – sind das etwa keine Kriegsgreuel? ... Das Räderwerk der Gewalt verwandelt mehr und mehr den Krieg gegen das Maquis in einen Krieg gegen das algerische Volk ... Darum verlangen wir weiterhin Verhandlungen – ruhig, kraftvoll, beharrlich ... Jeder Kriegstag fordert neue unschuldige und nutzlose Opfer ... Unsere Pflicht als Menschen, als Christen ist, zu kämpfen, ohne Unterlaß zu kämpfen, bis ein gerechter, brüderlicher Frieden zustandekommt.»

Kingsley Martin erinnert in diesem Zusammenhang im «New Statesman» (12. Mai) daran, daß die Franzosen in den letzten Jahren vier große Kolonialmassaker veranstaltet hätten:

«Die Zahl der Aufständischen, die bei der Erhebung in Madagaskar nach dem Krieg getötet wurden, betrug nach den Zugeständnissen in der französischen Kammer (wenn ich mich recht erinnere) 45 000. Fast ebensoviel Algerier wurden 1945 erschossen. Etwa 20 000 Tunesier wurden am Kap Bon im Jahre 1952 niedergemetzelt, und ungefähr 40 000 Algerier und Marokkaner wurden von den französischen Soldaten im August des letzten Jahres umgebracht. Das ist, wie man sich klar machen muß, wohlüberlegte Politik. Angehörige der französischen Rechte sagen ganz offen, Thiers habe schließlich den Kommunismus für eine ganze Generation unterdrückt, indem er (bei der Niederwerfung des Kommuneaufstandes in Paris, H. K.) im Jahre 1871 einige 30 000 Arbeiter erschießen ließ, und jetzt müsse man eben vielleicht bis zu einer halben Million Araber töten, um Gesetz und Ordnung in Algerien wiederherzustellen.»

Kein Aufschrei der Empörung über diese entsetzlichen Greueltaten geht durch die Welt. Aber die Weltpresse ist täglich voll von Entrüstung über das schändliche Diktatur- und Terrorregime in der Sowjetunion, in China und anderen kommunistisch regierten Ländern!

Die Sozialisten und der Kommunismus

Doch nochmals zurück zu unserem Hauptthema – *dem* großen Thema unserer Tage auf politischer Ebene –, der Auseinandersetzung mit dem *Kommunismus*. Ich habe schon in der letzten Weltrundschau das Versagen der westlichen Sozialdemokraten, mit ihrem blindwütigen Antikommunismus, gegenüber den weitreichenden Möglichkeiten beklagt, die die Wendung in der Sowjetunion eröffnet. Die Vorgänge, die sich anläßlich der Einladung Bulganins und Chruschtschews zum Führerkollegium der britischen Labourpartei abgespielt haben, müssen dieses Bedauern erst recht verstärken. Ich spreche nicht von den persönlichen Ungezogenheiten eines George Brown, die auch Chruschtschew zu einer unbedachten Reaktion verleitet haben. Viel schlimmer ist, daß es die «verantwortlichen» Führer der Partei, vor allem der Fraktionspräsident (also nach britischem Herkommen der Anwärter auf die Ministerpräsidentschaft in der nächsten Labourregierung) bewußt auf eine politische Herausforderung und Bloßstellung der sowjetischen Gäste angelegt haben, und daß Gaitskell, ein Mann der Rechten, dabei von Bevan und anderen «Linken» kräftig unterstützt wurde. Es handelt sich um die von osteuropäischen Emigranten hergestellte Liste von 200 Sozialdemokraten, die von den Regierungen osteuropäischer Volksrepubliken widerrechtlich gefangen gehalten würden und deren Freilassung als Vorbedingung für jede Fühlungnahme zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten Mr. Gaitskell und die übrigen Labourvertreter von Chruschtschew und seinen Kollegen kategorisch verlangten. Wie konnten sich die Labourführer nur einbilden, die Sowjetregierung werde unter dem Druck einer ausländischen Partei, von dem sofort die ganze Welt erfuhr, zusammenklappen und ein «Vater, ich habe gesündigt» stammeln? *Hätte* sie es getan, so hätte sie damit nach westlicher Auffassung nur bewiesen, daß die Regierungen der Volksrepubliken einfach Marionetten des Kremls sind. Tat sie es aber nicht, so war bewiesen, daß alles Reden von innerer Liberalisierung der Sowjetunion nur ein plumpes Täuschungsmanöver ist, das durch die Labourpartei geschickt entlarvt wurde. Was auch immer die Russen tun oder lassen mochten – sie wurden auf jeden Fall für westmächtlich orientierte Leute ins Unrecht gesetzt und demaskiert . . .

Es bleibe dahingestellt, was die hinter dem Vorgehen der Labourpartei stehende Absicht war. Die *Wirkung* war sicherlich, daß die Beziehungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten aufs neue heillos vergiftet wurden – zur unverhohlenen Befriedigung der bürger-

lich-konservativen Welt, die sich die «freie» nennt. Um so nötiger erscheint es, das Gift aus diesen Beziehungen auszuscheiden und ein *sachliches* Gespräch zwischen Sozialisten und Kommunisten herbeizuführen, das von dem beiden Teilen *gemeinsamen* Boden ausgeht und eine loyale Abgrenzung der beidseitigen Standorte im Blick auf mögliche, ja notwendige verbundene Aktionen erstrebt.

Ich habe schon in der letzten Weltrundschau die Behauptung der Sozialistischen Internationale zurückgewiesen, daß es einen gemeinsamen Boden für Sozialisten und Kommunisten überhaupt nicht gebe, und dabei eine frühere Äußerung von Professor G. D. H. Cole, dem großen Oxforder Wirtschafts- und Sozialforscher, angeführt. Nun ergreift Cole zu der Kundgebung der Sozialistischen Internationale im «New Statesman» (5. Mai) selber das Wort, die Leugnung irgendwelcher wesentlicher Gemeinsamkeiten zwischen Sozialisten und Kommunisten als einfachen Unsinn bezeichnend. Gemeinsam, so stellt er fest, sei beiden Teilen, bei allen Gegensätzen von Lehre und Praxis, mindestens ein Vierfaches: Der Glaube an die Notwendigkeit des Volkseigentums an den lebenswichtigen Produktionsmitteln und ihrer Bewirtschaftung zum Wohl der Gesamtheit; der Wille, irgendeine Art Wohlfahrtsstaat mit ausgedehnten sozialen und kulturellen Diensten aufzurichten; der Kampf gegen Ausnützung fremder Arbeitskraft zu selbstsüchtigen Zwecken und für die Abschaffung arbeitslosen Einkommens; und schließlich die Überzeugung, daß die Verantwortung für die Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft in erster Linie auf der Arbeiterschaft und ihrer organisierten Bewegung ruhe.

Den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Sozialisten und Kommunisten sehen die Sozialdemokraten vor allem in der verschiedenen Einstellung zur Demokratie. «Wir glauben an die Demokratie», erklären sie, «die Kommunisten nicht.» Gut, antwortet Cole; die im Westen ausgebildeten Formen der Demokratie können, wo sie bestehen und im Volksbewußtsein verwurzelt sind, als Werkzeuge für die Begründung einer sozialistischen Gesellschaft von großer Wichtigkeit sein. Was sollen aber die Sozialisten tun in Ländern,

«wo es solche Werkzeuge entweder gar nicht gibt, oder wo sie bei weitem nicht ausreichen, um einen grundlegenden sozialen Umschwung herbeizuführen? Ist es unter solchen Umständen ihre Aufgabe, all ihre Kräfte auf die Agitation für ein demokratisches System verantwortlicher parlamentarischer Regierung zu werfen und jeglichen Versuch, den Sozialismus aufzurichten, zurückzustellen, bis es ihnen gelungen ist, ein solches System zu schaffen und die Mehrheit der Wähler und Volksvertreter für die Sache des Sozialismus zu gewinnen? Was sollen sie tun, wenn sie beim Versuch einer solchen Agitation ins Gefängnis geworfen oder hingerichtet werden, wenn ihre Organisationen zerschlagen und geächtet werden? Was sollen sie tun, wenn der Weg zur Demokratie von den herrschenden Klassen gesperrt wird? Sind sie nicht berechtigt, *unter solchen Umständen* Revolution zu machen und sie nicht nur zur Aufrichtung der Demokratie (soweit möglich), sondern auch des Sozialismus zu benützen? Und wenn sie Revolution in einer Gesellschaft machen, die niemals eine parlamentarische Regierung oder irgendeine Art Demokratie kennen gelernt hat, müssen sie

dann imstande sein, am Tag nach der Revolution plötzlich ein voll demokratisches, parlamentarisches System aufzurichten, während es in den fortgeschrittensten Ländern jahrhundertelange Anstrengungen gebraucht hat, um viel weniger als das zu erreichen? Es ist Unsinn, für die ganze Welt festlegen zu wollen, daß die parlamentarische Demokratie der *einzige* Weg zum Sozialismus sei oder daß, wo der Weg zum Sozialismus nur durch eine Revolution geöffnet werden konnte, die Sieger in der Revolution sofort ein komplettes System parlamentarischer Demokratie schaffen müßten, ob nun das Volk dafür reif sei oder nicht.»

Cole erklärt sich durchaus als Gegner einer sozialistischen Diktatur mit Einparteienregime, Erstickung der freien Meinungsäußerung und Brandmarkung jeder Abweichung von der Parteilinie als Hochverrat, wie das insbesondere in der Ära Stalin für die Sowjetunion kennzeichnend war. Aber, so fährt er fort,

«ich kann nicht sehen, wie die Russen überhaupt ihre Revolution hätten durchführen oder sie gegen die Konterrevolution und die Intervention des Auslandes hätten aufrechterhalten können, ohne zu weithin diktatorischen Methoden zu greifen. Was man ‚Kriegskommunismus' nennt, war größtenteils eine unausweichliche Folge des Bürgerkriegs und der ausländischen Versuche, die Revolution zu zerstören.»

Der Fehler sei nur gewesen, daß nach dem Ende der Kämpfe nicht stufenweise Pressefreiheit und freie Parteitätigkeit zugelassen wurde unter der Bedingung, daß sie nicht zu gegenrevolutionärer Propaganda mißbraucht würde. Die auch von Lenin verlangte innerparteiliche Demokratie wurde so zerstört, die Herrschaft einer kleinen Führergruppe aufgerichtet und die persönliche Diktatur Stalins ermöglicht. Wenn nun dieses unheilvolle System beseitigt und ein Anfang zur Herstellung einer Parteidemokratie wie zur Sicherung der Persönlichkeitsrechte gemacht werde, so gehe das weit über die bloße Überwindung des Stalinismus hinaus und eröffne die Aussicht auf die allmähliche Schaffung einer allgemein staatlichen Demokratie, wenn sie auch nicht notwendig westlich-parlamentarische Formen annehmen müsse.

Und die praktische Folgerung:

«Die Sozialdemokraten müssen bereit sein, die Freundschaftshand zu Menschen hin auszustrecken, mit denen sie, trotz allen Gegensätzen, doch so viel gemeinsam haben ... Ich glaube, 1. daß es Zeit ist, freundschaftliche Gespräche zwischen den Parteien der Sozialistischen Internationale und Organisationen wie die jugoslawischen Kommunisten, die Nenni-Sozialisten und die asiatischen und afrikanischen Anti-Imperialisten anzuknüpfen, und 2. daß es auch Zeit für die sozialdemokratischen Parteien ist, sich zu fragen, ob sie wirklich ihr Äußerstes tun, um den Sozialismus in ihren Ländern aufzurichten, und wenn nicht, *warum* das der Fall ist. Ich glaube auch, die Zeit ist gekommen, da einzelne Sozialisten und Kommunisten anfangen müssen, miteinander zu reden – sehr ernsthaft und mit so wenig gegenseitigen Vorwürfen wie nur möglich über die Fragen zu reden, die sie trennen, in der Hoffnung, daß es, wenn auch erst auf weite Sicht, gelingen könne, auf gemeinsamem Grund die Arbeiterbewegung der Welt zum gemeinsamen Kampf gegen Kapitalismus, Imperialismus und Reaktion wieder zu einigen. Denn was ist es doch zum Schluß für ein Unsinn, anzunehmen, daß eine sozialistische Welt von Sozialisten (einschließlich Kommunisten) erbaut werden könne, die mehr Zeit und Kraft an gegenseitige Beschuldigungen wenden als an die Bekämpfung des gemeinsamen Feindes!»

Wo bleibt die dritte Kraft! Ich habe Professor Coles Artikel so ausführlich wiedergegeben, weil ich es für so außerordentlich wichtig halte, daß die darin ausgesprochenen Wahrheiten – die auch wir an dieser Stelle seit Jahr und Tag vertreten – endlich an den entscheidenden Orten gehört werden und durchdringen. Weigern sich die sozialdemokratischen Parteien des Westens (und die mit ihnen verbundenen, sie tatsächlich beherrschenden Gewerkschaften) weiterhin, sie zu beherzigen, so schalten sie sich schuldhaft mehr und mehr vom Aufbau der neuen Menschenwelt aus, für die sie angeblich wirken wollen. Sie bleiben dann auch in Zukunft, was sie in den letzten Jahrzehnten geworden sind: linksbürgerliche Reformparteien, die gewiß ihre wertvolle Aufgabe haben, die sich aber aus der engen Solidarität mit den alten gesellschaftlichen Ordnungen, in die sie hineingewachsen sind, nicht mehr befreien können und in allen wirklich entscheidenden Kämpfen auf der Seite des sozialen Konservatismus, ja der weltweiten Gegenrevolution stehen. Sie überlassen damit die Welt einfach dem Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus (um es so vereinfacht auszudrücken), mit allem, was an geistigen Mächten hinter diesem Kampf steht, und sind, wie das entsprechende Christentum, aufs stärkste mitverantwortlich für die unheilvollen Folgen, die daraus entstehen mögen. Welche Kraft zum Guten vermöchten doch die sozialdemokratischen Parteien, wenn sie *wollten*, nur allein in England (wo sie immer in Reichweite der politischen Machtausübung stehen), in Frankreich (wo sie jetzt die Regierung beherrschen), in den nordischen Staaten (wo sie immer mehr *die* beherrschende Macht geworden sind) und nicht zuletzt in Westdeutschland zu werden, wo sie mit Charakter und Klarheit den ganzen Adenauer-Spuk verscheuchen und ein wirklich neues, geeintes Deutschland schaffen könnten!

Statt dessen sind sie im ganzen genommen einfach eine Partei des Kalten Krieges geworden – auf der Seite der konservativ-kapitalistischen Westmächte, in deren Ideologie und Interessen sie sich erschreckend tief verstrickt haben. Welches Verhängnis!

Die Folgen für einen *wirklich* freiheitlichen Sozialismus sind unschwer vorauszusehen. Vor allem wird die Fortdauer des Kalten Krieges, also die weiterhin mit machtpolitisch-militärischen Waffen, statt in friedlichem Wettbewerb erfolgende Auseinandersetzung der kapitalistischen mit der kommunistischen Welt, verhindern, daß sich die Sowjetunion und die andern Volksrepubliken, eingeschlossen China, so rasch und so durchgreifend liberalisieren und demokratisieren, wie das notwendig wäre. Gleichzeitig wird in den unterentwickelten Ländern Asiens, Afrikas und Amerikas, wie auch Europas selbst (Spanien, Italien, Griechenland und – Frankreich), kurz, überall dort auf der Welt, wo die soziale Umwälzung fällig ist, die Neigung zunehmen, diese Umwälzung eben nach dem Muster der Sowjetunion, Chinas, Vietnams usw. durchzuführen, weil die Entwicklung demokratischer

Kampf- und Staatsformen im Klima des Kalten Krieges und unter der Herrschaft des kapitalistischen Imperialismus einfach nicht möglich ist. Und daß in diesem ganzen weltweiten Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus, wenn er sich unter *solchen* Bedingungen abspielt, der *Kommunismus* gewinnen wird, ist nur zu wahrscheinlich. Dies schon aus *wirtschaftlichen* Gründen, um von der geistigen und kulturell-gesellschaftlichen Anziehungskraft des Kommunismus zu schweigen. Der englische Nationalökonom Peter Wiles macht in der Neuyorker «Nation» (3. Dezember 1955) darauf aufmerksam, daß

«die Produktionssteigerung in der Sowjetunion schneller vor sich geht als in jedem bedeutenden nichtkommunistischen Land, auch in der Zeit höchster Wirtschaftsentwicklung, und erst recht jetzt. Als beste Leistung einer großen nichtkommunistischen Wirtschaft während längerer Zeit kann diejenige Japans zwischen 1912 und 1937 gelten, mit einer Produktionssteigerung von 3 Prozent im Jahr. Die Sowjetunion erzeigte vor dem Krieg eine Steigerung von annähernd 5,5 Prozent jährlich und wächst seit 1948 um etwa 7,5 Prozent. In der Bergwerks- und Fertigwarenindustrie allein – und diese Zweige stehen in jeder Volkswirtschaft gewöhnlich an der Spitze – sind die Zahlen: Japan 7 Prozent, Sowjetunion 12 Prozent.

Die gewaltige Überlegenheit des Kommunismus auf industriellem Gebiet führt zu einer allgemeinen Überlegenheit auch in bezug auf das Volkseinkommen ... Mit einem Zuwachs, der um 3 Prozent jährlich schneller ist als in den Vereinigten Staaten, kann die Sowjetunion, die mit einem Volkseinkommen je Kopf von nur der Hälfte desjenigen der USA anfangen mußte, diese in 23 Jahren einholen ... Es ist nutzlos, auf das niedrige Verbrauchsniveau der Sowjetunion hinzuweisen. Der Verbrauch nimmt dort tatsächlich sehr rasch zu. Es ist keine geringe Leistung, wie hoch auch das Ausgangsniveau gewesen sein mag, daß die Sowjetunion bei leicht steigenden Löhnen die Lebenskosten seit 1947 beinahe halbiert hat.»

Wenn die Lebenshaltung in der Sowjetunion trotzdem noch verhältnismäßig niedrig sei, so komme das – bemerkt Wiles – von dem Fehlschlag der bisherigen Landwirtschaftspolitik her. Aber gerade hier, so muß hinzugefügt werden, macht die Sowjetunion die größten Anstrengungen, um das Versäumte nachzuholen; der neue Fünfjahrplan soll in höchstens drei Jahren bereits zu einer Verdoppelung der landwirtschaftlichen Produktion führen.

Mit dieser Wirtschaftsmacht im Rücken kann die Sowjetunion auf jeden Fall den Wettbewerb mit den kapitalistischen Ländern, besonders mit den Vereinigten Staaten, um die wirksamste materielle Hilfe an die unterentwickelten Länder aufnehmen. Vor wenigen Wochen erst hat die Sowjetregierung ein Abkommen mit China unterzeichnet, das eine Wirtschaftshilfe von 2,5 Milliarden Rubel und den Aufbau von 55 neuen Industrie- und Kraftwerken durch die Russen in China vorsieht. Wer aus eigener Anschauung einige der bisherigen, mit Sowjethilfe neuerstellten Industrieanlagen in China kennt, der ermißt einigermaßen, was die in großem Stil weitergehende Mitwirkung der Russen am Aufbau der chinesischen Wirtschaftsmacht bedeutet. Und ähnlich bedeutsam wird die Hilfe der Sowjetunion auch in anderen, wirtschaftlich bisher zurückgebliebenen Ländern werden, die nach Indu-

strialisierung, rationeller Landwirtschaft, Bildung und Gesundheitsdiensten förmlich hungern.

Die Vereinigten Staaten werden auf die Länge die Konkurrenz mit der Sowjetunion auf diesem Feld so wenig aushalten können wie die übrigen in Betracht fallenden Länder. «Die Amerikaner», so schreibt Paul Sweezy in der Neuyorker «Monthly Review» (Februar 1956),

«sind von den herkömmlichen Gewinn- und Verlust-Begriffen beherrscht, die von jeher die Imperialisten veranlaßt haben, die Gebiete, an denen sie interessiert sind, direkt physisch in ihre Hand zu bekommen ... Zum zweiten – und das ist kaum weniger wichtig – leiden die Amerikaner unter einem internationalen Überlegenheitskomplex, wie man es am besten ausdrücken könnte, einer Mischung von Rassenstolz, Fremdenfeindlichkeit und Verachtung für Rückständigkeit als solche – lauter natürliche ideologische Erzeugnisse eines fortgeschrittenen Kapitalismus. Sie glauben nicht an die Fähigkeiten der Völker, die in den unterentwickelten Ländern leben, und meinen tatsächlich, sie täten ihnen einen Gefallen, wenn sie ihnen sagten, wie sie ihre Wirtschaft betreiben müßten ... Die Leute, die (in Amerika) für die Auslandshilfe-Programme verantwortlich sind, denken und handeln als Kapitalisten – und werden es weiter tun, solange die Vereinigten Staaten ein kapitalistisches Land sind.»

Die Haltung der Sowjetunion anderseits gegenüber den unterentwickelten Ländern ist – im Gegensatz zu dem gedankenlosen westlichen Klischee vom «roten Imperialismus» – von ihrem *sozialistischen* Charakter bestimmt. «Kein Mensch in der Sowjetunion», stellt Sweezy fest,

«erwartet Profit von der Auslandhilfe; es gibt keine materiellen Interessen, die den Empfangsvölkern diktieren könnten, wie sie diese Hilfe verwenden müßten ... Die Sowjetbürger haben auch offenkundig keinerlei Einbildung, daß sie aus rassischen oder anderen Gründen besser seien als andere Menschen; sie stehen der Rückständigkeit selbst noch zu nahe, als daß sie dafür Verachtung empfinden könnten, und in einem sozialistischen Bundesstaat mit verschiedenen Rassen und Nationalitäten hat Rassenhochmut ohnehin keinen Platz ...

So sollte es, meinen wir, keines weiteren Beweises dafür bedürfen, daß die unterentwickelten Länder, wenn sie bei sonst gleichartigen Verhältnissen die Wahl haben, die sowjetische Einstellung zur Wirtschaftshilfe bei weitem der amerikanischen vorziehen. Die meisten von ihnen haben viele Jahre lang bittere Erfahrungen mit den kolonialen oder anderen Formen imperialistischer Herrschaft gemacht und wollen nun nichts mehr von ihr wissen, auch wenn sie als Geschenk und technische Hilfe von seiten Amerikas auftritt. Sie wollen vielmehr frei und als Gleiche in der Völkerfamilie behandelt sein. Die Sowjethilfe wird ihnen zu Bedingungen geboten, die dieses Streben achtet, die amerikanische Hilfe nicht. Schon das allein genügt fast sicher, um das Endergebnis des Kampfes zu entscheiden.»

In der Hand der westlichen Sozialisten liegt es weithin, auf dieses Ergebnis als *«dritte Kraft»* selbst Einfluß zu nehmen. Fahren sie fort, sich mit den Westmächten zu solidarisieren, so werden sie mit ihnen auch die Besiegten sein, der Kommunismus aber der Gewinner. Und doch hätten sie die große, freilich nur einmalige Gelegenheit, eine internationale Wirtschaftshilfe im Geiste eines freiheitlichen Sozialismus, wenn auch unvermeidlicherweise in Zusammenarbeit mit den kommunistischen Staaten, zu entwickeln, die sozialen Umwälzungen, auf die alles hindrängt, mit einem Mindestmaß von Zwang und Gewalt durch-

führen zu helfen, dem Kalten Krieg ein Ende zu gebieten (weil die Amerikaner ihn allein nicht fortsetzen könnten) und so die Bedingungen zu schaffen oder doch maßgebend zu fördern, unter denen sich das innere Regime der Oststaaten mehr und mehr entspannen, also der Kommunismus seines gewalttätigen Charakters entkleidet werden kann. War es zuviel gesagt, wenn wir in der Einleitung zu dieser Rundschau der Überzeugung Ausdruck gaben, daß mit der Wendung in der Sowjetunion und den dadurch erschlossenen Möglichkeiten eine entscheidungsvolle Weltstunde angebrochen sei?

11. Mai. *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Waffen des Glaubens — Waffen des Friedens!

Drei bedeutsame Bücher zum Friedenskampf

1. *George H. C. MacGregor*: «*Friede auf Erden?*» Chr.-Kaiser-Verlag, München 1955.

Diese Schrift trägt den Untertitel: «Biblische Grundlegung der Arbeit am Frieden». Der Verfasser, Professor des Neuen Testaments an der Universität Glasgow, arbeitet die Hauptfragen um den Friedenskampf heraus, die sich im Zusammenhang mit der neutestamentlichen Verkündigung stellen. Ein entscheidendes Anliegen ist es ihm, klarzustellen: «Was lehrt denn eigentlich Jesus selbst? Welche Bedeutung hat die Lehre des gesamten Neuen Testaments für diese besondere Frage des Krieges?» Er geht vor allem jenen Rechtfertigungen des Krieges nach, die sich auf bestimmte neutestamentliche Stellen berufen oder Worte Jesu mißbrauchen. Auch die oft mit so viel Tiefsinn vorgetragenen und zumeist doch nur den Unglauben und den Ungehorsam verdeckenden theologischen Lehren über «das Gesetz, das Evangelium und das Kreuz» werden an Hand der wirklichen Botschaft des Neuen Testaments überprüft und gezeigt, wie *das Evangelium und das Kreuz* sowohl die *Gabe des Friedens* (auch des Völkerfriedens) wie den *Auftrag* und den *Kampf des Friedens* in Jesus Christus so in sich tragen, daß sie zum Fundament des Glaubens und der Nachfolge gehören. Hier muß endlich die Entscheidung fallen *für Christus*, der «der Friede» ist und mit der Wahrheit und der Freiheit den Frieden bringt und zum Frieden ruft — nicht, wie es in Theologie und Kirche so lange der Fall war und noch ist, für die Hohenpriester und für Barrabas. (Vgl. dazu L. Ragaz: «Christus und Barrabas» in «Weltreich, Religion und Gottesherrschaft», Bd. 2.)

Das letzte Kapitel, «Der Ruf an die Kirche», befaßt sich mit der Lage, vor der die Kirche im Angesicht des *totalen Krieges* steht. Darin ist die Auseinandersetzung mit dem Haupt der amerikanischen dialektischen Theologie, *Reinhold Niebuhr*, besonders wichtig. Niebuhr meint, daß in der heutigen Lage «das kleinere von zwei Übeln» gewählt werden müsse, also in concreto «Krieg an Stelle von Unterwerfung unter eine Tyrannei». Ähnlich hat ja unter uns auch Paul Trautvetter argumentiert. Es ist ein ganz verhängnisvolles, sachlich unhaltbares und unwahres Argument. Verhängnisvoll, ja unwahr ist es deshalb, weil es ein heute übergroßes, ja vernichtendes «Übel» wie den totalen Krieg zu einem «kleineren Übel» umfälscht. Verhängnisvoll

und unwahr ist es, weil man vorgibt, die *Freiheit* auf diesem Wege noch wirklich und wirksam verteidigen zu können. Das Gegenteil ist der Fall. Der totale Krieg tilgt nicht nur das Leben, sondern schon *vorher* die Freiheit in der Welt aus. Die Vorbereitung zum totalen Krieg, die wir unter dem Namen «Kalter Krieg» erlebt haben, hat zur Genüge gezeigt, wie die Freiheit nicht verteidigt, sondern erstickt und aufgehoben oder verfälscht wird auch bei denen, die sich als das Lager der Freiheit ausgeben, wenn die «eherne Notwendigkeit» ins Spiel tritt, wie man sich dann auszudrücken pflegt. Nein, die Freiheit läßt sich nur gemeinsam mit der Wahrheit und dem Frieden gewinnen und neu gründen. Sie läßt sich nur in Christus gewinnen, in dem beides allein beschlossen ist: die wahre Freiheit und der wahre Friede. Wer die Freiheit heute noch mit der Gewalt und dem Krieg zusammenbringt, sorgt noch sicherer für ihren Untergang wie irgendeine Tyrannei, die noch nie und auf die Dauer mit keinem Mittel die Freiheit auslöschen konnte, es sei denn um den Preis ihres eigenen Unterganges. Nichts erträgt gerade heute die Hilfe der Gewalt schlechter als die Freiheit. Sie wird innerlich zerstört. Endgültig gibt es nur noch einen Hort, einen Begründer und einen Verteidiger der Freiheit: Jesus Christus. Er allein und nicht die Wasserstoffbombe oder irgendeine dem totalen Krieg dienende Armee irgendeines Landes vermag die wahre Verteidigung des Menschen und die wahre Freiheit aufzurichten. Verhängnisvoll und unwahr ist dieses Argument – und das ist das schlimmste –, weil sich diese Theologen doch irgendwie auf Jesus berufen möchten. Hier will der «Jünger» mehr sein als der Meister. Im Grunde streicht er den Meister mit seinem Gebot durch und setzt an dessen Stelle eine Menschensatzung. Eine solche Menschensatzung ist auch eine «reformierte Staatsauffassung», die sich so weit von der Botschaft des Neuen Testaments entfernt hat, daß sie den Menschen der Zwiespältigkeit des Kompromisses mit der Welt der Sünde, des Todes und des Kriegsmolochs ausliefert. Verhängnisvoll und unwahr ist dieses Argument, weil es nicht ein «kleineres Übel», sondern eine abgründige Dämonie, einen eigentlichen Satansdienst vertritt. Die Freiheit soll auf diesem Weg noch verteidigt werden können? Nein, die Freiheit geht auf diesem Weg gewiß unter. Das Evangelium allein (das das Schwert zurückweist!) ist der unsterbliche Same der Freiheit – nicht das Kriegführen! MacGregor sagt mit Recht, daß Jesus Christus mit diesem Argument nicht zusammenzubringen ist, daß er sich nicht in diese Wahl einspannen ließ, denn auch er mußte, wie Theologen wohl wissen sollten, an diesem Punkte eine Wahl treffen. Er hat den jüdischen Nationalismus des Zeloten mit seinem Gewaltweg abgelehnt. Der Gekreuzigte und Auferstandene weist die Glaubenden einen andern Weg – seinen Weg, den Weg des Friedens.

2. *Jean Lasserre*: «*Der Krieg und das Evangelium.*» Chr.-Kaiser-Verlag, München 1956.

Dieses Buch unseres Freundes ist ein eigentliches Kampfbuch. Hier werden die Waffen des Glaubens, die Waffen des Friedens geschmiedet, die das *biblische Zeugnis*, das *Evangelium* denen bietet, die auf seinen Ruf hören wollen. Jean Lasserre arbeitet mit großer Gründlichkeit und überzeugender Kraft die Grundfragen heraus, die das Thema: «Der Krieg und das Evangelium» aufwirft. Er hat damit, wie auch Walter Dignath, über dessen Buch wir anschließend reden werden, ein eigentliches *Handbuch* geschaffen, das eine wesentliche Grundlage für den Friedenskampf des glaubenden Christen darstellt.

In drei Teilen («Das Liebesgebot», «Die Unterordnung des Christen unter den Staat» und «Das 6. (5.) Gebot») behandelt er die ganze Fülle der Fragen, die dieses entscheidende Problem unserer Zeit und des Glaubens aufwirft. Ganz besonders durchschlagend ist seine Auseinandersetzung mit der Lehre von den zwei Reichen und der «konstantinischen Häresie», wie Walter Dignath die Unterwerfung oder Beiordnung des christlichen Glaubens zur Staatsmacht nennt. Das Reich Christi wurde dabei entweder preisgegeben oder dem Reiche des Cäsar so untergeordnet, daß Cäsar die Gebote gab und sie bis heute gibt. *Das Evangelium ist aber die Botschaft von*

der uneingeschränkten Zugehörigkeit zu dem Reiche Christi für den, der daran glaubt, und von dessen Sieg über das Reich der Welt. Wie sich der Christ unter dieser Voraussetzung zum «Staate» stellt, wird im zweiten Teil des Buches behandelt. Was in diesen vier Kapiteln: «Der Christ und der Staat», «Die Grenze des christlichen Gehorsams gegen den Staat», «Die politische Moral und die Ethik des Evangeliums» und «Die Norm des Guten» herausgearbeitet wird, gehört zum Besten, was zu dieser Frage von theologischer Seite gesagt wurde. Dazu rechne ich auch die Auseinandersetzung mit den verschiedenartigsten theologischen Verteidigern des Krieges. So zum Beispiel auch mit *Karl Barth*. Neuerdings wurde dieser auf einer Tagung der «Gesellschaft für evangelische Theologie» in Elberfeld zu diesem Thema befragt, vor allem zu dem Satz aus «Kirchliche Dogmatik IV, 2, Seite 622): «Man kann im Sinn des Neuen Testaments nicht prinzipiell, nur *praktisch* Pazifist sein. Es sehe aber jeder zu, ob er es, in die Nachfolge gerufen, vermeiden kann und unterlassen darf, *praktisch* Pazifist zu werden!» Karl Barth fügte (nach der Berichterstattung von Erica Küppers – «Stimme der Gemeinde», Heft 6, 1956) hinzu: «Das Neue Testament verkündet überhaupt nicht irgendeinen Ismus; sondern es stellt uns vor die Realität des Reiches Gottes, das heißt der *Herrschaft* Gottes. Das aber ist Jesus Christus selber, und Er läßt sich nicht auf die Formel eines Prinzips bringen. Aber kann man, von Jesus durch die Bergpredigt in die Nachfolge gerufen, etwas anderes als ein Kind des Friedens werden, überall für den Frieden eintreten? Und bedeutet das nicht praktisch die Abkehr von aller militärischen Kriegführung? Nun darf der Christ auch sagen, was die Pazifisten sagen: die Waffen nieder!» Das scheint ein neuer Ton! Dazu kommt eine Äußerung von Karl Barth an derselben Tagung zur deutschen Frage. «Karl Barth glaubt, daß es in dem geteilten Deutschland von heute für den Christen doch wohl das Gebotene sei, praktisch Pazifist zu werden. Er habe daher die Hoffnung, daß nicht nur einzelne, sondern vielleicht sogar die EKiD (das ist die «Evangelische Kirche in Deutschland» [d. Schr.] – worin sich Karl Barth sicher täuscht!) sich zu dem Satz bekennen würde: Nein, ein Kriegsmann kann heute und hier *nicht* im seligen Stande sein! Davon müßte dann auch die Soldatenseelsorge ausgehen. Das ist eine harte Sache, und man muß wohl überlegen, ob man es habe hinauszuführen. – Wenn es nun aber trotz allen Protesten bei der Bewaffnung bleibt, was dann? Dann ist die Aufgabe, denen, die die Waffen ergriffen haben, in den Arm zu fallen und sie zu hindern, die Waffen zu gebrauchen. Das bedeutet: Wir Christen müssen *alles* unterlassen, was die Spannung zwischen Ost und West vergrößern könnte. *Kampf dem Antikommunismus ist jetzt die große Aufgabe der Christenheit.* Jeder, der den Gegensatz verschärft und ein Scheit in dies Feuer wirft, macht sich der Kriegsanstiftung schuldig.» Wir freuen uns dieser Äußerung und der Übereinstimmung, die in der Beurteilung des Antikommunismus besteht.

Es bleibt aber eine Frage auch gegenüber dieser neuen Haltung von Karl Barth. Was soll dieses «nicht prinzipiell, nur praktisch» heißen? Soll es wirklich «praktisch» heißen, dann muß es für den Christen doch wohl aus dem *Glauben*, aus dem *Gehorsam des Glaubens* kommen, und wir sind mit Karl Barth darin einig, daß es sich dann nicht um einen «Ismus», sondern um die «Realität des Reiches Gottes» und um «Jesus Christus selber» und um seinen Ruf zur Nachfolge handelt. Wir meinen aber, daß diejenigen, (wie zum Beispiel auch die sogenannten historischen Friedenskirchen), die sagen, daß Jesus selber, der lebendige Christus den Krieg und den Kriegsdienst ausschließe und daß solches gerade und allein den *Glauben* zur Grundlage habe und in der *Nachfolge* hervortrete, nicht einem menschlichen Prinzipienmachen verfallen sind, *sondern dem Ruf und der Botschaft ihres Herrn gerade in dieser Frage nähergetreten sind.* Die Akzeptierung und Rechtfertigung des Krieges und des Militärdienstes durch die Kirchen ist eben doch ein Hauptelement des «Sündenfalls des Christentums», von dem G. J. Heering in seinem Buch geredet hat. Wir meinen auch, daß Karl Barth übersieht, daß es ein biblische begründetes «in principium» gibt, das sich vom ersten Blatt der Bibel durch die ganze Botschaft hindurchzieht, und sich in Jesus Christus vollendet, der spricht: «Ich aber sage euch.» Hat die Chri-

stenheit nicht gerade in dieser Frage *das Wort* ihres Herrn überhört? «Alles aber, was nicht aus Glauben geht, ist Sünde.» Hat wirklich Jesus Christus je zum Krieg und zum Kriegsdienst ermächtigt?

Jean Lasserre unterstreicht in dem Kapitel über das 5. (6.) Gebot den ganzen Ernst des Kriegsproblems angesichts des *Gebotes Gottes*. Erreicht das Gebot Gottes in Christus auch diese von der Sünde und vom Tode untrennbare Sache und zeigt uns Jesus auch hierin den Weg, nachdem er durch sein Leiden, Sterben und Auferstehen die Erlösung vollbracht hat, durch die wir in einem neuen Leben zu wandeln berufen sind? Wir glauben, ja.

Wir hoffen, aus dem Buche von Jean Lasserre demnächst ein Kapitel oder einen Abschnitt in den «Neuen Wegen» veröffentlichen zu können. Er kommt zu einem eindeutigen Ergebnis: «Ob man will oder nicht: Sich der Armee eingliedern lassen, heißt, dem Götzendienst des Mars anhängen und also Jesus Christus verleugnen. Es handelt sich hier tatsächlich um einen heidnischen Götzenkult; denn die Armee fordert ja die völlige Abdankung meines Willens und meines Urteils – und das ist eine andere Abdankung als die vor Christus –, weil sie ja «alle moralischen Normen verfälscht». Sie gründet sich auf das antichristliche Prinzip, wonach der Zweck die Mittel heiligt, und sie fordert einen Pseudoglauben, ein optimistisches Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Menschen, als ob das Gute aus dem Bösen, das sie tut, hervorgehen würde. Wenn der totalitäre Paganismus mit dem christlichen Glaubensgehorsam unvereinbar ist, dann ist es der militärische Paganismus ebenfalls.

Dagegen glauben wir, daß ein Christ keinen Grund hat, sich zu weigern, an der gewaltlosen, das heißt nicht-tötenden, nicht-militärischen Verteidigung seines Landes teilzunehmen. Und im Schlußwort sagt er: «Wird man uns sagen, die antimilitaristische These bringe die Kirche an das Kreuz? Ohne Zweifel tut sie das! Aber das eben würde ja der Ruhm der Kirche sein! Heute aber ist sie mit ihrem verfälschten Evangelium des Kreuzes und des Ruhmes beraubt! . . .

Viele rüsten sich in dieser Zeit mit großem Ernst, das Christentum zu verteidigen. Wir glauben, es ist nötiger, es zu leben.»

3. *Walter Dignath: «Kirche – Krieg – Kriegsdienst.»* Herbert Reich, Evangelischer Verlag, Hamburg-Volksdorf 1955.

Wir haben schon vorhin auch dieses Buch als Handbuch des Friedenskampfes, der sich auf Christus gründet, bezeichnet. Man könnte noch besser sagen – es handelt sich um ein *Arbeitsbuch*, worin uns der Verfasser in das Ringen um *die* Grundfrage unserer Zeit, um die Existenzfrage unserer Welt hineinnimmt und vor allem auch die *geschichtlichen* und geistigen Hintergründe des großen Versagens, der großen Sünde der Christenheit aufhellt. Diese Stimme erhebt sich, und das ist etwas Bedeutsames und Hoffnungsvolles, in Deutschland, wo der Friedenskampf immer eine schwere, scheinbar aussichtslose Sache war. Der Verfasser gehört zu jenem im besten Sinne aktiven Kreis der Bekenntniskirche, der aus der Auseinandersetzung mit dem Hitlerreich sich kein Ruhmesblatt gemacht hat, sondern zur *Neubesinnung* in den entscheidenden Fragen des christlichen Glaubens, der christlichen Existenz, sich gedrängt wußte und nicht nur rasch und vergeßlich von «Umkehr» in Kundgebungen redete, sondern den Weg der Umkehr, der immer zur frohen Botschaft vom Reiche Gottes und seinem Christus gehört, zu gehen versucht. So ist es hier zu jener Neubesinnung gekommen, die in Schweizer religiös-sozialen Kreisen schon vor und mit dem Ersten Weltkrieg einsetzte und in ihren Fragestellungen sich nun eben doch immer mehr als ein erster *Weckruf* an die Christenheit erweist. Ein Weckruf will auch dieses Buch sein. Walter Dignath gibt im Vorwort darüber Auskunft: «Die Offenbarung der Atomkriegstechnik hat den Glauben vieler Zeitgenossen an den Krieg als ein hartes, aber letztlich doch positives politisches Mittel ins Wanken gebracht. Damit werden wir auf eine unerwartete, unbeabsichtigte, neuartige und ja wohl auch beschämende Weise an das klare Zeugnis des Evangeliums gegen Gewalttat und Krieg erinnert.

Es ist allerdings nicht zu erwarten, daß das Entsetzen vor dem genociden Krieg auch zu einer wirklichen Absage an den Krieg und seine Voraussetzungen (zum Beispiel Wehrdienst) führt. Die Angst vor dem Krieg gebiert neuen Krieg, die totale Angst den totalen Krieg. Nur dort, wo das nicht aus, sondern zu uns kommende göttliche «Fürchte dich nicht» gehört und geglaubt wird, kann der Weg vom Kriege hinweg und zum Frieden hin gefunden und gegangen werden. Als die Erschrockenen, die die Stimme des Guten Hirten ruft, sind wir auf diesen Weg gestellt, der Friede heißt. Jesus Christus selber ist dieser Weg für uns. Es beirrt uns nicht, daß es auch für uns ein neuer, bisher von uns nicht betretener Weg ist, der uns noch 1939 bis 1944 verborgen war. Unser Gewissen schlief im Bett ehrwürdiger abendländisch-christlicher Traditionen, die bekanntlich um die Rechtfertigung des Krieges oder bestimmter Kriegsformen nicht verlegen sind. Aber die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf: Römer 13, 1ff.»

Walter Dignath erarbeitet nun vor allem die geschichtlichen Quellen und Hintergründe, die zu diesem Fehlweg der abendländischen Christenheit führten. So gliedert sich das Buch zunächst in die vier Kapitel: «Kirche und Militärdienst in der Zeit vor Konstantin», «Der ‚gerechte' Krieg als Verteidigungskrieg», «Der ‚gerechte' Krieg als heiliger Krieg» (Kreuzzüge usw.), «Der Krieg als ‚geschichtliche Notwendigkeit'». Dem schließen sich die zwei Kapitel der Auseinandersetzung und Neubesinnung an: «Krieg als Schicksal?» und «Der Friede und wir Christen». Beim Lesen dieses Buches wird einem neben anderm erneut klar, welch verhängnisvolle Rolle die Theologie und die Theologen in der Geschichte der Sache Christi und vor allem in dieser Frage gespielt haben. Unter den Jüngern gab es einen Verräter, einen Verleugner und unendlich viel Schwachheit, in der Kirche aber ist die Zahl der theologischen Überläufer zu Cäsar und zu den Wegbereitern der Kriegsideologie Legion! Auf der ganzen «Kirchengeschichte» liegt der düstere Schatten dieses Verrates. (Vgl. dazu auch: L. Ragaz: «Die Geschichte der Sache Christi».)

Was die Frage der Dienstverweigerung in der frühen Kirche betrifft, so hat Walter Dignath recht, daß sie eine geschichtlich viel bedeutsamere Rolle gespielt hat, als die theologischen Forscher in ihrer Voreingenommenheit wahrhaben wollen. Wir haben das auch bei der von uns besprochenen Schrift von Bienert bemerkt. Ein gründliches Quellenstudium macht das ganz offensichtlich. Dignath sagt dazu: «Allein die nüchterne Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge zeigt uns doch unausweichlich, wie ernst jene Dienstverweigerungen zu nehmen sind, die ja überwiegend mit der Hinrichtung des Dienstverweigerers endeten. Die Soldatenmartyrien stehen nicht am Rande, sondern im Zentrum der Märtyrergeschichte. Aus ihren Akten ist zu ersehen, daß jenen Christen die Diskrepanz zwischen Christenglauben und Soldatenberuf, zwischen Gott und dem Kaiser, zur existentiellen Frage des Glaubensgehorsams geworden ist, die sie durch die Militärdienstverweigerung beantworten. Dies hat für sie die Bedeutung, daß sie damit die Umkehr zu Gott vollziehen, die völlige Auslieferung und Hingabe an den Herrn aller Herren und König aller Könige. Das bisherige, an sich tadellose, in der Schlacht bewährte, ehrenvoll ausgezeichnete Soldatenleben kann nun als ein «errare in vana militia» (Irrweg im nichtigen Militärdienst) bezeichnet werden. Alle jene Militärdienstverweigerungen stehen unter dem Zeichen: Niemand kann zwei Herren dienen. Denn der militärische Dienst verlangte absoluten Gehorsam, bedeutete absolute Bindung. Das, was den Dienstverweigerern unvollziehbar war, war nicht nur der Kaiserkult als solcher, wenn sein geforderter Vollzug auch meist den Anlaß gab. Vielmehr ist es die mit dem Soldatenberuf – symbolisiert durch die Ablegung des unbedingten Fahneneides (sacramentum!) – gegebene unbedingte Bindung an den Kaiser, an das Säkulum, was die unbedingte Bindung an Gott ausschließt. Nicht vom Gebot «Du sollst nicht töten!», sondern vom Gebot «Du sollst nicht andere Götter neben mir haben!» wächst die Entscheidung. Dann aber genügt die Verweigerung des Kaiseropfers nicht, sondern auch das Töten fällt nun mit darunter. Nicht das Töten macht einen gottlos, sondern der Gottlose tötet; er muß es, weil er Gott nicht hat. Nicht vom Tun, sondern vom Sein her sind jene Militärdienstverweigerungen zu verstehen. Ihr geistliches Motiv kehrt immer wieder:

Non possum militare, non possum malefacere, quia Christianus sum (Ich kann nicht Militärdienst tun, ich kann nicht Böses tun, denn ich bin Christ).»

Was dann nach dieser Zeit, das heißt mit der «konstantinischen Häresie» einsetzt, ist wirklich eine fortlaufende Geschichte des Abfalls von Christus. Es ist erschütternd, diese Tatsache so dokumentiert an dieser entscheidenden Frage vor sich zu haben, und Walter Dignath zeigt, wie dieses unselige geschichtliche Erbe sich bis in unsere Zeit auswirkt. Dieses Buch sollte in recht vielen *Arbeitskreisen* solcher, «die mit Ernst Christen sein wollen», durchgearbeitet werden. Walter Dignath hat jedes Kapitel am Schluß mit *Thesen* versehen, die in die *Richtung* weisen, die die Gemeinde Christi einschlagen muß, wenn ihre Botschaft glaubwürdig werden soll.

Albert Böhler

Schalom Ben-Chorin: «Die Antwort des Jona, Zum Gestaltwandel Israels.» Herbert-Reich-Verlag, Hamburg. Mit einem «Wort über Schalom Ben-Chorin und sein Werk von Max Brod».

Die Kapitel lauten: 1. Gericht und Gnade. 2. Israel und die Diaspora. 3. Religion, Staat und Gesellschaft. 4. Gesetz und Freiheit. 5. Bibel und Tradition. 6. Das Licht der Völker. 7. Das Ziel der Geschichte.

Es ist uns immer wieder schmerzlich, daß wir Umstände halber gerade Bücher und Schriften, deren Inhalt wesentliche Fragen stellen, und zwar Fragen, die uns am brennendsten bewegen, vorläufig nur so flüchtig und völlig unzureichend besprechen können. Ein kurzer Hinweis möge hier wenigstens auf das vorliegende Buch aufmerksam machen. Der Autor des Buches wird in Kürze unter uns weilen, und wir werden Gelegenheit zu persönlicher Aussprache haben. Wir hoffen und nehmen es uns vor, dann später in den «Neuen Wegen» auf die grundlegenden Fragen, die das Buch und darüber hinaus das Israelproblem aufwerfen, zurückzukommen und eingehender darüber zu sprechen. Wir sind anläßlich unserer Jahresversammlung vom 4. März 1956 durch das bewegende Referat von Frau *Gertrud Kurz*, die alle wesentlichen Probleme aus eigener Anschauung und intensiver Beschäftigung damit uns darstellte, wiederum aufgerüttelt worden. Nun führt uns das vorliegende Buch in klarer Weise ins Problem des heutigen Juden und seiner Stellung in und zu Israel, zur engern und weitern Umwelt, zum Christentum und zur heutigen Lage seines Staates und Landes ein. Die Antwort des Jona: «Ich bin ein Hebräer und fürchte den Herrn, den Gott des Himmels, welcher gemacht hat das Meer und das Trockene» wird zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Ausführungen gemacht, und es werden in eindrücklicher Weise die verschiedenen Aspekte des früheren und des heutigen Judentums an Hand von Zitaten und eigener Gedankenarbeit fragend und hinweisend bedacht und vor den Leser hingestellt. Es ist wichtig, daß das Buch viele Leser bekommt und vor allem solche, die sich nun, wie wir es tun wollen, damit gründlich auseinandersetzen. Es ist darin der *jüdische Mensch* angesprochen, aber ebensosehr der *christliche Mensch*. Vor allem *dieser* muß aufhorchen, weil er hier spürt, daß er gerufen wird und daß ein Weg zur Vereinigung der beiden Ströme gesehen und gegangen werden will. Er muß aber auch aufhorchen, weil unseres Erachtens der Anruf an den Christen insofern kein klarer ist, als Ben Chorin ein reines, vollkommenes Judentum einem verfälschten und unechten Christentum gegenüberstellt. So kommt er dann zu «schiefen» Urteilen über das, was Christus war und was wir als wahres Christsein sehen und vertreten. Was er zum Beispiel über die Beschränkung der Erlösung seitens Jesu Christi sagt und wie er ihr das Sehnen der Juden nach voller Erlösung gegenüberstellt – darüber müßte man eingehend mit ihm ins Gespräch kommen. Gewiß, wenn Christen meinen, als «erlöste Seele inmitten einer unerlösten Welt» verweilen zu können, ohne die echt jüdische Sehnsucht nach «der völligen Erlösung von Leib und Seele, Schöpfung und Kultur» – dann müssen sie «anstößig» werden dem Juden, der das Ganze und Absolute will. Aber der *wirkliche* Christ will ebensosehr die ganze Erlösung, die ja aber von Jesus vorgegeben ist, in seiner Person sich erfüllt hat, die sich weiterhin entfaltet, die wird und kommt und da ist, soweit der Mensch sich ihr

öffnet und Jesus nachfolgt. Wir *wollen* und sollen ja mitarbeiten am Reiche Gottes auf Erden, so wie die Juden arbeiten und das Gesetz tun wollen, aber wir alle könnten es nicht so, wie Gott es will, wenn Jesus nicht gekommen wäre und uns als Bruder hilft und mit uns wirkt. Denn gerade Jesus Christus wollte das Reich Gottes auf Erden errichten und hat es verkündet, ersehnt, in seiner Person erfüllt und unter uns aufgerichtet. Nun muß es sich vollenden, und wir sind hier Diener am Werk, das Gott allein tun kann, aber nur, wenn wir Menschen bereit und willig dazu sind. Das Warten wird zum Tun, das Tun ist Hoffnung und Glaube, im Geiste und im Fleische. Hier *könnten* sich echte Christen und echte Juden treffen, wenn sie nur *wollten*. Ben Chorin erwähnt Leonhard Ragaz und seine Bedeutung für die Juden. Aber wir bedauern, daß dies eigentlich doch nur am Rande geschieht und daß Ragazens Schau und prophetisches Wort in der Frage Judentum-Christentum (vor allem ausgedrückt in seinen beiden Schriften «Judentum und Christentum» und «Israel, Judentum, Christentum») nicht mächtiger gerade in dieses Buch hineinwirkten. Wir glauben, daß dann manche, ein Mißverstehen Christi beweisende Sätze nicht möglich gewesen wären. Diese wenigen Andeutungen mögen für diesmal genügen.

Was nun die furchtbare und vielleicht vieles entscheidende Frage des heutigen Konfliktes zwischen Israel und den arabischen Staaten betrifft, so müssen wir das, was Ben Chorin darüber sagt, selbst noch weiter bedenken. In unserm Dezemberheft 1955 haben wir einiges auszudrücken versucht, was uns bewegt. Aber immer weiter müssen wir um diese Frage ringen. Es ist Tatsache, daß die Araber das Wort «Zion» hassen. Sie verstehen den Sinn nicht, noch nicht – ob die Christen es ihnen nicht echt und gottesmächtig verkündet haben? Ob manche Juden, manche Israeli im besondern, es heute nicht auch zu eigenmächtig, zu eng verstehen und zu nationalistisch-provozierend ausrufen? Gewiß, wie Ben Chorin, Luther zitierend, sagt, soll man das Wort nicht unterdrücken – aber vielleicht sollte man es aufsparen, vorläufig nur innen glühen lassen in lauterem Feuer, während man mit demselben Feuer das Anliegen der Araber da, wo es seinerseits echt und legitimiert ist, sieht, erkennt, anerkennt und fördert. Das würde sicher dazu führen, daß den Arabern das Wort und der Begriff Zion – und dazu müßten auch echte Christen beitragen! – im wahren Sinne ein geistiger Ort würde, zu dem *alle* Völker pilgern und hinziehen sollen und können, ein Ort, wo Platz ist für alle. Die Liebe zu Zion muß sich bewähren und eben doch zuerst bei den Juden, und wenn die echte Zionsliebe glüht, werden alle, die nach Zion streben, den rechten Weg finden. Dafür beten wir, dafür beten diejenigen Christen, die das jüdische Volk lieb haben und sich bewußt sind, daß es nur *einen* Gott gibt, der uns aber menschennahe war und ist in Jesus Christus.

Wir möchten unsern Lesern das Buch sehr empfehlen und werden es selber für eine Zeit mit uns tragen und zu verarbeiten suchen im Sinne der Worte, die Ben Chorin am Schluß ausspricht: «Der Quell des lebendigen Wassers ist Israel anvertraut. Nicht aber als ein Born eigner Erquickung allein – sondern als Wasser des Lebens für alle, die danach dürsten.»

Carmen Weingartner-Studer

. . . Judentum und Christentum müssen nun lebendig werden, müssen sich nach der eignen Wahrheit strecken; so allein können sie zusammenkommen . . .

. . . Wir können uns viel mehr als bisher umeinander bekümmern, und zwar nun nicht mehr bloß auf der Peripherie, im Kreise des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, sondern in bezug auf das Zentrum, das Innerste, die Seele selbst. Wir sollen es tun in Achtung und Liebe. Es mag daraus dann wieder Kampf entstehen, aber

dieser Kampf wird eben nicht mehr den Charakter des Hasses, der Verleumdung und Gewalttat tragen, sondern ein geistiges Ringen um die höchste Wahrheit sein. Daß dabei das *Christentum* vorangehen muß, scheint mir selbstverständlich zu sein. Denn es hat die größere Schuld an der Entfremdung, sein Sündenkonto ist soviel schwerer belastet. Wir müssen dem Judentum nicht nur volle Gerechtigkeit und Freiheit in allen Lebensbeziehungen gewähren, sondern noch mehr: seine *Seele* zu verstehen suchen! Erst wenn er an den Jüngern Christi etwas von dem Wunder der Liebe Christi erlebt, wird der Jude sich fragend und erwartungsvoll der Quelle dieser Liebe, Jesus, dem Christus, zuwenden und wird die Schranke fallen, die der Fluch der Jahrhunderte aufgerichtet hat ... .

(Aus Leonhard Ragaz, «Judentum und Christentum»)

An unsere Leser!

Zu unserem Flugblatt. Auf dem Programm der Großaktion «Zürich – wohin?» waren die folgenden Themen vorgesehen: 1. Zürich – wohin?; 2. Wohin in der Ehe? 3. Wohin in Erziehung und Familie? 4. Wohin im Zusammenleben? 5. Wohin in Beruf und Arbeit? 6. Wohin in Wirtschaft und Politik? 7. Wohin mit unserem Leben?

Da das Thema «Der Friede» fehlte, haben wir im Sinne unseres Friedenskampfes im Namen der Religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz die Frage darnach gestellt und sie auf dem Wege korrekter Flugblattverteilung an die Menschen, die an der Großaktion teilnahmen, heranzubringen versucht. Zu einer Diskussion über den Inhalt des Flugblattes sind wir gerne bereit, sowohl in den «Neuen Wegen» als in persönlichen Begegnungen.

Jahresversammlung. Ein eigentlicher Bericht über unsere Jahresversammlungen vom 3. und 4. März muß leider aus Platzgründen ausfallen. Das Referat von Frau Gertrud Kurz wird in der Besprechung des Buches «Die Antwort des Jona» von Schalom Ben-Chorin im vorliegenden Heft erwähnt. Die Jahresgeschäfte wurden ohne weiteres erledigt. Die Diskussion über verschiedene Probleme unserer Arbeit, der «Neuen Wege» und andere Fragen war rege, und wir hoffen, auf einiges noch zurückkommen und einige Anregungen verwirklichen zu können. Vor allem wird uns das Ende des Jahres bevorstehende Jubiläum des fünfzigjährigen Bestehens der «Neuen Wege» Anlaß dazu geben.

Die Redaktion

Worte von Leonhard Ragaz*

Im Kampf um den Frieden

Wir vertreten, so gut wir's vermögen und verstehen, in diesem Kampf der Weltreiche auch ein *Reich*, aber das Reich, das *über* ihnen allen liegt, das *gegen* sie alle und *für* sie alle ist. Das scheint uns der beste Dienst, den wir ihnen an unserem bescheidenen Teile tun können. (1914)

Der Dämon des Nationalismus

Der *Nationalismus* hat sich als eine der Hauptursachen des Weltbrandes erwiesen. Daß dieser nicht mit *Vaterlandsliebe* zu verwechseln ist, haben wir in diesen Blättern so oft und so gründlich gezeigt, daß wir es nicht nochmals zu zeigen brauchen. Wenn jemand uns Antipatriotismus vorwirft in dem Sinne, daß wir den Zusammenhang mit dem Vaterland und die Arbeit für es vernachlässigt, gering geschätzt oder verächtlich gemacht hätten, so spricht er mit oder ohne Absicht die Unwahrheit. Im Gegenteil: wir haben die Erlösung der wahren, heiligen, sich im Dienen vollendenden Vaterlandsliebe vom Patriotismus der eitlen Selbstbespiegelung und des Hochmuts gegen andere Vaterländer, der im Grunde bloß Egoismus ist, gepredigt. Wir kehren nur das übliche Verhältnis um: nicht werden nach unserer Ansicht die Völker wahrhaft groß dadurch, daß sie zuerst sich selbst dienen, sondern dadurch, daß sie in den Dienst der sittlichen Idee treten, die zugleich die menschheitliche ist. Es gilt für die Völker die gleiche Ordnung wie für die Einzelnen: «Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden.» Und was die neu gefundene Formel betrifft, daß man zuerst dem eigenen Volke dienen müsse, wenn man dem Gottesreich dienen wolle, so haben wir bisher im Neuen Testament gelesen: «Trachtet *am ersten* nach dem *Reiche Gottes* und seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches zufallen.» Wir gedenken bei *dieser* Lesart zu bleiben.

Damit schwimmen wir gegen den Strom. Das wissen wir genau. Wer meint, das sei die rechte Theologie, jeweilen die Laune und Lust oder auch den Rausch der Welt in eine theologische Formel zu übersetzen und damit zu weihen, der mag nun Nationalist sein. Wir aber meinen, es sei gerade jetzt die von Gott gestellte Aufgabe, den Nationalismus als furchtbaren Wahn zu bekämpfen. Er hat die Welt in den Abgrund gestürzt, er soll es nicht noch einmal tun. Das ist, was uns die Katastrophe predigt.

---

* Diese Worte behandeln den Kampf um den Frieden. Des Platzes wegen müssen wir den zweiten Teil davon ins nächste Heft hinübernehmen.

Gegen den Haß

Wir werden dafür arbeiten, daß die Völker lernen, einander zu verstehen, zu achten und zu lieben. Damit zerstören wir eine der stärksten Wurzeln des Krieges. *Denn das ist gewiß: die Völker können nur so lange Krieg führen, als sie sich gegenseitig für schlecht halten, und sie machen sich unwillkürlich schlecht, um überhaupt zur Kriegsstimmung zu gelangen.* Für Menschen, die auf jene Höhe wahrhaft menschlichen Denkens gelangt sind, die wir im Auge haben, ist der Krieg unerträglich. Sie können ihn noch äußerlich mitmachen, aber er tötet beinahe ihre Seele. Das wissen wir von vielen Edlen, die im heutigen Kriege sind.

Ein entscheidender Kampf für den Frieden

Daß ein entscheidender Kampf für den Frieden einsetze, ist jetzt das eine, was not ist. Davon hängt meines Erachtens nicht mehr und nicht weniger ab als die Zukunft des Abendlandes und der Christenheit, ja vielleicht nicht nur der Christenheit, sondern des Christentums, wenn nicht sogar dessen, was mehr ist als das Christentum; die ganze neue Welt, zu der uns durch die große Katastrophe die Pforten aufgetan sind, geht verloren, wenn nicht hinter das Vergangene ein fester Strich gesetzt wird und eine gewaltige Macht überall aufsteht, die erklärt: «Es darf keinen Krieg mehr geben.» Wenn das nicht geschieht oder nur halb geschieht, wenn dann ein Friede geschlossen wird, der nur der Anfang neuer Kriegsrüstungen ist oder im besten Fall ein Friede der Ermattung, ohne Friedensgeist und Friedenswillen, dann kommt nichts von dem großen Guten, das allein dem großen Übel, das jetzt geschieht, einen hohen Sinn verleihen kann, dann sind all die Opfer umsonst gebracht, all die Ströme des edelsten Blutes umsonst geflossen; dann behalten alle die schlimmen Mächte, die nun die Stunde regieren, weiter das große Wort, wir geraten immer tiefer in Verbitterung und Haß und endigen in einem Abgrund oder, was vielleicht noch schlimmer wäre, in einem Sumpfe. *Jetzt muß etwas Entscheidendes geschehen, oder es ist nichts geschehen.* Friede – das ist jetzt das große Thema, nein, das einzige, das allentscheidende; nicht Friede bloß als Ende *dieses* Krieges, sondern als Ende *jedes* Krieges, nicht ein Friede, sondern *der* Friede, die Überwindung des Krieges und der Beginn einer neuen Stufe der menschlichen Entwicklung, einer neuen Ära, ja, wollte Gott, eines neuen Äon.

Entscheidungszeiten

Es gibt ja Entscheidungszeiten im Leben der Menschheit so gut wie in dem des einzelnen Menschen oder Volkes, es gibt Entscheidungsstunden auch in der Geschichte des Reiches Gottes. Es ist etwas reif geworden, es ist eine Möglichkeit geboten, die vorher nicht da

war; dann gilt es, die Frucht zu ernten, dann gilt es, diese Möglichkeit mit festem Griff zu erfassen. Geschieht dies, dann ist ein großer Sieg errungen, dann ist nicht nur ein Schritt vorwärts getan, sondern eine weite neue Bahn freigemacht, dann ist ein Durchbruch geschehen, der neues Wesen aufquellen läßt, das schon lange auf Befreiung harrte. Solcher Art scheint mir die jetzige Stunde zu sein, eine Stunde Gottes und des Menschen, wie wenige in der Geschichte dagewesen sind; darum gilt es, aufzuwachen aus dem Schlafe, alle kleinen Gedanken, allen kleinen Streit, all die Hemmungen bewußter und noch mehr unbewußter Selbstsucht, die lange genug das Werk Gottes unter uns verstört haben, abzuschütteln und mit leidenschaftlicher Entschlossenheit das *eine* Ziel zu ergreifen: «Friede! Wir wollen den Krieg besiegen, er soll nicht mehr sein.»

Die Lage der Friedensbewegung

Unsere ganze neue Friedensbewegung muß von der Tatsache ausgehen, daß die bisherige Schiffbruch gelitten hat.

Die Welt des Friedens

Wir sollen nicht den Frieden allein, als eine Sache für sich, erstreben, sondern die ganze Welt, deren Frucht er ist.

Dem Krieg an die Wurzeln gehen

Es gilt nun, dem Krieg an die Wurzeln zu gehen. Zu den Fehlern der bisherigen Friedensbewegung *jeder* Art gehört doch wohl auch, daß sie dies nicht genügend getan hat ... Nun stellt sich uns klar und gewaltig die Aufgabe dar: *gegen eine ganze Welt zu kämpfen, die der Nährboden des Krieges ist.*

Der einzige Weg zum Frieden

Zu den sichersten Erkenntnissen, zu denen das Nachdenken über die Dinge, die wir jetzt erleben, uns geführt hat, gehört die Einsicht, daß sie eine Katastrophe unserer Kultur bedeuten. Davon ist in diesen Blättern vorläufig genügend, wenn auch keineswegs erschöpfend, geredet worden. Aber wir müssen nun noch hervorheben, was zwar darin auch schon angedeutet, aber noch nicht genügend herausgearbeitet worden ist: *daß diese Kultur ihrerseits selbst nur eine natürliche Frucht gewisser in den Tiefen des Menschenwesens wurzelnder gewaltiger Triebe und Mächte ist. Diese* müssen besiegt (vielleicht besser: *erlöst*) werden, wenn nicht bloß *ein* Friede, sondern *der* Friede kommen soll. Um es in der religiösen Sprache auszudrücken: *nur durch die Wiedergeburt gelangt, wie der einzelne Mensch, so auch die Welt zum Frieden. Einen* Frieden können Diplomaten und Feldherren machen, *der* Friede kommt anderswoher.

Politik und Krieg – Kalter Krieg!

Daß unsere heutige äußere *Politik* mit ihrem «Realismus», das heißt: ihrem grundsätzlichen Absehen von aller sittlichen oder gar religiösen Orientierung, ihren Kriegsrüstungen, ihrem Spiel von Trug und Gewalt, zum Kriege führen muß, liegt auf der Hand. Sie *ist* ja eigentlich schon Krieg, nur noch nicht blutiger. Von dieser Art von Politik gilt gewiß das berühmte Wort des klassischen Militärschriftstellers, daß der Krieg die Fortsetzung der Arbeit der Diplomatie sei, nur mit andern Mitteln. Darum ist auch klar, daß zum Kampf um den Frieden der Kampf gegen diese Politik gehört, vielleicht gegen alles, was man heute Politik zu nennen pflegt. (Stoße sich an diesem Satz, wer Lust hat!)

Politik und Wirtschaft

Aber es ist klar, daß diese Politik selbst auch Frucht ist, und zwar zunächst der *wirtschaftlichen* Verhältnisse. Der heutige Krieg wird ja um wirtschaftliche Macht geführt, der ein politischer Untergrund verschafft werden soll. Unser heutiges Wirtschaftssystem ist ja auch Krieg, man könnte sagen: unblutiger, wenn man sich nicht daran erinnerte, wieviel Herzblut es täglich und stündlich fordert. Darum ist keine Besiegung des Krieges möglich, bevor das heutige System des wirtschaftlichen Lebens durch ein anderes ersetzt ist, durch eines, das von vorneherein Frieden und nicht Krieg ist.

Aber auch jenes wirtschaftliche System ist seinerseits eine Frucht, es ist die Auswirkung des *Egoismus*. Und nun gelangen wir zu der offenkundigen Tatsache, *daß unser ganzes Zusammenleben ja eigentlich Krieg ist*. Wieder möchte ich sagen: unblutiger, aber wieder erinnern wir uns, daß in diesem Krieg mehr Herzblut vergossen wird, als in allen «blutigen» je verströmt ist. Hier sind wir aber zunächst wohl zur letzten Tiefe gelangt, freilich ohne darin schon klar zu sehen. Gewiß ist, daß Egoismus und Friedlosigkeit ein und dasselbe sind. Es mag *zufriedene* Egoisten geben, aber nicht Egoisten, die *Frieden* haben. Sie brauchen nur in ihrer Zufriedenheit gestört zu werden, und sofort schlägt die Kriegsflamme aus ihnen auf. Der Egoismus beruht auf einer inneren Leere. Diese begehrt nach Ausfüllung, und daraus entsteht die Unruhe. Diese treibt zum Raub, sei es physischer, sei es geistiger. Es wird Raub geübt am allgemeinen Leben zugunsten dieses Ego. Und doch schafft dieser Raub seinem Besitzer nicht Frieden, sondern nur neue Unruhe. Er möchte die ganze Welt haben, und die ganze Welt machte ihn, wenn er sie hätte, nicht satt.

Die Versöhnung der Welt mit Gott

Das ist die Tatsache, worin von alters her die Geister, die am tiefsten in das Geheimnis des Menschen geblickt, die letzte Ursache der Friedlosigkeit der Welt erkannt haben. Daraus entstand dann die Ant-

wort auf die Frage, wie der Welt Friede verschafft werden könne. Sie lautete: *die Welt muß versöhnt werden mit Gott!* Das ist vor allem die Antwort des Neuen Testamentes. Es ist das Buch des Friedens; daran ändert kein Kriegstheologe etwas. «Leben» und «Friede» sind die beiden Worte, worin die höchste Gabe des Gottesreiches am häufigsten zusammengefaßt wird. Auch ist ganz selbstverständlich, daß dieser Friede, der Friede des Gottesreiches, auch den «blutigen» Krieg ausschließt. Aber nun ist es freilich bezeichnend, daß wir im Neuen Testament wenig von den Mitteln und Wegen zur Beseitigung des blutigen Krieges vernehmen, sondern fast ausschließlich von dem einen: daß die Menschen Frieden bekommen mit Gott. «Lasset euch versöhnen mit Gott» lautet die Losung. Was bedeutet diese Aufforderung, die vielen von uns heute so fremd vorkommt? Was sie auch sonst noch bedeuten möge, so bedeutet sie doch jedenfalls, daß der Mensch befreit werden müsse von der Unruhe und Friedlosigkeit. Diese kommt zustande durch sein trotziges oder verzagtes Verharren in sich selbst; sie wird besiegt dadurch, daß er sich *Gott* öffnet, daß er Gott erkennt als die Liebe, das heißt als den, der all seinem innersten Verlangen überschwängliche Erfüllung gibt, sein Reichtum und sein Leben und damit sein Friede wird.

Christus der Friede

Diese Liebe Gottes hat in Jesus Christus ihren vollen Sinn und Reichtum erschlossen, besonders in seinem Kreuze, das der stärkste Gegensatz zu *der* Welt ist, die zum Kriege führt. Darum ist Christus der Friede. Wenn aber ein Mensch diesen Frieden hat, dann kann er auch Frieden haben mit den Menschen. Er faßt sie anders auf als vorher. Er kann nicht mehr *rauben*, sondern kann, ja muß *hergeben*. Er ist in die Welt des Friedens eingedrungen und strömt ihre Art nach allen Seiten aus. (Fortsetzung folgt.)

Max Lezzi

Zu seinem Gedächtnis

Immer wieder ereignet es sich, daß Menschen aus unserer Mitte abgerufen werden, derer nach menschlichem Ermessen die Welt noch so sehr bedürfte!

Wem je die Freude zuteil wurde, mit Max Lezzi in nähere Berührung zu treten, war stets beeindruckt davon, wie hier das Denken und Handeln, das Wollen und Glauben auf einer Gesamtkonzeption begründet waren.

Sein stets vorwärtsdrängender Geist, aber auch seine reiche Lebenserfahrung führten ihn, ganz besonders in letzter Zeit noch, dazu, die Grundlagen des Sozialismus zu überprüfen. Für ihn, der noch zu Füßen Ragazens gesessen hatte, konnte die Begründung des Sozialismus nur die eine sein: die religiöse. Dabei blieb er sich über die materiellen Grundlagen stets im klaren. Seine ganz besondere Sorge und Liebe brachte er auch all dem entgegen, was das Genossenschaftswesen ausmacht, hatte er doch mit seiner Frau einst einer Genossenschaftssiedlung vorgestanden, geleitet im Geiste Eberhardt Arnolds.

Daß er vergangene Pfingsten zum Bundesobmann des Escherbundes gewählt wurde, war für ihn noch die letzte große Freude. Max Lezzi hat mit allen Problemen dieser unserer Zeit immer aufrichtig und ernst gerungen. Als besonders zentrales Problem war ihm die Sicherung des Weltfriedens eine ernste Sorge. Er verstand unter «Friede» nicht den kriegslosen Zustand, sondern vielmehr eine Welt- und Gesellschaftsordnung, wo *alle Dinge* auf dem rechten Platze stehen. So hat er «am sausenden Webstuhl der Zeit» gestanden und mitgeholfen, «der Gottheit unendliches Kleid zu wirken».

Lezzi war italienischer Staatsangehöriger. Er hat sich um das schweizerische Bürgerrecht beworben. Es wurde ihm vor allem wegen seiner politischen Gesinnung verweigert. Das hat ihn mit Recht tief verletzt. Wessen Herz also für alle Erniedrigten und Beleidigten, für alle Verfolgten und Entrechteten schlägt, ist der nicht mehr wert, Helvetiens Bürger zu sein? Was hätte wohl Alexander Vinet dazu gesagt?

Dem tapfern Verstorbenen war es nicht genug an des Tages mühevoller Arbeit, nicht genug an seinem Sich-Einsetzen für den Nächsten noch an seiner eigenen geistigen Weiterbildung. Er hat auch in der lichten Welt der Kunst schöpferisch sich betätigt, und sein einfaches Heim birgt manches Werk zarter Schönheit, das seine bildhauerisch begabten Hände erschaffen haben.

Geist und Gefühl, diese beiden großen Komponenten, bewegten auch sein Leben, und es ist uns, als hörten wir Rainer Maria Rilke sagen:

«Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt,
kommt irgendwann Lebendigem zugute,
wenn es auch manchmal nur Gedanken sind,
sie lösen sich in jenem großen Blute,
das weiterrinnt . . .

Und ist's Gefühl: wer weiß, wie weit es reicht
und was es in dem reinen Raum ergibt,
in dem ein kleines Mehr von schwer und leicht
Welten bewegt und einen Stern verschiebt.»

Max Lezzi war kein Schöngeist und kein Schönredner. Wo immer er seine Stimme erhob, geschah es aus innerstem Bedürfnis. Gerade

durch sein Lungenleiden, das ihn oft für lange Zeit aufs Krankenlager warf, ist seine Persönlichkeit zu großer innerer Klarheit gelangt, wie ja erst aus den großen Erschütterungen der Quell wahrhaftigen Lebens aufbricht.

Unser Freund war kein orthodoxer Parteisozialist. Dieser Rahmen war ihm zu eng, obwohl er auch bereitwilligst jede notwendige Kleinarbeit leistete. Es ist wahr, was in seiner Todesanzeige stand: «*Sein Leben stand im Dienst für eine gerechtere Welt und eine glücklichere Menschheit.*»

Gerade darum aber werden sein Bild und die Erinnerung an ihn in unsern Herzen weiterleben.

Wir danken dir! *Werner Egli*

Klarheit über die Ideologien:

*eine Grundbedingung für echten Frieden**

D. Aus dem dritten Kapitel:
Sowjetideologie und Krieg

Die zurzeit in Amerika herrschende Ansicht ist, daß die Sowjetideologie im wesentlichen die gleiche sei wie die nazi-faschistische. Diese Ansicht liegt dem Denken weiter Volkskreise zugrunde und scheint seit dem Tode Franklin Roosevelts die Voraussetzung zu sein, auf der sich weitgehend unsere Außenpolitik gründet. Sie wird in den höheren Schulen gelehrt, von der Presse bestärkt und sogar von den Kanzeln gepredigt. Forscher, die die Sache an Ort und Stelle studiert haben, wissen, daß diese Ansicht intellektuell unhaltbar und pragmatisch irreführend ist. Um unseres eigenen Lebensinteresses am Weltfrieden willen haben wir sie zu berichtigen. Das ist unsere Pflicht. Sowjetrußland hat viele Fehler, aber nicht diesen.

Das Merkwürdige dabei ist, daß unser Publikum die einzelnen Fakten ganz gut kennt, aber sie nicht gedanklich zusammenfügt, um aus dem Gesamtbild sich sein Urteil zu bilden. Zum Beispiel: wer sollte bei uns nicht wissen, daß in der wesentlichen Frage der Rassengleichheit und in allem, was damit zusammenhängt, wie etwa die Behandlung nationaler Minderheiten, die Sowjetpolitik das gerade Gegenteil von der nazi-faschistischen ist?

Die marxistische Lehre hat immer das Prinzip vertreten, daß alle Rassen gleiche Rechte haben und daher gleichberechtigt behandelt werden sollten. Die Sowjetregierung hat dieses Prinzip in ihrer Volksbelehrungskampagne sowie durch eine Reihe von Gesetzen durchgeführt, die

* Vgl. Heft 5, Mai 1956, der «Neuen Wege».

in ihrer Vielseitigkeit alle bisher bekannten Versuche zur Rassenverständigung übertreffen. Obgleich sie Übertreibungen aufweisen, sind sie als Vorbilder wertvoll und bestätigen die Ansicht, daß die Rassenprobleme weder allein durch Erziehung noch durch Gesetzgebung gelöst werden können. Beides muß Hand in Hand gehen.

Die Bundesverfassung der UdSSR enthält die folgende Bestimmung:

Artikel 123: Es ist ein unwiderrufliches Gesetz, daß alle Bürger der UdSSR, unabhängig von Nationalität und Rasse, auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen, sozialen und politischen Lebens gleiche Rechte haben. Jede direkte oder indirekte Beschränkung dieser Rechte, wie ebenso die Gewährung irgendwelcher direkter oder indirekter Vorrechte auf Grund von Rasse oder Nationalität sowie die Aufreizung zum Rassen- oder Nationalhaß, zum Ausschließen oder Verächtlichmachen von Bürgern auf Grund ihrer Rasse oder Nationalität wird gesetzlich bestraft.

Durch die Durchführung dieser Bestimmungen und des damit gleichlaufenden Erziehungsprogramms (oder vielmehr Um-Erziehungsprogramms) mit Hilfe von Schule, Presse, Radio, Theater, Kino, volkstümlicher Kunst und ähnlichem wurden erstaunliche Erfolge erzielt. In nicht viel mehr als zwanzig Jahren wurde eine Bevölkerung von mehr als 200 Millionen dazu gebracht, nicht nur Toleranz zu üben, sondern sich gegenseitig als Gleichberechtigte anzuerkennen und als solche miteinander zu verkehren.

Jemand sagte einmal, daß es aufschlußreicher sei, was die Lieder eines Volkes sagen, als was seine Gesetze verkünden. Darin steckt ein Körnchen Wahrheit. Die Lieder, die ein Volk singt, offenbaren viel über seine Lebensart und seine Geistesverfassung. Während meines Aufenthaltes in der Sowjetunion war ein Wiegenlied mit dem Titel «Lied vom Mutterland» (komponiert von Dunaevsky und Lebedev-Kumach) eines der am meisten gesungenen. Es war dem Film «Der Zirkus» entnommen.

Dieser Film beginnt mit einer kurzen Szene, die die Lynchung eines Negers in einer ausländischen Stadt andeutet. Man konnte aus ihr entnehmen, daß eine weiße Frau, Artistin eines Wanderzirkus, sich in diesen Neger verliebt und ein Kind von ihm bekommen hatte. Sie nimmt es mit auf ihren Reisen, verhehlt aber, daß sie die Mutter ist, seiner Hautfarbe wegen. Auf seinen Fahrten kommt der Zirkus auch in die Sowjetunion. Dort verliebt sich ein Russe in die Zirkusdame und sie in ihn. Sie bringt es nicht über sich, ihm etwas von dem Kind zu sagen. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als sie seinen Heiratsantrag erwartet. Sie liebt ihr Kind, und sie liebt ihren Bewerber, aber aus Furcht, ihn zu verlieren, kann sie ihm nicht von dem Kind erzählen und beschließt, dem Mann aus dem Wege zu gehen. Doch er spürt ihr nach und findet sie, als sie sich für eine Vorstellung zurechtmacht. Da

faßt sie sich ein Herz, erzählt ihm die Geschichte und zeigt ihm das Kind. Eine Anzahl von russischen Zirkushandlangern stehen herum, als sie es anbringt.

Der Mann sieht es und ruft aus: «O, wie wunderschön ist es, und schwarz!» Das Kind geht von Hand zu Hand, und die Menge singt ihm ein Wiegenlied. Eine der Strophen lautet:

«Seht doch, was geschah in unsern Städten!
Seht doch, was geschah in unserm Land!
Hört ihr's nicht aus allen unsern Liedern,
Daß wir Menschen alle sind verwandt?
Komm zu mir, Kam'rad, ich will dich wiegen!
Schwarz und weiß und braun macht uns nichts aus.
Alle Kindlein, woher sie auch kommen,
Sind uns lieb und sind bei uns zu Haus.»

Diese Geschichte mag bei uns nicht überall Anklang finden. Aber niemand wird bestreiten können, daß sie klar demonstriert, daß die Sowjetideologie das gerade Gegenteil von der nazi-faschistischen ist. Die Tatsache, daß die Bevölkerung aus einer unglaublich großen Zahl von rassischen und nationalen Minderheiten besteht, macht den Erfolg der Minoritätenpolitik um so eindrucksvoller. Rußlands geschichtliche Besonderheit ist es, daß es nicht wie andere Mächte überseeische Kolonien erwarb, dafür aber seine Landesgrenzen immer weiter hinausrückte. Dadurch kam das größte zusammenhängende Territorium, etwa ein Sechstel der Erdoberfläche, unter *eine* Oberherrschaft. Nur wenig mehr als die Hälfte des Volkes sind im engeren Sinne Russen (sogenannte Großrussen). Ungefähr drei Viertel der anderen Hälfte sind Slawen. Außer den eigentlichen Russen sind mehr als 175 ethnische Gruppen von allen nur erdenklichen Hautfarben zu verzeichnen, darunter viele ganz primitive. Sie sprechen ungefähr 125 verschiedene Sprachen und bekennen sich zu mehr als 40 verschiedenen Religionen. Nach der Statistik zählen ungefähr 80 von ihnen jede unter 10 000 Seelen.

Außer dieser Vielheit von Völkern, Sprachen, Religionen hinterließ die Zarenherrschaft den Sowjets eine Erbschaft, wie sie nicht schlimmer zu denken ist. Es scheint, als ob die Weltgeschichte die Kraft ihres Glaubens und ihr neues Gesellschaftssystem unter den schwierigsten Verhältnissen erproben wollte.

Die zaristische Russifizierungspolitik hatte sich planmäßig bestrebt, alle Rassengleichheitsbewegungen theoretisch und praktisch zu unterdrücken. In Schulen und bei Gerichten durfte im allgemeinen nur Russisch gesprochen werden. Die eingeborenen Völkerschaften wurden nicht nur wirtschaftlich ausgebeutet, sondern auch geistig und körperlich zurückgehalten. Unter den nichtslawischen Gruppen waren etwa 90 Prozent Analphabeten (auch unter den russischen war die Zahl hoch), und

der Gesundheitszustand war gleicherweise erschreckend. Da allein die russische Sprache und Kultur Ansehen hatte, wurden alle anderen Sprachen und Kulturen nicht gefördert, oft sogar verboten, auch in Büchern und Zeitschriften. Das alte russische Leitwort: Ein Zar, Eine Religion, Eine Sprache, kam mir in den Sinn, als ich in Nazi-Deutschland die stolzen Banner mit der Aufschrift: Ein Reich, Ein Volk, Ein Führer sah.

Diese Zustände brachten dem Zarenreich vor dem Ersten Weltkrieg den abfälligen Namen «Völkergefängnis» ein.

Das Sowjetregime hat alle diese Zustände sowie die Weltanschauung, aus der sie stammten, umgestoßen. Nichtrussische Gruppen haben das Recht, wenn sie wollen, ihre Kinder in ihren eigenen Sprachen zu unterrichten, mit Russisch als der zweiten Sprache. Infolgedessen hat sich in einem Zeitraum von 25 Jahren der Zustand der Bevölkerung dahin geändert, daß anstatt 75 Prozent Analphabeten heute 82 Prozent des Lesens und Schreibens kundig sind, eine bisher in der Kulturgeschichte der Menschheit noch nicht vorgekommene Leistung. Bücher und Zeitungen werden in Massen gedruckt, und Gerichtsverhandlungen können in jeder gewünschten Sprache geführt werden. Russische Wissenschafter haben Alphabete und Grammatiken für etwa vierzig Volksgruppen, die vorher noch keine geschriebene Sprache hatten, geschaffen. Die Gesundheitsverhältnisse haben sich außerordentlich verbessert. Volkstümliche Kunst wird in großem Umfang gefördert.

Die Staatsform der UdSSR ist die einer Föderation von Nationalitäten. Die Republiken, welche die Union der Sowjetsozialistischen Republiken bilden, sind ethnisch gegeneinander abgegrenzt. Eine der beiden gesetzgebenden Körperschaften ist der Nationalitätenrat, in dem die verschiedenen Völkerschaften unabhängig von ihrer Kopfzahl gleichmäßig stark vertreten sind, etwa so wie in unserm US-Senat jeder Staat die gleiche Zahl Vertreter hat. Weder theoretisch noch praktisch werden Unterschiede in der Behandlung der einzelnen Völkerschaften gemacht. Die Sowjetunion hat kein Quotensystem, keine Rassenabsonderung noch unterschiedliche Bewertung der Rassen. Ganz natürlich hat das Gefühl, gleichberechtigt und gleichbehandelt zu werden, die Treue der nichtrussischen Republiken zur Union gefestigt. Unterschiede, wie zwischen Kolonie und Dominion, Empire und Commonwealth können nicht gemacht werden, da keine zweitklassigen Kolonialuntertanen vorhanden sind. Man könnte das ganze ein Commonwealth nennen, wenn man sich einer dieser Begriffe zu bedienen wünscht.

Wer diese Verhältnisse an Ort und Stelle studiert hat, weiß, daß diese Politik der Gleichberechtigung nicht immer vollkommen und fehlerlos durchgeführt wurde. Die Sonderbehandlung der Wolga-Deutschen und der Krim-Tartaren während des Zweiten Weltkrieges sind Beispiele dafür.

Aber im ganzen muß gesagt werden, daß die Sowjetpolitik das Prin-

zip der Rassenbruderschaft so unbedingt zu verwirklichen sucht, wie die nazi-faschistische Politik es unbedingt ablehnt. Vom Gesichtspunkt christlicher Moral (nicht Theologie) ist sie positiv, wie die nazi-faschistische negativ ist . . .

Auch in der Stellung zur Frau, der Hälfte (oder vielmehr der größeren Hälfte des Menschengeschlechtes) zeigt sich ein krasser Gegensatz zwischen nazi-faschistischer und Sowjetideologie. Die Verfassung hat außer den Bestimmungen zur Gleichberechtigung der Rassen auch solche für die Frauen festgelegt.

> *Artikel 122:* Die Frau genießt in der UdSSR gleiche Rechte wie der Mann auf allen Gebieten der Wirtschaft, des kulturellen, sozialen und politischen Lebens. Sie hat Recht auf Arbeit, auf gleiche Bezahlung bei gleichen Leistungen, auf Ruhezeiten und Ferien, auf Erziehung und Sozialversicherung. Außerdem schützt der Staat Mutter und Kind durch Gewährung von Schwangerschafts- und Entbindungsurlaub bei voller Weiterzahlung des Lohns, durch Mütter- und Genesungsheime, Krippen und Kindergärten.

Es ist nötig, bei dieser Gelegenheit zu sagen, daß kein Zwang für Mütter besteht, ihre Säuglinge in die Krippen zu geben. Wer es wünscht, kann es tun. Wenn man bei uns hört, daß in Rußland die Kinder den Eltern weggenommen und in staatlichen Anstalten erzogen werden, so ist das ein Mythos. Daß diese falsche Vorstellung noch immer eine große Zahl der Promovierten von Hochschulen und Universitäten beherrscht, ist ein Zeichen, daß unser Lehrsystem auf einem wichtigen Gebiet versagt. Es ist etwa das gleiche, als wenn uns beigebracht würde, daß in Frankreich alle Mädchen zum Eintritt in ein Nonnenkloster gezwungen würden, ohne weiter nachzudenken, welche Wirkung dies auf Familie und Volksbestand hätte.

Infolge der gesetzlichen Gleichstellung arbeitet ein außergewöhnlich hoher Prozentsatz von Frauen in allen Zweigen des Handels und der gelehrten Berufe . . .

Die Haltung der Sowjets zur Frau ist nichts anderes als die praktische Anwendung ihrer Auffassung von Demokratie. Die Nazi-Faschisten sind ihrer Ideologie in gleichem Maße treu, wenn sie die Sowjethaltung zur Frau durchaus verwerfen. Wie kann man da bei uns behaupten, daß beide Systeme gleich antidemokratisch seien!

Vielleicht ist das dadurch zu erklären, daß wir anscheinend dahin gelangt sind, von einer Demokratie nicht mehr zu verlangen, als daß eine Mehrzahl von politischen Parteien vorhanden sei. Es sieht fast so aus, als sei unsere öffentliche Meinung von der absurden Vorstellung beherrscht, daß das, was abseits davon im Volke vor sich geht, nicht unter das Kriterium Demokratie fällt. Ganz gleich, wie Rassenfragen, Stellung zur Frau, Sozialversicherung, Gesundheitsfürsorge, Erziehungswesen gehandhabt werden – ein Land ist demokratisch, wenn

es ein Mehrparteiensystem hat, und undemokratisch, wenn es das nicht hat.

Diese sonderbare Definition erfreut sich großer Beliebtheit bei den Leitartiklern und Kommentatoren unserer Zeitungen. Unter der Rubrik «Topic of the Times» der «New York Times» las ich einmal eine typische Feststellung in dieser Richtung. Der Schreiber ließ sich über den Anspruch der Sowjetunion, eine Demokratie zu sein, aus und sprach ihr kategorisch jedes Recht dazu ab. Er schloß seinen Artikel mit der Behauptung: «Nur dann kann von Demokratie die Rede sein, wenn ein Volk das Recht und die Möglichkeit hat, zwischen zwei politischen Parteien zu wählen.»

Ich habe die unverbesserliche Gewohnheit, als wenn das Leben davon abhinge, jeden Tag die «New York Times» zu lesen. Da ich die obige Ansicht so häufig an der gleichen Stelle fand, konnte ich der demokratischen Versuchung nicht widerstehen, einen «Brief an den Herausgeber» zu schreiben, in dem ich das Thema von andern Gesichtspunkten aus beleuchtete. Da der Herausgeber dem demokratischen Drange nicht nachgab, den Brief abzudrucken, erlaube ich mir, ihn an dieser Stelle zu veröffentlichen:

> «Walt Whitman, einer der größten Künder des demokratischen Traums, könnte sich an die ‚Topics of the Times' gewandt haben, als er einst schrieb:
>
> ‚Glaubst auch Du, o Freund, daß Demokratie nichts anderes sei als Wahlen, Parteien und Parteiintrigen? Ich sage dir, nur jene Demokratie ist von Wert, die die Sitten und das menschliche Zusammenleben veredelt, deren Geist in Religion, in Schrifttum, in Schulen und Hochschulen, ja auch in Heer und Flotte lebt und Früchte trägt, der das ganze öffentliche und private Leben durchdringt.'»

Wirklich, wir, die Landsleute von Walt Whitman, brauchten nicht auf die Sowjetrussen zu warten, um zu wissen, daß Demokratie nicht nur ein politischer Faktor ist, sondern das gesamte menschliche Zusammenleben zu durchdringen hat . . .

J. Somerville

(Fortsetzung folgt.)

SCHWEIZERISCHES

Wer sind denn die „Utopisten"?

Im April-Heft 1956 der «Neuen Wege» haben wir uns mit der Stellungnahme des sozialdemokratischen Parteivorstandes in der Schweiz zu den beiden neuen Volksinitiativen über die «Begrenzung

der Militärausgaben» und «für soziale Sicherheit und internationale Solidarität» auseinandergesetzt.

Inzwischen hat die Gegnerschaft von allen Seiten – wie nicht anders zu erwarten war – mit aller Heftigkeit eingesetzt. Es wird jetzt schon deutlich, was die Befürworter der Initiativen zu gewärtigen haben werden, wenn diese diesmal zur Abstimmung vorgelegt werden müssen. Wie diejenigen Kreise, die sich als «Hüter der Landesverteidigung» ausgeben und dabei heute angesichts der Rüstung zum «totalen Krieg» (den sie selbst sehr betonen!) nur schwer ihre *Ratlosigkeit* verbergen und verdrängen können, sich in dieser Auseinandersetzung jetzt schon verhalten, zeigt u. a. die Kundgebung des Zentralvorstandes des Schweizerischen Unteroffiziersverbandes, der zum Beispiel in seiner «Erklärung» folgendes sagt: «. . . die bewußt von außen her gelenkten, von weltfremden pazifistischen Mitläufern und Utopisten unterstützten defaitistischen Angriffe auf unsere seit Generationen geachtete Wehrbereitschaft haben es auf den Bestand unserer Heimat und die demokratischen Einrichtungen abgesehen, die uns ein Leben in Frieden und Freiheit und Unabhängigkeit und auch den heutigen Lebensstandard* sichern. Diese Umtriebe äußern sich in der Sabotage-Initiative, die unsere Wehrmänner der Waffen und Mittel berauben will, deren Anschaffung im Interesse einer kriegsgenügenden und jeden Gegner abschreckenden Landesverteidigung nicht länger aufgeschoben werden darf . . .»

So viel militärischen Utopismus hätten wir vom Schweizerischen Unteroffiziersverband, der ja doch einiges über moderne Kriegführung, über die neuesten Manöver, über den Atom- und Wasserstoffbombenkrieg, über die Raketen und auch die «für alle Fälle» vorbereitete Bakterienkriegführung wissen müßte und auch weiß, nicht vermutet. Wir hätten vor allem nicht vermutet, daß die Verfasser dieser Erklärung ein demokratisch denkendes und empfindendes Volk wie das unsrige, das sich sein Urteil auf Grund der *Wahrheit* bilden möchte und sollte, für so dumm und gedankenlos halten, wie sie es in dieser Erklärung anscheinend voraussetzen. Oder spekuliert man eben bewußt auf die leider auch bei uns in der Schweiz nicht kleine Zahl der Gedankenlosen und Verantwortungslosen?

Zweifellos wollen diese Leute keine «Utopisten» sein, und es liegt uns Antimilitaristen, die man lange genug und bis heute als «weltfremde Schwärmer und Utopisten» hingestellt hat, ferne, sie nun mit

* Soweit Verleumdung und Lüge in dieser Erklärung enthalten sind, sei nicht darauf eingegangen. Es sei nur festgestellt, daß sie darin enthalten sind. Aber ein kurzes Wort sei doch über die Verbindung von militärischer Rüstung und «Lebensstandard» gesagt. Welch ein Hohn! In Wahrheit gibt es doch nichts in der heutigen Welt, was an allen Volkskörpern so blutsaugerisch in jeder Beziehung wirkt, wie die militärische Rüstung. Das weiß man ja gut. Aber an was für und an wessen materialistische Instinkte versucht man denn da zu appellieren? Sicher nicht an die einer wahrhaften Liebe zum Volk und zur Heimat.

einem solchen Schlagwort zu erledigen. Aber wir fragen uns doch, ob das mit dem verächtlichen Unterton versehene Wort «Utopisten» nicht heute gerade auf jene Kreise zutrifft, die immer noch sich und andern und vor allem dem Volk die Tatsache des totalen Krieges mit Vorstellungen vernebeln, *welche mit dessen wirklichem Vollzug und Charakter keinerlei realen Zusammenhang mehr haben.*

Präsident Eisenhower kam der Wahrheit näher, wenn er nach der großen Luftschutzübung gegen einen möglichen H-Bomben-Angriff erklärte: «Gegen einen solchen Angriff gibt es nur ein einziges Mittel: beten.»*

Mit diesem im Grunde ebenso verzweifelten wie gotteslästerlichen Wort ist Eisenhower wirklich der Wahrheit näher, die durch alle uns bekannten Tatsachen des vorbereiteten totalen Krieges aufgezeigt wird: es gibt für die heute neben oder mit Rußland größte Militärmacht der Welt nicht mehr das, was der Schweizerische Unteroffiziersverband und alle «Utopisten» dieser Art «Landesverteidigung» nennen, sondern nur noch eine einzige durch diese im tiefsten Sinn wahnsinnige Fiktion ausgelöste Weltkatastrophe. Wer will das noch im Ernst bestreiten, wenn es die Wissenschafter und Fachleute immer lauter und eindeutiger verkündigen und die Militärs und Politiker es sachlich zugeben müssen? Diese «Verteidigung» ist nicht immer noch der beste Schutz und das beste Mittel gegen den Krieg, wie man ebenso gedankenlos wie wahrheitswidrig sagt, sondern sie ist vor allem heute die Wurzel der Verderbnis und der direkte Weg in die Katastrophe. Solcher Verkennung der entscheidenden Wendung, die in bezug auf das Militärwesen durch den totalen Krieg eingetreten ist, gilt treffend ein Wort von Leonhard Ragaz: «... Wenn wir auch der Wahrheit ausweichen, so weicht doch die Wahrheit *uns* nicht aus!»

Wer nicht zugeben will, daß die jetzige Kriegsrüstung alle bisherigen Voraussetzungen des Krieges und der «Verteidigung» völlig revolutioniert hat und nur die Umkehr, die Abrüstung, die Aufhebung der militärischen «Verteidigung» zugunsten einer völlig neuen Selbstbehauptung des Einzelmenschen und eines Volkes noch bleibt, vielmehr sich ganz real aufdrängt, der sei wenigstens so ehrlich und vertrete die militärische Landesverteidigung nicht weiterhin als Schutz,

---

* Ein Leser schrieb an die deutsche illustrierte Zeitung «Der Stern»: «Hier irrt Präsident Eisenhower! Da hilft kein Beten. Die Menschheit hat zu allen Zeiten gebetet, trotzdem war das Christentum innerhalb von zweitausend Jahren nicht in der Lage, auch nur einen Krieg zu verhindern. Immer nur haben die Kriege einige vor Sattheit blinde und übermütige Regierende angezettelt. Da hilft nach meiner Ansicht nur eins! Mit den Regierenden und Verantwortlichen aller Nationen der Welt drei Monate ins Bergwerk! Nicht zur Strafe, zur Schulung! Sie sollen nicht schlechter und nicht besser leben als ein Bergmann. Sie sollen arbeiten, wohnen, essen und verdienen. Unter der Erde werden sie sich vielleicht besser einigen und verständigen können – und der Friede und die Wohlfahrt sind für alle Zeiten gesichert.»

Rettung, Sicherung oder gar als Bürgschaft für die Erhaltung von Freiheit, Recht und Frieden, sondern gebe zu, daß er in dieser Sache zum hoffnungslosen Utopisten geworden ist, wenn er keinen andern Glauben als den an die Gewalt des «Schwertes» aufzubringen vermag.

Schlimm, ganz schlimm wird es aber, wenn nicht der Schweizerische Unteroffiziersverband und ähnliche Interessenten, sondern Kirchenleute unter dem Stichwort «Utopisten» gegen die Initianten der neuen Initiativen, unter denen zu ihrem Ärgernis nicht wenige amtierende Pfarrer sich befinden, Stellung nehmen.

Das geschah in der vom «Schweizerischen Evangelisch-Kirchlichen Verein» herausgegebenen «Zeitschrift für Evangelische Kultur und Politik», der «Reformatio» (5. Jahrgang, Nr. 4, April 1956). Hier haben wir es mit Leuten zu tun, die das positive Christentum und die Vertretung der kirchlichen Belange für sich in Anspruch nehmen. Sie müssen natürlich auftreten, wenn, wie der Verfasser des Artikels sagt, «gerade die starke Mitwirkung von amtierenden Pfarrern die Zuverlässigkeit und Verantwortlichkeit unserer Kirche in den Fragen der Landesverteidigung in Zweifel ziehen könnte». Wir gestehen, daß wir von dieser Seite die Stützung des Militärsystems, wenn auch nicht in so hohen und selbstbewußten Tönen, erwartet haben. Daß Kirche und Christentum aber noch so ungebrochen und so feldpredigermäßig für das heute für die *wirkliche* Landesverteidigung so absolut fragwürdig gewordene Militärsystem in Beschlag genommen werden könnten, wie das der Verfasser dieses Artikels versucht, das hätten wir allerdings nicht gedacht. Die heutigen theologischen Auseinandersetzungen wie die Kommissionsarbeit an den Weltkirchenkonferenzen bewegen sich ja immerhin auf etwas anderen Bahnen als die Meinung des Verfassers. Von der Erklärung und Erkenntnis: «Krieg ist Sünde» dürfte für den «nüchternen» Christen kaum noch ein redlicher Weg zur Unterstützung und Proklamierung einer Landesverteidigung führen, die nachweisbar das Gegenteil von Schutz von Vaterland, Frau und Kind ist. «Gründe der staatspolitischen Vernunft und der christlichen Verantwortung» kann man gegen die Initiativen nur dann anführen, wenn man sich, wie wir oben schon gezeigt haben, den Tatsachen des totalen Krieges und seiner Folgen nicht stellt, wenn man sich als Vorkämpfer gegen Schwärmerei und Utopismus aufspielt und eine christliche Pflicht im Dienste einer Sache konstruiert, die man von vorneherein nur unter Verfälschung des Evangeliums als «christliche Pflicht» ausgeben kann.

Wir geben im folgenden das Hauptstück dieses Artikels wieder:

«Sachlich aber tritt die Initiative – das muß nun mit aller Klarheit gesagt werden – zu einer reformierten Staatsauffassung in den denkbar schärfsten Gegensatz. Wir haben vorderhand dazu nur eines zu sagen: Wir bejahen von der Bibel her in dieser Welt der Sünde die staatliche Zwangsgewalt als eine eherne Notwendigkeit. Es gibt in dieser irdischen Welt keine andere Möglichkeit, dem Angriff des Bösen auf den Frieden, auf die Freiheit, auf das Recht, auf das Leben wirksam entgegenzutreten

als den Gebrauch der Schwertgewalt. Sehen wir in der Verteidigung dieser uns von Gott geschenkten Güter eine sittliche Verpflichtung, betrachten wir umgekehrt ihre kampflose Preisgabe nicht etwa nur als Feigheit, sondern als Verantwortungslosigkeit vor Gott, dann folgt daraus auch die Pflicht zu einer möglichst wirkungsvollen Verteidigung. Bilden wir Soldaten aus, wollen wir diese Soldaten im Notfall in den Kampf schicken, dann handeln wir unchristlich, wenn wir ihnen nicht die besten, modernsten, wirkungsvollsten Waffen in die Hand geben, die uns überhaupt zur Verfügung stehen. An diesem Punkt setzt die täuferische Utopie der Initianten ein. Sie behaupten, aus Friedensliebe zu handeln. Wir auch. Sie erschrecken vor der Dämonie des modernen Krieges mit seinen grausigen Perspektiven. Wir auch. Sie möchten ein Zeichen gegen diese Mächte des Bösen errichten. Wir auch. Der Unterschied besteht nur darin, daß wir dieses Zeichen der Friedensliebe im tapferen Willen eines freiheitsliebenden und seine Heimat und Familien mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln schützenden Volkes sehen, während sie glauben, dieses Zeichen mit einer halben Maßnahme errichten zu können. Sie wollen angeblich auch eine Armee, aber eine Armee, die mit gebundenen Händen in den Kampf gehen muß. Sie wollen gegen den Wahnsinn des Rüstens damit protestieren und sturmlaufen, daß der Schwache und Geringe sich Hemmungen auferlegt, über die der Skrupellose, Starke, Böse lacht, die er direkt als Einladung zur Vergewaltigung auffassen muß. Sie reagieren aus Angst vor dem modernen Krieg so neurotisch auf alles Militärische, auf alles, was nach Waffen und feldgrauem Tuch aussieht, daß sie gar nicht mehr begreifen können, wie gerade in unserer modernen Welt der friedensliebende Rechtsstaat das Militärische mit all seinen Konsequenzen sich nicht ersparen darf, sondern erst recht auferlegen muß. Soweit wir es überhaupt nur können, müssen wir uns rüsten, um einen Krieg von unsern Grenzen fernzuhalten. Erst dann, aber nur dann dürfen wir das weitere getrost Gott überlassen, der mit den bösen Mächten auch dort fertig werden kann, wo wir verzweifeln müßten.

Primär steht also der Verteidigungswille, besser die christliche Verteidigungspflicht in Frage. Tatsächlich sehen wir in der Initiative in erster Linie einen Angriff auf diese Verteidigungspflicht, und darum muß sie mit aller Energie abgelehnt werden.»

Was ist dazu zu sagen? Zunächst zu der «reformierten» Staatsauffassung. Wo wird in der Bibel wirklich die «staatliche Zwangsgewalt als eine eherne Notwendigkeit» unbedingt und in jedem Falle bejaht? Nicht einmal im Alten Testament wird die Geltung dieses heidnischen Prinzips als «eherne Notwendigkeit» angenommen. Der Gottesbund mit Israel schließt das aus. Dafür ist schon dort der Staat selbst eine augenscheinliche Verkörperung «dieser Welt der Sünde» und Abfall von Gott und seinem Reiche. Im Neuen Testament aber taucht etwas ganz anderes auf als eine reformierte Staatsauffassung, die sich im obenstehenden Zitat noch nicht einmal auf Römer 13, 1 ff., berufen könnte. Denn dort wird nun eben der «Christ» nicht verpflichtet, sich an der «Schwertgewalt» des Staates zu beteiligen. Es ist vielmehr absolut deutlich, daß der Christenmensch *einem andern Reich, der Herrschaft Christi, voll und ganz zugehört, daß er nun eben nicht «Böses» mit Schwertgewalt, sondern mit dem Guten zu überwinden berufen ist.* Die «christliche Pflicht», die der Verfasser konstruiert, muß samt der reformierten Staatsauffassung als bedenkliche Verkehrung der neutestamentlichen Botschaft bezeichnet werden. Schon die Reformatoren haben mit dieser Staatslehre der Welt wahrhaftig keinen Dienst geleistet und sich damit von der neutestamentlichen Bot-

schaft ohne Zweifel stärker entfernt als die von ihnen als «Schwärmer» bezeichneten Täufer, die die Geltung des Evangeliums mit Recht gerade an diesem Punkte betonten. In dieser Sache noch heute von einer «christlichen Pflicht» zu reden oder sich auf Christus berufen zu wollen, kann nur zu falschem Zeugnis führen. Das Evangelium ist aber kein falsches Zeugnis, sondern wirklich die rettende Botschaft Gottes für die Völker, und es setzt auch eine echte Kraft im Kampf um Freiheit, Frieden und Recht: Christus selber, die Gottesgnade in ihm, sein Kreuz und seine Auferstehung, sein Wort und seinen Weg. Es setzt ausdrücklich die *Ablehnung* des Schwertes für diejenigen, die ihm folgen wollen und allein zu Recht seinen Namen tragen. Es allein kennt die wirkliche Überwindung des Bösen und weiß nichts von einer Scheinüberwindung durch selbstherrliche Menschenmacht und durch eine Schwertgewalt, die in den meisten Fällen, in denen man sich auf sie beruft, nicht Recht, sondern Unrecht, nicht Verteidigung, sondern Angriff, nicht Schutz, sondern Raub ist. Man berufe sich doch endlich nicht mehr auf das Evangelium, wenn man das Militär und die militärische Verteidigung unterstützen will. Im Evangelium gilt unbedingt und ohne Ausnahme und gerade für das Leben in der Welt, *und gerade damit die Sünde aus der Welt getilgt werde, nicht* das Schwert, sondern das Kreuz mit seinem *wesensandern* Widerstand gegen *alles* Böse. Das Argument von der Verteidigung des Vaterlandes wird ja nun – abgesehen davon, daß es das Hauptargument auch aller wirklichen bösen «Angreifer» bis heute in der Weltgeschichte war – in einer gedankenlosen, aber dafür suggestiven Weise immer so verwendet, als ob es tatsächlich und nie ein anderes Mittel gäbe als die Schwertgewalt. Das – wir sagen jetzt das folgende sehr bewußt – ist jenes höllische Heidentum, an dem bisher alle Völker, die sich auf die Dauer auf diesen Boden gestellt haben, zugrunde gegangen sind.

Was will denn der Verfasser etwa *nach* dem totalen Krieg, um den es jetzt geht, noch verteidigen?

Damit sind wir zum spezifisch Schweizerischen in dieser Sache gekommen. Die «möglichst wirkungsvolle Verteidigung» soll eine wirkliche Sicherung gegen das Anbranden des totalen Krieges an die Schweiz oder gar gegen ihre Einbeziehung in diesen Krieg sein? Welches kleinere, mittlere oder große Volk war im letzten Weltkrieg durch seine Armee vor dem Angriff geschützt? Der Verfasser möge uns ein Beispiel nennen! Keines, und auch nicht die Schweiz, die aus ganz anderen Umständen heraus nicht angegriffen wurde. Für die Armee war ja bekanntlich für den Angriffsfall das «Reduit» als Operationsbasis vorgesehen und damit von vorneherein die Preisgabe eines großen Teiles der schweizerischen Bevölkerung. Man täte doch gut, ein wenig ehrlicher vielleicht bloß von den noch verbliebenen Verteidigungsmöglichkeiten zu reden als so großsprecherisch von «der» Verteidigung. Auf alle Fälle war es schon im letzten Krieg so, daß die

Bevölkerungen der vom Kriege heimgesuchten Länder *mehr vom Krieg als von der Verteidigung zu spüren bekommen haben.* Daß dies in einem kommenden totalen Krieg in einem über alle unsere Vorstellungen hinausgehenden Maße der Fall wäre, kann man nur bestreiten wollen, wenn man sich berufen fühlt, gegen «Utopisten» und nicht gegen den Krieg zu kämpfen. Mit der militärischen Rüstung tut man heute nicht mehr «das Möglichste», sondern das Unmöglichste, das Aussichtslose. Krieg ist Weltuntergang, ist der Völkerselbstmord. Er ist auch nicht mehr als «Verteidigung» einzukalkulieren. Diese Höllenmaschine dürfen die Völker nicht mehr bis zur Stunde X ablaufen lassen (dieses bedeutet ja heute alle militärische Rüstung), sondern müssen sie völlig abstellen, sich völlig dem Dienst des Friedeschaffens widmen und auf *diesem neuen Weg und neuen Boden* Recht und Freiheit vertreten lernen. Es ist einfach nicht mehr wahr, daß die Armee die Heimat und unsere Familien im Ernstfall wirklich schützen kann. Sie setzt sich selbst, das Land und seine Familien vielmehr durch die eherne Notwendigkeit des totalen Krieges der Zerstörung aus.

Die beiden neuen Initiativen sind keine halben Maßnahmen, wie der Verfasser meint, sondern ein «Halt!» gegenüber einem «Schutze», der, auch wenn wir ihn bis zum Exzeß steigern würden, kein «Schutz» mehr ist, und sie sind ein erster Schritt auf dem *neuen* Weg, den die Schweiz mit allen andern Völkern betreten muß, wenn sie wirklich leben will. Wir Schweizer haben genau wie alle andern Völker nur noch die Wahl zwischen dem Amoklauf des totalen Krieges mit Atom- und Wasserstoffbomben und der völligen Umstellung gegenüber der neuen Lage, in die die Völkerwelt durch das heutige Militärsystem geraten ist. Nicht die militärische Rüstung und Wehrbereitschaft verbürgt der Schweiz noch eine Zukunft, sondern der glaubensstarke und tapfere Wille, sich mit Gerechtigkeit und Freiheit so völlig zu verbünden, daß die Tod und Untergang bringenden Waffen abgelegt und dafür die echte Waffenrüstung Gottes angelegt werden kann. Ihr allein wird nach der biblischen Verheißung über alle Macht des Bösen der Sieg verliehen.

Die Redaktion

Erklärung

Das am 3. Juni 1956 in Olten versammelte *Initiativkomitee für die Volksinitiativen* zur Begrenzung der Militärausgaben und für soziale Sicherheit und internationale Solidarität stellt fest, daß die von ihm ausgelöste Aktion eine lebhafte Diskussion im Schweizervolk hervorgerufen hat und daß die Unterschriftensammlung erfreulich weitergeht. Sie wird Ende Juli abgeschlossen. Das Komitee weist die teilweise an Verleumdung grenzenden Anwürfe und Verdächtigungen,

welche gegen die Initiativen und ihre Initianten erhoben worden sind, mit Entschiedenheit zurück.

Das Komitee erklärt:

1. Die erste der beiden Initiativen postuliert für Militärausgaben, welche über die Grenze von 500 Millionen Franken hinausgehen, die Souveränität des ganzen Volkes. Dies bedeutet, daß, wenn auf Grund einer Gesamtkonzeption der Landesverteidigung ein Rüstungsprogramm aufgestellt würde, welches die Schweiz jährlich mit mehr als einer halben Milliarde belastet, der Mehrbetrag wegen der außerordentlichen Höhe dieser Aufwendungen zur Abstimmung dem ganzen Volke unterbreitet werden soll. Das ist keine Schwächung der Landesverteidigung, sondern eine Stärkung der Demokratie.

2. Die zweite der beiden Initiativen entspricht den Intentionen prominenter Politiker und Parlamentarier der Schweiz und will die aktive Neutralität an Stelle der passiven fördern und die Mitverantwortung unseres Landes in der Minderung des Weltelendes verstärken. Da Länder, in welchen das soziale Elend die Massen zur Verzweiflung treibt, zudem ganz besondere Gefahrenherde in der Weltpolitik sind, wird eine solche Solidaritätsaktion den Völkerfrieden fördern und deshalb auch ein Beitrag zur nationalen Landesverteidigung sein.

Wir rufen die demokratischen Kreise und die aufrichtigen Friedensfreunde dazu auf, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß unser Vaterland seine Verantwortung unter den Völkern entschiedener bejaht und den ihm möglichen bescheidenen Beitrag leistet, um Menschen dem sie radikalisierenden Elend zu entreißen und Spannungen zwischen den Nationen zu lindern. Da ein dritter Weltkrieg eine unabsehbare Katastrophe heraufführen würde, kann kein Opfer zu groß sein, das die Völker, und mit ihnen die Schweiz, zu seiner Verhinderung bringen.

Fragen zu unserer Sondernummer

Zu unserer März-Sondernummer haben wir eine große Anzahl Zuschriften erhalten, die sich überwiegend zustimmend äußern. Vor allem auch von Katholiken kamen solche Äußerungen, die uns zeigen, wie stark in der katholischen Welt heute (gewiß unter einer Minderheit) das persönliche Gewissen in der verantwortlichen Stellungnahme zu den Grundfragen unserer Zeit wach ist. Welch schwere Kämpfe und Konflikte mögen aber gerade diesen Vorkämpfern einer ernsthaften christlichen Glaubenshaltung gegenüber den Geschehnissen dieser Welt im Bereich der katholischen Kirche noch bevorstehen! Darüber darf man sich, glauben wir, nicht täuschen.

Wir möchten im folgenden auf einige Fragen eingehen, die von befreundeter Seite gestellt wurden.

1. Weil wir schon das Thema der katholischen Kirche und der vatikanischen Politik angeschnitten haben, so möchten wir nur sagen, daß die im F.-D.-R.-Bericht enthaltene Anklage eben gegen die vatikanische Politik sehr mißverstanden würde, wenn man sie als Hetze gegen die katholische Kirche leichtfertig abtäte. Doch dieses verhängnisvolle Wirken der vatikanischen Politik besteht. Man kann versuchen, durch den Hinweis auf die verschiedenen Eisen, die diese Politik im Feuer hat, oder durch den Hinweis auf die Undurchsichtigkeit der letzten Absichten und Meinungen dieser Politik, auf die Weitmaschigkeit ihrer oft nur gerade *opportunen* Entscheidungen und Bündnisse eine Entschuldigung und Rechtfertigung für diese Politik zu gewinnen. Das alles räumt die verhängnisvolle Auswirkung, die gerade in den opportunen Bündnissen dieser Politik liegt, nicht beiseite und ändert nichts an dem Grundverhängnis, daß sie *Machtpolitik* mit dem Instrument einer Religion ist, die sich auf diesem Boden als «christlicher Glaube» verfehlen muß und dem Reiche Christi nicht dienen kann, sondern es *usurpieren* muß, und die auf die *Beerbung der Weltreiche wartet.* Steht darauf die Verheißung Christi? Müssen die katholischen Völker und die übrige Welt nicht seit Jahrzehnten die Katastrophe dieser katholischen Politik durch ihre eigene Katastrophe bezahlen? Wir brauchen hier sicher keine Beispiele zu nennen.

2. Was die westliche Politik und die Demokratie betrifft, so wären wir froh, wenn wir die im Bericht zu einem Teil dargestellte Schwenkung dieser Politik gegen Rußland und für das neue Bündnis mit Deutschland, mit der katholischen Welt und mit den faschistischen Mächten wirklich aus der Betonung und Vertretung der echten Demokratie gegenüber dem Totalitarismus erklären könnten. Alle Tatsachen sprechen aber dagegen. Es war vielmehr das politische Machtkalkül der die Politik Roosevelts immer ablehnenden Kreise, welche jene Schwenkung sofort nach dem Tode Roosevelts bestimmte. Jene Kreise wollten ihrem nicht neuen, sondern sehr alten Antikommunismus zum Durchbruch verhelfen und durch ihre Weltkoalition die kapitalistische Welt retten. Die endgültige *Abrechnung* mit dem gehaßtesten Gegner auf der Grundlage zuerst des Atombomben*monopols* und dann der atomischen *Überlegenheit* wollten sie mit allen Mitteln durchsetzen. Sie waren durch die Ereignisse verhinderte Verbündete des Faschismus und Nazismus, sie sind heute wieder Verbündete des Faschismus, und die Früchte ihrer Politik, die wir uns genau ansehen müssen, bestanden nicht in der innern und äußern Stärkung der Demokratie, auch nicht in ihren eigenen Ländern (man denke an Amerika selbst!), sondern in der Durchsetzung ihrer eigenen Macht, der die Demokratie mit ihren Losungen und Werten höchstens als Mittel und als Wandschirm diente.

Sie benutzen aber die in den Völkern vorhandene Grundbereitschaft für eine echte Demokratie, um ein System und eine Herrschaft zu befestigen, die entscheidend mitschuldig waren am Sturz der Völker in den Zweiten Weltkrieg hinein.

Roosevelt wußte etwas von der verhängnisvollen Rolle und der schweren Schuld dieser Mächte.* Er war sich auch klar darüber, daß der Kommunismus keine bloße Machtfrage, sondern eine grundlegende menschliche Frage stellte, die nur durch den Aufbau einer echten Friedenswelt gelöst werden könnte. Was zu dieser Friedenswelt gehört, das war und ist die große und entscheidende Frage unserer Zeit. Sicher gehört dazu vornehmlich auch ein grundlegendes Ringen mit der kommunistischen Welt um die wirkliche Begründung einer menschenwürdigen und menschlichen Welt, die niemals eine Welt der Gewalt, der Gewalttätigkeit und des Totalismus sein kann. *Es galt, den Geist und die schöpferische Energie der Demokratie in der Lösung der politischen und sozialen Grundfragen unserer Zeit zu bewähren.* Es standen, wie sich gezeigt hat, ungeheure, auch materielle Mittel dafür zur Verfügung, und gewaltige Kräfte wären auch in den vom Krieg heimgesuchten Völkern dafür in Bewegung zu setzen gewesen. Man muß sich nur fragen, was der Westen statt dessen eingesetzt hat, für welche *Interessen* er bis heute kämpft, um eine Antwort zu bekommen auf die Frage, wie es sich mit seinem Kampf um die Demokratie in Wahrheit verhält. Die Kreuzzugs-, Kriegs- und Polizeipolitik in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus konnte nur den Willen der kommunistischen Welt verstärken, koste es, was es wolle, dem Schlag den

---

* Folgende Nachrichten (der Zeitschrift «Der Christ in der Welt» entnommen) werfen darauf ein Schlaglicht: «Während die Weltpresse die Gewalttaten des Kolonialmilitarismus auf Zypern ‚kommentiert' — um zum so und so vielten Male die Ohnmacht des ‚Weltgewissens' gegenüber der brutalen Militärgewalt zu bekunden –, kommen Nachrichten über das barbarische Vorgehen der amerikanischen Militärdiktatur auf der 600 000 Einwohner zählenden Insel Okinawa, einem zentralen Stützpunkt der amerikanischen Expansion im Pazifik. ‚Um 7 Uhr früh', so heißt es in einem authentischen Bericht, ‚kamen schwerbewaffnete Soldaten und technische Streitkräfte und begannen die Dächer und Mauern niederzureißen; ein Haus nach dem andern wurde zerstört und von schweren Maschinen niedergewalzt. Selbst die Wassertanks, in denen das Regenwasser aufgefangen wird (es ist eine wasserarme Gegend), wurden vernichtet. Die Bauern wurden in Zelten zusammengepfercht, wo sie sich stumm ihrem Schicksal ergaben, nachdem ihre Häuser zerstört worden waren.' Das ist das Werk, so bemerkt ‚Peace News', amerikanischer Truppen, zehn Jahre nach Beendigung des Krieges, mit dem vorgegebenen Ziel, der Welt ‚die Freiheit' zu sichern! – Die Insel Okinawa wurde nach Kriegsende den Japanern abgenommen. Sie ist Schlüsselstellung für diesen Teil der Welt. ‚Eine Basis', so schreibt das halboffizielle Blatt „US News and World Report", ‚von der aus wir zuschlagen können. Von hier aus beherrschen die amerikanischen Bomber jeden Festlandhafen von Wladiwostok bis Singapur.' Zurzeit leben etwa 40 000 Amerikaner auf der Insel. Vierzig Prozent des bebaubaren Bodens sind für militärische Zwecke verwendet worden ... ‚Freiheit, die ich meine ...'»

Gegenschlag entgegenzusetzen. Heute steht kein durch die Politik der sogenannten Stärke geschwächtes, sondern ein ungeheuer starkes kommunistisches Lager dem Westen gegenüber, das keineswegs ein «Koloß auf tönernen Füßen» ist, sondern in der Herausforderung des Westens immer mehr an Boden gewinnt. Nicht diese westliche Politik war und ist die demokratische Alternative, sondern eine schöpferische, auf das Reich Gottes verpflichtete und den Völkern in ihrer Not, ihrem Hunger und Elend aufhelfende Demokratie, die eine *aktive Friedenspolitik* mit einer *aktiven Politik der sozialen Gerechtigkeit*, ja des *Sozialismus* zu verbinden weiß. Man kann einer Welt, die nur die Wahl hat zwischen der Erringung des wirklichen Friedens und dem Tod, nicht durch einen totalen Krieg gegen einen eingebildeten «Feind», der aus egoistischen Gründen geführt würde, Hilfe bringen. Ist dies nicht durch die Ereignisse seit 1945 bis heute ganz offensichtlich geworden? Die Alternative des Krieges ist, *auch im Geiste schon*, Wahnsinn und Selbstmord. Man weiß es. Es hilft nicht einmal, daß die Kommunisten es auch wissen. Die Frage ist vielmehr, ob und wie beide Seiten aus dieser zur Hölle führenden Sackgasse herauskommen und sich wirklich den Problemen unserer Welt stellen. Nicht eine falsche Verteidigung der Demokratie oder gar die *Bewahrung*, «coûte que coûte», der bürgerlichen Gesellschaft oder des american way of life mit seiner unheimlichen Fundierung auf dem Geschäft und der Rendite steht noch zur Diskussion, sondern die entscheidende *Bewährung* der Demokratie.

3. Wenn man von einer bloßen «Vernunftehe» zwischen dem Westen und Rußland spricht, so darf man sich das sicher nicht so leicht machen, daß man von «nur» einer Vernunftehe spricht. Eine solche richtet doch sicher auch und gerade zwischen Völkern eine sittliche und geistige Verantwortung auf, die man nicht durch eine Politik des Hasses zerstören darf. Diese Aufgabe einer auch den Gegner oder den «Feind» verantwortenden Politik war und ist sicher auch dem deutschen Volke gegenüber gestellt. Wir fragen: Hat sich die Demokratie in dieser schweren Aufgabe wenigstens zu bewähren versucht, und wie steht es mit der Hinwendung des deutschen Volkes zu einer wahrhaft demokratischen Lösung seiner Grundprobleme?

4. Noch ein kurzes Wort zur Frage der deutschen Kriegsgefangenen. Sie ist nicht zu bedenken ohne das von Deutschland an den Ostvölkern systematisch verübte Verbrechen. Sie wurden jahrelang verübt, und man tut gut, sich gründlich darüber zu informieren, ebenso gründlich wie über die russischen Greuel und die kommunistische Gewaltpolitik. Bis heute ist die Frage nicht geklärt, wie es sich nun wirklich mit der jahrelang behaupteten Zurückhaltung einer so großen Anzahl von deutschen Kriegsgefangenen in Rußland verhält. War die offizielle deutsche Angabe wahr oder stimmten die viel näher bei den russischen Angaben liegenden Forschungen des Roten Kreuzes und

anderer Organisationen, wie der «Stimme der Gemeinde»? Sollten die in der Operation «Sonnenaufgang» nach dem Westen geretteten deutschen Soldaten vielleicht etwas mit den behaupteten zurückgehaltenen Millionen Kriegsgefangenen in Rußland zu tun haben? Wir verweisen in dieser Sache auch auf Tatsachen in einem uns zugegangenen Brief, die wir anschließend an unsere Ausführungen veröffentlichen.

Und zum Schluß: Wir glauben, daß es in dieser Sache nicht bloß um eine gerechte Abwägung verschiedener Standpunkte, die gewiß auch ihr Recht hat, geht, sondern um ein heißes Bemühen um die *Wahrheit*. Dieses und eine echte brüderliche Liebe hätten gewiß nicht zur Spaltung in der Religiös-Sozialen Bewegung der Schweiz geführt, wohl aber zu ihrer innern Vertiefung und zum Versuch einer echten Antwort für die Welt, die heute, ob wir wollen oder nicht, zu einer endgültigen Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen ist und sicher nicht durch die Kainstat des einen Teils am andern gerettet werden kann. *Die Redaktion*

Der Auszug aus dem oben erwähnten Brief lautet:

Liebe Freunde!

Meinen besten Glückwunsch zur Herausgabe des Sonderheftes mit dem Offenen Brief an F. D. R. Das war *wirklich eine Tat!* Wir kommen nur weiter, wenn wir ganz rücksichtslos die Wahrheit sagen. Und dies ist die Wahrheit. Leider – möchte ich fast sagen – für mich kaum überraschend. Ich wußte das alles in den Grundzügen längst, wenn ich auch für die vielen mir neuen Argumente und die Dokumentation sehr dankbar bin.

Ich kannte auch die Rolle, die ganz entscheidend der Vatikan spielte und spielt. Ich habe ab 1932 als staatenloser Emigrant in Spanien gelebt, habe die Grauen des Bürgerkrieges mitgemacht, das heißt ich war von 1936 bis 1945 im Gefängnis dort. Ich weiß, daß der Klerus der wichtigste Initiator des Bürgerkrieges war, daß er ohne den Klerus nie stattgefunden hätte, daß Franco nur mit Hilfe des Klerus, der stärker ist als er, regieren kann.

Ergänzend zu Ihrem Bericht möchte ich einen Vorfall Ihnen zur Kenntnis bringen, der zeigt, daß der Kalte Krieg gegen Rußland nicht nur auf der höheren, sondern auch auf der unteren Ebene tatsächlich bereits gleich nach Kriegsende 1945 begann.

1945 im Mai befanden sich etwa 30 000 deutsche Kriegsgefangene in einem amerikanischen Lager bei Calbe, südlich Magdeburg. Als jene Gegend infolge der in Yalta und Potsdam vereinbarten Zoneneinteilung zusammen mit Thüringen, Sachsen usw. den Russen übergeben werden sollte (die dafür ihrerseits Westberlin abgaben), da wurden die 30 000 deutschen Kriegsgefangenen gefragt, ob einer von ihnen etwa den Russen übergeben werden wollte. Es meldeten sich dazu viele Tausende, nämlich fast alle diejenigen, die aus den bisher oder künftig von den Russen besetzten Gebieten stammten und daher die Hoffnung haben konnten, schneller in die Heimat zu kommen, wenn sie in der gleichen Zone blieben, zu der sie nun einmal gehörten. Das paßte aber den Amerikanern nicht, denn sie wollten ja sofort mit der Propaganda beginnen, daß die Russen Grauen einflößen und jeder aus der russischen Zone fort will. Gegen ihren Willen wurden also auch die Gefangenen, die für den Osten optiert hatten, in den Westen abtransportiert, und der Welt wurde verkündet, keiner habe zu den Russen gewollt. Ein Freund von mir, der mir dies erzählte, der auch lieber in der russischen Zone bleiben wollte, weil er aus ihr stammte, kam nach Cuxhaven. Er kam erst zwei Jahre später frei . . . *H. K.*

Mr. Dulles' Frühlingsfieber*

«The Churchman» vom 15. März schreibt unter diesem Titel folgendes:

Die Bußzeit der Kirchen geht ihrem Ende entgegen und die Christen können sich wieder auf den Ostermorgen freuen. Doch auf der Seele eines Menschen, der sich ohne Zweifel als Sohn der Kirche bekennt, scheint noch immer der Schatten des Todes zu liegen. Denn unser Außenminister geht wieder einmal bis an «den Rand eines Atomkrieges». Hier ist ein Teil des bedrückenden Berichts, der aus keinem geheimeren Archiv stammt als der Tagespresse.

Im Frühjahr 1953 drohte Mr. Dulles den Waffenstillstand in Korea zu brechen, um einen Krieg gegen China in Szene zu setzen. Der Frühling 1954 sah die Entsendung von USA-Flugzeugträgern nach dem Fernen Osten, wo sie Atombomben auf Indochina abwerfen sollten. Im März 1955 sagte Admiral Carney «bis Mitte April den Krieg» voraus, und gab den berüchtigten Plan «Zerschlagt China» preis, mit dem Segen von John Foster Dulles.

Was kann man für den Frühling 1956 voraussagen? Alles weist darauf hin, daß Mr. Dulles wieder auf dem atomischen Kriegspfad ist. Sehen wir, wie das amerikanische Volk neuerdings an den Rand des Abgrundes manövriert wird. Es liegen überwältigende Beweise vor, daß Mr. Dulles vom Anfang an gegen die Genfer Konferenz eingestellt war. Unter dem Druck von Großbritannien willigte er ein, aber dabei suchte er sie einem doppelten Zwecke dienstbar zu machen: erstens der Konservativen Partei Edens Wahlhilfe zu leisten und zweitens die diplomatischen Karten so zu arrangieren, daß ihm das Resultat als Feuerprobe dienen konnte wenn es zu zeigen galt, wie nutzlos es sei mit den Russen zu verhandeln. Für Mr. Dulles bedeutete Genf ein weiteres «zweckloses Theater». Der diplomatische Korrespondent des «Christian Science Monitor», Joseph Harsch, berichtete nach der zweiten Genfer Konferenz (17. November 1955): «Die Strategie, die an der Konferenz angewendet wurde, war einfach: Der Westen brachte Vorschläge über Deutschland vor, die, wie jeder westliche Diplomat an der Konferenz zum voraus wußte, nur abgelehnt werden konnten. Die Sowjets wurden absichtlich in die Position des Neinsagers gezwungen.»

Mr. Dulles war es, der die Bedingung stellte, daß das Pulverfaß des Fernen Ostens nicht auf die Traktandenliste von Genf gesetzt werden dürfe. Und warum? Weil er zu jener Zeit bereit war, im Frühjahr 1956 wieder «bis an den Rand» des Krieges zu gehen.

Im November 1955 berichtete die Presse, daß der Genfer Geist

* Dieser Artikel hätte schon im letzten Heft erscheinen sollen. Sein Inhalt bleibt gleich aktuell.

schon tot sei und daß Washington in einer schmerzlichen Neuüberprüfung der Weltlage begriffen sei. Um Mitte Dezember 1955 unterstrich Mr. Dulles diese Feststellung durch die Worte: «Der Kalte Krieg ist wieder da.» (New York Herald Tribune, 16. Dezember 1955.) Kurz darauf betonte der Außenminister aufs neue, daß die Befreiung der gefangenen Völker immer noch das «Hauptziel» der US-Außenpolitik sei und daß er in dieser Frage keinen Kompromiß mit der Sowjetunion eingehen werde. (New York Times, 10. Januar 1956.) Anfangs Januar 1956 brachte die Presse aufregende Berichte über die Spannung in der Formosa-Straße. Nach Korrespondenten aus Washington sollte Mr. Dulles den außenpolitischen Ausschüssen des Senats und des Repräsentantenhauses erklärt haben, «eine neue Krise in der Frage der Quemoy- und Matsuinseln sei im Frühjahr zu erwarten». (New York Post, 13. Januar 1956). Auch Tschiang Kai-schek und Syngman Rhee sagten einen Krieg für den Frühling voraus. Der Internationale Nachrichtendienst aus Tokio berichtete (1. Januar 1956), die «zwei asiatischen Führer hätten sich dafür ausgesprochen, daß man den Kampf der freien Welt direkt ins kommunistische Lager trage. Nach einer Besprechung mit Dulles sagte der Gesandte von Tschiang Kai-schek, Wellington Koo, einen Krieg in der Formosa-Straße voraus und rechnete mit der Unterstützung der USA.

Zeitbombe Formosa

Daß der Moment für die Explosion in Formosa näher rückte, wurde jedermann klar, als drei sensationelle Artikel erschienen. Am 23. Dezember 1955 schrieb das «US News & World Report», daß der Krieg über Formosa «wieder heiß würde». In einem Interview mit Admiral Pride, dem Kommandanten der amerikanischen Flotte, und Generaloberst Smythe, dem Leiter der US-Hilfsgruppe in Formosa, über die «Chancen eines großen Krieges», machten diese hohen Offiziere interessante Andeutungen. Admiral Pride bestätigte, daß die USA im Falle eines «Buschfeuers» an der chinesischen Küste «automatisch» eingreifen würden. General Smythe gab klar zu verstehen, daß die Armee und die Luftwaffe Tschiang Kai-scheks, vom Pentagon ausgerüstet und inspiziert, in ausgezeichneter Form seien und daß die Zusammenarbeit der Nationalchinesen mit den Amerikanern «immer besser werde».

Der zweite Artikel war das von Dulles inspirierte «Bis-an-den-Rand-des-Krieges»-Interview in der Zeitschrift «Life». Der Washingtoner Korrespondent des «Christian Science Monitor» berichtete am 20. Januar 1956, daß der Artikel «als Warnung an Peking interpretiert wurde und wird; China sollte wissen, daß die USA unter allen Umständen um diese Inseln (Matsu und Quemoy) kämpfen werden».

Der dritte Artikel war eine eingehende Analyse der Weltlage von den Brüdern Alsop in der «Saturday Evening Post» (vom 4. Februar

1956). Die Verfasser betonten, daß «der Kalte Krieg gefährlicher geworden sei als je», und daß Washington fürchte, Europa könnte sich unter russischer Lockung und Druck dem Neutralismus verschreiben. In diesem Fall könnten wir unsere Überseestützpunkte verlieren, wobei die Wirkung der USA-strategischen Luftwaffe um 80 Prozent vermindert würde. Was könnten wir dagegen tun? Nochmals bis an den «Rand des Krieges» gehen! Die Kremlführer, behaupteten die Alsops, wollen auf keinen Fall in einen H-Bombenkrieg verwickelt werden. Was nötig sei, sagten die Alsops — und sie drückten damit die Meinung des Außenamtes aus – sei «das Risiko auf sich zu nehmen, die neue russische Offensive zunichte zu machen». Wir müßten mutig vorgehen und «den Kreml davon überzeugen, daß wir immer noch die Macht besitzen, die Sowjetunion auszuradieren».

Obwohl die Russen mit H-Bomben gut versehen sind, haben sie hartnäckig das Verbot der Atombombe und die Sistierung aller Nuklearversuche verlangt. Mr. Dulles jedoch fährt fort, mit der H-Bombe herumzufuchteln. Laut «New York Times» vom 1. Januar 1956 erklärte er, «daß keine Erklärung der Russen die USA dazu bringen werde, ihre Politik zu ändern: die Amerikaner wollen nicht als erste in einem Konflikt Nuklearwaffen anwenden».

Drei Tage später schrieb Robert S. Allan von Washington, Stassens Vorschlag einer einjährigen Unterbrechung der Nuklearversuche sei unter dem Druck des «Joint Chiefs of Staff» aus der präsidentiellen Botschaft ausgemerzt worden. Einen Monat später erklärte Luftsekretär Donald A. Quarles, «er sei überzeugt, daß die Nation bereit sein müsse, auch in einem Lokalkrieg Nuklearwaffen anzuwenden». Er erklärte offen: «Wenn wir wieder zu kämpfen gezwungen werden, so müssen wir die Waffen brauchen, die dem Ziel und der Aufgabe am besten entsprechen.» («New York Times», 5. Februar 1956.) Einige Wochen vorher hatte Charles vorgeschlagen, wir sollten die Düsenflugzeuge Tschiang Kai-scheks mit Atombomben ausrüsten.

Es sind zwei winzig kleine Flecken der Erde, für die John Foster Dulles mehr Zeit und Gedanken aufgewendet hat als für irgendein anderes Problem seiner diplomatischen Laufbahn: die felsigen Küsteninseln von Quemoy und Matsu. Einige Beobachter hegen den Verdacht, daß Dulles und Tschiang Kai-schek diese kleinen Inseln als geeignete «Zünder» benötigen, um einen «Kalten» Krieg in einen «Heißen» zu verwandeln. Britische Beobachter im Fernen Osten glauben (laut «Christian Science Monitor» vom 3. Februar 1956), daß die USA, wenn es auf diesen Küsteninseln zum Kampf kommt, in großem Maßstabe wahrscheinlich mit Atomwaffen intervenieren werden. Kriege werden durch «Zufälle» ausgelöst, und der «Christian Science Monitor» sagte einmal voraus, daß Quemoy und Matsu das «Serajewo des dritten Weltkrieges werden dürften».

Quemoy und Matsu sind der Zünder in einer Dauerzeitbombe. Als Mr. Dulles mit seiner «Am-Rande-des-Krieges»-Diplomatie prahlte, rief einer der journalistischen Lautsprecher der «China Lobby», George E. Sokolsky, begeistert: «Wir sind immer am Rande des Krieges mit China. Dies ist unsere Dauerbeziehung.» («Journal American», 27. Januar 1956).

Es kommt den Engländern und allen, die den Kopf nicht ganz verloren haben, wie ein Alpdruck vor, daß Dulles und Tschiang Kai-schek den Finger ständig am Abzug der Zeitbombe halten. Es ist unterdessen klar geworden, daß das Problem für Washington nicht heißt: Quemoy oder Formosa oder die Wiedereroberung Chinas. Das Spiel geht um höheren Einsatz, um eine Abrechnung mit Sowjetrußland. Um ganz deutlich zu werden: Die Dulles-Radford-Nixon-Gruppe braucht einen «Zwischenfall» in der Formosastraße als Auslösung einer «Operation Sunday Punch», die, von der amerikanischen strategischen Luftwaffe durchgeführt, die Sowjetunion (um es in den Worten der Gebrüder Alsop auszudrücken) von der Erde ausradieren wird.

Es würde zu weit führen, all die Zwischenfälle zu erwähnen, die sich in den letzten Wochen in der Formosastraße ereigneten. Weiter gab es mehr als 4000 Grenzverletzungen dem 38. Breitengrad entlang in Korea. Aber die Zeitungen erwähnten sie nicht einmal. Es war reiner Zufall, daß John Foster Dulles im Juni 1950 «in besonderer Mission» in Korea weilte, als ein solcher Grenzzwischenfall jenen tragischen Krieg auslöste. Mr. Dulles war es, der in den ersten Stunden der Korea-Affäre ein Telegramm an Präsident Truman richtete und darauf bestand, die USA müßten sofort eingreifen und an den «Rand des Krieges» gehen.

Die neue Krise wird nach altbekanntem Muster vorbereitet. Es gibt genug Zwischenfälle, und sie werden dem amerikanischen Volk jeden Tag unter die Nase gerieben. Die Lage entwickelt sich «bedrohlich» in der Formosastraße. Tschiang Kai-scheks «Thunderjets» (Düsenflugzeuge) führen Aufträge über rotchinesischem Gebiet aus. Die nationalchinesische Flotte «kontrolliert» die Küste und führt Überfälle auf das Festland durch. Man hört von versenkten Schiffen und Artillerieduellen mit kommunistischen Küstenbatterien. Man muß daran zweifeln, daß Dulles je ernstlich versucht hat, Tschiang Kai-scheks Unternehmungen zu verhindern. Trotz wiederholten Formosa-Besuchen seitens hoher Persönlichkeiten (Admiral Radfords, Quarles, des Ministers der Luftflotte, Admiral Ingersolls und Diplomaten aus Washington) bestehen keine Anzeichen eines Versuches, Tschiang Kai-schek zur Mäßigung und Zurückhaltung zu zwingen. Ganz im Gegenteil. Tschiang muß von Washington eher aufgemuntert worden sein. Die Gebrüder Alsop (eine so unantastbare Nachrichtenquelle, die

immer warm für das Außenamt einsteht) berichteten am 6. Februar 1956: «Tschiang Kai-schek selbst ist offenbar davon überzeugt, daß den USA nichts übrigbleiben wird, als ihn zu unterstützen, wenn einmal der Kampf um die Inseln wirklich beginnt; besonders in der letzten Woche sind Tschiang Kai-scheks Streitkräfte immer aggressiver geworden. Sie haben das den Inseln gegenüberliegende Festland beschossen.» Dieser neue Ausbruch von Tschiang Kai-scheks Angriffslust folgte auf einen Besuch Admiral Arthur Radfords, des Vorsitzenden der «Joint Chiefs of Staff». Man muß sich fragen, ob Tschiang Kai-schek von den «Rand-des-Krieges»-Drahtziehern in Washington als Marionette gebraucht wird oder ob John Foster Dulles der Gefangene des Generalissimo geworden ist. Es ist die «verzweifelte» Strategie Tschiang Kai-scheks, schrieb Joseph Harsch im «Christian Science Monitor» vom 15. Dezember 1955, «den unerklärten Krieg zwischen den USA und dem kommunistischen China aufrechtzuerhalten».

Am Eisernen Vorhang

Es gibt andere Anzeichen auf der diplomatischen Ebene, daß Mr. Dulles keineswegs gewillt ist, die Spannung des Kalten Krieges zu mildern. Hoffnungsvolle Anfänge für engeren kulturellen und wirtschaftlichen Kontakt zwischen Ost und West sind fast eingeschlafen. Am 14. Februar 1956 nahmen die Russen einen Vorschlag auf weiteren Austausch der kulturellen und technischen Delegationen an, bedauerten aber, daß es Privatleuten unmöglich sei, die USA zu besuchen, «solange von ihnen bei der Einreise Fingerabdrücke verlangt werden». Die russische Note stellte fest: «Wenn amerikanische Bürger die USSR und russische Bürger die USA besuchen, wird das Verständnis zwischen den Russen und dem amerikanischen Volk außerordentlich erleichtert, und die Beziehungen zwischen unseren Ländern werden besser.» Wie stellt sich Washington zu diesen Ost-West-Begegnungen? Das Außenamt lehnt es ganz ruhig ab, die russischen Delegationen nach den USA kommen zu lassen. Laut der «New York Herald Tribune» vom 25. Januar 1956 «erhielt der Nationale Sicherheitsrat von hohen Regierungsbeamten die Empfehlung, den weiteren Austausch von Delegationen mit der Sowjetunion zu unterbinden». Die Verhältnisse zwischen den USA und der Sowjetunion haben sich durch die sogenannte «Ballon»-Frage weiter verschlechtert. Die Russen und andere Sowjetblockländer beklagen sich seit Jahren über Tausende von amerikanischen Propagandaballonen, die über ihr Gebiet fliegen. Die «New York Times» vom 12. Februar 1956 beschreibt dies wie folgt: «In den letzten zwanzig Monaten fällt Tag und Nacht ein Schauer von Papier über die Satellitenländer Osteuropas – etwa 250 Millionen Flugblätter aus mehr als 400 000 Ballonen . . .»

Die Ballone werden von amerikanischen Organisationen, in Zusammenarbeit mit dem Außenamt, in Deutschland losgelassen. Im Januar 1956 wurde in Washington beschlossen, das Ballonprogramm zu intensivieren. Laut einer Meldung vom Washingtoner Bürochef der Hearst-Presse wurde die neue Kalt-Kriegs-Kampagne eines «weltweiten Zurückdrängens des Kommunismus . . . von Außenminister Dulles und Vizepräsident Nixon geleitet». Das Ziel des neuen dynamischen Programms besteht darin, «die Arbeit der Widerstandsgruppen hinter dem Eisernen Vorhang zu koordinieren und die Hoffnung auf Befreiung unter der Bevölkerung der kommunistischen Satellitenstaaten lebendig zu erhalten. Gewisse Aspekte dieser Arbeit, die sich auf Untergrundoperationen beziehen, können nicht näher ausgeführt werden.» («Journal American», 9. Januar 1956.)

Zu diesem Programm offener Kriegsführung kam «eine weitere große potentielle Waffe, die in zukünftigen Kriegen gebraucht werden könnte». Laut «US News & World Report» vom 17. Februar 1956 könnten die Hunderte von Langstreckenballonen, die von der amerikanischen Luftflotte über kommunistisches Gebiet losgelassen wurden, «morgen Brandbomben, Fernsehapparate, Nuklearbomben, Bakterien oder Giftgas mitführen». Diese modernen strategischen Ballone, sagt «US News», sind billig und können «eine Last von 1500 Pfund tragen, die aus Brandbomben oder sogar aus großen Behältern von Bakterien für die biologische Kriegsführung besteht».

Einige amerikanische Zeitungen haben zugegeben, daß die Ballonin vasion ein widerrechtliches Befahren des Sowjetluftraumes mit Photo- und Radioapparaten darstellt. Diese «Wetter»Ballone sind nicht so ungefährlich, wie sie Mr. Dulles beschreibt. Es gibt viele amerikanische Ballone, sagt der «Christian Science Monitor» vom 13. Februar 1956, die «in einer Höhe von 10 bis 20 Meilen über russischem Gebiet segeln und auf ihrer Fahrt alles, was unter ihnen liegt, auf Filmen festhalten».

Ein weiteres «Spiel»

In dieser Beziehung ist es bemerkenswert, daß die Zeitschrift «Life» am 21. November 1955 berichtete, daß das strategische Luftkommando sich «für die größte photographische Aufgabe der Geschichte – eine Landkarte der USSR herzustellen» – bereithalte. Die Luftflotte, sagt «Life», wartete nur auf Erlaubnis, die große Aufgabe zu erfüllen, sie sei aber «auch bereit, dies ohne Erlaubnis zu tun»! Ein paar Wochen später bekam die Luftflotte die Erlaubnis. Der Beschluß über dieses «diplomatische Spiel» einer Eroberung des Luftraumes über Rußland wurde von Mr. Dulles gefaßt:

«Man erfährt heute durch INS (International News Service, USA), daß Außenminister Dulles und sein Bruder, Allan Dulles, der die

‚Central Intelligence Agency' leitet, persönlich konsultiert wurden. Sie gaben die Erlaubnis für das Spiel, was Proteste aus Rußland und seinen Satelliten hinter dem Eisernen Vorhang provozierte . . .» («Journal American», 12. Februar 1956.)

Das Ballonspiel von Dulles hat den Präsidenten von neuem in Verlegenheit gebracht. Eisenhowers Plan für «Luftinspektion» erscheint nun in recht schlechtem Licht, und unsere Stellung an der Abrüstungskonferenz der UNO ist alles andere als verbessert worden.

Die nächsten Wochen und Monate werden zweifellos weitere Leistungen der Dullesschen Staatskunst an den Tag bringen. Der Frühling liegt in der Luft, und wir fürchten, eine ängstliche Welt werde noch weitere Proben seiner «diplomatischen Kunst» auszukosten haben. Werden wir wieder einmal «an den Rand des Krieges» gehen und zum viertenmal in die Fratze des Ungeheuers schauen müssen? Mr. Dulles war es, der das dynamische «Zurückwerfen» und die «Befreiungspolitik» befürwortete. Mr. Dulles war es, der darauf bestand, daß Tschiang Kai-schek freigemacht würde, um das chinesische Festland zu erobern. Mr. Dulles war es, der den Rat gab, «Asiaten müssen durch Asiaten bekämpft werden». Mr. Dulles war es, der mit «vereinigtem Vorgehen» und «sofortiger und massiver Wiedervergeltung» drohte.

John Foster Dulles mag ein ausgezeichneter Konzernanwalt sein, aber auf dem Gebiet internationaler Angelegenheiten ist er ein gefährlicher Mann. Seine Diplomatie des Atombombendrohens ist waghalsig und unverantwortlich. In jedem andern Land des Westens, das der Kontrolle des Parlaments untersteht, wäre ein Mann von solcher Unbeständigkeit schon längst seines Regierungsamtes enthoben worden.

Wie sollen wir uns und Mr. Dulles diese erstaunlich unchristliche Haltung erklären, die mit so vielen christlichen Beteuerungen und so vielen hohen Ämtern in der christlichen Kirche einhergeht? Diese Frage muß jeden von uns und uns alle zusammen herausfordern. Es ist in der Tat die Hauptfrage unserer Generation. Sie kann nicht unterdrückt oder beiseite geschoben werden. Sie kann nicht mit Lächeln oder Stirnerunzeln aus der Welt komplimentiert werden. Von der Offenheit, mit der wir die Antwort auf diese Frage suchen, hängt die weitere Existenz unserer stolzen westlichen Welt ab. Denn wenn das Endprodukt bloß der gute Kirchenmann Mr. Dulles ist, so liegt der Fehler bei der Kirche, die ihre Aufgabe, Christi Religion zu lehren und von allen, die sich Christen nennen, ihre Anwendung im praktischen Leben zu verlangen, nicht erfüllt.

Washingtoner Beobachter

Klärungen in Ost und West Man wird es uns – dem Kreis um die «Neuen Wege» – kaum übelnehmen, wenn wir angesichts der Wendung, die die Zeitgeschichte zu nehmen scheint, das Gefühl einer gewissen Genugtuung nicht unterdrücken können. Genugtuung freilich nicht als kleinlich-persönliche Befriedigung darüber, daß die Ereignisse uns immer deutlicher «Recht geben», sondern als die tiefe Freude derjenigen, die jahrelang gegen alle Anfeindungen und Widerstände für eine *Sache* gekämpft, eine *Wahrheit* vertreten haben und nun erleben dürfen, daß durch das Walten der Macht, die hinter aller Geschichte steht, diese Sache in siegreichem Durchbruch begriffen ist, diese Wahrheit von immer mehr Menschen erkannt und anerkannt wird – gerade auch von vielen ihrer früheren Bestreiter – und sich die Lügennebel zu zerteilen beginnen, die so schmerzlich lange auf der Welt gelastet und die klare Sicht auf die gewaltigen Entwicklungen und Umwälzungen im Leben der Völker getrübt haben.

Wir haben – um es mit ein paar Stichworten nur anzudeuten – in freier Weiterführung der schon von Leonhard Ragaz gezogenen Linie zu zeigen versucht, daß die Revolution, die sich im europäischen und asiatischen Osten vollzieht, nicht mit Anklagen gegen ihre Gewalttätigkeit abzutun ist, vielmehr einen großen, tiefen, *positiven* Sinn hat, den wir freudig bejahen müssen. Wir haben es abgelehnt, den Kampf zwischen «Ost» und «West» auf einen solchen zwischen der «freien Welt» und den düsteren Mächten von Diktatur, Terror und Unmenschlichkeit reduzieren zu lassen, vielmehr die ungeheure Schuld des Westens, seiner Demokratien und seiner Christenheit am Gewaltgeist und an den Gewaltmethoden des Ostens hervorgehoben, eine Schuld, die zuerst abgetragen werden müsse, bevor die Umwälzung im Osten (wie auch in Afrika und Lateinamerika) auf eine neue Bahn geführt werden könne.* Wir haben darum namentlich auch die Unwahrheit der Behauptung aufgedeckt und zurückgewiesen, daß die Sowjetunion seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine Politik militärischer Ausdehnung und Welteroberung betrieben habe, gegen die sich der Westen mit immer vollkommeneren Kriegsrüstungen zur Wehr zu setzen gezwungen gewesen sei, haben vielmehr klarzumachen gesucht, daß vor allem die Vereinigten Staaten gleich nach Roosevelts

* Im französischen «Christianisme social» (März/April-Heft 1956, Seite 280) finden wir die gleiche Mahnung: «Begreifen wir doch, daß der Kommunismus überall das versagende Christentum ablöst! Weil die Christen untreu gewesen sind, wenden sich die enttäuschten, betrogenen, unterdrückten Völker denen zu, die – wenigstens bisher – ihre Versprechungen gehalten und der Hoffnung der Menschen zu entsprechen verstanden haben.»

Tod die alte gewalttätig-gegenrevolutionäre Politik des Westens planmäßig neu aufgenommen und weltweit ausgedehnt haben im Bestreben, die sozialistische Umwälzung, der sie sonst nicht Herr zu werden hoffen durften, mit Anwendung oder mindestens Androhung militärischer Gewalt zu verhindern. Wir haben das Verhängnis, ja das Verbrechen dieses Weges aufgezeigt und zur Auseinandersetzung mit dem Kommunismus vom Geist und von der Wirtschaft her aufgefordert, den Christen ihre besondere Pflicht und Verantwortung einschärfend. Und wir haben immer auch unseren Glauben ausgesprochen, daß in dem Maße, da die soziale Revolution in den Ostländern innerlich gefestigt und von außen her nicht mehr bedroht werde, auch das Diktaturregiment gelockert und schließlich überwunden werde.

Und nun erfahren wir sozusagen Tag um Tag, wie sich auch in der übrigen westlichen Welt ein Wandel im Denken vollzieht, wie sich eine neue Art, die Dinge zu sehen, herausbildet, wie das Verhalten gegenüber dem Osten immer entschiedener aus den alten Geleisen herausdrängt – auf eine Bahn, auf der schließlich doch so etwas wie ein friedliches, ja freundschaftliches Zusammenleben der beiden Lager möglich sein sollte. Ist das nicht eine wunderbare Bestätigung unseres Glaubens, eine großartige Verheißung, die endgültig wahr zu machen unsere vornehme Aufgabe ist – eine Aufgabe, bei deren Erfüllung wir die weltüberwindende Kraft des höchsten Gutes auf unserer Seite haben?

Lassen wir uns darum nicht von der glaubenslosen, oft zynischen Skepsis derer beirren, die «im Osten nichts Neues» entdecken zu können versichern und sich nur ärgern, daß ihnen mehr und mehr die wonnig-gruslige Lust genommen wird, der Welt das Bild des sowjetischen «Verbrecherstaates» vor Augen zu führen, gegen den sie ihre «Polizei» bereitzuhalten nicht nachlassen dürfe. Wie häßlich nimmt sich doch beispielsweise die Erklärung des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (vom 11. April) aus, die allem, was in der Sowjetunion gesagt und getan wird, einfach die Ehrlichkeit abspricht und weder an Friedensabsichten noch an wirkliche Volkswohlarbeit der russischen Kommunisten glaubt, «da Waffen und Atombomben der Partei das Höchste» und «Krieg und Gewalt Helfershelfer der kommunistischen ‚Revolution' sind»! Stellen wir – um von vielen ungefähr gleichlautenden Zeugnissen wieder nur das eine herauszugreifen – dieser Erklärung die Berichte gegenüber, die eine Abordnung der Sozialdemokratischen Partei Frankreichs (die wahrlich antikommunistisch genug eingestellt ist) über ihre Reise in die Sowjetunion erstattet hat. Etwa diese Feststellungen:

«Das politische Klima hat sich beträchtlich geändert ... Das Streben, eine wirkliche Gesetzlichkeit aufzurichten, den Verwaltungs- und Wirtschaftsapparat zu dezentralisieren, die Bedürfnisse der Bevölkerung besser zu befriedigen, der Isolierung der Sowjetunion ein Ende zu machen, sich den Westländern zu nähern – dieses Streben scheint sich mir erheblich zu verstärken ... Erlasse sind herausgekommen oder in

Vorbereitung, um die Polizeiwillkür zu beschränken; man sucht die Starrheit des Fünfjahresplanes zu lockern und schenkt den alljährlichen Vorhersagen für Industrie und Handel mehr Aufmerksamkeit.» (Oreste Rosenfeld im «Observateur», 31. Mai.)

In der gleichen Nummer des Pariser Blattes erklären sich Charles Hernu und Alain Courdon von der Aufrichtigkeit Chruschtschews überzeugt, der ihnen gesagt habe, die Losungen von Frieden und Koexistenz könnten doch unmöglich ausgegeben werden, wenn das Sowjetvolk und die Rote Armee psychologisch auf den Krieg und auf einen militärischen Sieg vorbereitet würden. Und wirklich, wie will man die angeblichen Kriegspläne der Sowjetführer erklären, wenn die gleichen Führer nicht müde werden, ihr Volk zum Glauben an einen dauernden Frieden und an eine stetige Hebung seiner Lebenslage zu erziehen?

Vielleicht noch greifbarer sind, wie ich schon in der Mai-Rundschau bemerkte, die Änderungen, die in den *osteuropäischen Volksrepubliken* vor sich gehen. Auf Grund unmittelbarer Eindrücke an Ort und Stelle stellt Pierre Grosclaude in der religiös-sozialen «Cité Nouvelle» (Nr. 228) fest:

«Es weht jetzt in allen Volksdemokratien ein liberaler, fast möchte ich sagen ein Freiheitswind, und dieser Wind ist noch kräftiger an den Ufern der Weichsel als in Prag, Budapest oder Sofia ... Heißt das, daß sich die ‚Satelliten' bald von der Sowjetunion trennen und sich in gänzlich unabhängige Nationen verwandeln werden? Offensichtlich nicht, da die Sowjetunion diese Wandlungen, diesen Wechsel der Atmosphäre geschehen läßt und sogar noch fördert ... Man kann sich die Wichtigkeit der Ereignisse nicht verhehlen, die sich gegenwärtig im Schoße der Nationen des Ostblockes vollziehen, von Ereignissen, deren Folgen und Auswirkungen wir noch nicht klar zu erkennen vermögen, die aber geeignet sind, eine rasche Besserung der Beziehungen zwischen Ost und West herbeizuführen und – das liegt klar am Tag – das europäische Klima zu verändern.»

Ähnlich lauten andere Berichte über die östlichen Volksrepubliken, wobei jedoch abermals bemerkt sei, daß es unsinnig wäre, eine vollständige Beseitigung des Diktaturregimes zu verlangen, solange die sehr wirkliche Gefahr einer Überflutung dieser Länder (wie auch der Sowjetunion) mit westmächtlicher Propaganda und ihrer politischen Entmachtung oder Herüberziehung ins westmächtliche Militärlager besteht. Wenn es also der Westen beklagt, daß in den Ostländern von «wahrer» Demokratie, mit Presse- und Versammlungsfreiheit, Mehrparteiensystem, ungehindertem Oppositionsrecht, unbeeinflußten Wahlen und dergleichen, auch jetzt noch nichts zu spüren sei, so mag er sich nicht nur fragen, ob die politische oder gar die soziale Demokratie in seinem eigenen Lager auch nur irgendwie befriedigend verwirklicht sei; er muß vielmehr vor allem dafür sorgen, daß die Bürgerfreiheiten, deren Gewährung er vom Osten verlangt, nicht einfach nur ein Mittel würden, um die sozialistische Revolution zu zerstören, den Osten wieder dem «freien Unternehmertum» zu öffnen und den Traum vom «amerikanischen Jahrhundert» doch noch zu verwirklichen. Den Völkern des Ostens *helfen*, über die rohen Methoden der Revolutionie-

rung und Modernisierung ihrer gesellschaftlichen Lebensformen hinauskommen, nicht mit heuchlerischen Freiheitsforderungen, die man in den kapitalistischen «Demokratien» so wenig ernst nimmt wie in den Ländern ihrer feudal-diktatorischen Bundesgenossen (Spanien, Südamerika, Türkei, Persien, Formosa zum Beispiel) und weithin auch in den eigenen Kolonien, seinen weltpolitischen Machtbereich ausdehnen wollen – *das* wäre jetzt die Aufgabe des «freien», «christlichen» Abendlandes!

Abwendung vom Kalten Krieg Unsere abgebrühten Realpolitiker denken natürlich nicht von ferne daran, sich dieser Aufgabe anzunehmen. Adenauer beispielsweise hat in seiner Rede an der Yale-Universität (in New Haven, am 11. Juni) nur wieder geklagt, daß sich die Sowjetunion weiterhin weigere, «die geistigen Grundsätze anzunehmen, welche die Grundlage der freien Welt bilden», und Moskau beschuldigt, nur neue Formen und Methoden zu benützen, «um die alten Ziele des bolschewistischen Regimes – die Beherrschung der Welt durch den Kommunismus – sicherer und mit weniger Opfern zu erreichen . . . , die Wachsamkeit der freien Welt einzuschläfern und ihre Verteidigungsbereitschaft zu schwächen». Dulles und (in weniger schroffer Weise) auch Eisenhower und Eden reden nicht wesentlich anders, und der Chef der strategischen Luftwaffe der Vereinigten Staaten, General Lemay, warnte erst kürzlich noch (nach einer Meldung vom 27. Mai) eindringlich vor der wachsenden militärischen Stärke der Sowjetunion, die von 1959 an über doppelt so viele Bomber mit großer Reichweite verfügen werde wie Amerika und durch einen Überraschungsangriff die Vereinigten Staaten dann ohne weiteres besiegen könne. Ja, die NATO kündigt sogar die Ausführung eines neuen großen Programms für den Bau von Militärstützpunkten, Flugplätzen usw. im Kostenbetrag von 263 Millionen Dollar an, wobei 106 Millionen Dollar allein auf den Bau von Flugstützpunkten in Deutschland entfallen sollen. Schon jetzt seien 140 Flugplätze der NATO verwendungsbereit und durch ein Röhrenleitungssystem von rund 2000 Kilometern Länge miteinander verbunden. Im ganzen habe die NATO in den letzten fünf Jahren 2,38 Milliarden Dollar für die Verteidigung der freien Welt gegen die Gefahr von Osten ausgegeben.

Aber der Glaube an russische Angriffsabsichten schwindet im Westen doch sichtlich und rasch dahin – auch in den Vereinigten Staaten, wo man immer offenherziger und ohne Furcht vor der Verfemung durch irgendeinen «Loyalitäts»-Ausschuß die Geschichte der letzten zehn Jahre neuzuschreiben beginnt. Bezeichnend dafür ist ein Aufsatz, den Professor W. A. Williams von der Universität Oregon unlängst (am 5. Mai) in der «Nation» veröffentlicht hat und in dem er besonders nachdrücklich die beliebte Vorstellung zurückweist, daß die

Sowjetunion dank ihrer militärischen und wehrwirtschaftlichen Überlegenheit über den Westen nach 1945 eine tödliche Gefahr für die «freie Welt» gewesen sei. Die Zentraltatsache der damaligen Lage, aus der Trumans «Eindämmungspolitik» gegenüber der Sowjetunion erwachsen ist, war nach Professor Williams in Wirklichkeit nicht die militärische Überlegenheit der Russen, sondern

«Amerikas einseitiger Besitz der technischen und militärischen Fähigkeit, Atombomben herzustellen und abzuwerfen. Außerdem hatten die Vereinigten Staaten eine größere Kriegsflotte als der ganze Rest der Welt; eine Armee, die mit den fortgeschrittensten und beweglichsten Waffen geschult, ausgestattet und im Kampfe geübt war; die einzigen unversehrten Industrieanlagen und unangetasteten Leitungs- und Arbeitskräfte der Welt; und die Verfügung über zahlreiche Militär- und Wirtschaftsstützpunkte von Deutschland an rings um die Sowjetunion herum bis Japan.»

Die Behauptung, die Vereinigten Staaten hätten damals abgerüstet, die Sowjetunion aber nicht, bezeichnet der Verfasser als irreführend, in Wahrheit sei die Sowjetunion absolut und relativ weit schwächer als Amerika gewesen:

«Ihr Unterschied gegenüber den Vereinigten Staaten war allseitig und unbestreitbar: keine Atomrüstungen; keine strategische Bomberwaffe; keine ‚Blauwasserflotte'; ein verwüstetes und zerrüttetes Industrie- und Verkehrssystem; eine niedergewalzte Landwirtschaft; eine traurige, müde und erschlaffte Bevölkerung. Die Armee aber musterte im Jahre 1947 nach einem Bericht von General Gruenther nicht einmal drei Millionen Mann und war nicht mit neuen Waffen ausgerüstet, die sich hätten mit denjenigen Amerikas messen können, denn die russische Wirtschaft war auf Friedensproduktion umgestellt worden, und ihre Leistung war gering.»

Kein Wunder, daß Stalin, wie am letzten Parteitag der sowjetischen Kommunisten enthüllt wurde, nach dem Krieg die Vereinigten Staaten in aller Form um eine Anleihe von sechs Milliarden Dollar ersucht und Molotow neulich gestanden hat, im Kreml habe sich damals niemand träumen lassen, daß Rußland in bloß zehn Jahren eine derartig starke Stellung einnehmen würde.

Die augenscheinliche Schwäche und Hilfsbedürftigkeit der kriegsverwüsteten Sowjetunion war es also, was die Regierung der Vereinigten Staaten, im Vertrauen auf ihr Atombombenmonopol, verleitete, sich zur Vorkämpferin des neuen antikommunistischen Kreuzzuges aufzuwerfen. George Kennan, damals Chef der Planungsabteilung des Staatsdepartements, entwarf sein Projekt der gewaltsamen Eindämmung der Sowjetmacht in der Überzeugung, die militärische und wirtschaftliche Überlegenheit der USA werde die Sowjetunion von innen her erschüttern und aufweichen, vielleicht sogar das ganze Sowjetregime zum Einsturz bringen. Präsident Truman verkündete und praktizierte im Einklang mit diesem Plan die Lehre vom militärischen Zuschlagen gegen jede Ausdehnung des kommunistischen Einflusses, vom amerikanischen Eingreifen in Griechenland an bis zu den Kriegen in Korea und Indochina. Und schon vorher hatte Churchill in seiner Fulton-Rede den Westen zum großen Kampf gegen den Welt-

kommunismus aufgerufen, ein paar Jahre später (1949) in Boston noch deutlicher aussprechend (nach einem zeitgenössischen Kommentar), daß sich entweder Rußland radikal wandeln müsse oder der Westen eine Präventivkrise herbeiführen werde, bevor der Kreml ebenfalls im Besitz der Atombombe sei. Die ganze Nachkriegspolitik der Westmächte – NATO, Südostasien- und Mittelostpakt, forcierte Aufrüstung, Befreiung der Ostvölker usw. – war im Grunde nur die Ausführung dieses Gedankens, auch nach der Herstellung der Atombombe durch die Russen.

Erst als die Sowjetunion auch die Wasserstoffbombe nachmachte, setzte die große Wendung ein. Kennan erzählt heute, seine Eindämmungstheorie sei damals mißverstanden worden; in Pittsburgh erklärte er letzthin, eine neue amerikanische Politik gegenüber der Sowjetunion sei «entschieden überfällig», und die Vereinigten Staaten müßten «eine gelockertere und normalere Haltung» gegenüber den Russen einnehmen. Ähnliche Feststellungen und Forderungen kann man jetzt zu Dutzenden in der amerikanischen Presse lesen und im Radio hören. Sogar Churchill beginnt seine Hefte zu revidieren; seine in Aachen gemachte Andeutung, der Westen müsse eine spätere Aufnahme der Sowjetunion in die NATO ins Auge fassen, hat von Bonn bis Washington nicht wenig Verdruß erregt. Und wenn auch Truman anscheinend auch als Pensionierter an seiner Eindämmungsdoktrin festhält, so hat dafür sein Nachfolger Eisenhower an der «großen» Genfer Konferenz mindestens theoretisch die Folgerung aus der neuen Lage gezogen, indem er den Krieg als «Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln» feierlich ächten half.

Gewiß, für sehr viele ehemalige Verfechter der «Eindämmungs»- und nachher der «Befreiungspolitik» gegenüber dem kommunistischen Osten sind eben die Trauben sauer geworden; sie möchten schon gern mit den Russen (und Chinesen) gewaltsam abrechnen und schrekken nur vor den Rückwirkungen auf ihre eigenen Völker zurück. Aber Tatsache bleibt dennoch, daß die seelische Entspannung und Entkrampfung, die aus der Einsicht in die Unmöglichkeit eines siegreichen Krieges gegen den Osten erwachsen ist, eine neue, wirklichkeitsgemäßere Schau auf die Zeitereignisse ermöglicht hat und auch die Vergangenheit schon weithin in einem anderen Lichte sehen läßt, als die Zweckpropaganda des konservativen Westens sie darzustellen suchte. Was Mendès-France vor einigen Wochen in einem Zürcher Vortrag sagte, wird immer mehr zur gemeinsamen Erkenntnis auch sonst sehr bürgerlich-kapitalistisch eingestellter Westeuropäer und Amerikaner:

«Eine neue Phase der modernen Geschichte hat begonnen, in der ein Kampf von vorwiegend wirtschaftlichem Charakter den Kalten Krieg ablöst ... Der Zeitpunkt ist gekommen, da niemand mehr sich denken kann, daß die Russen wirklich das Risiko eines blutigen Konfliktes auf sich nehmen würden ... Die Männer, die seit Kriegsende die atlantische Verteidigung organisiert und überall die kommu-

nistische Expansion aufgehalten haben, müssen erkennen, daß keine Zeit verloren werden darf bei der Verlegung der Anstrengungen auf die wirtschaftliche Auseinandersetzung.» (Vgl. «Neue Zürcher Zeitung» Nr. 1549.)

Oder wie es der «New Statesman» ausdrückt (2. Juni):

«Die Wahrheit ist, daß der Kalte Krieg beide Seiten in eine tödliche Sackgasse geführt hat, in der sie nur die Wahl haben, umzukehren oder bis zur gegenseitigen Vernichtung weiterzugehen. Aus einer Reihe von Gründen haben sich die Sowjetführer zur Umkehr entschlossen, und ihr Vorgehen hat die Vereinigten Staaten am Ende einer Sackgasse gelassen, umgeben von einer Mauer von Waffen und politischen Maßnahmen, die die neue Sowjetdiplomatie einfach mißachtet und umgeht ... Der Westen muß sich der neuen Herausforderung raschestens anpassen oder unter dem Druck ihrer Sprengwirkung zerfallen.»

Erstarrte Fronten in den USA Trotz aller Auflockerung der öffentlichen Meinung des Westens kann freilich von einer solchen Anpassung an die neue Lage bei den verantwortlichen *Regierungen* noch keine Rede sein. Wohl macht man besonders in den *Vereinigten Staaten* viele Worte über eine «Neudefinierung der Außenpolitik» und über die Notwendigkeit einer vermehrten, wirklich durchgreifenden Wirtschaftshilfe an die unterentwickelten Länder. Aber in der Hauptsache ist es eben bei den Worten geblieben; die Regierung hat bisher nicht einmal eine bescheidene Erhöhung ihrer finanziellen Leistungen an die Verbündeten und Freunde Amerikas im Kampf gegen den «roten Osten» durchsetzen können, und eine auch nur symbolische Rüstungsverminderung kommt für sie selbst überhaupt nicht in Frage. Mit etlichen Milderungen – wie der Streichung zahlreicher Artikel von der Liste der «strategisch wichtigen Güter», die nicht in die kommunistischen Länder ausgeführt werden dürfen – wird die alte Politik des politischen, militärischen und wirtschaftlichen Antikommunismus grundsätzlich fortgesetzt; ja ihre Träger schmeicheln sich sogar, daß sie damit bisher nur Erfolg gehabt hätten. Der Westen, so meinte Präsident Eisenhower, habe tatsächlich den Kalten Krieg gewonnen; er habe die Kommunisten in Korea und Vietnam zum Stehen gebracht, die Krisen in Persien, Ägypten, Triest, Guatemala (!) usw. überwunden und die Sowjetunion gezwungen, wenigstens nach außen hin der Welt ein anderes Gesicht zu zeigen.

Es braucht hier nicht mehr weiter dargelegt zu werden, wie groß die Selbsttäuschung der amerikanischen Staats- und Militärführer ist, die aus solchen Worten spricht. Und erst die erneute demonstrative Solidarisierung der amerikanischen Regierung mit der stur-bornierten Politik Adenauers, des «Architekten eines neuen Deutschland, eines neuen Europa, ja hoffentlich einer neuen Welt» (wie Dulles den westdeutschen Bundeskanzler nannte) – welch groteske Verkennung der wirklichen Lage drückt sich darin aus! Aber schließlich wird die amerikanische Außenpolitik eben von den Klassen- und Machtinteressen einer kapitalistischen Oberschicht bestimmt, die zwar keineswegs ein-

heitlich und geschlossen ihre Ziele verfolgt, aber doch in zwei entscheidenden Punkten einig ist: im Streben, die Herrschaft des «freien Unternehmertums» (wie drüben die zunehmend monopolistische Privatwirtschaft ironisch geheißen wird) über die ganze Welt zurückzugewinnen, und in der Aufrechterhaltung eines gewaltigen Rüstungsapparats als des bequemsten Mittels, die «Überschußproduktion» der technisch so hochentwickelten amerikanischen Industrie loszuwerden und eine neue tiefe Wirtschaftskrise zu vermeiden. Die fortdauernde Erhöhung der Leistungsfähigkeit der amerikanischen Wirtschaft bei gleichzeitiger Verengerung des Absatzmarktes, der Rohstoffquellen und der Kapitalanlagemöglichkeiten erschwert ja die Lage des USA-Kapitalismus zusehends. «Eine neue technische Revolution ist im Gang», wie die «Cahiers Internationaux» (Maiheft) im Blick auf die Vereinigten Staaten durchaus zutreffend feststellen:

«Die Ertragssteigerung macht bereits die Widersprüche des Systems fühlbar, und der Fall der amerikanischen Landwirtschaftserzeugnisse ist bezeichnend mit seinen Ergebnissen: Senkung der Lebenshaltung der Bauern, inflatorische Staatsausgaben zur Stützung der Preise, Aufhäufung von nicht absetzbaren Vorräten. Die Automatisierung der Industrie, die erst in ihren Anfängen steht, wird die Frage der Aufrechterhaltung der Vollbeschäftigung in verschärfter Form stellen ... Die Erschließung der neuen Kraftquellen wie der Atomkraft läßt neue Widersprüche und neue Konflikte mit den Interessen voraussehen, die mit den alten Kraftquellen, zum Beispiel dem Erdöl, verknüpft sind. Auch die Folgen der raschen Entwicklung synthetischer Stoffe sind noch nicht zu übersehen. Glaubt man, daß die Gegenden, deren Wirtschaft auf der Woll- und Baumwollproduktion beruht, die Konkurrenz der neuen Kunsttextilien nicht schmerzlich spüren werden? Gleichzeitig gefährden die Krise des Kolonialismus und das allgemeine Erwachen der schlafenden Nationalitäten die Rohstoffquellen und die Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte, was noch mehr zu einer Umstellung der Beziehungen zwischen kapitalistischen Industriestaaten und unterentwickelten Nationen zwingt, die die Konkurrenz der sozialistischen Länder bereits auf die Tagesordnung gesetzt hat.»

Zum *militärischen* Versagen der «Politik der Stärke» gesellt sich so für die Vereinigten Staaten (und für die kapitalistische Welt überhaupt) eine zunehmende *wirtschaftliche* Bedrängung und Bedrohung des alten Regimes. Auf die Unwahrscheinlichkeit eines kapitalistischen Sieges in dem nun eröffneten Wettkampf mit mehr oder weniger sozialistischen Wirtschaftsformen haben wir schon wiederholt hingewiesen; eine Hilfe an die unterentwickelten Völker Asiens und Afrikas im besonderen, die so eng mit dem Profitdenken und damit dem Kolonialismus und Imperialismus verwachsen ist wie die amerikanische Auslandshilfe, wird gegen die Methoden der sowjetischen Wirtschaftsoffensive schwerlich aufkommen. Anderseits machen die Ergebnisse des kapitalistischen Systems in den Vereinigten Staaten, seinem heutigen Kernland, durchaus keine Reklame für die «freie Wirtschaft». Edgar Snow macht in der «Nation» (12. Mai) mit Recht darauf aufmerksam, daß Amerika allen Grund hätte, ein Hilfsprogramm für seine eigene Bevölkerung aufzustellen, bevor es andere Völker von der Vortreff-

lichkeit seiner Lebens- und Gesellschaftsform zu überzeugen suche. «Ausländische Beobachter», so schreibt er,

«dürften bemerken, daß wir in den Vereinigten Staaten trotz einer beispiellosen Hochkonjunktur immer noch Millionen von Menschen jeden Alters haben, die unter dem Mindestmaß dessen leben, was hier zur Erhaltung eines befriedigenden Gesundheitszustandes als notwendig erachtet wird. Nach einer kürzlich veröffentlichten Untersuchung der Franklin-D.-Roosevelt-Stiftung leben 19 Prozent aller städtischen ‚Verbrauchereinheiten' – 24 Millionen Menschen, mehr als die Bevölkerung von Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark und der Schweiz zusammen – auf einem Niveau, das ‚unter den geltenden Normen eines Mindestgenügens' liegt ... Wir haben 22 Millionen Menschen mit einem Durchschnittseinkommen von unter 420 Dollar im Jahr, rund 42 Millionen mit einem Durchschnittseinkommen von weniger als 700 Dollar und fast 60 Millionen mit weniger als 970 Dollar im Jahr.»

(Als Existenzminimum für eine «Normalfamilie» von vier Köpfen sind für 1955 von der amerikanischen Sozialstatistik rund 5000 Dollar jährlich errechnet worden.)

Anderseits steht nach zuverlässigen Feststellungen (es wird unter anderen Autoritäten Lewis L. Strauß, der Präsident der Atomkraftbehörde der Vereinigten Staaten, angeführt) das amerikanische Volksschulwesen im ganzen genommen auf einer bedenklich niedrigen Stufe. Schon heute fehlen etwa 140 000 Lehrkräfte (zum Teil wegen der miserablen Bezahlung, die ihnen geboten wird) – und dabei wird im Jahr 1960 die Schülerzahl in den Primarschulen um 53 Prozent höher sein als 1955, in den Sekundarschulen im Jahr 1960 um mindestens 70 Prozent höher als letztes Jahr. In 25 Prozent der amerikanischen Sekundarschulen wird weder Physik noch Chemie noch Geometrie gelehrt. Nach Admiral Rickover hat gegenwärtig die amerikanische Industrie 40 000 Ingenieure zu wenig und braucht künftig noch mindestens 30 000 Ingenieure jährlich. Nicht einmal die Hälfte der begabtesten Sekundarschüler tritt in die höheren Schulen (Colleges) ein, und von den Collegestudenten brechen durchschnittlich 250 000 ihr Studium nach einem Jahr ab. Bezeichnend ist auch, daß das amerikanische Volk für «Comic»-Bücher mehr Geld ausgibt als für sämtliche Lehrbücher in den Primar- und Sekundarschulen. Für Reklame wendeten die Vereinigten Staaten im Jahr 1951 je Familie 199 Dollar auf gegen 152 Dollar für Bildungsausgaben.

Ja glaubt man wirklich, die unterentwickelten Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sehnten sich nach einem Lebens- und Bildungsniveau, wie es ganz große Teile der Bevölkerung der Vereinigten Staaten aufweisen, des Musterlandes der «freien Welt», das nach anderthalb Jahrhunderten technisch-industrieller Entwicklung auf kapitalistischer Grundlage noch nicht weitergekommen ist? Die herrschende Klasse in den USA weiß selber am besten, wie brüchig die Ordnung ist, auf der ihr Reichtum und ihre Machtstellung zu Hause und in der Welt draußen beruhen. Sie weiß, daß ihr Wirtschaftssystem mit immer wachsenden inneren Schwierigkeiten und äußeren Hemmungen zu

kämpfen hat und schon längst wieder von einer gewaltigen Krise erschüttert würde, böten ihm nicht die ungeheuerlichen Kriegsrüstungen eine (vorerst) zuverlässige Stütze und Sicherheit. Gerade darum aber ist sie entschlossen, eine Außenpolitik fortzuführen, die täglich die «Notwendigkeit» dieser Rüstungen beweist und die Hoffnung aufrechterhält, daß der ganze sozialistisch-kommunistische Spuk doch noch einmal verfliegen und die Welt dann dem tüchtigen, dollarmachenden, freien Unternehmer zu Füßen liegen werde. Solange das kapitalistische Großbürgertum in den Vereinigten Staaten herrscht und seine Herrschaft von den Mittelschichten und dem Hauptteil der Arbeiterschaft gestützt wird, ist an eine entscheidende Wendung der amerikanischen Politik nicht zu denken – vollends nicht in einem Jahr der Präsidentschaftswahl und dreifach nicht unter der Führung der Republikanischen Partei, die angesichts der neuen Erkrankung Eisenhowers die letzte Kraft aufbieten muß, um sich und die von ihr vertretene konservative Interessenschicht an der Macht zu halten. Die Fronten sind erstarrt, und nur ein soziales oder weltpolitisches Erdbeben könnte sie in absehbarer Zeit wieder in Bewegung bringen.

Englischer Zwiespalt So bleibt es – mit Unterstützung durch die mehr oder weniger neutralen Staaten – den Völkern *West- und Mitteleuropas* überlassen, die Gunst der Stunde zu nützen und ohne Rücksicht auf die Vereinigten Staaten – die ohne europäische Satelliten nichts machen könnten – die Wendung zur friedlichen Koexistenz mit dem «roten Osten» und den 35 Prozent der Weltbevölkerung, die er umfaßt, zu vollziehen. Sind sie dazu bereit? Wenn man Optimist sein will, kann man sagen: *Noch* nicht, aber vielleicht bald. *England* ist jedenfalls auf dem Weg dazu. Seine Wirtschaft, obwohl eine schon lange nicht mehr erlebte Hochkonjunktur genießend, weist immer stärkere Zeichen von ungesunder Aufblähung und innerer Schwäche auf, die der regierenden Partei wachsende Sorgen bereitet. Nur zu gern würde die britische Industrie die Riesenaufträge – für eine Milliarde Pfund Sterling in den nächsten fünf Jahren – ausführen, die ihr die russischen Gäste im letzten Monat in Aussicht gestellt haben – wenn nur Amerika dazu ja sagte und nicht Wehrmacht und Rüstungsproduktion anderthalb Millionen Arbeitskräfte und die entsprechende Riesenmenge von Industrieanlagen und Rohstoffen benötigten. Nur zu gern würde die britische Automobilindustrie, die schon mit verkürzter Arbeitszeit zu arbeiten begonnen hat, die Million Lastwagen und Traktoren herstellen, die die Chinesen brauchen – wenn nur wiederum die von den Vereinigten Staaten erzwungene Lieferungssperre nicht wäre. Nur zu gern würde das britische Volk seine Rüstungslast erleichtert sehen (1 500 000 000 Pfund jährlich, ein Drittel der Staatsausgaben, 9 Prozent des Volkseinkommens und 13 Schilling wöchentlich pro Kopf der Bevölkerung ausmachend) –

wenn nur einmal die an Amerika gebundene Regierung zugäbe, daß der Kalte Krieg gegen die Sowjetunion eine völlig widersinnige und dazu ruinöse Angelegenheit geworden ist. In den Reihen der Konservativen wie der Labourpartei, so schrieb unlängst Konni Zilliacus, wachse die Empfindung,

«daß der Starrsinn der Vereinigten Staaten es uns unmöglich macht, zu einer vernünftigen Abmachung mit der Sowjetunion zu kommen, uns unmögliche Rüstungslasten aufbürdet und unseren Handel drosselt, während Amerikas Politik und Ölinteressen den arabischen Nationalismus unterstützen, um uns im Mittelosten zu verdrängen ... Die Wahrheit ist, daß sich die Regierung in einem tiefen Zwiespalt befindet. Einerseits gibt Eden zu, daß auch die Russen den Frieden wollen, und behauptet, eine friedliche Koexistenz mit ihnen zu wünschen; anderseits klammert er sich an ein gewaltiges Rüstungsbudget, an den Westbund in Europa und im Mittelosten und an die Dulles-Politik ... der ‚antikommunistischen Befreiung' (die ich lieber umgekehrten Trotzkijismus, ‚dauernde Gegenrevolution', nenne). Das ist eine Politik der Einmischung und des Angriffs, die keine Grundlage für eine Verständigung liefert.»

Von dieser Macht- und Gewaltpolitik kommt Großbritannien anscheinend einfach nicht los. Das betrübendste Beispiel dafür ist gegenwärtig *Zypern*, wo sich das Beharren Englands auf unmöglichen Stellungen zu einer eigentlichen Tragödie auszuwachsen droht. Die Verbannung des zypriotischen Erzbischofs Makarios, der Terror der zur Verzweiflung getriebenen griechischen Widerstandskämpfer, der Gegenterror der Engländer unter Gouverneur Harding, der Bürgerkrieg zwischen der griechischen Mehrheit und der türkischen Minderheit, die offene Feindseligkeit der Griechen im Mutterland gegen Großbritannien – das alles hat eine Lage geschaffen, aus der nur eine großherzige Verhandlungsbereitschaft Englands friedlich herausführen kann, mit dem Ziel, innert einer genau zu bestimmenden Frist den Zyprioten die volle Selbstregierung zu gewähren. Die britische Regierung schützt zwar Lebensinteressen Englands vor, die durch die Scharfmacherpolitik Hardings und seiner Hintermänner gewahrt werden müßten; «ohne Zypern», so rief Eden kürzlich aus, «kein verläßlicher Schutz unserer Erdölversorgung; ohne Öl aus dem Mittleren Osten Arbeitslosigkeit und Hunger in Großbritannien!» Aber das glauben ihm nur wenige; bis weit in die konservativen Reihen selbst hinein ist man überzeugt, daß die sogenannten Lebensinteressen Großbritanniens – auch die mit der Verteidigung des Westens gegen einen angeblich drohenden russischen Angriff auf den Mittelmeer- und Mittelostraum zusammenhängenden – durchaus gewahrt werden könnten, auch wenn Zypern keine britische Kolonie mehr sei und Griechenland nach dem Anschluß Zyperns den Engländern freiwillig Stützpunkte auf der Insel einräume.

Die Labouropposition rückt die Zypernfrage natürlich mehr und mehr in den Mittelpunkt ihres Kampfes gegen das konservative Regime. Aber wenn auch eine Labourregierung höchst wahrscheinlich den Ausweg aus der zypriotischen Sackgasse fände, so sieht man doch nicht,

wie sie die imperialistische Gesamtorientierung Großbritanniens zu ändern vermöchte, der sie ja selbst aufs stärkste verhaftet ist. Und dieses Versagen Labours ist eine noch weit verhängnisvollere Tragödie als der Fall Zypern, der nur ein Ausschnitt aus dem Ganzen der tragischen Verwicklungen der westlichen Machtpolitik ist.

Frankreich und Algerien Was Zypern für England, das ist *Algerien* für *Frankreich*: ein krankes Glied an seinem Reichskörper – nur daß die Schuld an der Krankheit und die Gefahr für den Gesamtorganismus noch viel schwerer ist. Obgleich formell Algerien ein Teil Frankreichs selber ist, stellt es tatsächlich eine ganz gewöhnliche Kolonie dar, deren achteinhalb Millionen mohammedanischer Einwohner von der einen Million französischer und anderer europäischer Siedler und Geschäftsleute in üblicher Form ausgebeutet werden. «Algerien», so schrieb vor nicht langer Zeit der Pariser «Monde», «Algerien ist ein Land, das im Krieg steht; es ist aber auch ein Land, in dem acht Menschen von zehn, ohne tatsächlich Hungers zu sterben, in hoffnungsloser Armut verkümmern.» Von Reformen ist erst seit 1947 die Rede; vorher schlugen die Franzosen einfach alle Revolten der getretenen, verelendenden Bevölkerung nieder, eine blutiger als die andere. Und ausgeführt wurden die 1947 angekündigten Reformen auch bis heute niemals. Sogar die arabische Sprache und Kultur wurde planmäßig unterdrückt. Wie Basil Davidson in einer kleinen Schrift «Was die arabische Welt wirklich will» (London, Veröffentlichung der Union of Democratic Control) feststellen muß: «Indem die Franzosen so das Arabische unterdrücken, machen sie sich eines kulturellen Barbarentums schuldig, das ihrer ganzen hochsinnigen Überlieferung zuwiderläuft.»

Kein Wunder darum aber, daß vor allem die jüngere Generation von Algeriern – und in Französisch-Nordafrika ist fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung weniger als neunzehn Jahre alt – immer stärker in ein radikal-nationalistisches Fahrwasser geriet. Das Ergebnis ist, daß seit dem 1. November 1954 jener mit ungeheurer Wildheit geführte Kleinkrieg zwischen der heute so genannten Nationalen Befreiungsarmee und den Franzosen ausbrach, der die Franzosen zwang, bis heute schon mehr als 360 000 Mann nach Algerien zu werfen, ohne daß doch ernste Aussicht auf eine Zurückeroberung und «Befriedung» der weiten Landesteile bestünde, die unter der Herrschaft oder dem starken Einfluß der hochdisziplinierten, wenn auch fast lächerlich kleinen Guerillaarmee stehen.*

* Die Zahlenangaben über die französischen Metzeleien in Nordafrika, die ich in der Mai-Rundschau (Seite 254) aus dem «New Statesman» übernommen habe, wurden von Lesern des Blattes als viel zu hoch erklärt. Es stellte sich aber heraus, daß die Massaker unter der arabischen Bevölkerung von den Franzosen offiziell einfach als «militärische Operationen», ihre Opfer somit als normale Verluste des

Die französische Regierung – eine sozialistisch geführte Regierung – ist freilich überzeugt, bis spätestens Jahresende den Aufstand niederschlagen zu können, und weigert sich nach wie vor des entschiedensten, mit den «Terroristen» irgendwelche Verhandlungen anzuknüpfen. Aber mit wem will sie dann überhaupt verhandeln, wenn ihre Gewaltmethode siegreich bleibt und es an die von Mollet erneut versprochenen Reformen geht, die dem Lande doch nicht einseitig, so wie man sie in Paris ausgedacht hat, aufgezwungen werden können? Davidson spricht nur die Überzeugung aller uninteressierten Beobachter aus, wenn er sagt, «daß die Franzosen in Algerien offensichtlich keinen ‚gültigen Partner' finden können, mit dem sie verhandeln könnten – außer den Rebellen. Die Handvoll algerischer ‚Gemäßigter' beherrschen nichts und niemanden, und jedermann weiß das. Die Franzosen . . . nahmen die gleiche Haltung gegenüber Ho Chi-Minh in den ersten Jahren des Indochinakrieges ein, dieselbe Haltung auch gegenüber dem Sultan von Marokko, von dem sie sagten, sie würden ihn nie wieder seinen Thron besteigen lassen» – und der nun längst wieder darauf sitzt und als (mehr oder weniger) souveräner Herrscher mit Frankreich auf gleich und gleich verkehrt.

Die algerischen Nationalisten werden jedenfalls nicht ruhen, bis sie die völlige Unabhängigkeit von Frankreich erkämpft haben. Sie *wollen* nun einmal nicht von Frankreich aufgesaugt und ihres Arabertums beraubt werden. Ihr Traum ist, wie einer ihrer Führer, Hussein Ait-Achmed, im Gespräch mit Davidson äußerte, «die Schaffung der arabischen Nation, die Vereinigung aller arabischen Völker in irgendeiner Form engen Zusammenschlusses. Heißt es nicht in der neuen ägyptischen Verfassung, daß Ägypten ein Teil der arabischen Nation ist? Und sind wir Algerier nicht auch ein Bestandteil der arabischen Nation?» Die Befreiung von der französischen Herrschaft ist darum in den Augen der jungen Algerier nur der erste Schritt. «Der zweite wird die Bildung eines Bundes oder Bündnisses föderierter arabischer Länder sein. Bereits reden sie eifrig von dem künftigen Bund der kulturell gleichartigen (oder fast gleichartigen) Länder Tunesien, Algerien und Marokko. Sie sehen das als ihren Weg zu Frieden wie zu Freiheit und zur Wiederherstellung der Größe der arabischen Kultur an.»

Und mit der Gewinnung der vollen nationalen Unabhängigkeit wollen die Algerier auch die Durchsetzung einer radikalen Sozialreform verbinden. «Die Kolonialherrschaft», so bemerkte Hussein Ait-Achmed,

---

«Feindes» bezeichnet wurden, was natürlich auch eine Methode der Rechtfertigung von Kriegsgreueln ist. Die deutschen Militärs haben sie ja ebenfalls angewandt . . . Was aber die französischen Metzeleien auf Madagaskar betrifft, so wird die in dem Londoner Blatt angegebene Zahl der Opfer als noch viel zu niedrig erklärt. Nicht «bloß» 45 000 Madagassen seien getötet worden, sondern nach französischem Zugeständnis mindestens 80 000. Die Madagassen selber sprechen von rund 100 000 Toten auf ihrer Seite.

«hat uns furchtbare soziale Probleme hinterlassen. Wir werden den ganzen Gesellschaftsbau unseres Landes umgestalten müssen. Und natürlich werden wir die technische Hilfe Europas brauchen. Wir sind nicht gegen die Europäer und auch nicht gegen die Franzosen; wir sind gegen automatische Vorrechte für die Europäer. Wir sind gegen den Kolonialismus.»

Es ist ein Jammer, daß die Regierung Mollet das nicht einsieht (oder zugeben will), vielmehr ihre Algerienpolitik mehr und mehr nach den Wünschen des Kolonialfaschismus richtet und immer offenkundiger die Gefangene der Rechten wird. *Ein* Grund dafür ist ihr Wille, um keinen Preis mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten und von ihrer Unterstützung abhängig zu sein; ein anderer ihr Wunsch, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten nicht zu verlieren, die wie in Indochina, so auch in Nordafrika ein «starkes» Frankreich als wichtige Stütze ihrer antikommunistischen Weltpolitik brauchen. Wohl hat sich Frankreichs Außenminister Pineau eben jetzt wieder für die Förderung der internationalen Entspannung und einen Abrüstungsvertrag ausgesprochen, aber gleichzeitig betonte er eben auch die Treue Frankreichs zur NATO und die Notwendigkeit der «amerikanischen Anwesenheit» in Europa, das heißt der amerikanischen Besatzungsarmee in Westdeutschland und der amerikanischen Militärstützpunkte in West- und Südeuropa. Es ist der gleiche Zwiespalt, der auch Englands Außenpolitik kennzeichnet und lähmt, und wiederum sind es auch in Frankreich die Sozialdemokraten, die nicht die Kraft haben, ihn zu überwinden und eine amerikafreie, wirklich *europäische* Politik in die Wege zu leiten.

Deutsche Unbelehrbarkeit Schließlich aber – wie steht es mit der Erfüllung dieser Aufgabe in *Deutschland*, vor allem in Westdeutschland? Von der Starrheit des Bundeskanzlers Adenauer, der als neuer Ehrendoktor der Yale-Universität die Wendung der Sowjetpolitik als bloßes Einschläferungsmanöver «enthüllte», war schon die Rede. Ähnlich äußerte sich Adenauer – zum großen Wohlgefallen der Amerikaner – auch bei anderen Gelegenheiten, so an einer Pressekonferenz in Washington, wo er sich gegen den von Bulganin angeregten Abbau der Besatzungsarmeen auch in Westdeutschland wandte mit der Begründung, daß ein Abzug der westlichen Streitkräfte nur «einer Einladung an die Sowjets zum Einmarsch in Westeuropa gleichkäme». Mit besonderer Befriedigung wird in der Bundesrepublik hervorgehoben, daß sich die amerikanische Regierung neuerdings der Adenauerschen These angeschlossen habe, die russischen «Versprechen und Versicherungen» könnten erst dann ernster genommen werden, wenn die Sowjetunion durch «freie Wahlen» in Ostdeutschland (die selbstverständlich zum Anschluß Ostdeutschlands an die kapitalistisch-klerikal regierte Bundesrepublik füh-

ren müßten) «die brutale und unnatürliche Teilung, die sie Deutschland aufgezwungen habe», beendige.

Wie sogenannte Realpolitiker der Sowjetunion zumuten können, zur Vorschiebung der amerikanischen Militärgrenze bis an Oder und Neiße selbst Hand zu bieten (denn darauf liefe ja ein Anschluß Ostdeutschlands an den Westen gegenwärtig hinaus), ist schwer erklärbar. Aber der Großteil der öffentlichen Meinung in Westdeutschland findet dieses Begehren immer noch durchaus in der Ordnung, hält sogar unentwegt an der Notwendigkeit einer Zurückgewinnung der jetzt unter polnischer, russischer und tschechoslowakischer Herrschaft stehenden ehemaligen Ost- und Südostgaue Deutschlands fest. Zwar regt sich die Kritik an der Außenpolitik der Bonner Regierung, an ihrer planmäßigen Durchkreuzung aller Entspannungsbemühungen und an ihrem Aufrüstungseifer auch in Westdeutschland immer lebhafter. «Gegen die weltpolitische Entspannung», so schrieb beispielsweise der Außenpolitiker der «Stuttgarter Zeitung», Dieter Cycon, letzthin (26. Mai),

«wollen der Bundeskanzler und Außenminister von Brentano sich offenbar entschieden zur Wehr setzen. Das letzte Anzeichen dafür war die unglückliche Kölner Äußerung des Bundeskanzlers, in der er die Sowjetunion zu ‚unserem Todfeind' proklamierte – im gleichen Augenblick, in dem Königin Elisabeth einen Brief an ‚Ihren guten Freund', den Staatspräsidenten Woroschilow, schreibt. Der Gedanke einer allgemeinen Rüstungsverringerung scheint wie ein Alb auf der Bonner Politik zu lasten. Wer immer von friedlicher Koexistenz, Abrüstung und ‚Entspannung vor Wiedervereinigung' spricht – Mollet und Pineau, Eden, Tito und Churchill –, fordert das Mißfallen und ein belehrendes Wort aus Bonn heraus. Kein Zweifel, der Außenminister wird dabei von einem hohen Verantwortungsbewußtsein geleitet. Er ist der Ansicht, daß die temperierte Spannung und die Fortdauer des begrenzten Wettrüstens einen Druck auf die Sowjetunion ausüben, der sie schließlich geneigt machen könnte, der Ostzone den Anschluß an das westliche Bündnissystem zu ermöglichen. Das Unglück ist, daß diese Ansicht ohne jede Logik scheint.»

Auch der westdeutschen Aufrüstung, so meint Cycon, sei durch die sowjetische Abrüstung das Moment der Dringlichkeit genommen worden:

«Denn wenn – um der Argumentation von Außenminister Dulles und der Bundesregierung zu folgen – die Sowjetunion im Atomzeitalter 1,8 Millionen Mann entlassen kann, *ohne* militärisch schwächer zu werden, dann müssen im Atomzeitalter auch die Westmächte in der Lage sein, ihre Erdtruppen zu verringern, ohne ihre Verteidigungskraft zu schwächen, und dann kann auch die Stärke der deutschen Landstreitkräfte auf einem niedrigeren Niveau als bisher vorgesehen begrenzt werden. Zum zweiten beweist die Tatsache, daß Rußland heute dreieinhalbmal soviel Soldaten entlassen kann, als wir aufzustellen planen, daß unsere 500 000-Mann-Armee im Wasserstoffbombenzeitalter als Pressionsmittel zur Erlangung der Wiedervereinigung gänzlich ungeeignet ist.

Welchem höheren Zweck also sollen dann Fortdauern der Spannung und Aufrüstung dienen?»

Die sich aufdrängende Antwort, daß Bonn und Washington eben immer noch an den Erfolg einer *Kraftprobe* glauben, vor die sie die

Sowjetunion stellen könnten, wagt natürlich der Stuttgarter Beobachter nicht zu geben, aber nicht wenige Westdeutsche geben sie dennoch. Nur haben sie eben nicht viel zu sagen – oder sie *wollen* nichts zu sagen haben, schrecken zum mindesten vor der Folgerung zurück, die sie aus ihrer Überzeugung ziehen müßten: die Einigung Deutschlands durch klare Abkehr vom westmächtlichen Militärsystem und durch Deutschlands Eingliederung in eine Ordnung gemeineuropäischer Friedenssicherung (mit amerikanischer Beteiligung) zu fördern. Im besonderen sind es die Sozialdemokraten, die – ewig hin- und herschwankend – zu keiner sauberen, konsequenten Haltung fähig scheinen. Bertrand Ferney hat schon recht, wenn er im «Observateur» (24. Mai) schreibt:

«Trotz kategorischen Erklärungen gegen den Militärdienst bewahrt die Sozialdemokratie eine zögernde Haltung. Der rechte Flügel der Partei, der von der großen Koalition mit den Christlichdemokraten für die Zeit nach den Wahlen von 1957 träumt, will nur eine platonische Opposition machen und wünscht, daß der Militärzwang, dieses Haupthindernis zwischen der Sozialdemokratie und der Kanzlerpartei, noch in der gegenwärtigen Amtsdauer beschlossen werde.

Das gleiche Zögern herrscht bei den Sozialdemokraten in bezug auf Verhandlungen mit dem Osten. Immer noch nicht wollen Parteipräsident Ollenhauer oder gar eine sozialdemokratische Abordnung das Beispiel ihrer britischen und französischen Genossen nachahmen und in Moskau die sowjetischen Absichten erforschen. Aus lauter Angst, als Handlanger des Kommunismus erklärt zu werden, wollen sich die Sozialdemokraten nicht vergebens bloßstellen oder bestenfalls mit leeren Händen zurückkommen, um dem beißenden Spott des alten Kanzlers ausgesetzt zu sein . . .»

Und so auf der ganzen Linie: Halbheiten, Zögerungen, Zweideutigkeiten. Wie soll da der verhängsschweren Politik Adenauers und seiner Anhänger – der Koalition von Großkapital, Nationalismus und Klerikalismus – eine wirksame Gegenkraft erwachsen können, die den Weg zur friedlichen Konkurrenz von Ost und West an dieser entscheidenden Stelle freizumachen imstande wäre?

Vorläufige Bilanz Das Gesamtbild der Weltlage bleibt so ganz uneinheitlich. Fest steht, daß sachlich genommen die berühmte Politik der Stärke des Westblockes versagt hat. Der große Plan, durch eine gewaltige Anhäufung militärischer Machtmittel die Sowjetunion zur Kapitulation zu zwingen und darüber hinaus den Fortgang der sozialen Revolution in der Welt zu verhindern, ist gescheitert und hat infolge der neuen Kriegstechnik, die auch den Ostländern zu Gebote steht, auch keinerlei Aussicht auf Gelingen mehr. Die Verlagerung des Kalten Krieges auf das wirtschaftliche Gebiet aber bietet dem kapitalistischen Westen auch keine besonders günstige Chance, sowohl wegen der inneren Schwäche und Widersprüchlichkeit der Profitwirtschaft, die schwerlich die Sympathie der unterentwickelten Völker gewinnen wird, als wegen der wachsenden Stärke der sozialistischen Planwirtschaft, wie sie in den Oststaaten entwickelt

wird. Die beängstigenden Probleme, die sich dem kapitalistischen System stellen, sind der sozialistischen Wirtschaft entweder fremd oder doch von ihr viel leichter lösbar (ohne daß deswegen die ihr selbst innewohnenden Schwierigkeiten und Hemmungen verkannt werden sollen). Überproduktion gibt es auf alle absehbare Zeit im Sozialismus nicht; Technisierung und Automatisierung drohen nicht zu Massenarbeitslosigkeit zu führen; die Nutzbarmachung neuer Kraftquellen, besonders der Atomenergie, wird nicht durch Gewinnrücksichten aufgehalten; Kriegsrüstungen sind kein Mittel zur Stützung der Wirtschaft, sondern nur eine schwere Hypothek. Und so weiter.

Aber gerade diese Aussichtslosigkeit der kapitalistisch-konservativen Sache könnte ihre Vorkämpfer zu einem letzten verzweifelten Versuch reizen, das Unvermeidliche doch noch zu verhindern und den so lange vorbereiteten Gewaltschlag trotz allem zu führen. Die den Kriegsrüstungen innewohnende Dämonie drängt ja ohnehin zur endlichen Ingangsetzung des riesenhaften, weltumspannenden Militärapparats, den man mit solch beispiellosen Kosten und Mühen aufgebaut hat. Und daß für zahllose westliche Menschen, besonders in den wirtschaftlich und kulturell gehobenen Schichten, nach wie vor «die Sowjetunion der Todfeind ist», wie das Adenauer unlängst wieder verkündet hat, das kann die dunklen Kräfte, die auf die Weltzerstörung hinarbeiten, nur ermutigen und begünstigen. Unsere ganze moderne Kultur ist ja derart gottfern und untermenschlich geworden, daß sie ein grauenhaftes Weltgericht beinahe herausfordert.

Wir sind also noch lange nicht über dem Berg – trotz aller Überwindung schwerer Hindernisse, die uns im Weg standen. Aber wir dürfen doch *hoffen*, daß es jetzt im ganzen vorwärts geht, wenn auch mit Rückschlägen und Niederlagen, die uns nicht erspart bleiben werden, und müssen unverdrossen unsere Arbeit weiter tun im festen *Glauben*, daß auch die «kleine Herde», die in allen Ländern sich um den Hirten schart, eine große Kraft ist, wenn sie nur treu ist und wach bleibt.

15. Juni *Hugo Kramer*

STIMMEN

Carl Dallago: Wenn Kirche und Staat Gott und den Menschen vergessen haben, muß sich der Mensch selbst auf den Menschen und auf Gott wiederbesinnen. Dieses Sichbesinnen erfordert zunächst ein Nichtmehrmittun, das ein Tun von Belang ist . . .

. . . und die jeder christlichen Witterung bare Naseweisheit, daß Sowjetrußland den Krieg gegen Gott führt, ist darin richtigzustellen, daß für den Christen gelten muß, daß alles Kriegführen ein Kriegführen gegen Gott ist, weil jeder Krieg gegen Gottes Gebot ist, und daß die Kriege, die heute noch *mit* Gott geführt werden, vor Gott sicherlich noch schuldiger machen als solche, denen eine Leugnung Gottes vorhergeht. Denn Gott läßt sich nicht betrügen und läßt seiner nicht spotten . . .

Abbé Pierre: Wir haben die Freiheit nur theoretisch gerettet: wir laufen Gefahr, nur einen Leichnam gerettet zu haben. Die Menschen in den unterentwickelten Ländern wollen lieber mit den Kommunisten essen als mit unserer Freiheit Hungers sterben. Von eineinhalb Milliarden Menschen in den unterentwickelten Ländern hängt die Zukunft unser aller ab, nicht von der Ost-West-Frage! Alle diese Menschen sind nicht «Marxisten», «Kommunisten» . . . sie haben einfach Hunger! Was Amerika, was der Westen im allgemeinen bis jetzt tut, ist zerstörende Wohltätigkeit. Wirklich helfen heißt zu den Arabern und Indern gehen, mit ihnen wie ein armer Araber oder Inder leben: das vorgelebte Beispiel am Dienst des Menschen!

André Trocmé (sendet uns einen Aufruf zur Gewinnung von «Aposteln der Gewaltlosigkeit» für Nordafrika): Wenn wir nur Soldaten dorthin senden, werden die Moslems in den Christen nur Apostel der Gewalt sehen. Wir müssen Zeugen Christi senden! – Was können sie tun? Die Erfahrung des letzten Sommers hat gezeigt: sie können die Analphabeten unterrichten; sie können mit den Moslems, die hungern und dürsten nach menschlicher Achtung, Bande anknüpfen, die stärker sind als alle Macht der Waffen; sie können dort die sieghafte Kraft des Evangeliums im praktischen Erleben erfahren und so ein überreiches Kapital mit nach Hause nehmen. (Anmeldungen: A. Trocmé, 2, rue du General Pershing, Versailles, S. & O.)

Worte von Leonhard Ragaz

Die unerlöste Welt, die Mächte, die götzendienerischen Menschen

Ich bin mit Absicht bis zu diesem Punkte vorgedrungen, um das Wort vom Frieden und den Weg zum Frieden vor aller Oberflächlichkeit zu bewahren. Die Tiefe, in die wir steigen müssen, um die Wurzel des Krieges (und des Friedens) zu finden, ist damit vielleicht erreicht, aber nicht durchwandert. Es ist eine ganze Welt, die zum Kriege führt. Wir können sie nun *die unerlöste Welt* nennen. Es ist die Welt, wo nicht Gott regiert, sondern die Dämonen. Der Krieg ist eine jener «Mächte» des Neuen Testamentes, worin der unerlöste Weltgeist gewisse Zusammenballungen und gewisse fast persönliche Verkörperungen findet, ähnlich dem Alkoholismus und der geschlechtlichen Unzucht, nur mit dem Unterschiede, daß er immerhin einer höheren Sphäre angehört als sie und darum auch die Edelsten begeistern kann. Es dient dem Krieg, wer überhaupt der «Welt» dient. Wer dem Mammon verkauft ist, bewußt oder unbewußt, wer sich von dem Dämon der Sinnlichkeit besiegen läßt, wer in seinem Tun vom Ehrgeiz bewegt wird, der erzeugt so gut Krieg wie wer den Militarismus stützt und preist. Denn er dient dem Geist, der Zwietracht schafft, er schlägt sich zu der Welt der Dämonen, die eine Welt der Friedlosigkeit ist, er hilft jene Wetterwolken bilden, aus denen eines Tages der Kriegsblitz flammt. Der böseste dieser Geister aber bleibt der Egoismus; er ist der Vater der übrigen. So ist es kein Zufall, sondern in einer tiefen Ordnung begründet, daß die Zeit, aus welcher der Krieg der Kriege emporgestiegen ist, eine Zeit war, wo Mammonsdienst und Sinnendienst zu ungeheurer Macht herangewachsen waren, aber am meisten doch die Selbstsucht. Es war ein soziales Zeitalter, gewiß, aber das heißt bloß, daß in diesem Punkte, wie in allen andern, eine Gegenbewegung da war, hebt aber die Tatsache nicht auf, daß wir ein grenzenlos selbstbefangenes Geschlecht waren. «Ein jeglicher sah auf *seinen* Weg.» Auch solche, die den Sozialismus verkündeten und deren drittes Wort die Liebe war, suchten oft im Grunde sich selbst und zogen das Höchste in den Dienst ihres Ich. Eine tiefwurzelnde Eitelkeit lebte in den Menschen dieses Geschlechts. Der Drang, original zu sein, gescheiter, tiefer, frommer zu sein als andere, fraß wie eine Seuche an den Seelen. Gemeinsames Arbeiten für eine große Sache war in höheren Sphären sehr schwer geworden. Die Welt war voll von dem stillen verzehrenden Kampf dieser Egoismen. Jener Geist des Schlechtmachens, des Herunterziehens, der Verleumdung, der jetzt von Volk zu Volk tobt, ging unter uns im stillen – und nicht immer bloß im stillen – um und tat sein verheerendes Werk. Dieser Egoismus wurde nicht selten zur Frechheit, die sich von Gott und Mensch losriß und Göttliches und Menschliches zum Raub machte. Aus all diesen Elementen, den im

Leben des Einzelnen und kleinerer Gemeinschaften wirkenden wie den zu gewaltigen Zusammenballungen gewordenen, entstand mit Notwendigkeit das Gerichtswetter, das sich nun über die Welt entladen hat. Es ist *der Sturz einer «Kultur»*; es ist das Austoben eines Geistes, der in unserm ganzen Leben mächtig war; es ist die stets unter uns vorhanden gewesene Glut des Krieges, die nun als ungeheure Flamme zum Himmel schlägt; es ist die Offenbarung des Kriegswesens der Welt und seine Katastrophe.

Der Kampf gegen den Krieg
Der Durchbruch im persönlichen Leben

Worin besteht denn der Kampf gegen den Krieg? Er bekommt eine sehr große Front. Er wird, verneinend gesprochen, ein Kampf gegen das ganze Reich der unerlösten Welt, bejahend gesprochen, ein Kampf um Gott und das Gottesreich. Nur von der Wiedergeburt aus dem Leben Gottes kann der Welt der Friede kommen. Von hier aus strömt er in die Weite der Welt. Es muß zu einer neuen Orientierung unserer ganzen Kultur kommen. Die Politik, das soziale Leben, die Erziehung müssen einen anderen Charakter annehmen, kurz, ein Neubau errichtet werden. Aber was wir hier bekennen möchten, ist dies: die wichtigsten Schlachten im Krieg gegen den Krieg werden vielleicht gar nicht in diesen großen öffentlichen Kämpfen um eine Neuordnung der Welt geschlagen, sondern in der Stille des persönlichen Lebens. Wo ein Mensch, wenn er hassen möchte von ganzem Herzen und alle Ursache dazu hätte, sich über den Haß erhebt, in heißem Ringen, und dazu kommt, zu segnen, die ihm fluchen, wo ein Mensch eine Versuchung des Geizes oder der Sinnlichkeit zurückschlägt, wo ein Mensch sein Ich hingibt in Verkennung, ja Schmach «um Christi willen», wo mit einem Wort in einem Menschen Gott groß wird, da ist eine Schlacht für den Frieden gewonnen, die vielleicht entscheidender ist als die Beschlüsse eines Friedensparlamentes, da ist ein Durchbruch geschehen von Kraft der Versöhnung, die weit und tief in die Welt strömt.

Die falsche Konsequenz

Aber wie – wenn dies so ist, was hat dann der Kampf um den Frieden noch für einen besonderen Sinn? Ist das, was wir nun ausgeführt haben, etwas Neues und nicht vielmehr eine altbekannte Wahrheit? Also kann, scheint es, die Aufgabe nur die sein, auf den bisherigen Wegen fortzufahren. Frieden schafft, wer für alles Gute und Rechte eintritt, wer für Gott und die Menschen arbeitet; einer besonderen Friedensbewegung aber bedarf es nicht. Ja vielleicht darf es uns auch nicht so sehr darauf ankommen, gerade eine bestimmte Form des allgemeinen Krieges, eben den «blutigen» Krieg, zu bekämpfen. Das

ist ja nicht einmal seine schlimmste Form. Sie wird von selbst verschwinden, wenn einmal ihre Bedingungen verschwunden sind. Es führt vielleicht nur zur Oberflächlichkeit, wenn wir uns zu sehr gerade gegen diese *eine* Form einsetzen, als ob es auf sie allein ankäme, auf Frieden um jeden Preis, auf die Frucht ohne den Baum.

Der entscheidende Kampf – Gottes lebendiger Wille, nicht Religionsdogma

Diese Folgerung liegt nahe, und doch halte ich sie für – oberflächlich. Sie geht von der Meinung aus, als ob die Arbeit für das Reich Gottes sich auf eine Weise vollziehen müsse, die wir *dogmatisch* nennen könnten, das heißt so, daß das Ganze der Wahrheit immer in einer *systematischen Vollständigkeit* auf der Tagesordnung stünde. In Wirklichkeit scheint es sich auf eine *erzieherische* oder, wenn wir wollen, *entwicklungsmäßige* Weise gestalten zu müssen. Es werden von Zeit zu Zeit bestimmte Programmpunkte des Gottesreiches auf die Tagesordnung gesetzt, bestimmte Wahrheiten, Aufgaben in den Vordergrund geschoben und zu beherrschenden gemacht. Wie wir oben erklärt haben: es ist etwas reif geworden und soll geerntet werden; an einem bestimmten Punkt soll eine Entscheidung fallen und dadurch das Ganze einen Ruck vorwärts kommen. Denn in diesem *einen* Punkt faßt sich nun die ganze Wahrheit zusammen, diese Wahrheit, die ja kein System, sondern ein *Lebensstrom* ist. Er wird die Wahrheit, wie sie für eine bestimmte Zeit, ein ganzes Geschlecht ist. Es geht im Kampf um ihn ums Ganze, und wer meinte, um des Ganzen willen von ihm absehen zu müssen, der verlöre das Ganze, der ginge statt den Weg Gottes *seinen* Weg und bliebe unfruchtbar. So hat Gott uns jetzt vor das Friedensproblem gestellt. An ihm wird uns jetzt klar, was uns fehlt und was Gott will. Es hieße, weiser sein wollen als Gott, wenn wir jetzt anderes treiben wollten; es wäre ein gewisser Eigensinn oder Hochmut, der uns verführte, unsere Gedanken wichtiger zu nehmen als Gottes Andrängen. Gerade wie Gott in der sozialen Gärung uns die Wahrheit des *ganzen* Gottesreiches nahe gebracht hat, so tut er es nun durch den Kampf um den Frieden. Es bleibt entscheidend, daß wir jetzt diesen Kampf mit dem Aufgebot aller Kraft kämpfen, daß wir den Frieden durchsetzen.

Die richtige Orientierung

Wir führen diesen Kampf mit der richtigen Orientierung. Wir verkündigen nicht bloß ein verkürztes, sondern das ganze Evangelium des Friedens.

Das eine und der einzige Weg

Nachdem alle Träger des Guten zuschanden geworden sind: Weltkultur, Kirche, Christentum, Sozialdemokratie, bleibt dieses eine auf

dem Plan, das mehr ist als alle: das Gottesreich – worin das ganze Reich des Menschen enthalten ist.

Das Arbeiten der Seele

Wenn wir auf das Entsetzliche sahen, das in der Welt geschah, im großen und ganzen und im einzelnen, und dies in der «christlichen» Welt, und wir unsere Mitschuld, unsere Verantwortlichkeit mit heftiger Gewalt empfanden, dann war es uns, als dürften wir keinen Augenblick zuwarten, sondern müßten tun, was wir nur könnten, um den furchtbaren Brand zu löschen, müßten alle Friedensmächte aufbieten, müßten für jede Stunde ruhigen Schlafes oder harmloser Freude um Vergebung bitten. Besonders in der ersten Zeit, wo uns die Tatsache des Weltbrandes noch unglaublich und unerträglich schien, trat diese Stimmung in voller Stärke auf, aber sie erneuert sich von Zeit zu Zeit, namentlich dann, wenn die Not in bestimmten Einzelformen uns besonders nahe tritt.

Gott ist am Werke

Daneben aber ist immer eine andere dagewesen, die doch im großen und ganzen vorwaltete: *Gott ist am Werke; er* schafft nun Frieden auf *seine* Weise. Gott hat das Wort, es gilt nun *ihn* reden zu lassen. Wir haben genug geredet, ohne Erfolg, nun lassen wir *ihm* das Wort. Sorgen wir, daß es recht stille werde, damit er gehört werden könne. Wie oft stören wir ein Werk Gottes dadurch, daß wir mit *unseren* Worten dazwischenkommen! Dadurch werden die Menschen von Gott wieder zum Menschlichen gelenkt und geraten aus der einfachen Wahrheit in den Wirrwarr der Pläne und Meinungen, aus dem Ernst der göttlichen Gerichte in das Spiel der menschlichen Gedanken hinein. Die Menschen lassen sich das wohl gefallen. Denn es ist ihnen unheimlich, mit Gott allein zu sein, seiner Wahrheit, seiner gewaltigen Rede unmittelbar ausgesetzt zu sein, und sie sind jedem dankbar, der zwischen sie und Gott tritt. Ich glaube in der Tat, daß dies das Bedürfnis, *vor* Gott zu fliehen, viel mehr die Anziehungskraft mancher religiöser Veranstaltungen der ersten Kriegsmonate gewesen ist als das umgekehrte Verlangen, *zu* ihm zu fliehen; ich glaube, daß die Kirchen wieder einmal, in dem Eifer, Gott zu Hilfe zu kommen und eine «religiöse Erweckung» zu fördern und zu benutzen, ein Erwekkungswerk *Gottes* verhindert haben. Das zeigt sich an den Früchten, das heißt deren Ausbleiben.

Gott ist es, der den Frieden schafft

Demgegenüber gilt es festzuhalten: *Gott ist es, der den Frieden schafft.* Das ist der feste Grund unserer Hoffnung für die Welt und

nicht menschliche Stimmungen und Bewegungen; er ist's, «der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt». Er predigt, und die Menschen *müssen* hören, wenn wir nicht dreinreden. Und wir werden uns vielleicht gerade darum drein schicken müssen, daß nicht rasch ein äußerer Friede wird. Es muß noch viel Kriegsstoff aus der Welt geschafft werden, bis Friede werden kann, viel Hochmut, Haß, Lüge, Verblendung. Diese Geister müssen sich wohl noch austoben, um an ihrem Austoben zusammenzubrechen. Es muß noch viel von dem kleinlichen, gemeinen, wüsten Wesen, das der Kriegssturm aufgewirbelt hat, mit Feuer verbrannt werden, bis die Gemüter für eine erneuerte Welt gereinigt sind. Vielleicht müssen wir darum noch tiefer hinabgetaucht werden in die Not – wir alle! –, müssen durch noch furchtbarere Gluten, bis zuletzt ein allgemeiner Schrei nach Frieden ertönt und jene Leidenschaft des Friedenswillens erwacht, die sagt: «Genug; kein Krieg mehr; Friede!»

Gottes Tun und menschlicher Dienst

Also Gott machen lassen! – Aber wie denn – sollen wir nichts mehr tun und alles vorher Gesagte umsonst sein? Keineswegs; vielmehr ist die Aufgabe, *unser Tun* so dem Tun Gottes einzuordnen und unterzuordnen, daß es dieses nicht stört, sondern ihm dient. Das ist ja überhaupt das rechte Verhältnis zwischen göttlichem und menschlichem Schaffen. Jener Widerspruch ist ja nicht nur in dieser Sache vorhanden, sondern zieht sich durch unser ganzes Tun und Lassen, es ist eine jener Antinomien, die am Grunde alles Lebens liegen. Das göttliche Schaffen hebt das menschliche nicht auf und das menschliche nicht das göttliche; vielmehr ist das Verhältnis so, daß Gottes Schaffen immer mehr ein Schaffen der Menschen werden will und umgekehrt das Schaffen der Menschen in dem Maße wirkliches Schaffen wird, als es aus göttlichem Leben und Antrieb quillt. Gott will Mitarbeiter, will Zeugen haben, er will selbständige Söhne haben, die in Freiheit und Ehrfurcht seinen Willen erkennen und tun; er will selbst Gestalt gewinnen in einer Welt von in Freiheit ihm gleichgestalteten Geistern.

Die menschliche Aufgabe

In diesem Licht bekommt unsere Aufgabe eine neue Klarheit. Sie wird bescheidener und doch gerade dadurch größer. Wir sollen nichts gewaltsam *machen*, sondern sollen Gottes Gedanken zu verstehen suchen und sie dann andern deuten, so gut wir können, gleichsam in Piano, daß Gottes Stimme nicht durch menschlichen Lärm übertönt werde. Wir sollen allerdings auch die Stimme laut erheben, nämlich gegen jenen Aufruhr der Welt und die Riesenstimme des Lügengeistes. Den Dämonen sollen wir widerstehen mit starkem Zeugnis für Chri-

stus, dem Moloch zwischen die Zähne treten, daß er uns zerreiße und daran sterbe. Wir müssen alle Kräfte des Friedens sammeln, daß sie nicht verloren gehen in dem Sturm des Hasses, der jetzt durch die Welt braust, in dem alle Wahrheiten des Evangeliums ein Traum und Hohn zu werden, die Bergpredigt und das Kreuz, Christus, Gott zu verschwinden scheinen. Sie müssen sich sammeln, sich stärken im Glauben an die Sache Christi, müssen Buße tun, sich vertiefen und so eine Kraft werden, die sich stärker erweist als die entfesselten Weltmächte mit ihrem Toben. Unsere Lage ist heute in manchen Beziehungen überraschend der der urchristlichen Gemeinden ähnlich geworden. Wie diese einst, wohl wissend, daß Gott allein den Sieg schaffen könne, doch nicht die Hände in den Schoß legten, sondern eine sehr angespannte Arbeit taten, um dem Tun Gottes den Weg zu bahnen, so haben wir heute gerade darum viel zu tun, weil Gott so mächtig am Werke ist. All unser Tun hat nur insoweit Wert, als es auf Verständnis Gottes beruht, Mitarbeit am Werke Gottes ist; vieles von dem, was jetzt für den Frieden getan wird, muß wohl zugrunde gehen, weil es dieser Bedingung nicht entspricht; aber es ist dafür unsere Kraft, daß wir rufen dürfen: «Gott will es!»

Sind wir so weit? – Der Gehorsam des Glaubens

Mich dünkt, die einzige Art, wie wir uns einstellen können, sei die, daß wir der Wahrheit, die wir einmal erkannt haben, gehorchen und es darauf ankommen lassen, was weiter daraus folgt. Wir wissen, daß Lebenserkenntnis nicht aus systematischer Reflexion kommt, die dem Tun vorausgeht, sondern aus dem Tun selbst. Wir tun die Schritte, die wir jetzt tun müssen, entschlossen, weitere zu tun, wenn sie ebenfalls nötig werden sollten; wir pflücken die reife Frucht und warten, bis andere ebenfalls reif werden. Reif scheint mir jetzt aber dies zu sein: Krieg und Christentum gehen nicht zusammen. Es darf keinen Krieg mehr geben. Dafür gilt es nun einzustehen, dafür Zeugnis abzulegen; dann wird uns weitere Klarheit werden. Wie wir uns dann zum Antimilitarismus im engeren Sinne des Wortes, von dem jetzt die Rede ist, stellen werden, wird zu dieser Klarheit gehören. Die Kraft zum Notwendigen wird auch kommen; jedenfalls wird der Weg deutlich. Mir persönlich steht dabei allerdings schon lange fest, daß der Moloch des Militarismus, der ja ein wirklicher gewaltiger Götze ist, nicht endgültig besiegt werden kann durch Vereine, Kongresse, Manifeste, Parlamente, Einrichtungen, sondern nur durch *Blut*, das heißt dadurch, daß Menschen kommen, Einzelne zuerst, dann eine größere Zahl und zuletzt Massen, die sich ihm zum Opfer hinwerfen – aber nicht so, wie jetzt die Millionen tun! –, Menschen, die ihm so wenig dienen wollen, als die alten Märtyrer dem Bilde des Cäsars räucherten. Es ist in der Welt bis jetzt noch nie ein großer Sieg des Guten errun-

gen worden anders als durch das Kreuz. Diesem Letzten und Höchsten drängt der ganze Kampf für den Frieden entgegen. Das gehört zu seiner Tiefe und Größe. Darum trete aus den Reihen, «wer blöde und verzagt ist». Es naht die neue Heldenzeit des Reiches Christi, eine schwere Zeit, eine herrliche Zeit. Wir fürchten dich! Wir grüßen dich!

Das Christentum – und das, was jetzt gilt

Jetzt erst ist die entscheidende Stunde gekommen. Wenn möglich noch entscheidender (als für den Sozialismus; d. R.) ist sie für das Christentum. Denn hier handelt es sich um das Allergrößte. Noch viel größer als der des Sozialismus ist der Anspruch des Christentums gewesen, daß es der Welt den Frieden bringe; desto größer darum sein Fall, desto ernster für es also die jetzige Stunde. Wenn es jetzt nicht ein innig ernstes Selbstgericht und eine neue Haltung gibt, dann ist es vorbei mit ihm. Wenn wir nach dem Ende der jetzigen wieder in eine neue Kriegszeit hineinkommen, wenn die Geister, die jetzt triumphieren, die Herrschaft behalten und vielleicht noch von einem gewissen Christentum ihre Weihe empfangen, dann ist das Reich Gottes für die Welt verloren gegangen. Vielmehr: das Reich Gottes sucht sich eine andere Stätte, das «christliche» Europa geht zugrunde. Das ist der furchtbare Ernst der Stunde. Und nun kommen die Theologen mit ihren «Problemen». Sie *streiten* wieder einmal; streiten darüber, ob Krieg und Evangelium zusammengehen, ob es möglich sei, den Krieg zu beseitigen, streiten, streiten . . . Sollen wir gegen sie streiten? Sollen wir uns in die Diskussion einlassen? Ich meine, das hieße den Sinn der Stunde verkennen. Diese Probleme, über die wir so lange diskutiert haben, sind nun zu Ende diskutiert; *Gott selbst hat sie zu Ende diskutiert im Sturm und Wetter.* Wem jetzt noch nicht klar ist, was Gott will, dem ist nicht mehr zu helfen. Jetzt gilt nicht mehr: diskutieren, sondern: sich einsetzen. Oder ist uns denn das Reich Gottes eine Reihe von Problemen und nicht eine Reihe von Wirklichkeiten? Nein, jetzt gelten nicht die Theologie und die Diskussion, sondern die Nachfolge Christi und das Kreuz. Um es kurz zu sagen: der Kampf um den Frieden ist eine Aufrollung aller letzten und höchsten Fragen und Aufgaben des Gottesreiches. Das ist seine Tiefe, von hier wird ihm der Sieg. (1914)*

---

* Vergleiche den Anfang dieser Worte über den Friedenskampf, Heft 6, Juni 1956. *D. R.*

Klarheit über die Ideologien:

*eine Grundbedingung für echten Frieden**

D. Aus dem dritten Kapitel: Sowjetideologie und Krieg

(Schluß)

Aber wie kann das Sowjetsystem beanspruchen, als Demokratie anerkannt zu werden, ehe es nicht ein Mehrparteiensystem einführt? Diese Frage scheint mir rhetorisch, weil wir sie nur unter uns stellen. Wenn wir die Russen fragen (wie ich das häufig tat), werden sie schnell zurückfragen: wie kann sich Amerika eine Demokratie nennen, ohne Rassengleichheit zu haben? Natürlich werden wir Amerikaner darauf antworten: wir arbeiten daran und machen Fortschritte. Aber seht doch, welche politische Freiheit wir schon haben und ihr nicht! Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Russen, die diesen Vorwurf oft hören, uns unsere Antwort von ihrem Standpunkt aus zurückgeben: wir beabsichtigen dies zu ändern, und wir machen Fortschritte. Aber seht doch, welche Freiheit unsere verschiedenen Rassen schon haben!

Vernünftigerweise sollte jedes System seine Demokratie vervollkommnen, und beide sollten voneinander lernen. Wir müssen bedenken, daß Demokratie eine Aufgabe ist, die langsam fortschreitet, heute noch im geschichtlichen Säuglingsalter steht und sich nicht am Ende, sondern am Anfang ihrer Laufbahn befindet. Aber wachsen muß sie.

Wir Amerikaner wie unsere europäischen Vorfahren begannen mit der Demokratie in der Regierung und im politischen Leben. Die Geburt und das Wachstum der Bürgerfreiheit und vor allem die Grundidee, daß Regierungen ihren Völkern verantwortlich sind, sind geschichtliche Leistungen, deren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Sie dienten als Bahnkörper und Schienen, ohne welche die Lokomotive der Geschichte sich nicht hätte vorwärts bewegen können. Die Sowjetrussen dagegen hatten unter ganz andern Verhältnissen, noch dazu als Spätkömmlinge, die Demokratie von der sozialen Seite anzupacken und vor allem die Probleme des Lebensunterhalts für die Massen, der Gesundheitsfürsorge und des Bildungswesens zu lösen, außerdem den vielen verschiedenen Völkerstämmen zu ihrem Recht zu verhelfen.

Der Zustand des Landes, den sie vorfanden, ließ ihnen keine Wahl. Mutter Rußlands Leben hing an einem Faden. Hunger und Seuchen hatten ihren Körper erschöpft, Vorurteile und Aberglauben ihren Geist verdunkelt. Die Leistungen der kaum mehr als dreißigjährigen Sowjetregierung können in einem Satz zusammengefaßt werden: sie haben

* Vgl. Hefte 5 und 6, 1956, der «Neuen Wege».

dem russischen Volk mehr Freiheit von Hunger, Krankheit, Unwissenheit und Unbildung, von Rassenhaß und Unterdrückung seines weiblichen Teils gebracht, als es je vorher gekannt hat. Es wäre ein großer Irrtum, vor dieser gigantischen Großtat die Augen zu schließen, weil ihre Kosten gewaltig und ihre Methoden hart waren.

Nur halsstarrige Enggeistigkeit kann darauf bestehen, daß dies alles nichts mit Demokratie zu tun hat. Der Sowjetrusse ist nicht dem erprobten Wert des Mehrparteiensystems verschlossen. Doch ist er überzeugt, daß unter den Bedingungen, die er vorfand, die demokratischen Ziele nur durch die im Einparteiensystem vereinte Kräfteanspannung erreicht werden konnten.

Es wäre ein Kapitalirrtum, sich einzubilden, daß die Sowjets und die Nazi-Faschisten gleiche Ansichten über das Mehrparteiensystem hätten. Ich brauche mit Absicht die Worte «sich einbilden», um damit auszudrücken, daß jeder, der, wie ich, die Möglichkeit hatte, mit Vertretern beider Systeme zu sprechen, nicht solchem Wahn anheimfallen kann. Dem Nazi-Faschisten ist das Mehrparteiensystem eine Vergewaltigung der Naturgesetze, die unter keinen Umständen zulässig ist, wogegen die Sowjets es unter gewissen Umständen für wertvoll halten, unter andern nicht . . .

Die Russen sind weit davon entfernt, vollkommen zu sein und haben vielerlei Fehler. Einen Teil davon haben sie aus ihrer elenden Vergangenheit beibehalten, andere haben sich unter dem neuen System entwickelt. Was uns betrifft, so sollten wir vor allem zwei wesentliche Fehler vermeiden, wenn wir über andere politische Ideologien urteilen: Oberflächlichkeit und pharisäische Überheblichkeit (a holier-than-thou attitude).

Nichts ist so verhängnisvoll oberflächlich, wie die weitverbreitete Neigung, ein Urteil auf Namen, auf reine Terminologien zu stützen. Die Sowjetunion, zum Beispiel, nennt sich eine Diktatur des Proletariats. Daraus pflegt man allgemein den Schluß zu ziehen, daß ihr System das Gegenteil von Demokratie ist. Warum sollen wir uns die Mühe machen, zu untersuchen, was sie unter diesem Ausdruck versteht? Warum sollen wir nicht annehmen, daß sie dasselbe damit meint wie wir? Was brauchen wir ihre Einrichtungen und Regierungsweise zu studieren, wenn sie selbst ihr System eine Diktatur nennt? Genügt das nicht, es zu verdammen?

Es ist nicht schwer zu sehen, zu welchem Fehlurteil man gelangen würde, wenn man das amerikanische System so leichtfertig beurteilte. Machen wir die Probe und fragen zum Beispiel einen Japaner, was er über unser System denkt. Es liegt nahe, daß er uns in folgender Weise antworten wird: «Ihr Amerikaner habt zwei größere politische Parteien, eine Republikanische Partei und eine Demokratische Partei, die sich gegenseitig bekämpfen. Ich schließe daraus, daß ihre Gegensätze darin bestehen, daß die Republikaner für die Republik sind und die

Demokraten für die Demokratie. Daraus, daß die Republikaner in Opposition zu den Demokraten stehen, schließe ich, daß sie gegen Demokratie sind. Dadurch, daß umgekehrt die Demokraten in Opposition zu den Republikanern stehen, schließe ich, daß sie keine Republik wollen und wahrscheinlich eine konstitutionelle Monarchie wie in England erstreben, die demokratisch ist, ohne republikanisch zu sein. Anderseits müssen die Republikaner, da sie gegen die Demokratie sind, eine Art Nazi-Regierung im Sinn haben. Denn Nazi-Deutschland hatte eine republikanische Regierungsform mit antidemokratischen Grundsätzen.»

Wenn wir nun unserm Japaner antworten: «Halt, lieber Freund! Du ergehst dich in Spekulationen nach der Art von ‚Alice im Wunderland', die nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben», würden wir dann nicht die Antwort bekommen (wie wir sie so oft geben, wenn die Russen gegen unser Falschverstehen ihrer Terminologie protestieren): «Aber wenn es anders gemeint ist, weshalb braucht ihr dann die Worte Republikaner und Demokrat? Ihr solltet andere Bezeichnungen wählen!» Wahrscheinlich sollten wir das (und die Russen auch!), aber das ändert nichts an der Sachlage. Tatsächlich geht es in der internationalen Politik fast so zu wie auf der «Tollen Teegesellschaft» (in «Alice im Wunderland»), wo Alice zu lernen hatte, daß man meinen kann, was man sagt, ohne es zu sagen, und ebenso, daß man sagen kann, was man meint, ohne es zu meinen. Aus diesem allem ergibt sich als Grundregel: Urteile niemals nach Terminologien!

Unser Japaner, enttäuscht darüber, daß die amerikanische politische Wirklichkeit so wenig dem Bild entspricht, das er sich nach sorgsamer Überlegung gemacht hatte, könnte in die Klage ausbrechen: «In Amerika tun sie nie, was sie sagen, und sagen sie nie, was sie tun. In diesem Lande ist alles zweideutig, mysteriös und rätselhaft.»

Sobald wir die Oberfläche verlassen und den Dingen auf den Grund gehen, werden wir gewahr, daß der Ausdruck «Diktatur des Proletariats» einen eigenen Sinn im marxistischen und sowjetrussischen Sprachgebrauch hat. Die nazi-faschistische Ideologie brauchte den Ausdruck «Diktatur», um damit das Gegenteil von Demokratie zu bezeichnen. Das hat mit zur Verwirrung beigetragen. Die Marxisten brauchten das Wort lange vorher in ganz anderem Sinne wie die Nazi-Faschisten.

Im russischen Wörterverzeichnis steht das Wort als gleichbedeutend mit dem Begriff des staatlichen Machtapparates, wie ihn jeder Staat, der Zuchthäuser, Gefängnisse, Polizei, Kriminalgerichte, Bürgerwehren, Armeen und dergleichen unterhält, nötig findet. Der Ausdruck ist nicht ganz unlogisch, denn ein solcher Apparat hat auf gesetzlichem Wege Zwang und das Diktieren physischer Gewalt anzuwenden. Wie es auch sei, ob wir diesen Ausdruck mögen oder nicht, sie gebrauchen ihn für jeden Staat, der solchen Machtapparat benutzt. Im Gegensatz

dazu macht der Nazi-Faschist den Unterschied, einige Staaten als Diktaturen zu bezeichnen, andere nicht . . .

Vom Standpunkt der Sowjets ist es nicht wesentlich, ob dieses oder jenes Land eine Diktatur genannt wird, da sie, wie gesagt, alle Staatengebilde als Diktatur ansehen. Wesentlich jedoch ist es für sie, im Interesse welcher Gruppe oder Gruppen der Macht- und Gewaltapparat des jeweiligen Staates funktioniert. Er arbeitet nach ihrer Ansicht in einem Staat, der Sklaven hält, im Interesse der Sklavenhalter, in einem Feudalstaat im Interesse des Erbadels, in einem kapitalistischen Staat im Interesse der Geldaristokratie, in ihrem Staat im Interesse der Arbeiter, des Proletariats.

Sie scheuen sich daher ebensowenig, einem Amerikaner geradeheraus zu sagen, daß ihre Diktatur des Proletariats eine Demokratie sei, wie ein Amerikaner keine Bedenken hat, einem Japaner zu sagen, daß seine Republikaner-Partei an Demokratie glaubt und seine Demokraten-Partei für das republikanische System eintritt. In russischen Augen ist unser Land eine kapitalistische Bourgeois-Demokratie, während sie das ihre eine sozialistische Demokratie nennen.

Natürlich wird ihr Land nicht dadurch eine Demokratie, daß sie es so nennen. Doch kann ihnen ein Recht dazu nicht abgesprochen werden, wenn wir an gewisse, bereits erwähnte Grundgesetze der Sowjets denken. Ich komme später ausführlicher darauf zurück. An dieser Stelle wollte ich nur zeigen, welche schwerwiegenden Mißverständnisse entstehen, wenn man ein System nach Terminologien beurteilt, ohne zu prüfen, was es unter ihnen versteht.

Inwieweit haben die Russen recht, ihr Land eine Demokratie zu nennen? Das ist schwer zu bestimmen. Bis heute gab und gibt es noch kein Land, das mit Recht als vollkommene Demokratie bezeichnet werden kann. Wir müssen uns damit begnügen, herauszufinden, bis zu welchem Grade ein Land sich eine Demokratie nennen kann. Großbritannien zum Beispiel hat großes Recht, sich eine Demokratie zu nennen, trotzdem es ein «House of Lords», eine Staatskirche und eine erbliche Monarchie hat, alles Einrichtungen, die von unserem Standpunkt aus als nicht demokratisch angesehen werden. Unser Land ist in mancher Hinsicht, wo die Sowjetunion versagt, stark demokratisch, und das Umgekehrte ist auch der Fall. Am Ende kommt es darauf heraus, daß jedes Land es nötig hat, sich demokratisch zu vervollkommnen . . .

Die Stärke einer Demokratie muß nach ihren demokratischen Leistungen und Versagern abgewogen werden. Die Sowjets haben vornehmlich auf dem Gebiet persönlicher Freiheit gesündigt, die Engländer in ihrer Kolonialpolitik, wir in unserer Rassenpolitik. Da wir allesamt Sünder sind, können wir der Sowjetunion wegen ihres Einparteiensystems nicht das Recht absprechen, sich eine Demokratie zu nennen . . . Sie sogar mit den antidemokratischen Systemen des deutschen

Nazismus und des italienischen Faschismus auf eine Stufe zu stellen, ihr damit jeden demokratischen Zug abzusprechen, muß zur Vergiftung der gegenseitigen Beziehungen und zu einer verkehrten Außenpolitik führen. Das ist leider bereits geschehen . . .

Bei uns herrscht die Meinung, daß in der UdSSR keine öffentliche und spontane Kritik an den Maßnahmen der Regierung gestattet ist. Das trifft zu, insofern es Kritik an den höheren und zentralen Behörden betrifft. Dagegen herrscht die Sitte, daß etwa jeden Monat Volksausschüsse in sogenannten Kritik- und Selbstkritiksitzungen zusammenkommen, um ihre *Lokal*behörden unter die Lupe zu nehmen und frei und ungehindert zu kritisieren. Arbeiter jeden Ranges und Grades nehmen an diesen Zusammenkünften teil. Während meines Aufenthaltes in der Sowjetunion erlebte ich wiederholt, daß Direktoren und Vorgesetzte scharf von den ihnen Untergeordneten kritisiert wurden. Sie nahmen dies im allgemeinen gut auf, suchten ihren Standpunkt zu erklären und Verbesserungsvorschläge zu machen. In der Presse und in den «Wandzeitungen» (eine allgemeine Einrichtung in sowjetischen Werkstätten aller Art) wird ebenfalls ein gut Teil Kritik an Lokalbeamten und Dienststellen sowie an öffentlichen Einrichtungen aller Art geübt.

Wie anders war dagegen das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und den ihnen Untergeordneten, das ich in Nazi-Deutschland vorfand! Dort arbeitete gemäß dem nationalsozialistischen Führerprinzip eine Art von Führer-Hierarchie in der Weise, daß jeder Führer nicht denen unter ihm verantwortlich war, sondern dem Führer über ihm. Die unter ihm hatten seinen Befehlen in mehr oder weniger militärischer Art Folge zu leisten, und er hatte den Befehlen derer über ihm zu gehorchen. Diese Haltung gibt es nicht unter Sowjetbürgern, wie es gleichfalls keine Kritik- und Selbstkritiksitzungen unter Nazis und Faschisten gab. Psychologisch war der Unterschied gleich dem zwischen Feudalaristokratie und «town-meeting»-Demokratie.

Zweifellos ist dieser Unterschied in der militärischen Tradition Deutschlands einerseits und in den traditionellen Dorfgebräuchen des vorrevolutionären Rußlands anderseits begründet.

Ich wohnte einer Sitzung von Kritik und Selbstkritik bei, die sich nirgendwo anders als im Sowjetmilieu ereignen konnte. Sie fand in den ehrwürdigen Hallen der Akademie der Wissenschaften in Moskau statt. Ich bemerkte, daß alle in dem betreffenden Forschungsinstitut Arbeitenden zur Stelle waren mit Einschluß der Büroangestellten und sogar des Pförtners und der Putzfrauen. Während der Besprechungen brachte u. a. die Bibliotheksekretärin die Klage vor, daß verschiedene Professoren und andere Akademiker ihre Arbeit unnötig erschwerten und daß sie es der Bibliothek gegenüber an Verantwortlichkeitsgefühl fehlen ließen. Zum Beispiel nehme einer der Professoren immer mehr Bücher mit nach Hause, als er lesen könne, und behielte sie über die

Ablauffrist bei sich. Außerdem schriebe er Randbemerkungen in die Bücher.

Einer der Anwesenden fragte, gegen wen sie ihre Beschwerde erhöbe, und sie nannte einen der Abteilungsdirektoren des Instituts, einen hochgewachsenen, bärtigen Mann. Der Vorsitzende fragte ihn, ob er etwas dazu zu sagen habe. Er wollte nicht recht zugeben, daß er sich vergangen habe. Gewiß, er habe Randbemerkungen in die Bücher geschrieben, aber das sei ein Teil der Forschungstechnik. Ich erinnere mich noch, wie er sich ausdrückte: «Zwar ein elementarer Teil, aber nichtsdestoweniger ein Teil.» Schallendes Gelächter war die Reaktion auf seine Bemerkung. Er war etwas bestürzt, aber er bestand auf seiner Ansicht.

«Ich kann beweisen», sagte er, «und ich kann Ihnen Beispiele zeigen, daß Marx und Engels das auch taten. Wir haben hier in der Bibliothek ihre Bücher mit Randbemerkungen in ihrer Handschrift.»

«Das stimmt», sagte die Sekretärin, «aber sie schrieben sie in ihre eigenen Bücher, während die Bücher, in die Sie sie schreiben, Staatseigentum sind.» Man gab ihr recht. Der Professor steckte den Tadel ein und versprach Besserung.

Dieser an sich geringfügige Vorfall ist doch bedeutsam, weil er die geistige Atmosphäre charakterisiert. Zu den andern, rein wirtschaftlichen Problemen, die bei solchen Sitzungen diskutiert werden, gehören Arbeitsquoten, Arbeitsdauer, Löhne, Beförderungen, Arbeitsmethoden und dergleichen.

In populären Diskussionen bei uns über die Sowjetunion wird viel von dem Wort «totalitär» Gebrauch gemacht. Es klingt technisch; aber weiß man, was damit gemeint ist? Ist die Sowjetunion ein totalitärer Staat? Klares Nachdenken über diese Frage ist dadurch erschwert, daß das Wort «totalitär» so selten definiert wird. Meistens wird es gebraucht, um ein Regime ideologisch mit dem Nazismus und Faschismus auf die gleiche Stufe zu stellen.

Manche sehen jede Regierung als totalitär an, die mehr in das Leben des einzelnen eingreift als etwa ein «laissez-faire»-System. Danach müßte jede sozialisierende Regierung totalitär genannt werden. Es taucht dabei die Frage auf: ist eine verstärkte Regierungsmacht durchaus und an sich etwas Schlechtes, und zwar in jeder Lage und unter allen Umständen? Die entschiedenste Bejahung dieser Frage wurde wohl von Lord Acton (englischer Historiker) gegeben mit den Worten: «Alle Macht bedeutet Verderbnis, und absolute Macht bedeutet absolute Verderbnis.»

Vielleicht tue ich Lord Acton unrecht, wenn ich ihm widerspreche. Aber ich war immer der Meinung, daß man auch das Gegenteil behaupten kann. Alle Macht kann zum Guten angewandt werden, und absolute Macht ist die Vorbedingung, um absolut Gutes tun zu können. Damit will ich nicht etwa sagen, daß ich die Sowjetunion als ein Muster

absoluter Güte ansehe oder daß ich der Ansicht bin, sie oder irgendeine andere Regierung hätte, was man absolute Macht nennen kann. Der gesunde Menschenverstand aber sagt uns, daß keine Regierung Gutes vollbringen kann, wenn sie nicht genügend Macht hat, der Hindernisse, die sich ihr entgegenstellen, Herr zu werden.

Wenn wir Wesen und Leistungen der Sowjetunion gerecht beurteilen wollen, müssen wir die Bedingungen kennen und in Betracht ziehen, unter denen sie zur Macht kam. Es waren nicht die gleichen, unter denen wir hier im friedlichen, reichen Amerika leben, sondern sie fand Hungersnot, Seuchen, Bürgerkrieg und den Einbruch feindlicher Heere vor, dazu ein unwissendes, abergläubisches Volk und die Feindseligkeit fremder Mächte in einem Ausmaß, wie wir es glücklicherweise nie gekannt haben. Diese Zustände bestanden lange fort nach dem Ende des Bürger- und Interventionskrieges.

Wie konnte dem Volk Erlösung von solchem Elend anders als durch Einsatz all der Macht, die allein der Regierung zur Verfügung stand, gebracht werden? Und sie brauchte sehr viel Macht, um diese über alle Begriffe riesenhafte Aufgabe zu bewältigen. Wie kann man ernstlich glauben, daß solche Aufgabe durch eine Art parlamentarischen Mehrparteiensystems mit einer liberalen «laissez-faire»-Zugabe gelöst werden könnte? Das mutet so an, als ob man etwa von Robinson Crusoe verlangt hätte, sich erst um eine Bauerlaubnis zu bemühen, bevor er mit dem Bau seiner Hütte beginne.

Wenn Verhältnisse und Ziele Machtanwendung durch die Sowjets rechtfertigten, so sagt das durchaus nicht, daß damit Macht, wie sie von Nazis und Faschisten angewandt wurde, zu rechtfertigen sei. Es kommt auf den Geist an, in dem Macht gebraucht wird, und auf die Art der Ideologie, der sie dient. Weder Nazis noch Faschisten haben jemals behauptet, daß sie ihre Macht für demokratische und menschlich-brüderliche Ziele gebrauchen wollten. Wie wir sahen, waren ihre Ziele ganz entgegengesetzter Art. Das soll aber wiederum nicht heißen, daß wir den Sowjets, in Anerkennung ihrer Lage, die Verantwortung für ihre Sünden und Verfehlungen abnehmen. Alle Regierungen sündigen mehr oder weniger gegen ihre eigenen Grundsätze, was nicht heißen soll, daß alle die gleichen Grundsätze haben*.

Wäre in Rußland nach dem Sturz des Zarenreiches ein faschistisches Regime zur Macht gekommen, so hätte sich unmöglich ein Gesellschaftssystem, wie es heute in Rußland besteht, entwickeln können. Die Ideologie des Faschismus ist nicht für Bildung der Volksmassen, Gleichstellung der Frauen, politische, soziale und wirtschaftliche Gleich-

* Hier liegt ein Hauptproblem. Aber was bedeutet «absolute Macht» in Menschenhand? Sie führt als Menschenmacht eben doch zur Tyrannei, wie die Geschichte nicht nur am russischen Kommunismus zeigt. Jesus und seine Worte weisen hier in eine ganz andere Richtung! *D. R.*

berechtigung der rassischen Minderheiten, noch für Sozialisierung von Grund und Boden und der Produktionsmittel.

Ein faschistisches Regime in Rußland würde im letzten Krieg nicht auf unserer Seite gestanden haben, sondern auf seiten seiner Blutsbrüder Hitler und Mussolini. Zum Glück für uns war die Sowjetideologie nicht der nazi-faschistischen gleich, sondern ihr entgegengesetzt.

Ebensowenig wie die unsere, verherrlicht die Sowjetideologie den Krieg. Darin stimmen beide überein. Für beide ist der Krieg an sich ein Übel, nicht ein hohes Gut, wie für die Nazi-Faschisten, wenn auch zugegeben wird, daß er manchmal ein notwendiges Übel sei. «Wir sind ein friedlich Volk», lautet der Refrain eines russischen Volksliedes, «aber unsere Streitwagen stehen bereit.» Doch niemals entwickelte sich militärischer Geist im Sowjetvolk, und ein Kult des Militarismus ist in der Sowjetarmee nicht zu finden.

Nach der Natur der Sache hat jede Armee das Bestreben, eine tüchtige Streitkraft zu sein. Aber es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen militärischer Tüchtigkeit und kultischer Verehrung des Militarismus, der sich darin zeigt, wie die Betreffenden die Frage beantworten: «Was erscheint euch als das Höhere? Das Trachten nach Frieden oder das Trachten nach dem Krieg?» Die Sowjets haben diese Frage immer zugunsten des Friedens beantwortet, die Nazi-Faschisten zugunsten des Krieges.

Die Haltung eines Volkes zum Militär läßt sich korrekt nur in Friedenszeiten beurteilen, denn in Kriegszeiten entwickelt sich in allen Völkern eine abnorme Psychose. Als ich zuerst mehrere Jahre vor dem Kriege Soldaten der Roten Armee durch Moskau marschieren sah, schrieb ich darüber in mein Notizbuch, daß sie gar nicht wie Soldaten aussahen, sondern wie Bauernjungen, die irgendwo hingingen. Ihre Gesichter zeigten nicht den geringsten Stolz auf ihr Soldatentum und ihre Uniformen. Gewiß waren sie sehr stolz auf ihr Land und erwiesen sich später als ausgezeichnete, stahlharte Kämpfer, aber militärischer Kastenstolz war nicht ihre Sache. Wer durch die Sowjetunion reist, trifft viele Uniformierte, da dort das in Europa übliche System des mehrjährigen militärischen Dienstzwangs herrscht. Aber alle diese Soldaten erschienen mir wie unsere amerikanischen, die keine Soldaten «vom Fach» sind, sondern einfach Zivilisten, vorübergehend in Uniform.

Als solche wurden sie auch vom Publikum angesehen. Das «Bunte Tuch» erregte weder Furcht noch Ehrfurcht beim Sowjetvolk, ebensowenig wie bei uns. Marschierende Kolonnen oder herumschlendernde Offiziere erregten kein Aufsehen auf den Straßen. Selten blieb ein Vorübergehender stehen, um einen Blick auf sie zu werfen oder singenden Trupps zuzuhören. Die meisten gingen uninteressiert ihres Weges, ihren Geschäften nach . . .

Auf meiner Fahrt nach Deutschland machte ich in Polen Aufenthalt, das damals unter nazistischem Einfluß stand. Eines Tages sah ich in

Warschau eine Kompagnie Soldaten vorbeimarschieren und war begierig, sie mir näher anzusehen. In meiner ortsfremden Arglosigkeit ging ich an die nächste Ecke, um einen möglichst weiten Überblick zu haben. Doch wurde mir sofort zu verstehen gegeben, daß das etwas ganz Ungehöriges sei. Das Militär hat man mit scheuer Ehrfurcht anzusehen, nicht mit zwangsloser Vertraulichkeit. Das ist eine Beleidigung. Die Blicke der andern stumm Zuschauenden und besonders der Vorübergehenden ließen mich fühlen, daß ich mich etwa wie ein Clown bei einem Begräbnis betrage. Einige Offiziere, die, wie ich bemerkte, richtige Dolche trugen, warfen mir so wütende Blicke zu, daß ich mich schleunigst davonmachte. In Berlin beobachtete ich eine gleichartig militaristische Haltung.

Diese Bekundungen einer verschiedenen geistigen Einstellung zu einem gleichen Lebensfaktor sind an sich nicht von überwältigender Bedeutung, zeigen jedoch klar den charakteristischen Unterschied zwischen der Sowjet- und der nazi-faschistischen Ideologie.

Tatsächlich sind diese verschiedenen Einstellungen nicht von heute. Sie wurzeln in der Tradition der betreffenden Länder. Das Nazisystem trieb jedoch den seit Generationen eingepflanzten Kult alles Militärischen zu einem solchen Extrem, wie es selbst in Deutschland bisher noch nicht vorgekommen war. Nachdem das Sowjetregime sich gefestigt hatte, bemühte es sich in der entgegengesetzten Richtung. Der militärische Apparat, so lehrte man die Soldaten und das Volk, hat ein Diener der Volksgemeinschaft zu sein, und Waffengewalt hat nur ein Lebensrecht als Schutzvorkehrung für die Allgemeinheit.

In der Absicht, radikal mit dem militärischen Geist des Zarentums zu brechen, ging man sogar so weit, eine Zeitlang das Wort «Soldat» zu ächten. In der Frühzeit des Regimes führte das Bestreben, das Heer zu demokratisieren, zu dem Extrem, die Offiziere von den Mannschaften wählen zu lassen und den Offizieren zivile Kommissare zuzuteilen, um so eine Kontrolle des Militärs durch das Zivil zu gewährleisten. Diese Einrichtung hatte neben Vorteilen auch Nachteile.

Die Kameradschaftlichkeit zwischen Offizieren und Mannschaften ging wahrscheinlich in der Roten Armee weiter als in jeder andern Armee der Welt, und bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg wurden die Rangunterschiede, gleichsam als ob man sich ihrer schämte, kaum betont. Das änderte sich während des Krieges zwangsweise, und ein größeres Maß von Ehrerbietung, Disziplin und augenblicklichem Gehorsam mußte den Truppen beigebracht werden. Rang, Titel und Abzeichen gewannen an Bedeutung, und die politischen Kommissare verloren an Einfluß. Die Rote Armee führt heute den Namen Sowjetarmee.

Man irrt sich jedoch, wenn man annimmt, daß diese Änderungen einen Rückfall in den Militärgeist des Zarentums oder gar eine Annäherung an das nazi-faschistische System brachten. Der heutige Sowjetsoldat, dessen Allgemeinbildung durch den Militärdienst nicht

unterbrochen wird, steht auch heute in einem außergewöhnlich demokratischen Verhältnis zu seinen Vorgesetzten. Das spiegelt sich in neuzeitlichen Romanen und Novellen der Sowjetliteratur wieder.

Nach wie vor ist Marx' Lehre vom Klassenkampf (manchmal auch, besonders von Gegnern, Klassen*krieg* genannt) ein wesentlicher Teil der Sowjetideologie. Bei uns hat man allgemein große Furcht vor ihr, dafür um so weniger Kenntnis von ihr. Viele politische Schriftsteller stellen sich darunter Aufreizung zu blutiger Rebellion vor. Als gründlicher Kenner marxistischer und Sowjetliteratur muß ich wahrheitsgemäß feststellen, daß dies stark übertrieben ist. Jeder Amerikaner, der diese Literatur gleich mir studiert hat, wird mir zustimmen.

Marxisten pflegen vom Klassenkampf zu reden. Aber nicht einer von Hunderten, die deswegen nichts mit ihnen zu tun haben wollen, pflegt sich die Mühe zu machen, nachzulesen, was sie damit meinen. Gefühlsmäßig verbindet man mit dem Wort die Vorstellung von Rowdytum und gleichzeitig die Annahme, daß jeder, der ihn im Munde führt, ihn herbeiwünscht.

Das trifft nicht zu. Marx und Engels behaupteten entdeckt zu haben, daß ein Kampf zwischen den Klassen besteht und daß es Aufgabe der proletarischen Massen sei, ihn durch Bildung einer klassenlosen Gesellschaft zu beseitigen.

Natürlich hat jeder das Recht, anderer Meinung zu sein und zu bestreiten, daß ein Klassenkampf besteht. Oder er mag seine Existenz zugeben, aber Gegner einer klassenlosen Gesellschaft sein, oder gegen eine solche nach marxistischen Muster. Aber zu behaupten, daß Marxisten den Klassenkampf herbeiwünschen, weil sie ihn grundsätzlich gutheißen, das muß als Schreckbild einer furchterregten Phantasie gelten.

Aber, wird man sagen, sie befürworten doch die Revolution! Darauf ist zu antworten: wie Jefferson und Lincoln glauben sie, daß ein Volk grundsätzlich das Recht hat, eine Regierung mit Gewalt zu stürzen, die nicht gutwillig, dem Gesetz gemäß, dem Willen und den Forderungen der Majorität nachkommt. Marx und Engels betonten immer wieder in unmißverständlicher Weise, daß dieses Recht nur dann besteht, wenn der Mehrheitswille auf keine andere Weise durchzusetzen ist. Sie verdammten alle als unverantwortliche «Putschisten», die leichtfertig die Revolution befürworteten.

Es mag Leute geben, die auch Jefferson als zu radikal ansehen, der in seinem berühmten Brief an William S. Smith im Jahre 1787 in bezug auf die «Shay's Revolte»* schrieb: «Gäbe Gott, daß wir alle zwanzig Jahre solch eine Revolte hätten!» Marx war der Ansicht und sprach dies in einer wichtigen Rede im Jahre 1872 in Holland aus, daß . . . «in

* Aufstand im Staate Massachusetts 1786—1787 wegen zu hoher Steuern, angeführt von Daniel Shays.

einigen Ländern, wie zum Beispiel den Vereinigten Staaten und England, die Arbeiter Aussicht haben, ihre Ziele auf friedlichem Wege zu erreichen.» Als Grund für seine Vermutung sah er das Bestehen von Parlamenten und allgemeinen Wahlen in diesen Ländern an. Engels sprach den gleichen Gedanken in seinem Vorwort zur ersten englischen Übersetzung von «Das Kapital» aus: «Eine Revolution ist nur dann gerechtfertigt, wenn die Majorität keine Möglichkeit hat, ihren Willen auf friedlichem Wege zu erreichen.»

Angesichts dieser dokumentierten Feststellungen, die seit langem als tatsächlich von den Historikern der Sozialwissenschaft anerkannt sind, muß die Behauptung, der Kommunismus lehre, daß soziales Unrecht nur durch Gewaltanwendung zu beseitigen ist, irrig genannt werden. Schlimm ist es, wenn eine so irrige Behauptung vom Präsidenten der Vereinigten Staaten gemacht wird, wie es Mr. Truman in seiner Ansprache zur Eröffnung des «Congreß» am 20. Januar 1949 tat. Sie verstärkt die Vorurteile der Massen, stachelt feindselige Gefühle auf und ist in ihrer Wirkung, da sie von solch hoher Stelle kommt, eine Gefahr für den Frieden. Mr. Truman suchte damit seine Gegnerschaft zum Kommunismus auszudrücken, was an sich sein gutes Recht ist. Aber Feststellungen dieser Art – und seine Rede enthielt mehr dergleichen – können ebensowenig zu einer intelligenten und wirksamen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus führen wie etwa die Behauptung, die Psychoanalyse erkläre alles mit der Macht des Geschlechtstriebes, zu einer Auseinandersetzung mit dieser Lehre führen kann.

Gleicherweise irreführende Behauptungen wurden von Mr. John Foster Dulles als einem unserer prominentesten Delegierten in einer bedeutenden Rede vor den Vereinten Nationen am 26. Oktober 1948 gemacht. Nach dem Bericht der United Preß sagte er: «Es besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Verfassung der UNO, die friedlichen Wechsel durch Evolution erstrebt, und dem Kommunismus, der gewaltsamen Wechsel durch Revolution lehrt.» Anscheinend vergaß oder ignorierte Mr. Dulles zweierlei, nämlich: erstens die oben erwähnten klaren Feststellungen der maßgebendsten kommunistischen Führer und zweitens, daß wir Amerikaner selbst Revolution als ein Recht des Volkes betrachten, wenn eine Regierung nicht auf friedlichem Wege den Bedürfnissen und den Forderungen der Majorität nachkommt. Nach dem Wortlaut unserer «Unabhängigkeitserklärung» heißt es: «Sollte jemals eine Regierung dieses Ziel (das Wohl des Volkes, d. Übers.) mißachten, dann hat das Volk das Recht, sie zu ändern oder zu stürzen.» Noch nachdrücklicher heißt es an anderer Stelle: «Es ist nicht nur sein Recht, es ist seine Pflicht, solche Regierung zu stürzen.» Wir sind keineswegs geneigt, unsere Unabhängigkeitserklärung zu widerrufen oder sie als unvereinbar mit den Satzungen der UNO auszulegen. Sie ist ein Teil unseres amerikanischen Kredos.

Mit anderen Worten: als Amerikaner sind wir nicht grundsätzlich gegen Revolution, vielmehr sind wir in gewissen Lagen entschieden dafür. Wäre es anders, so hieße das, die Rechtmäßigkeit der Entstehung unserer eigenen Nation in Frage zu stellen. Wir sollten auch berücksichtigen, daß das Wort Revolution an sich durchaus nicht Gewalttätigkeit bedeutet, sondern auch eine Umwälzung auf friedlichem Wege bezeichnet.

Wenn dies klar ist, dann ist noch der Verdacht zu untersuchen, daß die Russen sich verschworen haben, eine Weltrevolution anzuzetteln oder vielmehr eine gewaltsame Revolution einer Minorität gegen die Völker der Welt. Laßt uns untersuchen, wie weit das geschichtlich begründet ist.

Nachdem Sir Bernard Pares, der bei weitem bedeutendste angelsächsische Historiker Rußlands, eine Vortragsreise in unserm Lande und in Kanada beendet hatte, fragte ich ihn, was nach seiner Meinung der Hauptgrund für die Russenfeindschaft in Nordamerika sei. Unverzüglich lautete seine Antwort: «Die Furcht, daß die russische Regierung eine Weltrevolution anzetteln wird.» Und er fügte hinzu: «Davon ist natürlich kein Gedanke mehr in Rußland.»

Die Antwort von Sir Bernard stellt eine Zusammenfassung wesentlicher geschichtlicher Ereignisse in bezug auf meine Frage dar. Der Wendepunkt in der Entwicklung der Sowjetunion war zweifellos der Ausgang des Machtkampfes zwischen Trotzkij und Stalin gewesen. Hierbei hatte es sich ausschließlich um die Frage gehandelt: Kann sich Sozialismus in einem Lande allein am Leben erhalten? Trotzkij sagte nein. Er hielt das für unmöglich in einem Lande, das, wie Rußland, von kapitalistischen Mächten umgeben war. Die kapitalistischen Länder würden es nicht dulden, weil der Erfolg eines sozialistischen Systems ihr eigenes System gefährden würde. Sie würden mit vereinten militärischen Kräften ausziehen, es zu vernichten.

Dies war die alte «klassische», von Marx übernommene Ansicht, der gelehrt hatte, daß der Sozialismus nur durch eine mehr oder weniger gleichzeitig und zusammen gemachte Anstrengung aller oder der Majorität der führenden Länder errichtet werden könnte. Zu Anfang hatten Lenin und Stalin diese Ansicht geteilt, aber sie wuchsen über sie hinaus. Trotzkij jedoch blieb hartnäckig bei seiner Meinung, daß es eine Vergeudung von Zeit und Energie sei, die Arbeitskraft und die Rohstoffe der Sowjetunion für die Errichtung des Sozialismus in einem einzelnen Lande einzusetzen. Die Anzettelung und Betreibung von Revolutionen in andern Ländern, womöglich mit nachfolgenden Kriegen, hielt er für die allein Erfolg versprechende Politik.

Bald nach dem Ende des Bürger- und Interventionskrieges erkannten Lenin und Stalin, daß sich die Verhältnisse seit Lebzeiten von Marx geändert hatten und daß es durchaus möglich geworden war, Sozialismus in einem einzigen Lande aufzubauen, selbst wenn es von

kapitalistischen Ländern umgeben ist. Lenin starb, bevor die neue Erkenntnis gründlich durchgearbeitet war – die Komplikation lag in dem Gesetz der sogenannten ungleichen Entwicklung des Kapitalismus –, und dies blieb nun dem Gedankenkampf zwischen Stalin und Trotzkij überlassen.

Stalin vertrat den Standpunkt, daß sein Gegner hartnäckig an einer mehr nebensächlichen These von Marx festhielt und dadurch dessen wesentlichem Grundsatz untreu wurde, nach dem es unter veränderten Umständen nötig werden kann, frühere Erkenntnisse zu revidieren. Er verharrte unbeugsam bei seiner Auffassung, Hilfsquellen und Arbeitskräfte der Sowjetunion nicht für Abenteuer im Ausland zu verwenden, sondern für den Aufbau des Sozialismus daheim. Kriege würden diesem Unternehmen nicht helfen, es vielmehr tödlich gefährden. Der Streit war endgültig zugunsten von Stalin entschieden, als sich das Land im Jahre 1928 in den ersten Fünfjahresplan stürzte.

An dieser Stelle ist es sehr wichtig, darauf hinzuweisen, daß Aussprüche von Stalin, die von seiner oben erwähnten Ansicht abweichen, aus der Zeit vor der Annahme des Fünfjahresplanes stammen, das heißt aus der Periode vor der Klärung des neuen Standpunktes. Man liebt es hierzulande, solche frühzeitigen Äußerungen ohne Datumsangabe und ohne Beziehung zu den derzeitigen Verhältnissen zu zitieren, als wenn das Nebensache sei, als ob in den seither verflossenen 20 oder 25 Jahren sich Stalins Denken nicht hätte verändern und fortentwickeln können. Es trifft sich, daß einige von jenen Schreibern, die am häufigsten belieben, solche alten Aussprüche zu zitieren, um neuere in ein falsches Licht zu stellen, selber in ein äußerst falsches Licht kämen, wenn man ihre Schriften von vor 20 oder 25 Jahren zitieren wollte.

Es war der Korrespondent der «London Sunday Times» in Moskau, Alexander Werth, der nach Bericht der «New York Times» vom 24. September 1946 die folgende Frage geradezu an Stalin richtete: «Glauben Sie an die Möglichkeit dauernder freundschaftlicher Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und den westlichen Demokratien, trotz ihrer ideologischen Meinungsverschiedenheiten, und auch an friedlichen Wettbewerb zwischen beiden Systemen, wie ihn Wallace* in seiner Ansprache anregte?»

Stalins Antwort: «Ja, ganz entschieden.»

Später wiederholte Stalin diese Versicherung in Interviews gegenüber Elliot Roosevelt, Stassen und andern. Sein Nachfolger, Malenkow, betonte die gleiche Ansicht in einer Ansprache an den Obersten Sowjet in Moskau am 26. April 1954, laut Bericht der «New York Times». Indem er, wie üblich, sein eigenes Wirtschaftssystem als «sozialistisch»

* Hier ist die Ansprache gemeint, die der damalige Handelsminister Henry Wallace am 12. September 1946 in Neuyork zugunsten friedlicher Beziehungen zwischen den USA und der UdSSR hielt, die seine Absetzung verursachte.

bezeichnete, sagte er: «Die Sowjetregierung hielt und hält es für möglich, daß kapitalistische und sozialistische Systeme sehr wohl friedlich nebeneinander bestehen und wirtschaftlich miteinander wetteifern können.» Er fügte dem jedoch die folgende Feststellung zu: Jedermann weiß, daß infolge von zwei Weltkriegen heute mehr als ein Drittel der Menschheit sich für immer vom Kapitalismus abgewendet hat.»

In diesem Zusammenhang ist die Feststellung interessant, die der sowjetische Schriftsteller A. Leontiev im Mai 1948 in der «Prawda» machte. Er ließ sich über die weitverbreitete Meinung aus, daß von Propagandisten nicht nur in den kapitalistischen Ländern, sondern auch in der Sowjetunion behauptet würde, daß die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion unmöglich friedlich zusammen in derselben Welt leben können und fuhr dann fort: «Jene amerikanischen Propagandisten, die behaupten, friedliche Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten sei unmöglich, sind uns nur zu gut bekannt . . . Wer aber kann mir den Namen eines einzigen Sowjetpropagandisten nennen, der behauptet, es sei für die Sowjetunion unmöglich, mit den Vereinigten Staaten in Frieden zu leben? Nicht eine Seele in der Welt kann mir solch einen Mann nennen, aus dem einfachen Grunde, weil es solche Leute in der Sowjetunion nicht gibt.»

Die Lage bei uns ist durch eine seltsame Verwirrung der Geister gekennzeichnet. Während Sowjetführer, wie Stalin und Malenkow, ihren Anhängern in klarsten und nachdrücklichsten Worten die Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens der beiden Systeme versichern, wird bei uns die öffentliche Meinung nach Aussprüchen geformt, die sowjetische Führer vor einem Vierteljahrhundert machten. Infolgedessen verhärtet sich bei uns die Ansicht, daß die beiden Systeme nicht friedlich miteinander auskommen können, weil die Sowjetführer nicht an diese Möglichkeit glauben! Ein zeitliches Nachhinken soll augenscheinlich eine versöhnliche Begegnung der Geister verhindern.

Schreibt man den russischen Führern einen gewollt unversöhnlichen bösen Willen zu und besteht, was sie auch sagen mögen, auf der Vermutung, sie hegen angriffskriegerische Absichten, dann macht es keinen Unterschied, was sie auch sagen mögen. Es hat sich dadurch eine Methode herausgebildet, die es fast als Sport betreibt, in allen Schriftstücken, Handlungen und Vorschlägen der andern Seite, auch wenn sie offensichtlich hoffnungsvolle Möglichkeiten zur Verständigung bieten, nach versteckten, bösartigen Beweggründen zu suchen. Unfreundlich auszulegende Reaktionen von seiten des Gegners werden weidlich ausgeschlachtet und als sein wahres Gesicht bezeichnet. Nach dieser Methode brauchte Stalin nur zu sagen, die Sowjetunion habe eine starke Industrie zur Sicherung des Landes auch in militärischer Beziehung nötig, um ihm dies als eine Art Kriegserklärung auszulegen. Dagegen, wenn die Sowjetdelegation der UNO eine allseitige Herresverminderung um einen Drittel vorschlägt, dann behandelt man nach glei-

cher Methode diesen Vorschlag als nicht wert, ernstgenommen zu werden.

Wenn wir auf diese Weise fortfahren mit den Russen zu verkehren, dann besteht wenig Hoffnung, zu friedlichen Vereinbarungen zu gelangen . . .

Nach allem stellt sich die ideologische Bilanz folgendermaßen dar: Wenn der Nazismus und der Faschismus ihren Grundsätzen treu bleiben, dann ist Krieg ihr Ziel. Wenn ein Sowjetregime seinen Grundsätzen treu bleibt, dann ist Frieden sein Ziel.

Natürlich bleibt immer die Möglichkeit, daß jedes System seinen Grundsätzen zuwider handelt. Daher ist beständige Wachsamkeit nötig. Wachsamkeit jedoch kann in reine Hysterie ausarten, wenn sie nicht auf Wissen und stetes Studium gegründet ist.

John Somerville

Die „Apartheit" in Südafrika

Wohin des Weges, Südafrika?

Malan hat das Wort «Apartheit» erfunden und eingeführt. Ein neues Wort für eine alte Sache. Es ist für die Afrikaner* ein Wort voller Verheißung. Ihre Antwort auf dieses verheißungsvolle Wort hat Malan 1948 an die Regierung gebracht. Für die Eingeborenen, Farbige und Inder, ist es ein Wort voller Drohung, ein Fluchwort. In den Niederlanden haben wir das Gefühl, daß mit diesem Wort und mit der Sache, die durch es bezeichnet wird, etwas nicht in Ordnung ist, und es könnte sich wohl einmal herausstellen, daß unser Gefühl uns in diesem Fall nicht getrogen hat. Die Afrikaner sagen aber, daß wir in Vorurteilen befangen seien, die das Resultat der französisch-angelsächsischen Aufklärung und der lügenhaften kommunistischen Propaganda seien. Sie wissen nur alle zu gut, daß sie die Welt gegen sich haben. Für die meisten unter ihnen jedoch ist dies kein Grund, sich selber zu fragen, ob ihre «Apartheitsführung» eine verantwortliche Führung sei. Die Kritik vom Ausland her irritiert sie, und daß Holland, mit dem sie sich durch historische und geistige Bande verbunden wissen, diese Kritik auch ausübt, verdrießt sie. Die Afrikaner sagen: «Nein, die Welt weiß es nicht! Wir wissen es! Eine Handvoll Weiße in einem schwarzen Meer. Wie werden wir jemals unsern Gottesauftrag, im südlichsten Teil des dunkeln Afrikas die Vertreter der Kultur der Weißen und der Christenheit zu sein, erfüllen können, wenn wir uns nicht als weißes und christliches Volk aufführen, wenn wir unsere

* Das sind die Weißen in Südafrika.

‚Rasse' nicht rein erhalten? Gott hat den Unterschied zwischen den Völkern und Rassen gewollt! Sein Ruf ‚Seid fruchtbar und erfüllt die Erde' heißt Nationenbildung.» In dieser Auffassung wird die große Lüge des neunzehnten Jahrhunderts, die schließlich zur Gründung der Union von Südafrika führte, gerechtfertigt und wird Gottes vorausgesehende Schickung dargestellt. Jahrelang haben die Afrikaner dem Versuch der Briten, sie zu anglisieren, Widerstand geleistet. Nie konnten sie sich den Auffassungen der Missionare über die Verhältnisse der Rassen anschließen. Natürlich haben die Entdeckung von Diamanten und Gold und die Industrialisierung das Problem unendlich viel schwieriger gemacht, als es schon war. Wenn Südafrika ein Agrarstaat geblieben wäre, würde das Rassenproblem eine selbstverständliche und auf der Hand liegende Lösung gefunden haben. Die Weißen würden ihr Land und ihre Bauernhöfe behalten und die Farbigen würden ihre eigenen Gebiete bekommen haben. Die Eingeborenen, die auf Bauernhöfen arbeiten, würden kein Problem hervorgerufen haben. Die Inder wären in Indien geblieben, und vielleicht wären die Farbigen in die Gesellschaft der Weißen aufgenommen worden, vielleicht aber auch nicht; doch wäre Südafrika außerhalb des Weltinteresses geblieben, und ohne viel Mühe hätte man für eventuelle Schwierigkeiten eine Lösung gefunden. Die Bergwerke und die Industrie aber – später auch die sekundäre Industrie – haben das Leben Südafrikas völlig umgestaltet. Sie bedeuten nichts weniger als eine Revolution. Die Afrikaner müßten auf die Dauer radikal umschalten. Die Farbigen wurden ein Problem. Die Inder kamen, kehrten nicht, wie man erwartet hatte, nach Indien zurück und wurden ein Problem. Tausende und aber Tausende Eingeborener kamen in die Gebiete der Bergwerke und nach den Städten und wurden ein Problem. Die Kultur der Weißen drang tief in das Leben der Eingeborenen ein. Es fing ein Prozeß der «Entstammung» an mit einer angsterregenden Desintegration als Folge. So ist Südafrika, das Land der «guten Hoffnung», ein Land der Spannung und Konflikte geworden. Man kann nicht vom Volk, sondern nur von der Bevölkerung Südafrikas reden, die in fünf Gruppen einzuteilen ist: die Afrikaner, die englischredenden Südafrikaner, die Eingeborenen, die Farbigen und die Inder.

Quo vadis, Südafrika?

Ja, wohin steuert Südafrika? Nach Integration und als Endziel nach einem Südafrika, das offensteht für alle, Weiße und Farbige, die schließlich gleiche politische und soziale Rechte haben? Oder nach Apartheit mit dem Ziel – ja, welchem eigentlich? Das Wort Apartheit, dieses Wort der Verheißung für die Afrikaner und dieses Fluchwort für die Eingeborenen, Farbigen und Inder, ist ein geladenes Wort, aber vom Inhalt, womit es geladen sein sollte, hört man in Südafrika in den sich widersprechendsten Worten reden.

1. Apartheit kann heißen: totale territoriale Scheidung, so daß Weiße und Nichtweiße ihr eigenes Gebiet bekommen mit eigenen Rechten, Verantwortlichkeiten und Selbstverwaltung. Die Weißen kommen nicht in das Gebiet der Nichtweißen und umgekehrt. Dies ist die totale, senkrechte Apartheit.

2. Apartheit kann auch bedeuten, daß man diese totale territoriale Scheidung annimmt, aber im praktischen Leben doch Amendemente einführt, weil diese totale, senkrechte Apartheit ökonomisch unmöglich ist. Auf dem Gebiet der Weißen kann man die Schwarzen als Arbeiter nicht entbehren. Sie werden aber zum Gebiet der Nichtweißen gehören. Dort haben sie ihre politischen Rechte. Auf dem Gebiet der Weißen bleiben sie Fremde. Dies ist die teilweise senkrechte Apartheit.

3. Apartheit kann bedeuten, daß man die territoriale Scheidung für unmöglich hält, aus ökonomischen Gründen. Natürlich wird es einige Gebiete geben, wo nur Schwarze wohnen. Sie können gewissermaßen eine Selbstverwaltung bekommen unter Aufsicht der Regierung, doch auf die Dauer werden Weiße und Nichtweiße auf einem Gebiet zusammenwohnen. Von Integration aber kann keine Rede sein. Das würde das Ende der weißen und christlichen Kultur sein. Integration bedeutet für die Weißen Degeneration. Auf diesem einen Gebiet müßte die Scheidung also so scharf wie nur möglich sein. Dieses ist die horizontale Apartheit. Die Weißen wohnen im Erdgeschoß, die Nichtweißen im Souterrain und im Keller. Punkt eins und zwei sind wichtig. Punkt zwei gehört theoretisch zu Punkt eins, praktisch aber zu Punkt drei.

Die senkrechte Apartheit

Die totale, senkrechte Apartheit wird vor allem von führenden kirchlichen Personen verteidigt. Die horizontale ist ihrer Meinung nach für die Nichtweißen ungerecht. Sie bedeutet Herrschaft der Weißen und Herabsetzung der Schwarzen. Die Schwarzen werden sich auf die Dauer mit dieser Apartheit nie zufrieden geben. Wer ökonomisch integriert wird, will auf die Dauer auch sozial, politisch und geistig integriert werden. Die einzige, gerechte Lösung ist totale, senkrechte Apartheit. Dieses Wort meidet man lieber, da es zu negativ ist. Man spricht von Entwicklung der eigenen Art. Will man – und das will man – die Nichtweißen außerhalb der europäischen Gesellschaft behalten, so kann das nur auf eine für alle annehmbare Art geschehen, indem man auf getrennten Gebieten ein Zusammenleben der Weißen und der Nichtweißen aufbaut. Die Verfechter der totalen, senkrechten Apartheit wissen sehr gut, daß die ökonomische Entwicklung von Südafrika eine andere Richtung nimmt. Deshalb achten sie es für notwendig, die ökonomische Entwicklung umzulenken. Dies kann nur durch große Opfer zustande gebracht werden. Haben die Afrikaner

das nicht auch in den Jahren des Großen Zuges und im Burenkrieg gemacht? Die Politiker indessen behaupten – Malan sagte es als erster Minister nach der Konferenz von Bloemfontein 1950 –, daß eine totale, senkrechte Apartheit, die tatsächlich das Ideal ist, unmöglich in kurzer Zeit durchgeführt werden kann. Die Befürworter können das nicht verneinen, und so verlegen sie diese ganze senkrechte Apartheit in die weit entfernte Zukunft und kommen mit einem Hundert-Jahr-Plan. Eine ziemlich zweifelhafte Sache für die Christenmenschen. Das Schicksal und die Zukunft von Millionen für hundert Jahre festzulegen, ohne daß diese auch nur ein Wort mitzureden haben, dazu müßte man fast der Liebe Gott selber sein. Solche Viel-Jahres-Pläne liegen immer einer Ideologie nahe, und eine Ideologie ist für einen Christen eine lebensgefährliche Sache. Nun gut! Die totale, senkrechte Apartheit ist schöne Musik, doch Musik einer fernen Zukunft. Der gerechten Lösung in weit entfernter Zukunft zuliebe wird das Ungerechte der heutigen Lage entschuldigt und akzeptiert. Denn die Apartheit von heute ist die waagrechte, und dies bedeutet tatsächlich Herrschaft der Weißen und Herabsetzung der Schwarzen.

Ob die totale, senkrechte Apartheit jemals realisiert wird? Genug Gründe sind vorhanden, diese Frage verneinend zu beantworten. Die industrielle Entwicklung macht sie durchaus unmöglich. Weiße und Nichtweiße sind beim Aufbau von Südafrika aufeinander angewiesen. Man kann die schwarzen Arbeiter nicht entbehren. Und wann ist die Industrie bereit gewesen, zu opfern für eine Sache, woran sie nicht glaubt? Kein einziger Afrikaner bringt übrigens Opfer. Keine afrikanische Frau aus wohlhabender Familie denkt daran, Böden zu putzen, und keine weiße Frau ist bereit, das für sie zu tun. Das tun die Schwarzen.

Obendrein ist die ökonomische Entwicklung nicht das einzige, welches die totale, senkrechte Apartheit unmöglich macht. Auch die geistige und intellektuelle Entwicklung der Nichtweißen macht sie unmöglich. Die abendländische Kultur* ist unwiderstehlich. Die Eingeborenen wollen nicht wieder zurück in die Reservate, die übrigens nicht imstande sind, allen Eingeborenen eine menschenwürdige Existenz zu bieten. Das wird sich bald herausstellen, wenn der Tomlinson-Rapport veröffentlicht wird. (Am 28. März 1956 stand in der Zeitung «Parool», daß der Rapport fertig sei!) Was wir wissen, ist, daß es jedenfalls, sogar bei Ausbreitung und bei sozialem und ökonomischem Ausbau der Reservate, Millionen Eingeborene geben wird, für welche in den Reservaten kein Platz ist. Die frühere Stammesverbundenheit ist eine verlorene Sache. Und eine Politik mit dem Ziel, dieser alten Stammesverbundenheit neues Leben einzuhauchen, ist reaktionäre Politik. Man

* Meistens wird es doch bloß Zivilisation oder gar «Zivilisationsverderb» sein! (Die Red.)

gießt in einen alten, abgelebten Mann viele Liter Milch in der Hoffnung, das Resultat dieser Operation werde ein junger, starker Kerl sein. Die gebildeten Eingeborenen – ihre Zahl wird jeden Tag größer – wollen nicht zur altväterlichen Tradition und zu ihren Stämmen zurück. Der Nationalismus der Eingeborenen – auch er wird jeden Tag stärker – ist von ganz besonderer Art. Er blickt nicht in die Vergangenheit zurück, sondern in die Zukunft. Er spricht nicht von eigener Sprache und eigener Kultur, er will an der euopäischen Kultur teilhaben. Doch dieser Wunsch gibt diesem Nationalismus einen politischen Charakter. Er will gleiche politische und soziale Rechte wie die Weißen. Wer wagt es, diesen Wunsch illegitim zu nennen? Die Afrikaner wagen es! Sie betrachten diese Eingeborenen als die Entwurzelten und die von liberalen, humanistischen und kommunistischen Ideen Angesteckten und Betrognen. Sie vergessen aber, daß diese Menschen die Vorhut der schwarzen Rasse bilden und das in Zukunft immer mehr werden. Die Weißen sind mit ihrer Kultur weit in das Leben der Eingeborenen eingedrungen. Es ist fast unglaublich, was sie den Schwarzen angetan haben, indem sie Tausende aus ihren Gebieten in die Bergwerke und Städte holten. Die Reservate sind trotz allen Theorien über eigene Entwicklung in Wirklichkeit nichts anderes als Reservoire schwarzer Arbeiter für die Bergwerke und die Industrie. Sie leben größtenteils von dem, was die Männer außerhalb der Reservate verdienen. Und jetzt wollen die Weißen den Schwarzen den Zugang zur europäischen Kultur verbieten? Tatsächlich unmöglich und prinzipiell unannehmbar! Man kann die Uhr der Geschichte nicht anhalten. Man tut das auch nicht. Das heißt: ökonomisch fährt man fort, die Nichtweißen in die europäische Gesellschaft aufzunehmen, doch die soziale, politische und geistige Integration weist man zurück. So ist die eigentliche Apartheit die horizontale, die man nur durchführen kann durch Gesetze, Gesetze der «Apartheit», «racial laws». Auf diese Weise will man die weiße und und christliche Kultur retten. Doch bilden Gesetze eine sehr unzuverlässige Grundlage zur Aufrechterhaltung einer Kultur, namentlich dann, wenn die Gesetze auf dem Übergewicht der Weißen und der Mißachtung der Nichtweißen beruhen. Ich weiß sehr gut, daß die Afrikaner sagen: Wir wollen keine Herrschaft und keine Herabsetzung. Aber es handelt sich bei ihnen eben doch um die Suprematie der weißen Rasse, die überlegen ist. Die Eingeborenen, die Farbigen und die Inder fühlen die Gesetze doch als Oberherrschaft der Weißen und Diskriminierung ihrer selbst. Auch kann kein Mensch leugnen, daß die Art, wie sie die Gesetze erleiden, für die Zukunft wichtiger ist als das, was die Afrikaner mit den Gesetzen nicht meinen.

Die horizontale Apartheit

Was die eigentliche Apartheit enthält? Eigene Ein- und Ausgänge an den Bahnhöfen, eigene Abteile im Zug, eigene Schalter in den Post-

gebäuden, eigene Busse, eigene Stadtviertel, eigene Schulen, eigene Kirche, eigene Belohnung der Arbeit, eigene Gesetze, eigene Fachvereine, eigenes Strafrecht. Auf keinem einzigen Gebiet gleiche Rechte. Auf den wichtigsten Gebieten nur Rechte für die Weißen. Jedenfalls keine politischen Rechte für die Nichtweißen. Auch sind bestimmte Berufe den Nichtweißen verschlossen. Das ist die Musik von heute, und es ist Trauermusik. Das Resultat? Das Thermometer der Angst steigt täglich. Das ist das Ergebnis bei den Weißen. Und bei den Nichtweißen? Zunehmende Erbitterung, immer größeres Mißtrauen, wachsender Widerstand, sich äußernd in den bis jetzt schlecht organisierten und zu negativen Widerstandsbewegungen, die jedoch jedes Jahr größer und bedeutender werden. Und dann ist da noch die Apartheit als Lebenshaltung. Kein richtiger Kontakt, keine wesentliche Begegnung und kein echter gesellschaftlicher Verkehr zwischen Weißen und Nichtweißen. Welcher Afrikaner empfängt einen Nichtweißen in seinem Haus? Welcher Afrikaner hat einen nichtweißen Freund? Und wenn schon, dann ist dies eine Ausnahme. Eine Ehe eines Weißen mit einer Nichtweißen ist gesetzlich verboten. Sogar außerehelicher sexueller Umgang von Weißen mit Nichtweißen ist gesetzlich strafbar. Ein Weißer kann mit einer Weißen zu Bett gehen: das ist gesetzlich nicht verboten. Wenn er mit einer Nichtweißen zu Bett geht, so übertritt er das Gesetz. Und wenn zwei dem Gesetze zuwiderhandeln, so geschieht es, daß der Weiße vier Monate bedingte Verurteilung bekommt und der Schwarze sechs Monate ins Gefängnis gesteckt wird. Das nennt man dann das Gesetz gegen die Unsittlichkeit. Es gibt Rassenbewußtsein. Es besteht ein Widerwillen gegen die andere Rasse. Davon gibt es Hunderte von Beispielen.

Das Allerschlimmste, prinzipiell gesehen, ist die Apartheit auf kirchlichem Gebiet. Nein, es ist nicht schlimm, daß die Schwarzen ihre eigene Kirche haben und nicht in die Kirche der Weißen kommen. Es ist jedoch schlimm, daß sie nicht in diese Kirche kommen dürfen. Gandhi, der seinen Studienfreund Andrews, den späteren Missionar Indiens, predigen hören wollte, wurde von der Kirche weggeschickt, weil er keine weiße Haut hatte. So lernte der Mahatma am Anfang seiner Laufbahn das Christentum kennen. Eine Mutter einer farbigen Familie sagte mir: «Wir beten nur noch: Herr, wie lange noch? Striidom wird mir meinen Glauben nicht nehmen, doch ich habe Angst für meine Kinder. Sie glauben, daß Gott nur ein Gott der Weißen ist, und sie sagen: Lieber keinen Gott als einen solchen Gott.»

Manilal Gandhi, der Sohn des Mahatma, schrieb Malan 1951 einen Brief, worin er, der Hindu, Malan, dem Christen, erzählt, was die Apartheit dem Nichtweißen bedeutet, und ihn als Diener der Kirche ersucht, das Regierungssystem mit dem Evangelium Christi zu vergleichen. Ein sehr persönliches und bescheidenes Schreiben. Malan läßt seinen Sekretär antworten, daß er es mit Interesse zur Kenntnis genom-

men habe. Mehr nicht! Luthuli, der Vorsitzende des Afrikanischen Nationalen Kongresses – der Widerstandsbewegung der Eingeborenen –, ein überzeugter Christ, darf in keiner öffentlichen Versammlung reden, und er darf sich nur in einem sehr begrenzten Gebiet aufhalten, so daß, als er ernstlich erkrankte, bei der Regierung um Erlaubnis gebeten werden mußte, ob er nach Durban gebracht werden dürfe, um dort in ein Krankenhaus aufgenommen zu werden. Ich besuchte ihn dort, und er fragte mich, ob wir für ihn und seine Freunde beten wollten: die Gefahr sei so groß, daß sie verbittert werden und hassen würden. Einer der höchsten Politiker nannte Nehrus Schwester ein Kulimädchen und sagte, daß das einzige Ergebnis des Krieges wäre, daß ein Kaffer – der Kaiser von Abessinien – seinen Thron wieder besteigen konnte – und so weiter!

Wie reagiert Südafrika?

Gibt es denn keine Weißen, die einsehen, daß es völlig verkehrt ist? Unter den Südafrikanern englischer Herkunft gibt es solche. Einige protestieren heftig und immer wieder: die anglikanischen Bischöfe und Father Huddleston von Johannisburg. Die Afrikaner haben aber zu den Anglikanern nicht das geringste Vertrauen. Teilweise begreiflich. Sie sind die typischen Vertreter des britischen Reiches als geistliche Realität. Inzwischen hat Huddleston – wahrhaftig kein Querulant – das Vertrauen der Eingeborenen. Aber die große Masse der englischsprechenden Südafrikaner akzeptiert die Durchführung der Apartheit genau so wie die Afrikaner. Der Unterschied liegt nur darin, daß sie es mit schlechtem Gewissen tun. Ihre Lebenshaltung ist im Gegensatz zu ihrer Predigt, die sie am Sonntagmorgen hören. Das ist bei den Afrikanern anders. Die Missionare aus Amerika, der Schweiz, Frankreich und Deutschland lehnen die Apartheit ab, doch sie stehen abgesondert. Alan Paton, Frau Bollinger, Edgar Brooker, Ellen Hellmann, Arthur Blascall – und wie viele könnte ich nennen, aber die Zeit reicht mir nicht dazu – kämpfen für die Rechte der Nichtweißen, aber ihr Einfluß ist beschränkt.

Der größte Teil der Afrikaner akzeptiert die Führung der Apartheit aus prinzipiellen und praktischen Gründen: wegen ihrer Berufung, wegen der Bibel, wegen ihrer Furcht und ihres Selbsterhaltungstriebes.

Doch herrscht unter ihnen und namentlich unter ihren Predigern viel mehr Ungewißheit, als oberflächlich der Fall zu sein scheint. Viele machen Fragezeichen hinter die biblischen Argumente. In persönlichen Gesprächen hörte ich Aussprüche, die in keiner öffentlichen Versammlung und in keiner Zeitung zu finden sind. Die Möglichkeit der totalen, senkrechten Apartheit wird von vielen bezweifelt, und sie wissen, daß die horizontale ungerecht ist. Viele sehen ein, daß die praktische und tägliche Lebenshaltung den Nichtweißen gegenüber nicht taugt und

daß namentlich auf kirchlichem und missionarischem Gebiet sich vieles ändern muß. Bei einigen führenden Geistlichen ist der Einfluß des Kontaktes mit dem Ausland und mit der ökumenischen Bewegung deutlich bemerkbar. Besuche von Männern wie Prof. Bavink und Dr. Visser't Hooft haben ihre Spuren hinterlassen. Und dann ist da auch noch das Zeugnis von zwei bekannten afrikanischen Theologen: Prof. Dr. Ben Harais von Pretoria und Prof. Dr. B. B. Keet van Stellenbosch.

Harais hat in Amerika studiert. Er veröffentlichte vor einiger Zeit eine interessante Abhandlung über das Rassenproblem. Aus praktischen Gründen will er gewisse Formen der Apartheit akzeptieren, doch die biblische Beweisführung der Apartheit lehnt er ab. Die Methode taugt nicht. Man hat seine Überzeugungen und sucht nun nach den biblischen Argumenten. Diese findet man natürlich. Harais nennt das «Wunschdenken». Die Bibel kennt nur eine Apartheit: die Apartheit der Sünde. Die Mythen von Rasse und Blut müssen entmachtet werden. Die Einheit eines weißen Gläubigen und einer nichtweißen Gläubigen ist wesentlicher als die Einheit eines weißen Gläubigen und einer weißen Ungläubigen. Harais sieht das Problem im großen Zusammenhang. Man spürt, daß er nicht mehr an die Apartheit glaubt. Er spricht darum auch davon, denjenigen, die ökonomisch integriert worden sind, politische Rechte zu geben. Er hat ein Auge für die geschichtliche Entwicklung. Eigentlich übt er aus dem christlichen Glauben heraus eine überzeugende Kritik an der Lebenshaltung seines Volkes. Prof. Keet studierte an der Freien Universität Amsterdam, wo er von seinem Freund Barend Schnurmann, dem späteren Missionar, stark beeinflußt wurde. Keet achtet die ganze Apartheitsführung als durchaus verkehrt. Namentlich die Apartheit auf kirchlichem Gebiet wird von ihm verurteilt. Er widersetzt sich fortwährend der biblischen Apartheit-Beweisführung. Ende dieses Jahres erscheint ein kleines Buch von ihm, worin er seinen Standpunkt erklären wird. Er las mir große Teile vor.

Es wird ein «J'accuse»!

Der Einfluß von Harais und Keet wächst, auch wenn der Widerstand gegen sie wächst. Vor nicht allzu langer Zeit haben sie mit noch zehn Professoren gegen das undemokratische Gepfusche der Regierung protestiert, die beabsichtigt, den Farbigen die bestehenden politischen Rechte wegzunehmen. Sie wurden öffentlich als Landesverräter beschimpft. Eine Zeitung sprach sogar von einem Tag der Abrechnung. Als ich Prof. Keet fragte, ob er erwarte, daß die afrikanischen Kirchen anderer Ansicht werden würden, sagte er: «Ich kann nicht behaupten, daß ich es erwarte, doch hoffe ich es. Die Afrikaner sind ein bibeltreues Volk. Wenn es uns gelingt, sie davon zu überzeugen, daß die Apartheit von der Bibel verurteilt wird, werden sie, koste es, was es

wolle, bereit sein, ihre Apartheitsauffassungen zu ändern.» Dieses Überzeugen wird indessen viel Geduld und viel Zeit fordern. Es fragt sich aber, ob Zeit genug da ist. Gerade hinsichtlich des Rassenproblems sind die Entwicklungen in der Welt so dynamisch, daß sogar der Überzeugteste ihnen nicht zu folgen vermag. Wir dürfen uns doch nicht nur mit den Problemen dieser Zeit beschäftigen. Wir würden dann an Gottes Vorsehung zweifeln. Jedenfalls ist es wichtig, daß es hier und dort Orte gibt, wo Weiße und Nichtweiße sich als Brüder begegnen, um miteinander die Bibel zu lesen, zu beten und das Abendmahl zu nehmen, die aktuellen Probleme zu besprechen und neue Wege zu finden. Es sind Oasen in der Wüste der Apartheit, wo die Apartheit besiegt wird und wo von Übermacht und Diskrimination keine Rede ist. Es gibt zu wenig solche Oasen, aber es gibt doch einige. Die Mission ist in dieser Hinsicht von größter Bedeutung, und immer wieder versucht man vorsichtig, die weißen und nichtweißen Führer aller Kirchen in Südafrika zusammenzubringen.

Die entscheidende Frage

Entscheidend für Südafrika ist schließlich, was die Weißen in Zukunft sein wollen: eine beherrschende oder eine schöpferische Minderzahl. Eine Mehrheit werden sie nie. Werden sie als Minderheit dominieren oder dienen wollen? Werden sie endlich dazu kommen, die Rassenfrage nicht mehr als eine Sache von Leben und Tod zu sehen, sondern als Problem von Recht und Unrecht, Menschlichkeit und Unmenschlichkeit? Werden sie die Politik der Furcht gegen die Politik des Vertrauens eintauschen? Werden sie in der Begegnung mit Nichtweißen, wie das bis heute der Fall war, an erster Stelle Weiße und erst an zweiter Stelle Menschen sein, oder werden sie an erster Stelle Menschen und erst an zweiter Stelle Weiße sein, so daß die Begegnung von Weißen und Nichtweißen in erster Linie eine Begegnung zwischen Menschen wird? Werden sie ihren Glauben an das Mysterium iniquitatis als nichtbiblisch preisgeben, um, wissend um dieses Mysterium, doch nur an das Mysterium Christi zu glauben? Werden sie es lernen zu begreifen, wie lächerlich und zugleich abscheulich es ist, wenn ein Mann wie Striidom behaupten kann, daß nirgends in der Welt so viel Demokratie gefunden werde wie gerade in diesem Land, in dem drei Viertel der Bevölkerung keine politischen Rechte besitzen?

Die Furcht vor dem Kommunismus ist groß in Südafrika, obschon die Kommunistische Partei, die wegen des Gesetzes zur Unterdrückung des Kommunismus eine illegale und unterirdische Bewegung geworden ist, qualitativ und quantitativ nicht stark ist. Der Kommunismus findet jedoch bei jenen am ehesten Eingang, die gegen die heutige Gesellschaft Beschwerden vorzubringen haben und die von der Gesell-

schaft zurückgesetzt werden. Und welcher gebildete Nichtweiße in Südafrika hätte keine Beschwerden vorzubringen und würde nicht diskriminiert? Die Nichtweißen weigern sich hartnäckig, das, was sie von der Apartheit erfahren, zur großen Empörung der Afrikaner, als Segen zu betrachten. Die Führer der Widerstandsgruppen sind jedoch gemäßigt. Sie entfesseln kein «Antiweißentum». Sie propagieren kein «Africa for the Africans» («Afrika den Eingeborenen»). Sie wollen ein Südafrika, das offensteht für Weiße und Nichtweiße. Keine lebende Seele weiß jedoch, was geschehen wird, wenn die Regierung bei ihrer extremen Apartheitsführung bleibt. Trotz dem Widerstand gegen diese Führung sehnen sich die Weißen immer noch nach der abendländischen Kultur.

In der heutigen Weltsituation sollten die Afrikaner alles tun, die Nichtweißen für den Westen zu gewinnen.* Das ist aber nicht der Fall. Sie sind daran, in Südafrika, das noch immer ein Vorposten des Westens ist, die Eingeborenen dem Westen zu entfremden, die Inder, mit Indien und Pakistan im Rücken, in den Extremismus zu treiben und die Farbigen, die wesentlich zum Westen (! D. R.) gehören, zu erbittern. Das Ende wird nicht gut sein: gewalttätige Konflikte, gleich verhängnisvoll für die Weißen wie für die Nichtweißen.

«Apartheit»

Malan hat das Wort eingeführt. Ein neues Wort für eine alte Sache. Ein verheißungsvolles Wort für die Afrikaner, die ihre Isoliertheit nicht preisgeben wollen und mit ihrer fundamentalistischen Betrachtung der Bibel bei ihrem Glauben bleiben, daß Gottes Segen auf einem Volk ruht, das sein Blut rein erhält. Ein Fluchwort für die Millionen Nichtweißen, die sich auflehnen gegen das «bei ihnen, über sie, ohne sie» und immer heftiger ihre Rechte fordern.

Malan schrieb das Wort Apartheit auf seine nationalistische Fahne.

---

* Bis hierher sind wir mit dem aufschlußreichen Artikel unseres holländischen Freundes absolut einig. Die Gewinnung aber der Farbigen «für den Westen», der eine der Hauptquellen ihrer Not, ihres Elends und ihrer Unterdrückung ist, scheint uns ebenso abwegig wie der Versuch, sie für den «Osten» (im kommunistischen Sinn) zu gewinnen. Wobei ja *aller* Antikommunismus im Westen überall die Geschäfte des Kommunismus besorgt! Auch in Afrika! Wir meinen, daß die «Farbigen», das heißt die Bewohner Afrikas, jetzt endlich und so rasch als nur möglich zu ihren göttlichen und ihren *Menschenrechten*, zu ihren politischen und sozialen Rechten, zu ihrer *vollen Selbstbestimmung* kommen müssen. Nur auf diesem Wege können sie wirklich Verbündete für eine echte Neuordnung der menschlichen Dinge in der *Welt* werden. Und der Westen? Er hat zuerst Umkehr und noch einmal Umkehr nötig, die eine gewaltige *Wiedergutmachung* an die farbige Welt einschließt. Er hat nicht die Fortsetzung seiner falschen Selbstbehauptung, nicht die Kapitalisten- und Herren-«Politik der Stärke», nicht NATO- und nicht Dulles-Politik nötig, sondern eine große geistige und innere Revolution. Dies ist die letzte Chance für den «weißen Mann» in der Welt. (Vgl. auch die Besprechung des Buches von Campbell in diesem Heft.) D. R.

Das Wort wird Gesetz und wird es immer mehr werden. Doch wird nichts gelöst damit. Die Furcht, das Mißtrauen und die Erbitterung wurden und werden größer.

Maurois erzählt in seiner Biographie von Cecil Rhodes, daß dieser einige Male Singvögel aus Europa nach Südafrika mitbrachte. Sie konnten dort gut leben, doch hörten sie auf zu singen.

Trotz allem hoffen wir, daß in Südafrika solche geistige Änderungen stattfinden, daß bei den Weißen die Furcht und bei den Nichtweißen das Mißtrauen und die Erbitterung besiegt werden und der Vogel im Herzen der Millionen seine Fähigkeit zum Singen wiederfinde.

J. J. Buskes

Kommunistische Verantwortung und Entscheidungen

In den letzten Monaten, ja eigentlich schon seit dem Tode Stalins, haben sich in Rußland sowohl in seiner inneren wie äußeren Politik Änderungen vollzogen, die von großer Bedeutung sind, wenn sie den Beginn einer *Wendung* darstellen, die eine *neue Phase der Auseinandersetzung der Kommunisten mit der übrigen Welt und in den kommunistischen Ländern einleitet*. Denn das scheint uns der *Sinn* der Vorgänge, über die jetzt soviel geredet und geschrieben wird.

Wir wissen, daß dieses so unbequeme Faktum bei uns im Westen oft mit dem Stichwort «Taktik» abgetan wird und daß dann daran die westlichen politischen Forderungen gehängt werden, die der «Osten» beziehungsweise Rußland zu erfüllen habe, wenn man ihm «Vertrauen» schenken solle und wenn man zu einem neuen gegenseitig entspannten Verhältnis gelangen wolle. Es sind machtmäßige Forderungen der politischen Weltreaktion. Zurzeit ist es die Adenauer-Dulles'sche Wiedervereinigung Deutschlands, mit der (man kann es nicht anders sagen!) Schindluder getrieben wird. Je nach der Lage wird aus dem Repertoire dieser Forderungen der Weltreaktion eine entsprechende Auswahl in den Vordergrund gestellt. Bezeichnend für den *Charakter* dieser Politik ist die Selbstgerechtigkeit und Heuchelei, die in allen Sachfragen mit ihr verbunden ist. Es ist in den «Neuen Wegen» schon oft gezeigt worden, wie sehr sich diese Politik in ihrem Gegner täuscht, blind ist gegenüber dem wirklichen Geschehen in der Welt, das es heute zu verstehen und zu verantworten gilt, und wie sie einen *Machtkampf* (kalter Krieg oder «Politik der Stärke» genannt) entfacht hat und unterhält, der nur das Selbstbewußtsein der Kommunisten stärken kann, aber dabei die lebensnotwendigen Grundfragen der Welt ungelöst läßt, sie nicht einmal mit einigem Ernst in Angriff

zu nehmen versucht. Begreiflich ist das schon, denn mit der Selbstgerechtigkeit und dem Machtstandpunkt wäre es dann endgültig aus! Aber gerade in dieser Verstockung steckt der Westen.

Denn während er wie gebannt seine *militärische, wirtschaftliche und technische Stärke* in den Vordergrund stellt und wahrscheinlich heute schon überschätzt (und wie kann, was so grundlegend auf den Mammon gebaut ist, Bestand haben?), weil er mit der Dulles-Politik oder in Abhängigkeit von ihr immer noch dem Phantom einer militärischen Erledigung der kommunistischen Länder nachjagt, *haben die Kommunisten sich mit den gewaltigen realen Veränderungen in der heutigen Welt verbündet* und gewinnen für ihre Ziele immer neuen Boden, während der Westen immer mehr an Boden verliert. (Dabei liegen die großen Umwälzungen ja erst noch vor uns!) Das bleibt auch dann der Fall, wenn dem Westen in seinem eigenen Bereich die politische und wirtschaftliche sogenannte «Integration» ganz gelänge und die inneren Schwierigkeiten in den kommunistischen Ländern wachsen würden. Denn neben und mit den kommunistischen Ländern ist die ganze übrige Welt in einer so *vielfältigen Revolution* begriffen, daß nur außerordentliche geistige Kräfte Geburtshelfer dieses Geschehens zu sein vermögen, nicht eine sterile Politik der Stärke, nicht die Politik der Weltreaktion. Auch nicht das Abstellen auf die Gewalt als letztentscheidende Potenz in den geschichtlichen Kämpfen, wie das bis dahin kommunistisches Dogma war, also auch nicht die Politik dieser Art Weltrevolution.

Mit den durch den Zweiten Weltkrieg eingeleiteten und durch die Atombombe und die Wasserstoffbombe symbolisierten Umwälzungen unserer Zeit ist ja dem *menschlichen Bewußtsein überhaupt eine neue Verantwortung gegenüber dem Sein* (wie immer man deren gegenseitiges Verhältnis verstehen mag) auferlegt. Davon ist auch die kommunistische Welt ergriffen, und es hat den Anschein, daß sie mehr davon *begriffen* hat als die westliche Welt.

Auf diesem Hintergrund müssen wir die Veränderungen sehen, die eingetreten sind und die in der kommunistischen Welt stärker wirken als in der erstarrten und selbstgerechten Welt des Westens. Das revolutionäre Element des Kommunismus ist in einer Transformation begriffen, und wir tun gut, darauf zu achten, ob es sich wirklich innerlich wandelt oder ob es sich nur anpaßt.

Es ist aber in der kommunistischen Welt noch anderes vor sich gegangen. Es sind dort Einbrüche und Durchbrüche geschehen, auf die sowohl äußere wie innere Begebenheiten von tiefgreifender Art eingewirkt haben mögen. Denken wir nur an die Bedeutung der russisch-indischen Begegnung, die fortwährend stattfindet. (Gerade jetzt hält sich S. Radhakrishnan, der indische Vizeministerpräsident, dort auf.) Wer wollte über den ganzen Umfang der Faktoren in dieser Ausein-

andersetzung eine genügende Erkenntnis gewinnen? Churchill, der in dieser Beziehung einen gewissen Blick hat, versuchte das in seinen neuesten Äußerungen auszudrücken, auch wenn seine konservative und westliche Perspektive sich als sehr hinderlich für eine volle Würdigung dieser Dinge erweist. Auf alle Fälle: Die Auseinandersetzung der Kommunisten mit der übrigen Welt und mit den jetzigen Problemen der Welt bewirkt, daß sie sich dem geistigen Ringen stellen müssen. Das machtmäßig und credomäßig gehandhabte Parteidogma mit seinen verheerenden Wirkungen, vor allem auch auf die westlichen Kommunisten, muß dem wirklichen, verantwortungsvollen menschlichen Denken, der kritischen Auseinandersetzung und Stellungnahme weichen.

Es ist aber noch etwas Wichtigeres geschehen, und das ist in unseren Augen das Wichtigste. Es hat sich in Rußland und ihm folgend zum Teil schon in den andern kommunistisch regierten Ländern ein Stück *Gericht* und *Selbstgericht* vollzogen, das bei allen taktischen Motivierungen, die es sicher auch hat, eine Wendung anbahnte, die von gewaltiger Bedeutung ist und vor allem noch werden kann. Das für den Menschen und über den Menschen stehende *Recht* (das göttliche und menschliche Recht), gegen das nicht nur Stalin, sondern die kommunistische Welt überhaupt gefrevelt hat, und das mit der Feindseligkeit der westlichen bürgerlichen Welt und den Notwendigkeiten der Revolution und der in jeder Revolution liegenden Zwangslage zwar zum Teil erklärt, aber nicht einfach entschuldigt werden kann und darf, hat sich in einer umfassenden Weise den Kommunisten als *Verantwortung* und *Entscheidung* gestellt und wird das wohl immer mehr tun.

Wenn die Kommunisten gegenüber der westlichen Welt, deren «Moral» wahrhaftig nicht so sauber ist, wie sie immer tut, gewiß keinen Verlust an Selbstbewußtsein erlitten haben, die *Grundfragen* ihres *Regimes*, ihrer *Weltanschauung*, ihres *Rechts*, ihrer *Politik*, ihrer *Wirtschaft*, ihrer *Erziehung* und so fort, das heißt des *Ganzen* ihrer kommunistischen Herrschaft werden sich immer unabweislicher stellen, und zwar um so mehr, wenn der Westen sein verlorenes Kriegsspiel aufgeben sollte*.

Wir haben im Jahre 1953 in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus (vergleiche dazu vor allem den Vortrag unseres Freundes

* Dieser Aufsatz war vor den Ereignissen in Posen geschrieben. Zur Auseinandersetzung mit den Kommunisten ist ihm nichts weiter hinzuzufügen. Machtpolitik, Unterdrückung, Rücksichtslosigkeit und Ausbeutung müssen solche Früchte tragen. Sie sind auch der Boden für die westliche Agitation, Spionage, Sabotage und Agententätigkeit, die es zweifellos in reichlichem Maße gibt. Die Gelder, die zum Beispiel im amerikanischen Budget für diesen Zweck aufgewendet werden, halten sicher diese Art Gegenrevolution im Gang. Aber welche Heuchelei liegt in dieser «Befreiungsaktion», wenn man an Guatemala, an Zypern, Kenia, Algerien denkt, um nur diese aktuellen Beispiele des Westens zu nennen!

Krijn Strijd: «Neue Wege», Februar/März 1953) jene Punkte herausgestellt, um die es nicht nur im Gespräch, sondern im Kampf mit dem Kommunismus in seiner heutigen machtpolitischen Verwirklichung geht. Nun ist etwas Entscheidendes gerade in dieser Beziehung geschehen: Die von den Kommunisten eingesetzten Machtmittel in den von ihnen beherrschten staatlichen Einrichtungen, die das persönliche, das menschliche Gewissen nicht nur ablehnen, sondern die es unbedingt bekämpfen muß, weil es dabei um den Menschen, die Wahrheit, das Recht und die Brüderlichkeit und nicht zuletzt um die Freiheit — nicht als bürgerliche Ideologie, sondern als menschliche Grundbestimmung — geht, sind nun durch die Kommunisten selbst so entlarvt worden, daß sie sich der Diskussion dieser Fragen stellen müssen. Das wird von tiefgreifender Bedeutung bleiben. Hier ist nicht nur eine «gründliche marxistische Analyse» darüber notwendig, wie es zu diesem «Fehlweg in der führenden kommunistischen Partei» (und nicht nur in ihr!) kommen konnte, sondern eine Besinnung auf «Wahrheit und Lüge des Kommunismus» in seiner marxistisch-leninistischen Form überhaupt.

Wie immer es mit dem Selbstbewußtsein der Kommunisten und den kommunistischen Parteien nach außen stehen mag*, sie müssen sich den *Tatsachen* stellen, die ihre Sache vor dem Gewissen ihrer Träger und vor dem Gewissen aller Menschen, die für die Würde des Menschen und eine wirklich brüderliche Menschen- und Völkerwelt kämpfen, richten muß. Wenn wirklich der *Humanismus* die Grundbestimmung des marxistischen Kampfes und der kommunistischen Verwirklichung sein soll, dann müssen sich die Kommunisten den Fragen stellen, die ihre Taten, aber auch ihre Untaten aufwerfen. Keine «Analyse» und kein «Credo» marxistischer Art, sondern *eine Gewissensforschung* steht für die Kommunisten zur Diskussion, keine Berufung auf die «Notwendigkeit» und den «Zwang der Lage» da, wo ganz andere Möglichkeiten menschlichen Handelns auch in den kommunistischen Ländern vorgelegen wären! Die «bürgerlichen Freiheiten» mögen, wie Ernst Bloch mit viel Recht sagt, «halbe Freiheiten» sein, die *sozialistische Verantwortung* hat schon jetzt und hier das Recht, die Freiheit und Würde der menschlichen Person gerade von ihrem Boden und ihren Erkenntnissen aus voll und ganz zu verantworten — auch die des Gegners.

Wir nennen im folgenden nochmals die Punkte, an denen wir damals unsere Grundfrage an die Kommunisten formulierten:

1. Die Diktatur des Proletariats, die sich in Wirklichkeit zur Diktatur der einen Partei entwickelt hat;

* Das gilt vor allem auch für die westlichen Kommunisten, die alles, was im Osten geschah, mit hochtrabenden marxistischen Formulierungen entschuldigten und rechtfertigten. Dieses kommunistische Pfaffentum hat genau so verderblich gewirkt, wie es das christliche bis heute tut, wenn es zum Beispiel den Krieg rechtfertigt oder auch nur entschuldigt.

2. die uneingeschränkte Macht, welche Stalin und seinen allernächsten Helfern eingeräumt ist — man erinnere sich hierbei an die abgöttische Verehrung, welche Stalin bei seinem 70. Geburtstag erwiesen wurde;
3. die Macht und (vielleicht nur zeitweise) Bevorrechtung der Managers;
4. die stachanowistischen Methoden, die zur Erhöhung der Produktion führen müssen (Stücklohn, Prämien usw.);
5. die politische Unfreiheit, wodurch jede organisierte Opposition völlig unmöglich gemacht wird;
6. die Gleichschaltung von Presse, Radio und Unterricht innerhalb eines strengen Totalitarismus;
7. die Arbeitslager mit einem Heer von Zwangsarbeitern;
8. die politischen Prozesse;
9. der stets wieder neu angefachte Nationalismus;
10. der gigantische Kriegsapparat;
11. die Unterdrückung und Gleichschaltung der osteuropäischen Länder als strategische Notwendigkeit (Bildung eines starken Ostblocks gegenüber dem Westblock);
12. eine unbegrenzte Verehrung der Technik.»

Wir haben mit Absicht die damalige Formulierung dieser Punkte beibehalten. Wir wissen, daß in einigen Punkten jene *Revision* angehoben hat, von deren *Ernst, Dauerhaftigkeit* und *innerer Totalität* u. E. Entscheidendes für die Welt abhängt. Wir haben damals mit diesen Punkten die Grundfrage gestellt: «Können diese Mittel dem gesteckten Ziele: Verwirklichung einer gerechten kommunistischen Gesellschaft, dienen?» Wir müssen aber nun die Frage noch erweitern und, unter Abwandlung eines Wortes von Nicolai Berdjajew, der den Bolschewismus als inneres Schicksal miterlebte, sagen: die kommunistische Wahrheit muß die kommunistische Lüge im ganzen und im einzelnen aufheben, wenn die Geschichte unserer Welt, soweit es am Kommunismus und seinen realen Möglichkeiten liegt, nicht in einer Katastrophe enden soll. Karl Marx hat schon im Kommunistischen Manifest diese unheilvolle Möglichkeit ins Auge gefaßt. Er wußte noch davon, daß die Weltgeschichte, als Tat des Menschen aufgefaßt, auch das Weltgericht ist, und nahm diesen ihren inneren Zusammenhang ernst. Auch die Kommunisten müssen lernen, ihn ernst zu nehmen, wenn ihr Wollen zu einem echten Durchbruch menschlicher Kultur weiterführen soll. Was haben wir zu erwarten, wenn wir so weitermachen, müssen sich Kommunisten und Nichtkommunisten heute fragen. Was haben wir für eine Hoffnung und für eine Erwartung für den Menschen, für die Völkerwelt, für die Erde? Des Bösen ist genug angehäuft in der Welt. Pessimistische und optimistische Perspektiven kreuzen sich oft in den gleichen Personen und den gleichen Lagern. Verzweiflung und Nihi-

lismus wohnen neben Wahn und Betäubung. Und dabei kommt es so entscheidend darauf an, was wir Menschen heute *tun*: Kommunisten und Nichtkommunisten. Wir glauben, daß auch heute nur *eine* echte Erwartung und Hoffnung ist: nicht das Abstellen auf den schließlichen Triumph der westlichen oder der kommunistischen Welt verbürgt sie, sondern Christus, der mit seinem Kampf für das Reich Gottes (das die «Christen» Karl Marx und den Kommunisten zugeschlossen haben, und in das sie selbst nicht eingehen!) ein Feuer entzündete, in dessen Licht gereinigt und erneuert zu werden allen Bewegungen dieser Welt, die ein wahrhaft menschliches Reich suchen, vorab dem von Christus so weit abgekommenen Christentum, entscheidend not wäre. An diesem Scheidewege steht aber jetzt auch der Kommunismus, wenn er sich der Wahrheit nicht verschließen will, die in unserer heutigen Welt schafft.

Heute geht es um mehr als eine Gesellschaftstheorie oder auch um die Herrschaft einer Gesellschaft oder Klasse, auch um mehr als die behauptete Wahrheit des «wissenschaftlichen» Sozialismus oder Kommunismus. Wohin das führt, hat die Herrschaft der kapitalistischen, aber auch die Herrschaft der kommunistischen Welt zur Genüge gezeigt. Heute geht es darum, daß in *jeder* Gesellschaft und *über* aller Gesellschaft, auch über den Kircheninstitutionen und den Staaten, das *persönliche Gewissen* erneut oder vielmehr endlich *völlig* zu seinem Rechte kommt, zu einem Recht, das ihm bisher auch in der bürgerlichen Welt immer nur teilweise eingeräumt wurde. Letztlich geht es heute auch in der kommunistischen Welt darum, ob dem persönlichen Gewissen jenes unbedingte Recht eingeräumt wird, *über Partei und Staat zur menschlichen Verantwortung und zu menschlichen Entscheidungen* durchzubrechen. Jede sogenannte «Diktatur des Proletariats», die das nicht zuläßt, ja voraussetzt, ist ein Totalstaat, der nicht zum Sozialismus, auch nicht zum echten Kommunismus führen kann.

Das Böse ist immer Knechtschaft und schafft immer Knechtschaft. Es gibt aber auch Knechtschaft im Namen des Guten, ja, im Namen Gottes! Das war der Fall, als die von der Kirche ausgeübte «Theokratie» zum menschlichen Totalismus wurde. Der Aufstand gegen diese Art «Theokratie» war und ist nur zu berechtigt, und die Kirche in diesem Sinn muß überhaupt verschwinden. Sie hat nichts mit Jesus Christus zu tun. Aber nicht nur dieses als Machtinstrument mißbrauchte Bekenntnis zu Gott (dem eine falsche Erkenntnis Gottes und seines Reiches und die priesterliche Verfälschung der Gemeinde Christi zu einem weltlichen Machtinstrument zugrunde lag) ist auf diesen Irrweg und in diese Hölle geraten, auch die Leugnung Gottes in der kommunistischen Welt und die Einsetzung einer totalen menschlichen Macht an seine Stelle hat auf diese Bahn geführt. Religion und Kirche, Partei und Staat, knechten bis heute den Menschen und schaffen zusammen mit den andern gesellschaftlichen Mächten seine «Entfrem-

dung», wie die Marxisten sagen. Die Botschaft und Tat dessen, der sich nicht umsonst des Menschen Sohn nannte, führt allein zur wahrhaften Befreiung des Menschen, zum Geheimnis der Freiheit, die den wirklichen Gott und den wirklichen Menschen verbindet im Wirken an einer brüderlichen menschlichen Welt, in der Erwartung und Verheißung des Neuen Himmels und der Neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.

Nicolai Berdjajew hat in seinem hinterlassenen Werk «Selbsterkenntnis», Holle-Verlag Darmstadt und Genf (das wir leider noch immer nicht besprechen konnten!), sein Ringen um *«die russische Revolution und die kommunistische Welt»* in dem mit dieser Überschrift versehenen Kapitel folgendermaßen zusammengefaßt und damit auf die wesentlichen Fragen hingewiesen, um die es auch in der jetzigen Lage und Auseinandersetzung geht:

Bereits im Auslande befindlich, habe ich viel über den Kommunismus und die Russische Revolution geschrieben. Ich machte den Versuch, diese Ereignisse, denen ja eine so gewaltige Bedeutung nicht nur für das Schicksal Rußlands, sondern auch für das Geschick der Welt zukam, einen Sinn zu geben. Ich versuchte es, mit einem geistigen Einsatz mich über den Kampf der beiden Seiten zu stellen, von Leidenschaften frei dazustehen, im Kommunismus nicht nur Lüge, sondern auch Wahres zu erblicken. Indem ich die Stimmungen der russischen Emigranten beobachtete, fühlte ich, daß ich zu den sehr wenigen Menschen gehörte, die hinsichtlich des Kommunismus frei von Ressentiment waren und deren gegnerische Gedanken nicht im Zeichen der Reaktion standen. Das war es auch, wodurch ich mir Feindseligkeiten zuzog. Was hatte ich nun dem Kommunismus gegenüberzustellen? Warum führte ich den Kampf gegen ihn, und warum setzte ich diesen Kampf fort? Vor allem setzte ich ihm das Prinzip der Geistesfreiheit, für mich ein fundamentales Prinzip, ein Absolutum, entgegen, wofür man keine Güter der Welt je wird eintauschen mögen. Des weitern stellte ich ihm das Prinzip der Persönlichkeit, als höchsten Wert, ihre Unabhängigkeit von Gesellschaft und Staat, vom äußeren Milieu gegenüber. Das besagt: Ich verteidige den Geist und geistige Werte. Der Kommunismus, wie er sich in der Russischen Revolution darstellte, negiert die Freiheit, negiert die Persönlichkeit, negiert den Geist. Hierin, nicht in seinem sozialen System, ist das dämonisch Böse des Kommunismus zu erblicken. Ich wäre einverstanden, den Kommunismus als soziale, ökonomische und politische Organisation gelten zu lassen, ich wäre aber nicht einverstanden, ihn geistig anzunehmen. In geistiger, religiöser und philosophischer Hinsicht bin ich überzeugter, leidenschaftlicher Gegner des Kollektivismus. Das bedeutet keineswegs, daß ich Antisozialist wäre. Ich bin für den Sozialismus, aber mein Sozialismus ist personalistisch, nicht autoritär, nicht so, daß er den Primat der Gesellschaft über der Persönlichkeit zuließe, er geht vom geistigen Wert eines jeden Menschen aus, weil er freier Geist, Persönlichkeit, Gottes Ebenbild ist. Ich bin Antikollektivist, weil ich keine Exterriorisierung* des persönlichen Gewissens, dessen Übertragung auf das Kollektiv zugebe. Gewissen ist die eigentliche Tiefe der Persönlichkeit, in der der Mensch mit Gott in Berührung kommt. Das kollektive Gewissen ist ein metaphorischer Ausdruck. Das menschliche Bewußtsein unterliegt einer Neugeburt, wenn es der Idolatrie verfällt. Der Kommunismus als Religion (er will aber «Religion» sein) ist Bildung eines Kollektividols. Ein Kollektividol ist nicht weniger abscheulich als der Götze Staat, Nation, Rasse, Klasse — womit alles verknüpft ist. Sozial gesehen aber kann im Kommunismus eine Wahrheit enthalten sein, nämlich die unzweifelhafte Wahrheit gegen die Lüge des Kapitalismus, der sozialen Privilegien. Die Lüge

* Gemeint ist: Entwurzelung.

des Kommunismus ist zugleich die Lüge eines jeden Totalitarismus. Ein totalitärer Kommunismus ist Pseudoreligion. Gerade als Pseudoreligion verfolgt der Kommunismus sämtliche Religionen, er verfolgt sie als Konkurrenz. Später hat sich in Sowjetrußland das Verhältnis zur Religion geändert. Der totalitäre Kommunismus wie auch der totalitäre Faschismus und Nationalismus verlangt Absage vom religiösen und moralischen Gewissen, Leugnung der höchsten Würde der Persönlichkeit als eines freien Geistes. Beispiel für vergewaltigenden Totalitarismus sind die alten Theokratien. Der heutige Totalitarismus kommt den religiösen Bedürfnissen entgegen und ist Religionsersatz. Totalitär müßte das Christentum sein — in Freiheit, nicht erzwungen totalitär. Aber nach dem Mißerfolg des vergewaltigenden Totalitarismus der Theokratie ist es zur Privatsache geworden; es fristet sein Dasein in einem verborgenen Winkel der Seele und wurde aus allen Sphären des Lebens hinausgedrängt. Totalitär ist nun das geworden, was eigentlich im Privatleben hätte bleiben müssen — Staat, Nation, Rasse, Klasse, Gemeinschaftskollektiv, Technik. Das ist die Urquelle der zeitgenössischen Tragödie.» (Seite 272/73.)

Den Kommunisten ist, wie unserer ganzen heutigen Welt, die Frage einer Gewissenserforschung gestellt, die nicht mit «wissenschaftlichen Erklärungen» oder irgendeinem kollektiven Zwang (von dem auch im Westen noch genug vorhanden ist!) oder gar den alten Mitteln einer unmenschlichen Polizei und Justiz das persönliche Gewissen zu ertöten oder kaltzustellen versucht, sondern ihm seine *volle Geltung* verschafft in *allen* Fragen und Entscheidungen des menschlichen Lebens, der menschlichen Gesellschaft, der heutigen Welt. Mit andern Worten: Die Kommunisten sind mit allem, was in ihrem Bereich geschehen ist und geschieht, vor die volle *menschliche Verantwortung* gestellt, die an den Früchten einer grundlegenden, nicht nach dem Westen, sondern auf den Menschen ausgerichteten Wandlung sich zeigen muß. Darin würde eine große Verheißung liegen. Die Verheißung des Sieges über den Kalten Krieg und den «kalten Haß» (J. Nehru) und damit ein Stück Sieg über den Kriegsgeist überhaupt.

Die bürgerlich-westliche Welt aber tut gut daran, diese Gewissenserforschung nicht minder gründlich zu vollziehen, denn über ihr und der kommunistischen Welt ist, wie über allem Menschentum heute, der Schicksalsernst einer Situation aufgetaucht, die weder durch Gewalt (es sei denn um den Preis des Untergangs!) noch durch die herkömmliche Veränderung oder äußere Stabilisierung der *Verhältnisse* gemeistert werden kann, die vielmehr die *Veränderung des Menschen und der Welt aus der Wahrheit des persönlichen, an den lebendigen Gott und den lebendigen Christus gebundenen Gewissens zu einer neuen Verantwortung seiner selbst, seiner Mitmenschen* (ohne jeden Unterschied!) *wie der Welt fordert*, wenn nicht der Tod, sondern die Verheißung des Lebens siegen soll.

Albert Böhler

Bericht über den Vortrag von Schalom Ben Chorin

(2. Juni 1956)

Der Vortrag «Religion und Staat in Israel» von Schalom Ben Chorin, dem israelischen Schriftsteller und Publizisten, dessen aufschlußreiches Buch wir in der Mainummer der «Neuen Wege» besprochen haben, war erfreulich gut besucht. Viele «neue» Menschen hatten sich eingefunden und empfingen nachhaltige Eindrücke von den Ausführungen des Referenten. Nachdem dieser Leonhard Ragaz, der in Israel noch lebendig ist, einige Bekenntnisworte gewidmet hatte, schilderte er klar und sachlich in großen Zügen, aber auch in manch wissenswertem Detail die religiöse und staatspolitische Situation in Israel, wie sie sich in dem 1948 gegründeten Staate heute darbietet. Wichtig ist es, zu wissen, daß das Judentum die herrschende Staatsreligion ist. Moses Mendelssohn sagte einmal: «Judentum ist geoffenbartes Gesetz, und dieses hat sich zu konkretisieren.» Staat, Religion und Gesellschaft sind eine Einheit, im Gegensatz zur Trennung von Kirche und Staat in der heutigen christlichen Welt, wo Religionsfreiheit herrscht, während in Israel Judentum, Volk, Land und Gott als Einheit erfaßt wird. Wir verweisen hier auch auf die wichtigen Ausführungen Ben Chorins im März-/April-Heft 1954 der «Neuen Wege» über «Das religiöse Problem in Israel». Die Bibel ist in Israel die Grundlage der Bildung. Der Liberalismus lehnt die zionistische Nationalidee ab. Das Vorurteil gegen den Zionismus ist in Israel geblieben. Der Zionismus hat aber noch eine wichtige Aufgabe. Ben Chorin sieht in der Rückkehr der Juden ins heilige Land und in der Gründung des Staats Israel ein Wunder Gottes, die Erfüllung eines Versprechens. Die Araber wiederum bestreiten, daß die Juden heute noch das Volk Gottes seien. Es herrscht also eine ungeheure Spannung auf der religiösen und politischen Ebene, die künstlich durch hintergründige Kräfte, durch das *Nichtwollen* des Friedens seitens skrupelloser Interessemächte unheilvoll und fast ausweglos geschürt und aufrecht erhalten wird. Nicht nur die Juden und Araber, sondern wir alle sind aufgerufen, zukunftweisende Lösungen zu finden, zu schaffen und zu erbitten. Auf Näheres und auf die sehr rege Diskussion kann hier leider nicht eingegangen werden. Ben Chorin vertrat leidenschaftlich die Ausbreitung des jüdischen Glaubens an *einen* Gott und überhaupt eines neu zu schaffenden lebendigen Geistes des echten Judentums im Sinne eines Lichtes, das den Völkern gebracht werden müsse. Zeit und Umstände machten leider eine weitere, vertieftere Diskussion mit dem Referenten unmöglich, und so bleiben noch viele wichtige Fragen offen. Das Gespräch mit Israel geht aber ja auf alle Fälle weiter und beschäftigt uns brennend. *C. W.-St.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Alexander Campbell: «Afrika – Gesicht und Seele». Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart. 1954.

Der Untertitel dieses bedeutenden Afrikabuches heißt: «Revolution eines Kontinents». Auch der Titel der amerikanischen Originalausgabe deutet das Grundinteresse des Verfassers im Zentrum an: «The hart of Africa». Es ist kein romantisches oder interessantes Reisebuch über diesen in so vielen Beziehungen faszinierenden Kontinent, das Campbell vorlegt, sondern eine gründliche Information über die heutige geistige und seelische Struktur der Menschen auf diesem Kontinent, ihre Hauptprobleme und das große, gleichsam unterirdisch und oberirdisch geladene Spannungsfeld zwischen «Farbig und Weiß». Campbell sieht die Lage mit den

Augen eines Menschen, der einen im besten Sinne liebevollen Blick für die Notlage eines Kontinents und seiner Krise hat, die nach echten Lösungen ruft. Dabei zeigt er auf eine erschütternde Weise, wie es dem weißen Manne, von Ausnahmen abgesehen, gerade an diesem Blick mangelt und wie sich von Südafrika bis zur Sahara (das waren die Gebiete, die er in vielen Jahren bereist hat) eine Revolution vollzieht, die mit jedem Tag und jeder Stunde einen entscheidenderen Einfluß auf die Geschicke der Welt zu spielen berufen zu sein scheint. Was wird geschehen, wenn die große Mehrzahl der Menschen dieses Kontinentes, die Farbigen, *handelnd* in die Geschichte des heutigen Menschengeschlechtes eingreifen werden, wie sie es zu tun begonnen haben? Auch hier steht der Westen immer mehr vor dem Ende seiner Herrschaft und vor einer großen *Prüfung*, die er nicht bestehen wird, wenn er weiterhin seinen Nutzen und seine Macht verfolgt. Gerade das wird durch Campbells Buch absolut deutlich. Ebenfalls vor einer Prüfung steht aber auch das Christentum: «Denn Afrika könnte, wie schon die ersten Missionare festgestellt hatten, der große Prüfstein des Christentums werden, dessen Lehre verkündet, daß alle Menschen, gleich welcher Farbe, welchen Glaubens und welcher Rasse, Brüder sind.» So schließt das Buch, und gerade diesen Gedanken vermittelt es in seiner ganz «weltlichen» Darstellung auf jedem Blatt. Die *Praxis* des Christentums hat dabei trotz einzelnen großartigen Zeichen (denken wir nur an Albert Schweitzer!) in dieser Prüfung schon weithin versagt. Aber welche Verheißung liegt in einem Glauben, der den «Kontinent» Afrika mit den übrigen Kontinenten, mit Ost und West und Nord und Süd verbindet zur Gemeinschaft der Völker und Menschen unter dem Anruf dessen, der ihnen das *Reich Gottes* angeboten hat und anbietet, und der große Ruf und der große Bruder ist und bleibt in allen Krisen der Kontinente und Völker. Unsern Lesern und Freunden sei dieses Buch zu gründlichem Studium sehr empfohlen. *A. B.*

Melchior Vischer: «Jan Hus». Societäts-Verlag, Frankfurt am Main. 1955.

Die früheren Leser der «Neuen Wege» und viele Besucher des Gartenhofes wissen, wie uns Leonhard Ragaz die böhmische «Revolution» vor allem auch in der Gestalt des Johannes Hus erschlossen hat. Es ist ein Mittelpunktsgeschehen in der Geschichte der Sache Christi, durchaus zum Beispiel der späteren Reformation an innerer Mächtigkeit und geistiger Kraft nicht unterlegen, dazu von einer Laienhaftigkeit und Jesusnähe, die gerade auch an dem «Priester» Hus ergreifend ist. Hier ist echter Same der ewigen Revolution Christi ausgestreut worden. Diesem tieferen Tatbestand wird das vorliegende Buch, das im übrigen große Vorzüge hat (u. a. auch den, daß es eines der wenigen heute zugänglichen Bücher in deutscher Sprache über Hus ist), nicht gerecht. Die Sache des Hus war eben mehr und anderes als ein «Aufruhr wider Papst und Reich». So mag man sie politisch oder konfessionell oder kulturgeschichtlich sehen. Letztere Betrachtungsweise eignet vorzüglich dem Buch und gibt ihm einen großen Wert. Dabei tritt die Person des Johannes Hus in ihrer ganzen Größe hervor, eben soweit diese Betrachtungsweise das zu tun vermag. «Starkherzig» nennt Melchior Vischer diesen Mann. Er ist es, weil seine Seele und sein Herz dem «größeren Christus» zugehörten, der über «Papst und Reich» stand und zum Heil der Welt bis heute über allen solchen Größen steht. Es ist schade, daß Melchior Vischer diesen Ansatz nicht gefunden hat. Dann hätte er auch die geschichtliche Fortdauer der hussitischen Revolution zu sehen vermocht.

In den letzten Tagen fiel mir beim Ordnen von Nachschriften der Samstagabende im Gartenhof auch ein Blatt in die Hand, das zum Schluß einige Zitate von Hus enthält, wie sie Leonhard Ragaz dann und wann anbrachte. Sie seien auch hier an den Schluß gesetzt:

«Unsere Partei will, daß unser Volk ein einziges vom Gesetz Gottes regiertes Volk sei.» – «Ich bitte euch, liebt euch untereinander, laßt die Güte nicht der Gewalt erliegen und vergönnt jedem die Wahrheit.» – «Wer mehr Erkenntnis der Wahrheit hat, der hat mehr Arbeit und Mühe. Wer die Wahrheit aber redet, dem wird das Haupt zerschmettert. Die Wahrheit siegt doch über alles.» *A. B.*

Blaise Pascal: «Über die Religion» («Pensées»). Übertragen von Ewald Wasmuth. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg. 1954.

Es sind immer kostbare Stunden, wenn wir Pascal begegnen und befragen dürfen. Wenn wir neben den Ausgaben in der französischen Sprache dann auch zu einer solchen in der deutschen Übersetzung greifen, dann vermag uns die Wasmuthsche Übersetzung einen guten Dienst zu leisten. Sie erscheint hier im Lambert-Schneider-Verlag in der fünften, vollständig neu bearbeiteten und textlich erweiterten Auflage. Sie hat den großen Vorzug, daß Ewald Wasmuth den Dienst des «Dolmetschens» an diesem großen Zeugen der Sache Christi unaufhörlich versehen hat, wodurch eine große innere Vertrautheit und Nähe zum Wort Pascals entstanden ist. Ein bedeutsames Nachwort des Übersetzers Ewald Wasmuth schließt die von Lambert Schneider sehr fein ausgestattete Ausgabe der «Pensées» ab.

Im gleichen Verlag ist erschienen: *Hans Ehrenberg: «In der Schule Pascals».*

Hans Ehrenberg hat eine besondere, ehrfürchtige und doch lebendige Art, den Gestalten nachzuspüren, die sein tieferes «Interesse», seine Liebe gefunden haben. Das ist auch an diesem Buche zu spüren, worin sich der Verfasser zu Füßen dieses gottesliebenden Herzens, das Pascal war, setzt und die lebendige Gültigkeit seines Denkens und Wortes erfährt und weitergibt. «Pascal lebt und denkt mit dem ganzen Christus», das macht ihn so fruchtbar auch für eine echte Deutung der Gegenwart. Hans Ehrenberg versucht sie durch das Größere, auf das Pascal ein Hinweis ist. Daraus fließt die ökumenische Schau der ganzen Arbeit, die Pascal, den Confessor, mit seiner Sache unter fünf «Aspekte» stellt: 1. Pascals Beitrag zur Bekennenden Kirche; 2. Die Wiederentdeckung des Juden; 3. Der philosophiefeindliche Philosoph; 4. Der Vater der Ökumene; 5. Der Außenseiter. Die zum Schluß in der «abschließenden Frage» aufgeworfenen Probleme zeigen Hans Ehrenberg in seiner Aufgeschlossenheit und in seinem alle Theologie zum fleischgewordenen Worte rufenden Zeugnis.

Schließlich sei noch hingewiesen auf die ebenfalls im Lambert-Schneider-Verlag erschienene Ehrengabe zum siebzigsten Geburtstag von Hans Ehrenberg. Sie trägt den Titel *«Kraft und Innigkeit»* und wurde von Prof. Johannes Harder in Wuppertal-Barmen zusammengestellt. Die Beiträge eines auserwählten Freundeskreises zeigen auch hier den im Bekenntnishaften nicht zur Enge, sondern zur Weite durchgedrungenen Mann, dem darum auch eine vielfältige und vielseitige Begegnung schönster Art zuteil wurde. Der Schreibende möchte vor allem auch für die Vermittlung danken, die Hans Ehrenberg ihm einst durch die Herausgabe der zwei Bände über «Östliches Christentum» geleistet hat. Die Beiträge selbst sind wertvoll und lesenswert. *A. B.*

Wilhelm Mensching: «Jesus und der Krieg». Grimmesche Hofbuchdruckerei, Bückeburg.

Zu den im Mai-Heft der «Neuen Wege» angezeigten Büchern über die Kriegs-/Friedensfrage muß noch eine kleine Broschüre hinzugefügt werden, die Wilhelm Mensching geschrieben hat. Sie greift die Frage, ob Jesus zum Krieg Stellung genommen habe oder nicht, auf und beantwortet sie in einer eindeutigen Weise. W. Mensching beantwortet die Frage auf dem Hintergrund der *Zeit*, in der Jesus steht und wirkt. Er zeigt, wie Jesus und der Friede und das Friedeschaffen untrennbar verbunden sind, wie von ihm her und von ihm aus kein Weg zur «Tücke und zum Töten», zum Kriege führt. Die schlichte Beweiskraft dieser Schrift sticht vorteilhaft ab gegen so viele theologische Künste, durch die man den Glauben an Christus mit Krieg und Kriegshandwerk zu verbinden sucht. Das macht sie besonders wertvoll. Gelungen scheint mir auch der Nachweis, daß die Apostel durch den Kreuzesweg und den Kreuzestod Jesu, der sie erst völlig freimachte von Sünde und Wahn, gerade auch in dieser Frage eindeutig auf dem Boden Jesu stehen und daß

auch Römer 13, 1 ff., nur recht verstanden wird, wenn die unbedingte Ablehnung des Tötens wie des Kriegsdienstes für den Jünger Christi darin vorausgesetzt wird. Wilhelm Mensching hat damit sicher recht, und die Kriegstheologen jeder Observanz, wie es das Beispiel des Redaktors der «Reformatio» zeigt, können mit allen «reformierten oder auch lutherischen Staatsauffassungen» diese klare Sachlage nicht beseitigen. So ist diese Schrift auch ein Stück Arbeit an der Befreiung Jesu von einer Hauptlüge der Theologen und Kirchenmänner. *A. B.*

Angezeigt seien hier noch zwei Schriften, auf die wir in einer der nächsten Nummern der «Neuen Wege» eingehen werden:

Erstens eine ausgezeichnete Schrift unseres Freundes Dr. Nikolaus Koch, betitelt: *«Revolution im Wehrdenken»* (Verlag des Instituts für Geosoziologie in Bad Godesberg am Rhein)*, und zweitens eine im gleichen Verlag erschienene Schrift *«Atomkrieg»* (Grundlegende Informationen). *A. B.*

Fritz Wartenweiler:

1. *Mahatma Gandhi, die große Seele Indiens.* Schweizerischer Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen.
2. *Vinet, ein Kämpfer für Wahrheit, Liebe und Freiheit des Gewissens.* Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Der bekannte Pädagoge und Schriftsteller Fritz Wartenweiler macht uns in den vorliegenden, in gut lesbarer Form abgefaßten Schriftchen mit zwei bedeutenden Menschen bekannt, von denen wir Entscheidendes lernen können. Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er die wesentlichen Gedanken dieser beiden Gestalten einem größeren Leserkreis erschließt und zugleich zu weiterem, vertieftem Studium anregt. *K. St.*

Fritz Wartenweiler: Schach dem Hunger. Rotapfel-Verlag Zürich. 32 Seiten mit Kunstdrucktafeln. Kartoniert Fr. 1.40 (ab 50 Exemplaren Fr. 1.—).

«Die Welt ist reich, und wir sind arm.» An diese Dichterworte muß man denken, wenn man die heutige Ernährungsnot vieler Völker sieht. Ihre Not ist riesengroß. Die 19 reichsten Länder der Erde schließen 16 Prozent der Weltbevölkerung ein, verfügen aber über 66 Prozent des Welteinkommens. Die 15 ärmsten Völker umfassen die Hälfte der Menschheit und müssen sich mit 9 Prozent des Welteinkommens begnügen. Diese Not sollte uns ans Herz greifen – erschüttern. Der Kampf gegen den Hunger sollte eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit sein. Möge daher diese Schrift in weiteste Kreise des Volkes dringen. *Hansruedi Zbinden*

WELTRUNDSCHAU

Die Wandlung des Kommunismus Das große Thema der Weltpolitik ist immer noch — und wird es wohl für geraume Zeit bleiben — die Auseinandersetzung der Weststaaten mit der *Neuorientierung des Kommunismus.* Unsere Leser wissen, daß wir diese Neuorientierung durchaus ernst nehmen. Was auch immer die Hintergründe des 20. Kongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion sein mögen: die Entwicklung wird sich über alle Taktik und ursprüngliche Zielsetzung der gegenwärtigen

Sowjetführer hinwegsetzen und mit der Logik der geistigen und sittlichen Ideen, denen die materialistische Dialektik eine so nebensächliche, nur relative, abgeleitete Bedeutung zuerkennt, Verwirklichungen bringen, die die Welt auf dem Wege zu Frieden, Freiheit und sozialer Gerechtigkeit ein entscheidendes Stück weiterführen werden.

Wie nur zu begreiflich, hat der jähe Kurswechsel in Moskau die ganze kommunistische Welt in Aufruhr gebracht und in größte Unruhe — eine *heilsame* Unruhe — gestürzt. In der Sowjetunion selbst scheint nach einem offenbar verläßlichen Bericht des «New Statesman» (7. Juli) aus Moskau überwiegend eine zuversichtliche, gelockerte Stimmung zu herrschen in der Erwartung wirksamer politischer und wirtschaftlicher Reformen, die in der Luft liegen; die landwirtschaftliche Bevölkerung genieße schon jetzt befriedigt die Früchte der Umstellung der Agrarpolitik, die 1953 begonnen worden ist. In den kommunistischen Parteien außerhalb der Sowjetunion trifft man alle Abstufungen der Gefühle, von erleichterter Zustimmung zum neuen Kurs (nach Überwindung des ersten Stoßes) bis zur erbitterten, dumpfen Ablehnung der vom Kreml gestellten Zumutungen, wie sie besonders für die alte Garde in Frankreich bezeichnend ist — nicht unverständlich angesichts des immer vollkommeneren moralischen Versagens der Sozialistischen Partei, das den Kommunisten, der wirklichen Arbeiterpartei Frankreichs, neue Möglichkeiten eröffnet, aber (scheinbar) eine von keinen inneren Auseinandersetzungen erschütterte Parteieinheit fordert. In schwieriger Lage sind auch die italienischen Kommunisten, denen schon bei den jüngsten Gemeindewahlen die Linkssozialisten (unter Führung Nennis) erheblichen Abbruch getan haben; der kluge Togliatti — der mich, nebenbei, immer an einen geschmeidigen, in allen Künsten weltlicher Taktik und Diplomatie erfahrenen Kleriker erinnert — gibt sich größte Mühe, die Kritik am Stalinismus marxistisch zu vertiefen und die wirklichen Ursachen der Entartungserscheinungen im sowjetischen Kommunismus klarzustellen, wobei er aus anderen kommunistischen Parteien heraus — der amerikanischen und der schweizerischen zum Beispiel — unterstützt wird. Gleichzeitig verkündet er — endlich — die grundsätzliche Selbständigkeit der kommunistischen Landesparteien gegenüber der sowjetischen Bruderpartei, in der Hoffnung, den Linkssozialisten das Wasser abgraben und anderseits mit einer weniger dogmatischen, duldsameren, der Demokratie besser Rechnung tragenden politischen Praxis doch die Aktionseinheit mit ihnen aufrechterhalten zu können, die freilich eine Notwendigkeit bleibt, soll in Italien ein echter sozialer und politischer Umschwung kommen.

Als vorläufiges Ergebnis der Diskussion in den kommunistischen Parteien darf wohl festgestellt werden, daß eine Revision des ganzen Ideengehalts des Kommunismus im Gang ist, verbunden mit einer Neu-

belebung — nicht Erschlaffung! — der revolutionär-sozialistischen Stoßkraft und der Hoffnungen auf die Wiederherstellung der Einheit der sozialistischen und Arbeiterbewegung, sei es auch nur als freie Aktionsgemeinschaft von Fall zu Fall. Der organisatorische Zusammenhalt der kommunistischen Weltbewegung wird dadurch unzweifelhaft geschwächt, und der Sowjetblock beginnt sich — ein Triumph des titoistischen Jugoslawiens! — in einen Bund unabhängiger, wenn auch kommunistisch ausgerichteter Länder umzuwandeln, der immer weniger als die brutal nivellierende Dampfwalze denunziert werden kann, die er in der Phantasie der Westvölker bisher war*. Anderseits aber kann die Sache des Sozialismus, des Friedens und der Freiheit durch diese Entwicklung nur gewinnen, zumal wenn man sich, wie das in zwei bemerkenswerten Aufsätzen des Pariser «Observateur» Isaak *Deutscher* (der verdienstvolle Biograph Stalins und Trotzkys) tut, den Zusammenhang der Rebellion Chruschtschews, Mikoyans und ihrer Kollegen gegen die Aera Stalin mit der ganzen Entwicklung der Sowjetpolitik vergegenwärtigt.

Deutscher unterscheidet drei Hauptepochen der bisherigen Geschichte der Sowjetunion: die Aera Lenin mit dem Machtmonopol der Bolschewistischen Partei als einzigem Mittel, um die Revolution durchzuführen und gegen ihre Feinde im Innern und im Ausland zu schützen; die Herrschaft einer einzelnen Parteigruppe unter der Führung Stalins, mit Ausschaltung, ja Ausrottung der abweichenden Richtungen; und schließlich die Alleinherrschaft Stalins, der keine anderen Götter neben sich duldete. Jede Stufe dieser Entwicklung ist aus der vorhergehenden erwachsen, als Ausdruck der inneren Spannungen, wie sie durch die Notwendigkeit der Industrialisierung, der Kollektivierung der Landwirtschaft, der Rüstungsproduktion und der Verteidigung gegen die Bedrohung der Sowjetunion von außen hervorgerufen wurden. Und nun sah sich die Staats- und Parteiführung nach Stalins Tod einer neuen Lage gegenüber. Frei von dem Zugriff des allmächtigen Diktators konnte sie die Folgerungen aus der Tatsache ziehen, daß die

* Die osteuropäischen Volksrepubliken dürften damit mehr und mehr ins gleiche Verhältnis zur Sowjetunion treten, in dem schon bisher das neue *China* zu ihr stand. — Im übrigen macht sich auch in China eine ausgesprochene Liberalisierung geltend. Der Propagandachef der Kommunistischen Partei, Lu Ting-yi, hat letzthin in einer Versammlung maßgebender Intellektueller nichts Geringeres ins Auge gefaßt als ein Nebeneinander materialistischer und idealistischer Philosophien. Und an der jüngsten Tagung der chinesischen Nationalversammlung ist ebenfalls immer wieder das Stichwort von der «Verschiedenheit in der Einheit» gefallen. Dazu kommt eine schon tatsächlich in Gang gesetzte vermehrte Berücksichtigung berechtigter Gruppeninteressen in Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, mit bewußter Ablehnung der wahllosen Sozialisierung nach Schema F. Im Gegensatz zur Sowjetunion und zu den europäischen Volksrepubliken werden zum Beispiel jetzt auch die Großbauern und die ehemaligen, bei der Revolution enteigneten Grundbesitzer in die landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften aufgenommen, sofern sie die neue Ordnung der Dinge annehmen.

Sowjetunion der fünfziger Jahre eine andere ist als die der dreißiger Jahre: die zweite Industriemacht der Welt, die Vormacht des sozialistischen Drittels der Menschheit, in gewaltigem Aufschwung auf allen Lebensgebieten begriffen. Die neuen Führer bleiben aber dennoch grundsätzlich auf der Linie, auf der sich die bisherige Entwicklung bewegt hatte:

«Sie denunzieren hintendrein die Regierung des alleinigen Führers, sehen aber nichts Schlimmes in der Regierung der alleinigen Parteigruppe, die ihrerseits ihre Wurzeln in der Regierung der alleinigen Partei hatte. Sie möchten Stalinisten ohne und gegen Stalin bleiben und zum Geiste des ‚gesunden', ‚unschuldigen' Stalinismus der zwanziger Jahre zurückfinden, jenes Stalinismus, der noch nicht im Blute der Alten Bolschewistischen Garde und der Bauern- und Arbeitermassen gewatet hatte. Sie sind sich nicht klar darüber, daß der ‚unsinnige' Stalinismus der letzten Zeit dem ‚gesunden' Stalinismus des Anfangs entsprungen ist und daß der launenhafte und grausame Charakter Stalins nicht allein für ihn verantwortlich war.»

In der Tat hätte, wie Deutscher richtig bemerkt, Stalin niemals derart freie Bahn für seine Diktatur haben können, wenn nicht die Chruschtschew und Konsorten ihn als Chef anerkannt und ihm gehorcht hätten — bei aller Würdigung der Lebensgefahr, die eine Opposition gegen Stalin für die Tollkühnen in sich geschlossen hätte.

Was darum in der Sowjetunion und in der kommunistischen Bewegung der ganzen Welt nötig ist, das ist die Überwindung auch der Geistesverfassung, aus der der Stalinismus erst erwachsen konnte — ähnlich wie es in Deutschland bei weitem nicht genügt, von Hitler und seinen Leuten abzurücken und ihre Untaten zu verdammen, vielmehr der ganze Nationalismus und Militarismus überwunden werden muß, der über Hindenburg und Wilhelm II., über Bismarck und Friedrich II. bis zu den Deutschordensrittern und den Germanisierungsgreueln in den ostelbischen, polnischen und litauischen Landen zurückführt, und aus dem Hitler nur die letzten Konsequenzen gezogen hat. Wohl wissen wir, daß der Gewaltkommunismus die Frucht des zaristischen Absolutismus und Feudalismus auf der einen Seite, der Interventionskriege, der inneren Gegenrevolution und des Hitler-Krieges auf der andern Seite ist, aufrechterhalten und versteift durch den aggressiven Antikommunismus der Nachkriegszeit. Und wir können verstehen, daß eine sowjetische Führungsschicht, die nichts von einem göttlichen Schutz weiß und wissen will — so wenig wie unser «christlicher» Westen —, in zentralistischer Diktatur, militärischer Rüstung und einem Gürtel verläßlicher Hilfsstaaten den einzigen Schutz vor dem weltweiten, mit gewaltigsten Mitteln unternommenen Versuch sah, die soziale Umwälzung in Osteuropa wieder zunichte zu machen. Aber die Sowjetunion ist inzwischen, mit China im Rücken, so stark geworden, und der ganze Weg der militärischen Machtpolitik führt nun so offenbar in eine letzte, allvernichtende Katastrophe hinein, wenn er weiter begangen wird, daß man jetzt der Sowjetführung zumuten *muß*,

sich einzig auf das Recht ihrer *Sache* zu verlassen, um Schutz vor dem Zerstörungswillen der «freien Welt» zu finden. Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit auf dem eigenen Boden zu schaffen, so gut man es nur vermag — das wird auch für die Sowjetunion und ihre Verbündeten der sicherste Schutz vor der Drohung von außen sein. Und wir sind denn auch überzeugt, daß ohne Eingriff oder Drohung von außen die weitere Entwicklung in Osteuropa in dieser Richtung gehen wird, einerlei, was heute die Absichten der Staats- und Parteiführungen sein mögen.

Die Reaktion der „freien Welt" *Ohne Eingriff oder Drohung von außen* werde die Entwicklung so verlaufen, wagten wir vorauszusagen. Denn nun kommt eben, wie wir schon früher betonten, Entscheidendes darauf an, daß auch die Haltung des nichtkommunistischen *Westens* eine tiefgreifende Wandlung erfährt. Immer wieder schauen wir nach Anzeichen einer solchen Wandlung in den führenden Kreisen — unterschieden von der Volksmeinung — aus, und immer wieder sind wir enttäuscht. Wie *sollte* denn der Westen auf die angehobene Umstellung der Sowjetpolitik reagieren? Er sollte, wie wir glauben, die Ehrlichkeit des Willens zu einer fortschreitenden Lockerung des Diktaturregiments in den kommunistischen Ländern und zum friedlichen Wettbewerb mit der kapitalistischen Außenwelt anerkennen und alles tun, um diesen Willen zu stärken. Er sollte die Abrüstungsmaßnahmen der Sowjetunion ernstnehmen und nachahmen, sollte die Vorschläge der Sowjetunion für eine gemeinsame, internationale Rüstungsverminderung, die gestern ja seine eigenen Vorschläge waren, als Grundlage für den Abbau auch der Atomrüstungen annehmen, die bestehenden Militärbündnisse (NATO, Südostasiatische Allianz, Bagdadpakt usw.) auflösen und Hand zur Bildung eines europäisch-amerikanischen Sicherheitssystems bieten, in dessen Rahmen auch die deutsche Frage lösbar wäre. Und er sollte, als Grundlage dafür, das innere Regime seiner Staaten ebenfalls wirklich liberalisieren und demokratisieren, vor allem von der Wirtschafts- und Sozialverfassung her, die im Zeitalter des Spätkapitalismus ja nichts anderes als Diktatur und Klassenherrschaft ist und auch eine halbwegs echte politische Demokratie unmöglich macht.

Daß eine solche Umgestaltung der westlichen Welt von innen her *nicht* in Sicht ist, braucht nicht weiter dargelegt zu werden; der Augenschein vom Gegenteil ist zu überwältigend. Aber auch nach außen hin, besonders im Verhältnis zu den kommunistischen Oststaaten, ist infolgedessen im Westen keinerlei ernstliche Neuorientierung im Gang; wir haben das in unseren Überblicken immer wieder feststellen müssen und sehen diese Verstockung und Verhärtung der Stellungen auch für die Berichtszeit bestätigt. «Der Kommunismus und namentlich die

Sowjetunion ist und bleibt der große Menschheitsfeind; die Wendung in Moskau ist nur eine Kriegslist, ist bloß gerissene Taktik, die an der Zielsetzung des Kommunismus, der Absicht einer Welteroberung, nichts ändert und Wachsamkeit, Abwehrwillen und Rüstungssteigerung des Westens erst recht zur Pflicht macht» — das ist der Leitgedanke aller Kundgebungen verantwortlicher wie unverantwortlicher Stellen Westeuropas und Amerikas auch in den letzten Wochen gewesen. Wobei auch die sogenannten neutralen Staaten keine Ausnahme machten. Der Oberbefehlshaber der schwedischen Wehrmacht zum Beispiel, General Swedlund, hat in Göteborg eine Rede gehalten, in der er vor den unverändert gefährlichen Plänen der Sowjetunion warnte, die nur «in einen Schleier internationaler Entspannung, vermischt mit Wodkaaroma, gehüllt» seien — eine eigentlich «betrügerische» Politik, wie Swedlund meinte. Daß ähnliche Hetzreden auch auf Schweizer Boden gehalten werden dürfen, daß letzthin der rumänische Exilpolitiker Farcasanu und der amerikanische Exsenator Kersten im Beisein eines ehemaligen Bundesrats und zahlreicher anderer hoher schweizerischer Gäste sagen konnten, die Völker Osteuropas würden «von einer Handvoll Verbrecher geknebelt», auf deren «Koexistenzgeschwätz» leider gewisse westliche Politiker hereingefallen seien, und die Friedensreden der Sowjetführer gälten nur der «Vorbereitung einer neuen Aggressionsphase» — das ist für unsere «ewige Neutralität» ebenso bezeichnend wie der Kommentar des Berichterstatters der «Neuen Zürcher Zeitung» (in Nr. 1828), der fand, daß die Reden dieser Herren «von tiefem moralischem Ernst und echter Sorge um die Blindheit so vieler westlicher Politiker getragen» gewesen seien.

Daß die Westmächte nicht daran denken, ihre Militärbündnisse, die bekanntlich nur der Verteidigung gegen kommunistische Angriffe in Europa, in Vorderasien und in Südwestasien dienen, zugunsten einer Organisation kollektiver Sicherheit aufzulösen, versteht sich bei ihrer Grundeinstellung von selber. Auch die *Labourpartei* empfiehlt in ihrem neuen außenpolitischen Programm die Aufrechterhaltung der NATO und der SEATO, während die *westdeutsche* Sozialdemokratie immerhin, um der Einigung Deutschlands willen, für den Austritt der Bundesrepublik aus der NATO einsteht. Dennoch hat sie die Annahme des Gesetzes über die Einführung des militärischen Zwangsdienstes durch den Bundestag nicht verhindern können, ist sie doch die Gefangene ihrer grundsätzlichen Zustimmung zur «Wehrgesetzgebung» und darüber hinaus ihres kurzsichtigen Antikommunismus. Nicht uninteressant ist, daß neulich sogar der USA-Senator Flanders der Washingtoner Regierung nahelegte, sie solle Adenauer ermutigen, direkt mit Moskau über ein wiedervereinigtes, entwaffnetes Deutschland zu verhandeln, da deutsche Aufrüstung und deutsche Einigung in unversöhnlichem Widerspruch stünden. Die Bonner Regierung selbst gibt freilich immer noch vor, diesen Widerspruch nicht erkannt zu

haben; Außenminister von Brentano hat (am 28. Juni) abermals den Verzicht auf die Wiederbewaffnung und die Anwesenheit alliierter Besetzungstruppen mit der Begründung abgelehnt, daß sonst ein Leerraum in Mitteleuropa entstünde, in den nur die Rote Armee einrücken würde*.

Auch von *Frankreich* ist nicht viel zu erwarten. Bei aller Kritik an der militärischen Machtpolitik des Westens wagt die von Rechtssozialdemokraten beherrschte Regierung Mollet-Pineau keine Trennung von der NATO und von der amerikanischen Vormundschaft ins Auge zu fassen. Anderseits führt sie in Algerien ihre «sale guerre» im besten kolonialistischen Stil fort, anscheinend ohne Rücksicht auf die Gefahr, daß das Unternehmen nicht nur den Sozialisten, sondern Frankreich selbst zum Verhängnis werden kann. «Man merkt bei ihnen (den Sozialisten) nichts mehr von der Größe des Ideals und der Hochsinnigkeit, die man in den Zeiten des revolutionären Sozialismus vor fünfzig Jahren als Hoffnung und Verheißung einer besseren Zukunft begrüßte», schreibt Henri Roser in den «Cahiers de la Réconciliation» (Maiheft). «Weil sie vor ihrem Gewissen eine schwierige Rechtfertigung suchen, werden sie noch gefährlicher, als es Zyniker wären oder gewesen sind. Denn sie kompromittieren Grundsätze, um die sich die andern nicht gekümmert haben ... Darum stirbt der Sozialismus. In welche Hände geht die zage Hoffnung über, die *nicht* sterben möchte?»

Und wie in Westeuropa und Nordafrika, so scheint auch in *Ostasien* die Politik der Westmächte festgerannt. Präsident Eisenhower hat vor wenigen Tagen in einer persönlichen Botschaft an Tschiang Kai-schek die Formosaregierung der fortdauernden Unterstützung durch die Vereinigten Staaten in ihrem Kampf gegen die Chinesische Volksrepublik versichert, der Amerika mit auffallender Zähigkeit die Anerkennung verweigert. Worauf spekuliert eigentlich Washington? Glaubt es immer noch an einen Zusammenbruch des neuen China, wenn Formosa nur den rechten Zeitpunkt erfasse, um mit amerikanischer Hilfe den Angriff auf das Festland zu tragen? Und was geht in Korea vor? Der südkoreanische Generalstabschef Tschung Il behauptete Ende Juni, im Besitz von Beweismaterial zu sein, «aus dem auf das bestimmteste hervorgehe, daß sich Nordkorea auf einen neuen Angriff gegen Südkorea vorbereite», wenn auch wohl kein *unmittelbar* bevorstehender Krieg drohe. Ist das etwa das Vorspiel zu einem Präventivkrieg der Regierung Syngman Rhee? Und was für eine Rolle kommt dabei der amerikanischen Politik zu? Mr. Dulles, der wenige Tage vor Ausbruch des ersten Koreakrieges mit Kriegsminister Johnson und Generalstabschef Bradley in Südkorea und bei General

* Nur am Rand sei vermerkt (weil bei *diesen* Christen längst nichts mehr überraschen kann), daß der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland durch die Absetzung Niemöllers als Leiter des Kirchlichen Außenamtes eine nicht mißverständliche Demonstration zugunsten der Aufrüstungspolitik veranstaltet hat.

MacArthur in Tokio weilte, hat ja Erfahrung in der Technik, kritische Situationen herbeizuführen, die nur mehr eine Gewaltlösung zulassen . . .

In *Indochina* hat Dulles sein Ziel vorderhand erreicht. Als Nichtunterzeichner des Genfer Abkommens von 1954 fühlte er sich frei, die darin vereinbarte Einigung von Nord- und Südvietnam durch freie Wahlen — sie hätten gerade jetzt, am 20. Juli 1956, stattfinden sollen — zu sabotieren und den Einfluß der Vereinigten Staaten für die gänzliche Lösung Südvietnams von Frankreich einzusetzen. Das ist ihm nur zu gut gelungen. Frankreich hat sich Schritt für Schritt aus Südvietnam verdrängen lassen, und Amerika hat in Ngo Din Diem, dem katholischen Antikommunisten, das gefügige Werkzeug gefunden, um in Saigon ein Regime aufzurichten, das, wie Claude Bourdet im «Observateur» (28. 6.) schreibt, «zu den tyrannischsten in ganz Asien gehört, ein Regime, das seine Herrschaft über das Land nur durch Waffengewalt durchsetzen konnte und sich gegen eine allgemeine Opposition nur durch Militär und Polizei halten kann». Diem strebt offen nach dem Sturz des kommunistischen Regimes in Nordvietnam; wird er auch darin Unterstützung durch Amerika finden, so wie Tschiang Kai-schek auf Formosa und Syngman Rhee in Südkorea sie für ihre Kriegspläne erhoffen?

Der Aufstand in Posen Das bedenklichste Zeichen dafür, daß der Westen unverändert auf eine Machtprobe mit dem kommunistischen Osten abzielt, ist aber im vergangenen Monat seine Reaktion auf den *Arbeiteraufstand in Posen* gewesen. Das tragische Ereignis war wieder gerade gut genug zur Entfachung neuer Haßgefühle gegen die Ostländer, zu neuer Profilierung des falschen, heuchlerischen Gegensatzes «Hier Freiheit — dort Sklaverei» und zur weiteren Vorbereitung der großen «Befreiungsaktion», die dem Westen als unausweichliche Pflicht überbunden sei. Dabei stellte man es vielfach so dar, als sei eine friedliche Arbeiterkundgebung von den kommunistischen Tyrannen ruchlos im Blut erstickt worden. Typisch ist der Leitartikel der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 1. Juli, betitelt «Das Blut von Posen», in dem von der «Unterdrückung der Posener Demonstrationen» die Rede ist, die sich (erst) «beim Eingreifen der mit Panzern operierenden Truppen» zu Straßenkämpfen gesteigert hätten. Aber auch die sozialdemokratische Presse tat sich in diesem Sinn hervor (so wenn die «Thurgauer Arbeiterzeitung» behauptete, daß «sich die heldenhaften Arbeiter Posens *waffenlos* gegen die Panzer und Maschinengewehre des sowjetisch-polnischen Marschalls Rokossowsky erhoben» hätten), desgleichen maßgebende Gewerkschaftsorganisationen. Nationalrat Grädel in Bern zum Beispiel protestierte als Präsident des Internationalen Metallarbeiterbundes feierlich da-

gegen, daß die kommunistischen Führer nicht gezögert hätten, in Überbietung der Methoden Francos «brutalste Terrormaßnahmen zu ergreifen», um «die Stimme des Volkes zu ersticken». Und der Internationale Bund Freier Gewerkschaften erklärte keck und nett: «Die Anwendung *bewaffneter Gewalt* und die Erschießung von Arbeitern bildeten die unmittelbare Antwort auf einen Streik, dessen Kundgebungen einen *friedlichen* Charakter aufwiesen.»

Das alles, wo doch jedermann weiß, daß die polnischen Behörden *keine* Waffengewalt anwandten, solange die Kundgebung der streikenden Arbeiter friedlichen Charakter hatte, und erst schießen ließen, als sich erstaunlich schnell bewaffnete Gruppen der Bewegung bemächtigten, nach vorbedachtem Plan die strategischen Punkte der Stadt angriffen, von den Hausdächern aus das Feuer eröffneten, Gebäude niederbrannten, Läden plünderten, ein Gefängnis erbrachen und einen regelrechten Straßenkampf eröffneten, die Polizei also gewollt zum Eingreifen zwangen. Oder hätten die Posener Behörden den Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten der bewaffneten Aufrührer tatenlos zusehen sollen? Hätte sich irgend eine Regierung der «freien Welt» ähnliches ruhig gefallen lassen? Greift der bürgerlich-kapitalistische Staat nicht ohne jedes Bedenken mit militärischer Gewalt ein, wenn seine «Ruhe und Ordnung» gestört oder nur bedroht wird? Hat er nicht in Hunderten von Fällen friedliche Streikbewegungen gewaltsam gebrochen, Kundgebungen unbewaffneter Menschenmengen mit brutalster Rücksichtslosigkeit auseinandergesprengt? Das Blutbad, das am 9. November 1932 die Genfer Regierung anrichtete, indem sie mit Maschinengewehren in einen waffenlosen Demonstrationszug schießen ließ (Ergebnis: 13 Tote und 65 Verwundete) — dieses Blutbad ist nur *ein* Beispiel von unzähligen, die zeigen, wie die herrschende Klasse der «freien Welt» vorgeht, wenn sie *ihre* Ordnung auch nur von ferne gefährdet sieht. Ob in den Vereinigten Staaten oder in Belgien, in Guatemala oder in Malaia, in Chile oder in Kenia, in Südkorea, auf Zypern oder in Algerien — überall ist es die selbstverständliche Praxis der *bürgerlichen* Regierungen, Volksbewegungen, Streiks und Arbeiterkundgebungen mit Polizei- und Militärgewalt niederzuschlagen. Die «freien Nationen» haben den polnischen Behörden wahrlich nichts vorzuwerfen!

Wir haben ihnen freilich etwas vorzuwerfen: daß sie durch Lohnkürzung und Normenerhöhung, durch hinauszögernde Behandlung sehr berechtigter und dringlicher Belegschaftsforderungen und eine schikanöse Bürokratie die Arbeiter der Maschinenfabrik «Stalin» in Verbitterung und Zorn hineintrieben und sie so zur leichten Beute von Aufrührern machten, denen es nicht um die Bewilligung der Arbeiterforderungen zu tun war, sondern um den Sturz des kommunistischen Regimes. Wobei die Lockerung des Diktaturregiments, die

in Polen besonders kräftig war, und die Internationale Industriemesse in Posen das Vorhaben der Straßenkämpfer erleichterten.

Die Kommunisten selbst, in Polen wie anderwärts, geben mit erfreulicher Offenheit zu, daß große Mißstände in der Lebensmittelversorgung und der Wohnbaupolitik und schwere Fehler der Behörden, der Kommunistischen Partei und der Gewerkschaftsleitungen den Boden geschaffen haben, auf dem sich erst der bewaffnete Aufstand entwikkeln konnte*. Und man kann nur dringend wünschen, daß die Regierung mit ihrer Liberalisierungspolitik fortfahren, die Wirtschaftspolitik viel mehr als bisher auf die Versorgung der Verbrauchermassen zu Stadt und Land ausrichten und keine Vergeltungsmaßnahmen gegen die am Streik beteiligten Arbeiter ergreifen möge. Aber all das genügt dennoch nicht, um in Polen — und in den kommunistisch regierten Ländern überhaupt — die Entwicklung in friedliche Bahnen zu lenken. Es muß auch Hilfe *von außen* her kommen. Das große Problem in den jungen Oststaaten ist ja, die soziale Revolution weiterzuführen und ihre Errungenschaften zu schützen und dennoch das Staatsgefüge so weit wie nur möglich zu liberalisieren und zu demokratisieren. Oder umgekehrt ausgedrückt: die Diktatur abzubauen und freiheitliche Einrichtungen zu schaffen, ohne doch die soziale Revolution zu gefährden. Die Notwendigkeit der Brechung der alten Herrschaftsmächte und der Sicherung der neuen Ordnung gegen ihre inneren und äußeren Feinde, in Verbindung mit der geistigen und sozialen Rückständigkeit der Bevölkerung, schienen den Trägern der Revolution keine andere Wahl zu lassen als die Konzentrierung der Staatsmacht in den Händen einer zielklaren, tatkräftigen Führungsschicht. Jetzt, da das Volk immer reifer, immer besser erzogen und materiell immer höher gehoben wird, und da gleichzeitig die Festigkeit und Kraft der neuen Staatswesen im Innern wie nach außen zusehends wächst, drängt sich die Dezentralisierung der Macht, die Demokratisierung der öffentlichen Einrichtungen und der Schutz der persönlichen Freiheitsrechte immer stärker als politische Notwendigkeit wie als reale Möglichkeit auf. Und doch müssen die Herrschenden feststellen, daß die Gegenrevolution in keiner Weise abgerüstet hat, weder im Inland noch im Ausland, vielmehr immer noch auf den Tag wartet und ihn vorbereitet, an dem das neue Regime gestürzt und — wenn auch mit etwelcher Anpassung an die seither geschaffenen Tatsachen — die alte gesellschaftliche und politische Ordnung wiederhergestellt werden könne.

---

* Vor allem scheinen die Arbeitslöhne in einem schreienden Mißverhältnis zu den Kosten der Lebenshaltung zu stehen. Auch auf dem Land muß man schon *sehr* viel Geld auf der Hand haben, um sich auch nur das Notwendigste kaufen zu können. Meine Nachbarin, eine Polin, die vor vielen Jahren als Landarbeiterin in die Schweiz kam, schickte unlängst ihrer Schwester in einem Dorf bei Krakau 100 Schweizer Franken. Das reichte gerade aus, um sage und schreibe drei Kilo Brot zu kaufen!

Schon wittern die konservativen Mächte Morgenluft, noch mehr als nach dem 17. Juni 1953, nach dem ostdeutschen Aufstand, dessen taktischem Muster die Posener Rebellion so offenkundig gefolgt ist. Eine Welle von Gerüchten über neue Unruhen in Polen, über Aktionen organisierter Widerstandsgruppen, über die Niederbrennung ganzer Dörfer ergießt sich über den Westen. «Im ganzen baufälligen kommunistischen Imperium», so schreibt «U. S. News & World Report» (in seiner Wochenübersicht vom 6. Juli), «schwelt der Aufruhr. Polen, Ostdeutschland, die Tschechoslowakei, die baltischen Staaten und Rußland selbst sind Pulverfässer, bereit, beim geringsten Funken in die Luft zu fliegen. Das Aufflammen des Aufstandes in Polen ist nur der letzte einer wachsenden Reihe von Zwischenfällen. Es wird noch viel mehr geben. Das kommunistische Dilemma ist: Gebt dem Volk einen Fingerbreit Freiheit, und es wird kilometerlange Forderungen einbringen. Die kommunistische Herrschaft wird in Gefahr kommen. Versagt ihm aber mehr Freiheit, dann wird der Druck der Mißstimmung eine Explosion vorbereiten. Gewaltige Revolutionskräfte scheinen sich in der kommunistischen Welt zu regen.»

Es ist wirklich ein Dilemma, vor dem die kommunistischen Regimes in Osteuropa stehen. Das Risiko, daß die Liberalisierung zu gewaltsamen Umsturzversuchen, ja zu ausländischer Intervention mit reaktionären Zielen mißbraucht wird, besteht unzweifelhaft. Es muß, so haben wir oben angedeutet, eingegangen werden im Vertrauen auf die beschützende Kraft der sozialistischen Ordnung und des Friedenswillens der Ostländer. Aber in unserer Welt wachsender gegenseitiger Abhängigkeit von Völkern, Staaten und Gesellschaftsformen muß eben *auch der Westen* dazu beitragen, daß die Liberalisierung der Ostländer durchdringt und zu einem Erfolg wird. Und das heißt, daß sich der Westen mit der sozialen Umwälzung im Osten als etwas Dauerndem abfinden muß und künftig in keiner Weise versuchen darf, sie rückgängig zu machen. Mit andern Worten: der Westen muß endgültig darauf verzichten, im Namen der Freiheit den Kalten Krieg gegen den «geknechteten» Osten weiterzuführen. Er hat gar kein *Recht* dazu, auch wenn in einem Teil der Westländer mehr oder weniger freiheitliche Staatsformen bestehen. Denn unter dem Einfluß des kapitalistischen Gewalt- und Ausbeutungssystems hat sich ja die politische Demokratie im Westen, soweit sie überhaupt eine Wirklichkeit war, dermaßen zersetzt, daß sie weithin nur noch die Verhüllung einer plumpen Minderheitsherrschaft rückschrittlicher Oberklassen und -kasten ist. Und erst die Demokratie in den Kolonial- und Halbkolonialgebieten der westlichen Welt ist an einem so kleinen Ort, ja zumeist einfach nichtexistent und durch ein offenes Unterdrückungsregime ersetzt — es soll davon gleich noch näher die Rede sein —, daß dem Westen gänzlich die Vollmacht fehlt, sich gegenüber dem Osten zum Vorkämpfer von Freiheit und Menschenrecht aufzuwerfen. Nicht zu reden

von den mehr als fragwürdigen Mitgliedern des Bundes «freier Nationen» wie die lateinamerikanischen Diktaturen, der spanische und portugiesische Faschismus und Klerikalismus, der südafrikanische Rassenstaat, die feudal-absolutistischen Despotien der Türkei, Persiens oder Pakistans und Südkoreas und die bösartigen Autokratien in Siam, Südvietnam, Formosa, Südkorea und auf den Philippinen.

Nein, es ist nicht Freiheitsliebe und Begeisterung für das Menschenrecht, was den Kalten Krieg des Westens gegen die östliche Welt inspiriert, sondern — unter Ausnützung freiheitlicher Volkskräfte — der Wille, die sozialistische Revolution, die im Osten angehoben hat, zu zerstören und die Herrschaft des sogenannten freien Unternehmertums über die Erde sicherzustellen. Solange dieser Wille am Werk ist, wird es ganz schwer, ja wohl unmöglich sein, auf friedlichem Weg die Diktatur im Osten zu überwinden, die nur als Organ der Verteidigung gegen die Unterwühlung und Bekriegung der sozialen Umwälzung ihre heutige Stärke gewonnen hat. Dann mag freilich die Zertrümmerung der Diktatur auf *gewaltsamem* Weg versucht werden, durch Aufstände und Putsche hin und her in den Oststaaten und zuletzt durch die große Endabrechnung mit dem Weltkommunismus, von der so unheimlich viele «Freiheitskämpfer» im Westen träumen. Aber das hieße eben auch Selbstzerstörung des Abendlands mit all dem, was an Freiheit und menschlicher Gesittung noch in ihm lebendig ist, hieße gewiß das Ende des Kapitalismus und der auf ihn gegründeten Gesellschaftsform, die beide schon durch die ersten beiden Weltkriege so schwer erschüttert und zurückgedrängt worden sind.

Posen ist ein Flammenzeichen — jawohl. Aber auch in dem Sinn, daß es aufs eindrücklichste mahnt, den Kalten Krieg gegen die soziale Revolution der Ostvölker einzustellen, die durch den Kommunismus, aus Schuld der kapitalistischen Demokratie und eines verbürgerlichten Christentums, gewaltsam vollzogene Befreiung dieser Völker als Tatsache anzuerkennen und damit die saubere Durchsetzung der politischen Demokratie im Osten im Frieden zu ermöglichen. «Den Völkern des Ostens *helfen*, über die rohen Methoden der Revolutionierung und Modernisierung ihrer gesellschaftlichen Lebensformen hinauszukommen», statt selbstgerecht den Osten anzuklagen und zu bedrohen — das, so schrieben wir schon in der Juni-Rundschau, sei die Aufgabe des «freien», des «christlichen» Abendlandes. Nach den Posener Ereignissen muß es erst recht festgestellt und doppelt und dreifach unterstrichen werden!

Kenia – eine Tragödie Wir zeigten vorhin, daß die «freien» Nationen allen Grund hätten, Gewaltherrschaft und Ausbeutung in ihrem eigenen Machtbereich abzuschaffen, um sich das Recht zu erwerben, über *fremde* Tyrannei abzuurteilen,

und erwähnten dabei auch die Zustände in ihren überseeischen Kolonien. Werfen wir darum heute wieder einmal einen Blick nach Afrika, das mehr und mehr ein Sturmzentrum der politischen Wetterkarte der Welt wird, und im besonderen nach Britisch Ostafrika, zumal gerade jetzt *Kenia* mit seinen Konzentrationslagern das Gewissen des *anständigen* Englands wieder einmal tief beunruhigt. Denn Kenia ist ja geradezu das Muster eines kolonialen Diktatur- und Polizeistaats, in dem Demokratie und Menschenrechte — um es vorsichtig auszudrükken — ziemlich unbekannte Begriffe sind.

Es ist ein schönes Land, dieses Kenia. Die Reisenden rühmen «die zauberhafte Verbindung von Kenias Tropenklima mit seiner reinigenden Höhenlage, die außerordentliche dramatische Schönheit seiner Landschaft, seinen glänzend blauen, hohen, durchsichtigen Himmel, an dem die Wolken hängen wie Bündel von Chrysanthemen». Und wenn auch der größere Teil des Landes, dessen Fläche etwa derjenigen Frankreichs entspricht, Steppe oder Ödland ist, so sind doch die anbaufähigen Gebiete vielfach, vor allem im Hochland, so fruchtbar, daß sie alljährlich zwei Ernten liefern. Das Unglück ist nur, daß der Boden Kenias weithin, und gerade auf den fruchtbaren Hochebenen, nicht den einheimischen Afrikanern gehört, sondern weißen, besonders britischen Siedlern. Eine Handvoll Europäer — nur etwa 4000 von den 30 000 europäischen Landesbewohnern — besitzen 24 Prozent des anbaufähigen Bodens, während fünfeinhalb Millionen Schwarze sich in den Rest teilen müssen — den *schlechteren* Rest, wohlverstanden. Denn die Weißen haben es, begünstigt durch die Kolonialverwaltung, ausgezeichnet verstanden, den *besten* Boden für sich zu gewinnen. Das Acker- und Wiesland der Afrikaner liegt fast ganz außerhalb des üppigen Hochlandes und ist großenteils schwer durch die Tsetsefliege verseucht, die im Europäerland fast unbekannt ist. Und die Hauptstämme der Schwarzen — die Masai, Kikuyu, Kamba, Meru usw. — sind in sogenannten Reservaten zusammengepfercht, die entsetzlich übervölkert sind. Die Kikuyu zum Beispiel, der größte und fortgeschrittenste Stamm, sind mit ihren 1 200 000 Köpfen auf einem Gebiet von kaum 5200 Quadratkilometern (etwa der Umfang des Kantons Wallis) mit mittelmäßigem bis schlechtem Boden eingeschlossen, haben aber ihre Volkszahl in 25 Jahren verdoppelt. Ähnlich ist es mit den anderen Stämmen; man kann sich leicht vorstellen, was für unhaltbare Verhältnisse in diesen Reservaten herrschen müssen, die auch bei bester Anbautechnik lange nicht die nötigen Lebensmittel zu erzeugen vermögen*. Die Afrikaner wandern deshalb massenweise aus ihren Heimstätten ab, von den Kikuyu beispielsweise in den letzten Jahren eine

* Dies um so weniger, als die Afrikaner nur in ganz beschränktem Ausmaß Kaffee und Sisalhanf pflanzen dürfen, gerade die Erzeugnisse also, die den Weißen ihren Reichtum gebracht haben!

halbe Million. Sie drängen teils nach den Städten, in denen sie das Lumpenproletariat stellen (in Nairobi gibt es Nacht für Nacht etwa 10 000 obdachlose Schwarze), teils in die Gebiete der weißen Siedler, denen sie sich als Landarbeiter verdingen. Vor dem Mau-Mau-Aufstand gab es allein unter den Kikuyu gegen 300 000 solcher «Squatters»; mit dem Ausbruch der Revolte setzte dann aber eine Massenrückwanderung in die Reservate ein, die deren Überfüllung noch viel unerträglicher machte als zuvor.

Freilich gerieten dadurch auch die weißen Siedler in Schwierigkeiten. Aber im großen ganzen geht es diesen Leuten wirklich nicht schlecht. Kingsley Martin berichtete seinerzeit im «New Statesman» von einem Großgrundbesitzer, der 60 000 Pfund Sterling (etwa 1 200 000 Fr.) in *einem* Jahr verdiente (10 000 Pfund mußte er allerdings als Steuern abgeben). Jahreseinkommen von 20 000 und 30 000 Pfund sind keineswegs selten. Ihren Landarbeitern aber zahlen die Besitzer Wochenlöhne von zweieinhalb bis viereinhalb Schilling, was einen Jahresverdienst von höchstens 12 Pfund (etwa 150 Fr.) ergibt! Auch sonst sind die Afrikaner in Kenia schlecht entlöhnt. Nach einer amtlichen Aufstellung gab es in einem der letzten Jahre in der untersten Einkommensgruppe bei den Afrikanern über 46 000 Arbeiter mit einem Verdienst von *weniger als 24 Pfund im Jahr*, während die unterste Einkommensgruppe bei den Weißen Angestellte und Arbeiter mit Löhnen *bis 600 Pfund* jährlich umfaßte, und zwar nur zwei- bis dreitausend an der Zahl; alle andern Europäer verdienten mehr.

Wie die Afrikaner in Kenia bei solchen Hungerlöhnen leben (oder vegetieren), kann man sich unschwer vorstellen. Lassen wir Fenner Brockway sprechen, den unerschrockenen britischen Vorkämpfer der kolonialen Befreiung, der in seiner Schrift «Why Mau Mau?» («Warum Mau-Mau?») berichtet:

«Wir gingen (in Nairobi) auf einen Backsteinbau zu, der wie eine Reihe Latrinen aussah ... Wir klopften aufs Geratewohl an eine Tür. Der einzige Raum war zehn auf zehn Fuß groß (etwa drei Quadratmeter). Er hatte kein Fenster und war dunkel. Drei verheiratete Paare schliefen darin, in schmalen Betten hinter Vorhängen. Wir gingen weiter in eine jüngere Wohnanlage, baulich ganz malerisch. Wir klopften an die erste Tür. Wiederum nur ein Wohnraum, 15 zu 12 Fuß. Zwei Familien — vier Erwachsene und vier Kinder — wohnten hier. Ist es überraschend, daß die Tuberkulosesterblichkeit in Nairobi während der letzten sieben Jahre sich verdreifacht hat?

Wenn die Afrikaner Arbeit finden, beträgt ihr Lohn in Nairobi 56 Schilling im Monat (etwa 34 Franken). Davon kann kaum ein alleinstehender Erwachsener leben. Der städtische Amtsarzt sagt, 60 Schilling im Monat sei der Mindestbetrag, der nötig sei, um einen Afrikaner gesund zu erhalten, wobei vorausgesetzt wird, daß der ganze Betrag für Nahrungsmittel ausgegeben wird. Der Kikuyu, der sein Reservat verläßt, um in der Stadt zu arbeiten, kann seiner Frau und seinen Kindern nichts schicken; sie müssen ihr Leben von dem Bodenfetzen um ihre Hütte herum fristen. Die Behörden beklagen die Zunahme der Verbrechen bei den städtischen Afrikanern, aber es ist buchstäblich wahr, daß Hunderte von ihnen keine andere Wahl haben, als zu stehlen oder zu verhungern.

Die Normalnahrung ist Posho, ein Maismehl. Seit 1938 ist es im Preis um über 600 Prozent gestiegen. Die Afrikanerbevölkerung, die von ihrem Boden vertrieben wurde, wo sie Mais baute, kann jetzt nicht genug Maismehl kaufen, um die Hungerqualen zu stillen.»

Über die Schulverhältnisse sagt Fenner Brockway:

«Ich betrachte die Rassentrennung für Schulkinder als das größte soziale Verbrechen in Kenia. Kinder haben keinen natürlichen Sinn für die Farbenschranke. Das Gift dringt in ihr Gehirn nur von den Vorurteilen ihrer Eltern oder erwachsenen Angehörigen her ein. Die europäischen Schulen sind besser als die asiatischen (in Kenia), die asiatischen besser als die afrikanischen. Die Jahresausgabe für ein Europäerkind beträgt 11 Pfund 14 Schilling, 2 Pfund 14 Schilling für ein indisches Kind und 6 Schilling (Fr. 3.60) für jedes Afrikanerkind.»

Und Eileen Fletcher, die Quäkerin, deren Enthüllungen über die Gefangenenlager in Kenia in England soviel peinliches Aufsehen erregt haben, stellt nach Angaben von Dr. Gregory, eines Beamten des Kinderhilfsfonds, fest, daß gegenwärtig in Kenia 870 000 Kinder ohne jede Schulbildung sind. Nur etwa 330 000 afrikanische Kinder besuchen, wie die Erziehungsbehörde erklärt, die Primarschule, durchschnittlich ganze drei Jahre.

Die Farbenschranke So ist die ganze Politik der europäischen Herrenschicht in Kenia darauf gerichtet, die Masse der Afrikaner geistig wie körperlich niederzuhalten, als leicht ausbeutbare Unterklasse, der die Fähigkeit zu menschlichem Aufstieg und zu politischer Selbstregierung abgesprochen wird. Darum auch die Konsequenz, mit der die Farbenschranke aufrechterhalten wird. John Gunther, der amerikanische Verfasser von «Inside Africa» (das im Herbst auch in deutscher Übersetzung herauskommen wird), macht darauf aufmerksam, daß in Kenia nicht nur eine zwei-, sondern eine dreiseitige Rassentrennung besteht:

«Dem Besucher, der auf dem Flugplatz von Nairobi ankommt, wird dies sofort augenfällig zu Gemüte geführt: es gibt Toiletten ‚für europäische Männer' und ‚für asiatische Männer', aber für Afrikaner überhaupt keine! Die Europäer stellen Afrikaner als Chauffeure, Gärtner, Hausburschen usw. an und kaufen in indischen Läden ... aber darüber hinaus gibt es — außer in amtlichen Kreisen — kaum irgendwelche Fühlung zwischen beiden Teilen. Die Europäer leben in *einer* Welt, die Inder in einer andern und die Afrikaner in einer dritten ... Daß dies eine gänzlich erstickende und vergiftende Lage schafft, liegt zu klar am Tag, als daß es weiterer Darlegungen bedürfte, und verständige Europäer wissen es auch ganz gut.

Am schärfsten wirkt sich die Entrechtung der Afrikaner in Kenia natürlich auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet aus. Die ganze Machtstellung der Weißen in Kenia, wie im übrigen Afrika, beruht auf der Arbeitskraft der Schwarzen, und doch verweigern sie den Schwarzen nicht nur anständige Löhne, sondern auch das Stimmrecht.»

Allgemeine Wahlen hat es tatsächlich in Kenia nie gegeben und wird es unter der Herrschaft der Weißen auch nie geben, wäre es doch mit ihrer Macht schnell vorbei, wenn es auch im Parlament, wie jetzt schon

in der Bevölkerung, eine Überzahl der Afrikaner gegenüber den Europäern im Verhältnis von 132 zu eins gäbe. Die gegenwärtige «Volksvertretung» (die praktisch nicht viel zu sagen hat) wird nach dem Gruppensystem zusammengesetzt; Europäer, Asiaten und Afrikaner bekommen je ihre gesonderten Abgeordneten, die zumeist vom Gouverneur *ernannt* werden, selbstverständlich mit überwältigender weißer Mehrheit. *Gewählte* Vertreter haben die Inder (mit 90 000 Köpfen) sechs, die Araber einen (mit 24 000 Köpfen) und die 30 000 Europäer elf. Die fünfeinhalb Millionen Afrikaner hatten bis vor kurzem überhaupt keine gewählten Vertreter; jetzt dürfen sie auf Grund eines ganz beschränkten Wahlrechts für ausgesuchte, «loyale» Kandidaten auch stimmen. Und in der Regierung, dem sogenannten Exekutivrat, sitzen jetzt sogar drei Afrikaner, einer davon mit Ministerrang . . .

Die Engländer sind geneigt, solche Zugeständnisse an die Afrikaner als wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zu einer «mehrrassigen» Gesellschaft anzusehen. Die Afrikaner selber denken anders. Sie sehen hinter allen britischen «Reformen» den Willen, die Herrschaft des weißen Mannes nur um so entschlossener festzuhalten. Sie empfinden sich in ihrem eigenen Land als Fremde, Ausgestoßene, Minderwertige. Sie stellen auf Schritt und Tritt fest, daß sie keine vollberechtigten Bürger, sondern zweit- und drittrangige Hintersassen sind, gerade recht, um den Weißen zu dienen und sie mächtig und reich zu machen. So nimmt es keinesfalls wunder, daß sich der Groll und die innerliche Empörung, die sich durch lange Jahre hindurch in den Afrikanern angesammelt hatten, schließlich — im Herbst 1952 — in jenem großen Aufstand Luft machten, der als *Mau-Mau-Revolte* in die Geschichte eingegangen ist. Gewiß hat sich die Mau-Mau-Bewegung schwerer Gewalttaten und Grausamkeiten schuldig gemacht, vor allem gegenüber Afrikanern selbst, die England treu blieben. Weiße sind von den Mau-Mau kaum mehr als 60 oder 70 getötet worden, während sie selber mindestens 8000 Tote gehabt haben. Aber es war eben ein Ausbruch sinnloser Verzweiflung eines unterdrückten und verelendeten Volkes, was sich mit dem Mau-Mau-Aufstand ereignete, und die Engländer hätten dem bei ihrer Behandlung der Revolte unbedingt Rechnung tragen müssen. Statt dessen schlugen sie die Erhebung mit letzter Brutalität und Erbarmungslosigkeit nieder. Nicht nur töteten sie Tausende von Afrikanern bei ihren Polizei- und Militäraktionen; sie richteten auch (nach jüngsten Angaben) 1015 Schwarze wegen Mau-Mau-Verbrechen hin, davon nur 297 wegen wirklichen oder angeblichen Mordes; die übrigen wurden wegen Vergehen gehängt, die normalerweise nicht als todeswürdig gelten: wegen verbotenen Besitzes von Feuerwaffen, wegen Ablegung gesetzwidriger Eide, wegen «Verbindung mit Terroristen», wegen Lieferung von Lebensmitteln an sie usw. Darüber hinaus wurden Hunderte, vielleicht Tausende von Afrikanern, auch wenn sie nur im Verdacht standen, den Mau-Mau Vorschub zu leisten oder mit ihnen

zu sympathisieren, von den Weißen freihändig erschossen. Jeder Weiße hatte das Recht, jeden Afrikaner in den gefährdeten Gegenden zu stellen und niederzuknallen, wenn er nicht antwortete oder stehenblieb. «Ich sah», so erzählte ein Weißer einmal offenherzig, «einen Kuk (Kikuyu) vom Zug springen, als er heute morgen in die Station einfuhr. Ich zog meinen Revolver und rief ‚Halt!', und verdammt noch einmal, der Bursche hielt. Ich hätte ihn mit Leichtigkeit umlegen können.»

Der Aufstand wurde so für den Augenblick blutig unterdrückt. Aber ist damit das Problem gelöst, das er stellte? Mit nichten. Die Zustände, aus denen er herausgewachsen ist, bestehen so ziemlich unverändert fort. Und die weiter in Geltung befindlichen Unterdrückungsmaßnahmen der Engländer tragen dazu bei, neue Erbitterung zu wecken. Noch werden rund 41 000 Afrikaner — Männer, Frauen, Kinder — in Massenlagern gefangengehalten, darunter — wie Miß Fletcher enthüllt hat — Jugendliche jedes Alters, z. B. Mädchen von 12 bis 15 Jahren, Menschen zumeist, die entweder nie rechtmäßig abgeurteilt und auf bloßen Verdacht hin verhaftet wurden oder, *wenn* sie verurteilt wurden, ihre Strafe bereits abgebüßt haben, ja sogar solche, die als unschuldig befunden wurden, aber doch als «gefährliche Elemente» auf unbestimmte Zeit hinter Stacheldraht leben müssen. Wohl sollen nach einer Mitteilung des Ministers für Innere Sicherheit in Kenia, Cusack, in absehbarer Zeit 17 000 Gefangene freigelassen werden, aber gleichzeitig werden jeden Monat im Durchschnitt 800 neue Afrikaner in die Lager eingeliefert, so daß die Lücken bald wieder ausgefüllt sein dürften.

Kenia bleibt damit ein Vulkan, der jederzeit wieder verheerend ausbrechen kann. Und die weiße Herrenschicht meint, eine neue Katastrophe mit Polizeiterror und Rassentrennung verhindern zu können — wenn sie sich der Gefahrenlage überhaupt bewußt ist! Kenia gilt eben bei nicht wenigen Weißen als eine Art Schlaraffenland, in dem man möglichst ungestört dem Genuß zu leben imstande sein müsse. Nairobi insbesondere, die Hauptstadt, ist, wie John Gunther schreibt,

«auch der Sammelplatz einer internationalen Lebewelt . . ., von Menschen, die von Milch und Honig leben, ein spielerisches Dasein in herrlicher Umgebung führen, sich um die Steuern zuhause drücken und sich damit vergnügen, Löwen zu schießen und sich gegenseitig ihre Frauen abzujagen. Mehr als eine andere Stadt in Afrika (Tanger vielleicht ausgenommen) hat es die korrupten Reichen und die Abenteurer angezogen, die schnell ein Vermögen machen wollen. Diese aufpolierte Gesellschaft dachte im großen ganzen überhaupt nicht an den Hexenkessel, auf dem sie saß. Und doch ist Nairobi nur zehn Kilometer vom nächsten Kikuyureservat entfernt!»

Diktatur in Rhodesia Womöglich noch ausgeprägter als in Kenia ist die Diktatur der weißen Oberklasse in *Britisch Zentralafrika*, das seit 1953 selbständiger Bundesstaat ist. Es besteht aus drei Ländern mit eigenen Regierungen: Südrhodesia, mit

2 000 000 Afrikanern und 160 000 Weißen, Nordrhodesia (1 860 000 Schwarze, 45 000 Weiße) und Nyassaland (2 400 000 Schwarze, 4000 Weiße). Die Föderation zählt so im ganzen 6 500 000 Afrikaner und 210 000 Weiße auf einem Flächenraum, der zweieinhalbmal so groß ist wie Spanien.

Die Farbenschranke ist in Britisch Zentralafrika streckenweise höher als sogar in Südafrika mit seiner wahnwitzigen «Apartheid»-Politik, aber offiziell strebt die neue Föderation nach einer friedlichen Zusammenarbeit von Schwarz und Weiß — freilich mit selbstverständlicher Vorherrschaft der Weißen. Im Bundesparlament sitzen wirklich sechs Afrikaner, die freilich nur die Rolle eines Feigenblattes zur Verdeckung der «nackten Tatsache» des unbedingten Herrentums der Europäer spielen. In *Südrhodesia* zum Beispiel gehört die Hälfte des Bodens den Weißen, die nicht einmal acht Prozent der Bevölkerung ausmachen. Und wie in Kenia, gehört ihnen das *beste* Land. Wenn es aber die Umstände in den Augen der Weißen erfordern, wenn namentlich irgendwo Bodenschätze auf dem Gebiet eingeborener Stämme entdeckt werden, wird die schwarze Bevölkerung einfach fortgeschafft, oft in ungesunde, tsetseverseuchte Gegenden, wo die Deportierten nicht einmal die Sprache verstehen.

Nordrhodesia, fast zweimal so groß wie Südrhodesia, ist das Land des Kupfers. Sein «Kupfergürtel», der jüngste der großen Bergwerksbezirke der Welt, liefert etwa 15 Prozent des Kupfers der von den Westmächten beherrschten Länder und ist das zweitreichste Kupferlager der Welt. Dank diesem Mineralreichtum erlebte Nordrhodesia in den letzten Jahrzehnten einen phantastischen wirtschaftlichen Aufschwung. Den Löwenanteil am Ertrag der Kupferindustrie sicherte sich das amerikanische Kapital, das heute tatsächlich in ganz Afrika die Bergwerksindustrie beherrscht. Traurig, aber bezeichnend ist, daß sich der Rassenkampf in Nordrhodesia nicht zuletzt auch zwischen weißen und schwarzen Arbeitern abspielt. Im Kupferrevier arbeiten etwa 37 000 Afrikaner und 6000 Weiße. Beide Teile haben kräftige Gewerkschaften, die aber in offener Feindschaft gegeneinander stehen. Die weiße Gewerkschaft nimmt keine Schwarzen auf und kämpft seit Jahren erfolgreich für die Aufrechterhaltung ihrer Monopolstellung in den gelernten Berufen. Die weißen Bergarbeiter in Nordrhodesia haben sich so wahrscheinlich die höchste Lebenshaltung unter den Grubenarbeitern der ganzen Welt gesichert, Amerika nicht ausgeschlossen. Sie haben — nach John Gunther —

«ausgezeichnete, mit Staatshilfe erbaute Wohnungen zu niedrigen Mietpreisen, Gartenstädte, sehr gute Sozialdienste, die Möglichkeit, billige afrikanische Dienstboten anzustellen, und Löhne, die für gelernte Untertagsarbeit über 2000 Pfund Sterling im Jahr (etwa 25 000 Franken) ausmachen ... Der Hauptklagepunkt der Afrikaner ist, außer der Farbenschranke, die schreiende Ungleichheit der Löhne. Der Durchschnittslohn der europäischen Untertagsarbeiter beträgt 105 Pfund im Monat; der-

jenige der Afrikaner ist oft nicht höher als 6 Pfund. Die Afrikaner bekommen zwar einige Dienstleistungen gratis, die die Europäer bezahlen müssen, und haben auch freie Wohnung und Verpflegung. Aber auch so ist es in den Augen der meisten Beobachter ein Skandal, daß der Weiße annähernd *siebzehnmal mehr* Barlohn erhält als der Schwarze.»

Außerhalb der Industrie ist die Rassentrennung in den beiden Rhodesien, wie schon gesagt, vielfach schärfer als irgendwo sonst in Afrika, auch als in Kenia und in der Südafrikanischen Union. Es sei nochmals John Gunther als unverdächtiger Zeuge angeführt:

«Als wir in Lusaka (Nordrhodesia) waren, durften dort Afrikaner die meisten Europäerläden nicht betreten, sondern mußten durch eine Öffnung nach außen bedient werden. Im Staub oder Regen standen sie in dunklen Gängen neben oder hinter dem Laden an, wo eine Art Schiebeloch mit einem kleinen Sims in die Mauer eingelassen war. Durch diese Öffnung hindurch brachten sie ihre Wünsche vor, und wenn der weiße Verkäufer drinnen geruhte, sie zu beachten, wurde ihnen die Ware durch das Loch zugeschoben. Irgendwelche Artikel berühren oder in die Hand nehmen durften die Afrikaner nicht; sie durften das Gewebe eines Stückes Stoff nicht befühlen oder irgend etwas probieren und hatten keinerlei Möglichkeit, sich umzusehen oder etwas auszuwählen ...

In Lusaka gibt es kein Kino für Afrikaner, kein Theater und keine öffentlichen Erholungsstätten für sie. Auf der Post ist die Rassentrennung theoretisch abgeschafft, aber das Postbüro, das wir sahen, hatte zwei Eingänge, und die Afrikaner wurden in einen dunklen Gang hineingequetscht, der nur ein Viertel so groß war wie die weiße Abteilung*.»

In Südrhodesia — und ähnliches gilt weithin auch für Nordrhodesia — dürfen die Afrikaner keine Feuerwaffen besitzen, kein weißes Hotel betreten, keinen europäischen Alkohol trinken (was wirklich kein Schaden ist), nicht ohne Passierschein in den Städten abends ausgehen und müssen in scheußlichen Wohnlöchern hausen. In den Zügen gibt es besondere Abteile für Afrikaner; Speisewagen, Bahnhofrestaurants und Wartesäle dürfen sie nicht betreten.

Wählen darf in Südrhodesia kein Afrikaner, wenn er nicht erstens mindestens 240 Pfund im Jahr verdient oder Fahrhabe im Werte von 500 Pfund besitzt, und zweitens nach der Primarschule noch weitere drei Jahre Unterricht gehabt hat. Nur etwa 2000 Eingeborene von zwei Millionen erfüllen diese Bedingungen. In Nordrhodesia haben bei den ersten Bundeswahlen von rund 1,9 Millionen Afrikanern genau *drei* Mann gestimmt. «Demokratie» in der «freien» Welt!

---

* Auch in der Rechtsprechung werden die Afrikaner in mehr als anstößiger Weise schlechter behandelt als die Europäer. Aus einer im «New Statesman» (30. Juni) veröffentlichten Liste seien nur zwei oder drei Fälle herausgegriffen, alle aus Nordrhodesia. Ein Europäer mißhandelte einen Neger so roh, daß dieser nur durch eine Operation auf Tod und Leben noch gerettet werden konnte. Strafe: drei Monate Zwangsarbeit. Afrikaner boxten einen Europäer herum, der einen Neger mit seinem Auto getötet hat, ohne ihn ernstlich zu verletzen. Strafe: 15 bis 20 Monate Zwangsarbeit. Zwei Afrikaner stahlen 16 Hemden in einer Handelsunternehmung. Strafe: 12 Monate Zwangsarbeit. Ein Europäer stahl aus einer Staatskasse 157 Pfund. Strafe: Erlassen, mit dreijähriger Bewährungszeit. Afrikaner, so wird angenommen, empfinden eben eine Strafe viel weniger hart als die feiner veranlagten Europäer ...

Widerstand in Nyassaland Nicht besser sieht es im dritten Land der Föderation aus, in *Nyassaland*. Es ist zu 99,6 Prozent schwarz, wird aber absolut von den Weißen beherrscht. Mit gutem Grund wehrten sich darum die Nyassaländer sozusagen bis zum letzten Mann gegen ihre Eingliederung in die Föderation, deren Zweck kaum etwas anderes ist als die Loslösung der drei Kolonien vom «allzuweichen» Londoner Kolonialamt und ihre Unterstellung unter die weiße Kapitalisten- und Siedlerschicht, vor allem unter die besonders rassenbewußte Herrenklasse Südrhodesias. (Bis jetzt sind sowohl Nyassaland als Nordrhodesia formell noch Protektorate, die von London aus beaufsichtigt werden.) Ihr Kampf war vergeblich. Im August 1953 brach zwar im Gebiete des Cholostammes und in den Nachbarbezirken ein Aufstand aus, der an die Mau-Mau-Revolte erinnerte, sind doch die Afrikaner auch in Nyassaland durch die weißen Siedler auf so enge Räume mit minderwertigem Boden zusammengedrängt, daß sie wie in Kenia zuwenig zum Leben und doch immer noch zuviel zum raschen Sterben haben. Aber die Erhebung wurde bald niedergeworfen. Dabei ereigneten sich einige Zwischenfälle, deren bewegendsten in Kürze zu erzählen ich mir nicht versagen kann*.

Der angesehenste Afrikaner in Nyassaland war der Häuptling Phillip Gomani, der inzwischen gestorben ist. 32 Jahre lang war er Oberhaupt der Angoni gewesen und hatte immer den Engländern tätige Ergebenheit bewiesen. Aber als der Plan einer zentralafrikanischen Föderation auftauchte, wollte er nichts von einer Unterwerfung Nyassalands unter die Oberhoheit weißer Rassenfanatiker in Rhodesia wissen und ermutigte auch sein Volk zum Widerstand dagegen. Doch verbot er streng jede Gewalttätigkeit, hatte er doch vom Christentum, dem er anhing, und von Indien gelernt, was passiver Widerstand ist. Alle Kundgebungen, so verlangte er, sollten gewaltlos erfolgen und einfach Ausdruck friedlichen Protestes gegen eine dem Afrikanertum schwer abträgliche Maßnahme sein. 32 weitere Nyassa-Häuptlinge schlossen sich ihm an.

Trotzdem beschlossen die Engländer, Gomani zur Vermeidung allfälliger Unruhen vorsorglich zu verhaften. Er wurde beschuldigt, «seine Befugnisse als Eingeborenenführer zu mißbrauchen und das Gesetz zu mißachten». Als bekannt wurde, daß ihr Häuptling von der Polizei abgeführt werden sollte, versammelten sich viele Stammesangehörige vor dem Hause Gomanis. Die ganze Nacht brannten Feuer unter dem Sternenhimmel. Beim Licht einer Sturmlaterne wurde aus der Bibel vorgelesen; Gebete und Gesänge stiegen empor, ja man sang sogar «God save the Queen» in der Sprache der Chinyanja.

---

* Das Folgende nach einem Bericht Pfarrer Michael *Scotts*, des großen Verteidigers der Schwarzen und Augenzeugen der Vorfälle.

Der alte Häuptling saß mit seiner Frau und seinen Räten an einem der Feuer. Da er, ein kranker Mann, an Zitterkrampf litt, mußte er von seiner sanften Frau in die Arme geschlossen werden, damit er nicht ins Feuer stolpere, als er zum Gebet aufstand. Arme und Beine hin und her schwingend, rief er seine Leute auf, ihr ganzes Vertrauen auf Gott und Christus zu setzen und in keiner Art und Weise zu Gewalt zu greifen. Kein Haß noch Zorn lag in seiner Stimme, als er zu Gott, zu Jesus Christus und zur Königin flehte, die Lage seines Volkes anzusehen und sich all seiner Ängste und Sorgen zu erbarmen.

Auch auf den fernen Bergen brannten Feuer, und die Menschen versammelten sich in den Dörfern, um zu hören, was kommen würde. Als die Morgendämmerung rosig anbrach, wurde im Dorfe Gomanis noch ein Kapitel aus Jesaja vorgelesen, und dann gingen die Leute an ihr Tagewerk. Plötzlich rannte ein junger Bursche herbei und kündete die Ankunft der Polizei an. Der befehlhabende Offizier forderte den Häuptling zur Ergebung auf. Gomani wollte seinen Leuten erklären, daß er nicht freiwillig sein Heim und sein Volk verlasse, und sagte zum Offizier, er sei immer noch Häuptling seines Stammes, wenn auch die Regierung vielleicht beschließe, ihn zeitweilig seiner Stellung zu entheben. Der Offizier ließ sich jedoch auf keine Verhandlungen ein und machte Miene, den Häuptling zu verhaften. Sooft aber die Polizisten Hand an ihn legen wollten, schritten die Afrikaner ein und erklärten, lieber selber ins Gefängnis zu gehen als ihren Häuptling abführen zu lassen. Die Lage wurde ungemütlich, und der Offizier befahl, gegen die Menge mit Tränengas vorzugehen, nachdem die schwarzen Soldaten (wie später durchsickerte) sich geweigert hatten, einen Angriff mit Knüppeln zu machen.

Schließlich wurde Gomani doch in den Polizeiwagen gedrängt; aber ganze Reihen von Afrikanern stellten sich quer über den Weg, so daß der Wagen nicht weiterkonnte. Der Häuptling wurde von seinen Leuten wieder aus dem Wagen gehoben und in den Busch mitgenommen. Die Polizei wagte nicht, zu folgen; sie war offenbar zu verlegen. Scott, der Häuptling und einige andere Männer konnten nach schweren Mühsalen die Grenze überschreiten und auf portugiesisches Gebiet gelangen. Die Portugiesen lieferten aber Gomani den Engländern aus, die ihn in ein Spital brachten. Bald nachher starb er, noch bevor ihm der Prozeß gemacht werden konnte.

In diesem Fall unterlag das tapfere Häuflein Afrikaner mit seinem Widerstand gegen die britische Herrschaft. Man fragt sich aber, was geschähe, wenn eine *allgemeine* Bewegung zivilen Ungehorsams, so wie sie 1952 in Südafrika bereits einmal begonnen hat, die afrikanischen Massen ergreifen würde. Die Herrschaft des weißen Kolonialismus müßte so gründlich erschüttert werden und schließlich zusammenbrechen, wie das unter Gandhis Führung in Indien der Fall war. In-

zwischen flammen da und dort organisierte Streiks der schwarzen Arbeiter auf. Auch in Nordrhodesia. Die afrikanische Bergarbeitergewerkschaft gewann 1953 einen bedeutenden Streik, verlor aber einen neuen Ausstand zwei Jahre später. Immerhin stellten die Grubengesellschaften 32 000 Streikteilnehmer wieder ein, ohne sie zu maßregeln — zum großen Leidwesen der weißen Gewerkschaft, die schon auf eine Zerschlagung der schwarzen «Konkurrenz» gehofft hatte. Und vorderhand vermag man nicht gut zu sehen, wie angesichts der überlegenen Machtmittel der Weißen und der Zusammenhaltlosigkeit und intellektuellen Rückständigkeit des Großteils der Schwarzen neue Streikbewegungen der afrikanischen Arbeiter Erfolg haben könnten. Aber damit ist nicht gesagt, daß es in naher Zukunft nicht doch zu schweren Zusammenstößen zwischen den weißen Herren und den schwarzen Sklaven — so muß man sie doch wohl nennen — in Afrika kommen werde. «Weitblickende Menschen», so stellt auch John Gunther fest, «machen sich Sorgen darüber, was geschehen wird, wenn mit dem unaufhaltsamen Fortschritt der Industrialisierung die weiße und die schwarze Bevölkerung auf viel breiterer Front näher aneinander heranrückt. Tausende und aber Tausende von Afrikanern werden in den nächsten paar Jahren aus den Reservaten ausbrechen und in die Fabriken und Städte wandern. Die Konfliktsmöglichkeiten sind dann, wie nur zu klar ist, schlechthin grenzenlos.»

14. Juli. *Hugo Kramer*

STIMMEN

Carl Dallago: . . . Daß der Papst den Weltkrieg «eine ehrlose Menschenschlächterei» nannte, ändert wenig an der viel maßgebenderen Tatsache: daß die kriegführenden Staaten und deren Lenker der offiziellen Kirche unterstehen, und zwar so, daß dieser die Weisung und Unterweisung jener im Christlichen, als dem Religiösen, anvertraut ist. Wenn nun diese Völker und Staatenlenker, die von der Kirche im Christlichen offiziell unterwiesen worden sind und sich als Christen ausgeben lassen, durch ihre politische Tätigkeit einen Weltkrieg zu entfesseln vermochten, und die Kirche nach wie vor ihr offizielles Gepräge in diesen Staaten beibehält, ist zweifellos festgestellt, daß die existentielle Beschaffenheit dieser offiziellen Kirche *nicht* die wahre christliche ist . . .

Worte von Leonhard Ragaz

Krieg und Frieden

Krieg und Frieden – das ist der Angelpunkt, um den sich all unser Denken und Empfinden dreht und von dem wir nicht loskommen. Es ist eben nicht ein gewöhnlicher Krieg, der als eine besondere Erscheinung neben andern herginge und neben dem wir mit mehr oder weniger Ruhe unsere gewohnten Geschäfte weiter betreiben könnten, es ist *der* Krieg, der Krieg, der das Auflodern der alten Welt im Feuer, den Zusammenbruch unserer Zivilisation bedeutet, der Krieg, der unsere große, allgemeine, entscheidende Lebensfrage geworden ist. Und so ist es nicht ein Friede wie ein anderer, um den unser Denken sich bewegt, sondern *der* Friede, der Friede, der unsere Welt retten muß, der Friede als dauernder Zustand, als die Zukunft der Menschheit. (1914)

Das kriegerische Ideal

Wir müssen uns klarmachen, daß *das kriegerische Ideal* noch eine ungeheure Macht über die Menschenherzen besitzt. Dürfen wir uns darüber wundern? Ist es doch ungezählte Jahrtausende nicht bloß ein Ideal neben andern, sondern recht eigentlich *das Ideal* der Menschen gewesen ... *die Macht und Herrschaft dieses Ideals über die Menschen ist eines der stärksten Bollwerke des Krieges.*

Warum wir den Frieden wollen

Wir wollen nicht den Frieden, weil wir die sogenannte Kultur über alles schätzen. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir es gut und bequem haben möchten. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir anstelle des Großen und Heldenhaften im Leben das Kleine und Philisterhafte setzen möchten. *Wir wollen überhaupt nicht Frieden um jeden Preis.* Der Friede ist uns nicht an sich das Höchste, sondern bloß eine Frucht des Höchsten. Wir wollen auch kein schwächliches Nachgeben und Vermitteln statt des entschlossenen Kampfes um die Wahrheit. Wir wollen kein süßes, weibisches, sondern ein herbes, männliches Christentum; wir wissen, was das Wort des Meisters bedeutet: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.»

Und trotzdem, ja gerade darum sagen wir mit ihm: «Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen.»

Befreiung vom Trug

Wir wollen uns zuerst von allem Trug zu befreien suchen. Der Krieg teilt mit andern Dingen, die keineswegs gut und groß, sondern durchaus böse sind, die Eigenschaft, daß er sich in ein verführerisches

Gewand kleidet, sich mit dem Glanz des Ideals umgibt. So machen es ja auch der Mammonismus, der Alkohol, die sinnliche Leidenschaft jeder Art. Sie scheinen poetisch, heldenhaft, lebenserhöhend und sind doch wüst und zerstörend. Der Krieg ist von weitem herrlich, in der Nähe grauenvoll ... Nein, diese Herrlichkeit des Krieges ist eine dämonische Herrlichkeit. Nein, vor dieser Wirklichkeit des Krieges sinkt das kriegerische Ideal in den Staub.

Vor dem *wahren* Gott und dem *wahren* Menschen besteht das kriegerische Ideal nicht.

Das kriegerische Ideal sinkt dahin vor dem *wahren Gott* und dem *wahren Menschen*.

Es sinkt dahin vor dem wahren Gott. Der Gott der Schlachten, von dem heute so viel geredet wird, der Herr der Heerscharen, den man für die Kriegsheere in Anspruch nimmt, ist nicht der Gott, den ein zu wahrer Menschlichkeit erwachtes Herz und Menschengewissen als solchen erkennen und verehren kann. Von dem *wirklichen* Gott kommt uns das Gebot entgegen: «Du sollst nicht töten!» Ob es einst auf steinerner Tafel geschrieben gewesen sei oder nicht, jedenfalls ist es auf die Tafel unseres Herzens geschrieben und wird von uns als göttlich erkannt.

Vor dem wahren Menschen

Und wie vor dem wahren Gott, so fällt der Krieg dahin vor dem wahren *Menschen*. Den Krieg, den wirklichen, lieben kann man nur, solange man noch nicht zum wahren Menschentum erwacht ist oder wenn man dieses vergessen hat. Je mehr man weiß, was Mensch sein heißt, je mehr man jeden Mitmenschen als *Menschen* empfindet, auch den eines fremden Volkes, desto mehr wird das, was der Krieg verlangt, innerlich unmöglich, desto mehr wird das Töten des Krieges ein *Morden*. Dem wirklich Mensch gewordenen Menschen fällt die Waffe aus der Hand.

Vor Christus

Darum sinkt das kriegerische Ideal zusammen vor *Christus*. Von ihm sagen wir ja, daß in ihm Gott und Mensch sich vereinigt hätten. Wie wir diese Aussage auch verstehen, dies Bekenntnis legen wir doch alle ab: der Gott, vor dem unsere Seele sich beugt als dem *wirklichen* Gott, das ist der Gott, der in der Reinheit und Güte Jesu Christi uns entgegentritt, der Mensch, vor dem wir in tiefster Ehrfurcht stehen, ist der Mensch nach dem Bilde Christi. Und nun frage ich: wie besteht das kriegerische Ideal vor Christus? Lasset das Bild Christi vor uns aufsteigen in seinem Lichterglanz, und dann bringet Waffen herbei, blutbefleckte Kanonen und Bajonette und verstümmelte Leichname – wo bleibt die Herrlichkeit des Krieges?

Das Kreuz hat das Schwert zerbrochen

Vor dem wahren Menschentum, das das *göttliche* Menschentum ist, bricht das kriegerische Heldentum zusammen. Der Christusmensch ist größer als der Mensch, der im Kriege sich berauscht; das Kreuz hat das Schwert zerbrochen, und es ist eine furchtbare Verkehrung der Wahrheit, wenn ein Kreuz der Lohn sein soll für Taten des Schwertes; das ist ein Stück der fortwährenden Kreuzigung Christi durch die Christen!

Das Hervortreten der Söhne Gottes

Darum tönt hoch über allem Klang der Heldenlieder das Wort: «Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen.» Die *Söhne Gottes*, das ist das neue Geschlecht, dessen Anfänger Jesus Christus ist, das sind die Vertreter göttlichen Menschentums. Das sind die Menschen, in denen anstelle des tierischen Wesens mit seinem Machtdurst und Rachedrang, seinem Zornmut und Haßfieber der *Geist* mit seinen hohen menschlichen und übermenschlichen Zielen getreten ist. Diese Menschen sind bekleidet mit Größe; denn sie stehen zu Gott als freie Söhne und Mitarbeiter. Sie tragen in der Seele den Reichtum göttlichen Lebens. Vor ihnen leuchtet das Ziel einer erlösten Erde und einer erlösten Menschheit. Sie haben dafür gewaltige Kämpfe zu führen, sie haben dafür wichtige Arbeit zu tun. Sie kämpfen gegen das Dämonenreich des Lasters, der Lüge, der Finsternis jeder Art; sie arbeiten für ein Reich der Gerechtigkeit und Bruderschaft. Sie tragen lichte Zukunftshoffnungen in der Seele. Im Lichte des Großen, das sie kennen und wollen, wird ihnen auch das an sich Unbedeutende groß. So sind sie überall vom Großen umgeben; überall ist ihnen das Leben bedeutungsvoll; jede Stunde trägt in sich Ewigkeitswert; überall tritt ihnen Aufforderung zum Heldentum entgegen, und den Kampf gegen den Tod kämpfen sie jeden Tag. Solchen Menschen, den höheren Menschen, die doch nur die wahren Menschen sind, kann das kriegerische Ideal keinen Eindruck mehr machen. *Es ist ihnen viel zu klein. Es ist das Knabenideal der Menschheit.* Aber wenn es *einst* ein gewisses Recht hatte, beginnt es nun wüst und roh zu werden. Darum macht solchen Menschen alles kriegerische Gepränge keinen Eindruck mehr. Waffenrock, Lanze und Gewehr, die andere begeistern, tun ihnen weh, weil sie vom Töten, von roher Gewalt reden. Und das ist der Weg zur Überwindung des Krieges: *das Hervortreten der Söhne Gottes.* Das Reich dieser Menschen muß aufsteigen über Blut und Grauen.

Das Schwert des Kreuzes

Das Schwert bleibt auch uns wichtig neben dem Kreuz: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» *Dieses* Schwert gehört zum Kreuz – nur in einem anderen Sinne, als man

heute meint. Wir bedürfen der Schwertträger auch im Reiche Gottes. Nicht Zufall ist es, daß die meisten der großen Gottesmänner so gerne in kriegerischen Bildern geredet haben, daß die Bibel, das Buch des Friedens, widerhallt vom kriegerischen Ton. Die Wahrheit, die Liebe, das Gottesreich führen Krieg. Sie bedürfen der Krieger. Sie bedürfen der Helden, und zwar noch ganz anderer Helden als der der Schlachtfelder, Menschen, die noch ganz andere Schrecken aushalten können, und zwar ohne Rausch. Das war auch eine Ursache, Macht des falschen kriegerischen Ideals: daß unser Christentum so wenig Heldenhaftes, so wenig Aufforderung zum Heldentum in sich trug. Aber wenn es nun erwacht – und es erwacht gewiß! –, wenn die großen Kämpfe des Gottesreiches beginnen, die sich vorbereiten, dann wird hier eine Bahn des Heldentums frei, die in den Seelen keinen Raum mehr läßt für die Sehnsucht nach einem andern. Dann ist der Krieg, der blutige, der nie ein heiliger heißen kann, aufgehoben in dem wahrhaft heiligen Krieg, dem Krieg, an dessen Ende auch steht, neben allem andern, die Erlösung vom Krieg – Freude, Friede auf Erden! (1914)

Der Krieg, die Leere, das Gottesreich

Es ist eine Leere entstanden, eine furchtbar schmerzliche, eine unendlich freudige: denn siehe, vor uns erhebt sich nun, dem Blick freigeworden, das einzige, was bleibt, was mehr ist als alles Verlorene, was alles Verlorene in sich schließt: *das Gottesreich* selbst. Nie seit den Tagen des Urchristentums ist es so in den Mittelpunkt getreten wie heute. *Seine* Probleme sind nun unser Hauptanliegen, darauf läuft alles hinaus; das ist der Kampf und Sieg, der nun begonnen hat; das ist der *größte* Gewinn. (1915)

Die zwei Wege

1. Der Weg höchster Freiheit

Es waltet ein Gericht über allem, was *bloß* von der Welt ist; es wird vom Glutwind der Vergänglichkeit verzehrt. – Es gibt aber einen andern Weg, und er ist's, den Jesus mit diesen viel mißverstandenen Worten (Matth. 6, 25–33) zeigt. Es ist der Weg höchster Freiheit, den *die Bürger des Gottesreiches*, die Söhne und Töchter des himmlischen Vaters, gehen. Sie leben nicht von der Welt, wie sie auch nicht *für* sie leben. Sie kennen eine höhere Wirklichkeit, an die sie gebunden sind: das ist der Vater selbst und sein Reich. Ihr Gott ist nicht, wie der Heiden Gott, nur das letzte Wort der Welt, nur ein anderer Ausdruck für Natur und Naturordnung oder Schicksal, er ist der, der die Welt in der Hand hält, der im Regimente sitzt, der lebendige Gott, der helfen *kann*, der treue Vater, der helfen *will*, der Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der die Haare auf ihrem Haupte

gezählt hat. Sie aber sind seine Kinder, seine Söhne und Töchter, von seinen Engeln umgeben, von seiner Treue getragen, der Ewigkeit teilhaftig und von unendlichem Wert. Wenn sie das wissen, wenn dieser Gott ihnen eine Wirklichkeit, ja *die* Wirklichkeit ist, dann sind sie in der Lage, ein völlig anderes Leben zu führen als die Heiden. Sie leben von Gott und für sein Reich. (1915)

Zu einer Festschrift für Fr. W. Foerster

Nach dem Weltuntergang, den die Katastrophe von 1945 für die Deutschen bedeutete, waren sie gezwungen, wieder neu zu beginnen. Konnte man dabei Foerster außer Acht lassen, der, im amerikanischen Exil lebend, den vorausgesagten Sturz Deutschlands verfolgen konnte? Niemals! Es galt, ihn dem deutschen Volke wieder bekanntzumachen, standen doch die Jüngsten, die noch Kontakt mit ihm hatten, bereits in den fünfziger Jahren. Seine Werke waren der Bücherverbrennung zum Opfer gefallen. Die deutsche Jugend kannte ihn überhaupt nicht mehr.

Die 1951 gegründete Friedrich-Wilhelm-Foerster-Gesellschaft konnte in den vergangenen Jahren eine Anzahl der wichtigsten Bücher Foersters in Neuauflagen herausbringen. Auf Weihnachten 1953 erschienen unter dem Titel «Erlebte Weltgeschichte» die Memoiren Foersters, die eine Übersicht über sein gesamtes Schaffen bieten, welche seinerzeit hier besprochen worden sind. Dieses umfangreiche und deshalb auch teure Buch kann sich aber nicht jedermann leisten. Es war daher eine gute Idee der Foerster-Gesellschaft, eine Handvoll Freunde und Mitarbeiter zur Vollendung seines fünfundachtzigsten Lebensjahres seines reichen Lebenswerkes gedenken zu lassen. Die Sammlung dieser Arbeiten ist als Festschrift zu erstehbarem Preis durch die Friedrich-Wilhelm-Foerster-Gesellschaft im Aloys-Henn-Verlag, Ratingen, veröffentlicht worden. Sie ist in erster Linie den Angehörigen der pädagogischen Berufe, insbesondere deren Nachwuchsgeneration, zu empfehlen. Sie bietet darüber hinaus dem mehr historisch und politisch Interessierten reiche Anregungen, die zum Studium der deutschen Situation von heute und ihrer Beziehung zum Neubau Europas notwendig sind. Dieser kann ja nur gelingen, wenn eine gründliche geistige Klärung stattgefunden hat.

Greifen wir einiges heraus. Alfred Dedo Müller, der bekannte Verfasser des Buches «Foerster und die wirkliche Welt», behandelt «Das Problem der Wirklichkeit Gottes bei Fr. W. Foerster». «Für die Entwicklung des Christentums in den letzten Jahrhunderten», erklärt er, «wäre im besonderen an die Privatisierung der Frömmigkeit im Pietis-

mus zu denken, die zu einer völligen Passivität, ja Interesselosigkeit den ungeheuren Aufgaben der Weltdeutung und Weltordnung gegenüber führte, die durch die moderne Wissenschaft und die sich aus ihr ergebende technische Revolutionierung der Erde hervorgerufen worden waren. So wendete sich denn erst die europäische Bildungswelt, die diese Arbeit trug, und dann die Arbeiterschaft, die am stärksten von ihr betroffen war, enttäuscht von aller Art von Wissen um der Gottheit willen und auch von Bildungswissen um des Menschen willen ab, einem reinen Arbeitsleistungs- und Herrschaftswissen zu, das ganz auf Organisation und praktische Bewältigung wirtschaftlich-technischer und sozial-politischer Ordnungsaufgaben gerichtet war.»

Nach dem deutschen Soziologen Max Weber gilt die «Ablehnung religiöser Gebundenheit» unwiderruflich als selbstverständliches Kriterium der «Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft». Demzufolge kann die Wissenschaft im Prinzip «alle Dinge durch Berechnen beherrschen». Es ist also alles kalkulierbar. Foerster aber will die Wissenschaft wie alles menschliche Erkennen vom christlichen Wirklichkeitsverständnis her in das Licht einer unbedingten Kritik gestellt wissen. Ohne diese wird der Mensch zum bloßen Knecht der sinnlich erfaßbaren Welt. Foerster erkennt darin die Gefahr der Vergötzung: «Das moderne Leben ist ein ungeheurer Götzendienst, in dem täglich neue Götzen die alten verdrängen und wo jede erhabene Rangordnung der Güter und Zwecke verloren gegangen ist.» So läuft der moderne Mensch Gefahr, daß, ob der religiösen Beziehungslosigkeit, in der er lebt, alle seine Berechnungen zu Fehlrechnungen werden.

In seinem Aufsatz «Staatsautorität und Staatsbürgerfreiheit» behandelt Adalbert Ekowski das Mißverhältnis zwischen Autorität und Freiheit, wie es sich in der deutschen Geschichte so verhängnisvoll ausgewirkt hat. Druck und Zwang verbildete die freiwillige Mitarbeit des Staatsbürgers in jenen unbedingten Gehorsam, der als Kadavergehorsam den Menschen zum willenlosen Werkzeug der Obrigkeit erniedrigte. Er kommt zur Erkenntnis: «Autorität ohne Freiheit ist Barbarei, Freiheit ohne echte Autorität Anarchie.»

Karl Buchheim bietet in seiner Abhandlung «Fr. W. Foersters Bedeutung für die politische Erziehung in Deutschland» ein sehr lesenswertes neues Geschichtsbild Deutschlands, geläutert auf Grund der Erkenntnisse Foersters. Es ist ihm daran gelegen, für Deutschland neue Fundamente zu schaffen. Hören wir: «Der Staat muß daran sterben, wenn er sich auf die Dauer jenseits des Sittengesetzes stellt. Darüber haben wir Deutschen einen eindringlichen Anschauungsunterricht erhalten.» «Die Aufgabe des nationalen Gedankens liegt heute bei uns im Innern: Herrengefühle von oben und Untertaneninstinkte von unten nie wieder aufkommen zu lassen.» Wir stimmen ihm dabei voll zu, insbesondere wenn er weiter sagt: «Die wahrhafte nationale Einheit Deutschlands wird immer der föderativen Gliederung bedürfen.

Ebensowenig wird die äußere europäische Föderation den nationalen Gedanken aufheben.»

Die Darlegungen Walter Mohrs «Vom Sinn der historischen Betrachtung» erklären den Sieg des preußischen Prinzips über Deutschland als die Nachahmung des Zentralismus und Absolutismus Frankreichs, den man irrtümlich als überlegene Kraftquelle betrachtete und Deutschland vom Ideengut der Zeit vor 1870 zu seinem eigenen und Europas Verhängnis abschnitt. Dankbar darf man ihm sein, wenn er das schuldhafte Verhalten des alten Reiches gegenüber der mit dem Auftreten von Johannes Hus beginnenden Emanzipationsbewegung der slawischen Völker hervorhebt. Es ist eine wichtige historische Wahrheit, daß «die radikale Assimilierung des böhmischen Landes durch die Habsburger ein erster schwerer Fehler für Europa» war. Aber «es war nicht die Entscheidung», fährt er fort, «sie lag vielmehr bei der polnischen Frage. Damals siegte zum ersten Male in eklatanter Weise das preußische Prinzip der Politik in Europa, das keine Vermittlung suchte, sondern auf kaltberechnende Aufteilungen hinstrebte.» Wie folgenschwer wirkte sich das aus! Mit Recht stellt er fest: «Es geht im zwanzigsten Jahrhundert darum, ob das Prinzip der Trennung, der Aufteilung ausschlaggebend sein soll, oder das der Zusammenarbeit.»

Ein Kernstück der Schrift ist die Arbeit von Joseph Matthias Görgen: «Fr. W. Foersters politisches Denken».

«Wo Vater und Sohn und Heiliger Geist nicht mehr herrschen, da muß sich die geschaffene Welt in ihre Atome auflösen. Aber es klingt nicht mehr glaubwürdig; denn machen sie in der Politik nicht fast alle mit jenem Zeitgeist mit, der unsere Erde von ihrer Sonne losgekettet hat?» Diese Worte Foersters umfassen unsere Zeitlage. Nach Görgen erblickt Foerster entscheidende Ursachen unserer Zerfallserscheinungen am Menschen und der Gesellschaft bei Luther und der Renaissance. «Sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat», ist Luthers Weisung an den Gläubigen. «Aber das hatte sich ja auf die Autorität des römischen Weltreiches bezogen, das die Voraussetzungen und der politische Raum war für die christliche Weltreligion», bemerkt Thomas Mann zum Pauluswort in Luthers Diktum, «während es sich im Falle Luthers um die reaktionäre Winkelautorität der deutschen Fürsten handelte.» Sie verführte Luther zur verhängnisvollen Haltung im Bauernkrieg, woraus sich die Untertänigkeit gegen die Fürsten und jede Obrigkeit entwickelte. Der Kern des Übels aber zeigte sich in der Trennung des Politischen vom Moralischen, was sich in der politischen Praxis des deutschen Volkes auf furchtbare Weise demonstrierte.

Gewiß, die Renaissance endete mit der Separation der Vernunft von den seelischen Kräften. In ihr liegen aber auch die Wurzeln der kirchlichen Zersetzung. Foerster betrachtet die deutsche Reformation als ein großes Unglück. Im Gegensatz zur schweizerischen wurde sie

vom nationalen Element, das Luther verkörperte, ausgetragen. Sie bedeutete daher den Beginn der deutschen Trennung vom Gesamteuropäischen, den Anfang der deutschen Protesthaltung. «Die Deutschen sind Protestler», sagt Dostojewskij. Nach der geschichtlichen Übersicht, die wir heute haben, erhebt sich aber doch die Frage, ob die Glaubenstrennung sich wirklich hätte vermeiden lassen, da jede Reformbewegung an der Hartnäckigkeit der kirchlichen Zentralbehörde scheitern muß.

Den französischen Schuldanteil am europäischen Niedergang sieht Foerster «an der ganzen Zersetzung der religiösen Vorstellungen» in der französischen Intelligenz. Wer die Entwicklung Frankreichs verfolgt, erkennt die tiefe Berechtigung von Foersters Urteil. Doch er übersieht das gewaltige Unglück Frankreichs, welches die brutale Ausrottung des französischen Protestantismus bedeutete, in welcher Maßnahme gerade jene Erscheinungen zu Tage traten, in deren Folge die Entwicklung des französischen Geistes jene Formen annahm, in denen Foerster eine französische Schuld sieht.

Hilty sah im französischen Protestantismus «ein regulierendes Element, an dessen Stelle nun beständig die Übertreibungen der katholischen Kirche und ihrer atheistischen Opposition, der Cäsarismus und die Korruption einer bloß auf Gelderwerb bedachten Bourgeoisie getreten sind».

Zudem hat Frankreich nebst Italien am schwersten unter den schlimmen Folgen der Renaissance gelitten. Mit der Florentinerin Maria de Medici begann sich am französischen Hof jener unheilvolle Geist auszubreiten, der mit den Medici verbunden bleibt. Der Hof wurde ein Schlangennest von Intrigen. In jener Atmosphäre verwandelte sich der mittellose päpstliche Unterhändler Giulio Mazzarini in Kardinal Mazarin, der ein Vermögen von sechzig Millionen hinterließ. Seine Nichte Mancini, die aus der Hefe der italienischen Gesellschaft jener Zeit stammte, gelangte in Paris zu großer Karriere. Gewissenlose List, das Gift und der Dolch wurden zum gebräuchlichsten Hilfsmittel der Politik. An den daraus entstandenen moralischen Schäden gingen schließlich Königtum und Kirche zugrunde. Die Nachwirkungen sehen wir im Laizismus. Die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes will von der Kirche nichts mehr wissen. Der französische Humanismus hat respektable Leistungen hervorgebracht, aber ohne die regenerativ-sittliche Kraftquelle des Religiösen vermag er dem abseits der Kirche stehenden Volk keinen den Anforderungen des Lebens gewachsenen Halt zu verleihen. Die besten Franzosen wissen um dieses Übel. Nicht von ungefähr hat gerade dieses Volk große Moralisten hervorgebracht.

Die Kritik der Bismarckschen Reichsgründung ist das Zentrum der politischen Tätigkeit Foersters. Von ihm strahlen die wichtigsten Erkenntnisse aus, die er zu deren Korrektur vorschlägt. Als Gegenkräfte

stellte er dem deutschen Volke die großen Föderalisten, den Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel von Ketteler und den Protestanten Konstantin Frantz vor. Die geistige Erneuerung des Reiches war diesen ausgezeichneten Männern innerstes Anliegen. Deren Lektüre ist wertvoll, insbesondere die Darlegungen von Frantz über die föderative Ausgestaltung des Reiches in Beziehung zu Mitteleuropa, selbstverständlich im umgekehrten Sinn wie Naumann sie erstrebte. Staatsphilosoph Frantz sagte Preußen-Deutschland kurzen Bestand und das schließliche Unterliegen gegenüber den Weltmächten England, Rußland und Amerika voraus. Foerster zog daraus die gleichen, aber selbst erarbeiteten Schlüsse.

Görgen bedauert, daß das föderative Denken in Deutschland nicht zur rechten Geltung kommt. Von der Schweiz aus haben wir die Entwicklung intensiv verfolgt. Die Gründung des Süd-West-Staates, heute Baden-Württemberg genannt, wo eine außerbadische Mehrheit die Badenser zum «Anschluß» überstimmte, machte uns nachdenklich.

Die große in Hamburg erscheinende Illustrierte «Der Stern» klagte erst vor Monaten: «Die Bundesrepublik hat zehn Regierungen mit 172 Ministern, wir müssen's bezahlen.» Und fährt dann fort, diese Erscheinungen «wurzeln in der sinnlosen staatlichen Ordnung, die seit der Geburt unserer Demokratie als schwerste Hypothek auf dem äußerlich so glanzvollen Haus der Bundesrepublik liegt: dem sogenannten Föderalismus».

Der sich überschlagende Absolutismus des Dritten Reiches ist noch nicht überwunden. Nicht zuletzt wohl darum, weil die Deutschen die Ketten ihrer eigenen Tyrannei nicht selbst abwarfen.

In der deutschen Philosophie sah Foerster stets große Gefahren des deutschen Geistes. Ihm erscheint die Heideggersche als besonders betörend. «Ist es nicht staunenswert, welche Steine statt Brot gegeben werden in einer so ungeheuren Zeit, wo man annehmen sollte, daß die Philosophien mehr als je das Bedürfnis und die Verantwortlichkeit fühlen müßten, der nach Geistesführung verlangenden Jugend wirklich geistige Erhebung, Weisheit und Erleuchtung der Lebenswirklichkeit von höchsten Erkenntnissen aus zu vermitteln? ... Warum völliges Totschweigen des Gottesglaubens als das vornehmste Problem der Philosophie?»

In der Anführung des politisch-kausalen Zusammenhanges zwischen Napoleon und Bismarck sehen wir etwas historisch Gegebenes. Die Erwähnung des napoleonischen Imperialismus und der Folgen der napoleonischen Gewaltherrschaft in Deutschland aber hat etwas Einseitiges, wenn man das nicht berührt, was Foerster zu den Ereignissen von 1870/71 und 1914/1918 aussagte. Bedeuteten sie nicht eine mehrfache Vergeltung des Vorausgegangenen? Frankreich bekam in ihnen die harte deutsche Faust bis zur Erschöpfung seiner Kräfte zu spüren.

Und war das deutsche Annexionsprogramm des Ersten Weltkrieges nicht schon die Umkehrung des napoleonischen?

Wenn Ernst Jünger napoleonische Erinnerungen noch zur Vorlage seiner literarischen Tätigkeit dienten, so gebrauchte er sie für die gewollte Entladung der geballten deutschen Energie nach außen. Im «Arbeiter» schleuderte er dem Westen in messerscharfen Worten sein «Anti» entgegen, und in der «Totalen Mobilmachung» fand er das Mittel, die von ihm für den Blutrausch mit großem Talent vorbereitete deutsche Jugend in Marsch zu setzen. Die von ihm dazu geforderte nihilistische «Gepäckerleichterung» von sittlichen Werten bedeutet eine Verirrung luziferischen Ausmaßes, die in den grauenerregenden Entsetzlichkeiten des Zweiten Weltkrieges wahrlich ihren Niederschlag fand.

In den Darlegungen Görgens finden wir Foersters Anstrengungen zur Lösung des österreichischen Problems erwähnt. Foerster zeigte darin großen Weitblick, wie er überhaupt die eng verflochtenen Zusammenhänge, Bindungen und Abhängigkeiten der europäischen Völker mit großer Kunst ins richtige Licht zu rücken verstand. Wenn er «einem alles beherrschenden Tag der Slawen einen neuen Tag der Deutschen vorzuziehen bereit ist», so legen wir alle Betonung auf den Nachsatz: «wenn es wirklich ein neuer Tag und nicht als Tag verkleidete neue Nacht sein würde». Denn der Zusammenstoß mit den Slawen begann vom Reich her mit einer deutschen Nacht. In seinem Buche «Der Untergang der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» berichtet F. Kleinwaechter, wie nach der Schlacht am Weißen Berg (1620) Habsburg seinen Sieg ausnützte: «Das Haus Habsburg begnügte sich aber nicht damit, den Gegner überwunden zu haben. Für alle Zukunft sollte ihm die Möglichkeit genommen werden, sich gegen seinen Herrn zu erheben. Eine Schreckensherrschaft setzte ein, die, verbunden mit den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, die Bevölkerung Böhmens von vier Millionen auf eine Million herabdrückte. Der einheimische Adel, die Quelle des Widerstandes, wurde vernichtet, sein Besitz eingezogen und an habsburgische Anhänger verteilt. Mit Feuer und Schwert wurde der Protestantismus ausgerottet. Das tschechische Volk, seiner geistigen Führer beraubt, wurde zu einer Nation von Bauern und kleinen Handwerkern. Die tschechische nationale Literatur und Kultur war zerstört.»

Görgen deutet mehrfach das Wiedererstehen der alten Kräfte und die Neuverfolgung der alten Machtpläne an. Sie sind nur erklärlich aus der bewußten Nichtverarbeitung der Vergangenheit. Unverarbeitetes aber unterliegt der Gefahr der Wiederholung. Die Warnung ist ernst zu nehmen; zeigt es sich doch im Saarland, daß der Ausweis, ein Nazi gewesen zu sein, wie eine Empfehlung wirkte!

Das Ziel, die Domination Europas zu erreichen, bedeutet einflußreichen Kreisen einfach die deutsche Art der Integration Europas. Das

Wissen um diese Bestrebungen müssen die nichtdeutschen Völker Europas stets im Auge behalten, sonst würden sie von gefährlichen Enttäuschungen überrascht.

Die rein ökonomische Begründung des europäischen Zusammenschlusses ist verdächtig. Man hofft, sich mit dem großen Potential an wirtschaftlicher Kraft am rigorosesten durchsetzen zu können. Erinnerungen an die Ziele des deutschen Zollvereins tauchen auf. Eine wirkliche Föderation Europas wird auf diesem Wege nicht erreicht. Die wohlerworbenen Rechte der Nichtdeutschen wären stets gefährdet.

Foerster stand der katholischen Kirche lange sehr nahe. Die Begründung dafür lag in seinem Ausspruch: «Nur die Universalkirche hat die verborgene Kraft, die völlige Auflösung Europas zu verhindern.» «Für seine Haltung gegenüber der Römischen Weltkirche nahm er in Zürich als Hochschullehrer erhebliche Nachteile in Kauf», hält Görgen fest und bedauert: «Das calvinistische Zürich wollte in seinen führenden Geistesschichtlern nichts von der Foersterschen Entdeckung über die Notwendigkeit eines kirchlichen Lehramtes wissen.» Foerster bekam in Zürich den Ordinarius nicht. Die Haltung des protestantischen Zürich war, vom schweizerischen Protestantismus aus gesehen, richtig. Zwinglis Nachfahren hatten keine Ursache, ihre eigene Sache durch Konzessionen an die Römische Kirche zu schwächen, deren Verhalten in der Zwischenkriegszeit die Erwartungen Foersters total enttäuschen mußten.

Nicht Foersters Erwartungen von der Weltkirche an sich waren falsch, sondern deren Uneinsichtigkeit und innere Schwäche. Auch Leonhard Ragaz, der in jenen Jahren an Foerster schrieb: «Sie lehrten uns wieder die katholische Kirche verstehen», gestand der Römischen Kirche einen bedeutenden Anteil am Werk der Rettung zu. An seinem Lebensende war er von ihr bitter enttäuscht.

Im spanischen Bürgerkrieg und den besonderen Unternehmungen Mussolinis nahm das kirchliche Rom Ungeheuerliches hin. Über Guernica und das blutige Osterfest von Addis Abeba kamen uns keine päpstlichen Proteste zu Gehör. Der dadurch entstandene Vertrauensverlust richtete großen Schaden an. Die nach dem großen Grauen sehr bereitwillig erteilte Generalabsolution ließ eine vorausgegangene Gewissenserforschung vermissen. Ihr in der Nachkriegszeit gezeigter bloßer Antikommunismus, den Berdiajew sehr an ihr tadelte, hindert sie, zur Lösung einer Weltaufgabe einen konstruktiven Beitrag zu leisten. Sie ist zu sehr bloß machtpolitisch interessiert, zu sehr im bloßen Weltsinne Partei geworden. Sie findet das erlösende Wort nicht. Daher breitet sich die tote Gemeinde immer mehr aus.

In seiner «Charakteristik Fr. W. Foersters» führt Prof. Dr. Hans Meyer, Würzburg, die Asylverweigerung für Foester an, der in unserem Lande doch sechzehn Jahre lang erfolgreiche Arbeit geleistet habe. Foerster erhielt bekanntlich den Rat, die Schweiz zu verlassen,

von Bundesrat Motta. Dieser Ratschlag war nicht unbeeinflußt vom persönlichen Interesse unseres Außenministers, denn nach seiner ganzen politischen Tätigkeit mußte er Foerster und sein Lebenswerk zu jener Stunde als eine Belastung empfinden, für die er nicht gewillt war, gegenüber dem Dritten Reich in die Schranken zu treten.

Mottas Asylpolitik war schweren Angriffen ausgesetzt; aber sie wurde von der katholischen Schweiz, deren Exponent Bundesrat Motta war, offiziell gutgeheißen. Die Opposition kam aus den protestantischen Zentren, der Arbeiterschaft und einigen Oppositionsgruppen. Die langjährige Praxis wirkte über seinen Tod hinaus nach. Die Zensur der Kriegsjahre verhinderte die Kontrolle des Volkes. Hätte die protestantische Schweiz um Foersters Ausweisung gewußt, wäre sie nicht erfolgt, denn die Asylpraxis der Schweiz ist vornehmlich aus der Asylpolitik der reformierten Orte herausgewachsen.

Es ist das größte Verdienst Foersters, die Krone seines Lebenswerkes, das sittliche Bewußtsein des Menschen im Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben und seiner Beziehung zur Völkergemeinschaft wieder geweckt zu haben. Seine «Politische Ethik und Politische Pädagogik» war im deutschen Sprachgebiet die erste zusammenfassende Darstellung über die Notwendigkeit ethischer Grundlagen im Volks- und Staatsleben. «Das echte staatsbürgerliche Gewissen hat seine Kraft bisher aus den Tiefen des persönlichen Gewissens erhalten, die bürgerliche Unbestechlichkeit kam aus der Unbestechlichkeit des von der Religion geweihten Charakters», heißt es in ihrer Einleitung. Es ist ein brennendes Bedürfnis, auf dieses ewige Fundament zu bauen. Weil im Abendland diese Gewissenspraxis zerfallen, ja sogar mutwillig zerstört worden war, sah unsere Zeit Menschen am Werk, die mit vollkommen abgetötetem sittlichem Bewußtsein fähig waren, durch Jahre hindurch satanische Verbrechen zu begehen. Mit großem Recht stempelte Bernanos diese Menschen zu Robotern.

Wenn es in einer Festschrift auch nicht üblich ist, den Gefeierten selbst ausgiebig und in geschlossenem Zusammenhang zu Worte kommen zu lassen, so hätten Auszüge aus Foersters publizistischer Tätigkeit an der «Menschheit» und der «Zeit» das Bild des Politikers als wortgewandten geistigen Kämpfer wertvoll abgerundet. Wir führen das nur im Sinne eines Wunsches an. Die Jugend fände darin herrliche Beispiele, auf welche Weise es gilt, seinen Mann zu stellen.

Fr. W. Foerster war stets ein Freund unseres Landes. Er hat das Wesen unseres Volkes verstanden. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Einem Fröbel war es nicht möglich. Es kommt dabei sehr darauf an, wie man uns anspricht. Findet man dabei den rechten Ton, ist der Schweizer stets bereit, zuzuhören, Herz und Sinn zu öffnen. Foerster hat in unserm Lande viele Anregungen empfangen. Hier fand er die Welt Pestalozzis und Gotthelfs. Vieles in seinem Wort und Werk erinnert uns an diese Männer. Dann erkannte er an der politischen

Struktur der Eidgenossenschaft die Bedeutung des Föderalismus zu einer Zeit, wo diese nebst Frankreich noch die einzige Republik in Europa war. Für alles aber, was er bei uns fand, beschenkte er uns reich. Er kannte unsere nationalen Sorgen und legte oft ein gutes Wort für uns ein. Er manifestierte darin das ideale Verhältnis zwischen gegenseitigem Geben und Nehmen, wie er es als Grundlage echter Völkergemeinschaft immer gepflegt wissen wollte.

In der Art und Weise, wie er sich nach 1918 für die Ehre und den guten Namen Belgiens gegenüber seinen Landsleuten einsetzte, lernten wir in ihm einen Edelmann schätzen, der sich immer der Kleinen und Schwachen annahm, sah er ihre Rechte geschmälert.

Wie er, erzpreußischer Herkunft, doch die Verkörperung der wertvollsten deutschen Traditionen war, wurde er, in außerchristlichem Milieu aufgewachsen, ein Christ, der für die Sache desjenigen, dem er dienen wollte, mehr tat als alle Kirchengrößen seiner Zeit. So wurde er für uns das große Beispiel praktizierenden Laientums, ein Rocher de bronce, welcher der Brandung der Zeit standhielt. Ohne ein solches Laientum vermag sich das Abendland nicht mehr zu behaupten.

Das wurde in Zürich schon in den ersten Jahren seiner Tätigkeit anerkannt. In der «Kirchengeschichte der reformierten Schweiz» von Hadorn, erschienen 1907, wird der Ethiker Prof. Foerster mit dem Juristen Prof. Hilty in diesem Sinne ehrend als «moderne Führer zu Christus» erwähnt.

Im gleichen Werk erhebt der Pfarrer am Basler Münster, Leonhard Ragaz, seine Stimme: «Der Ernst der Zeit wird es von selbst dahin bringen, daß es bald nur noch zwei Hauptgruppen gibt: solche, die mit Gott vorwärts wollen und solche, die ihm lieber mit Formen und Formeln dienen, sei's orthodoxen, sei's ketzerischen. Es muß sich eine unsichtbare Kirche derer bilden, denen es in Wahrheit und Freiheit doch ganzer Ernst ist, auf festes heiliges Land zu kommen.»

Was könnte man heute, ein halbes Jahrhundert später, hinzufügen?

Wer erst kürzlich in der NZZ Nr. 1152 Foersters Artikel über «Größe und Gefahr des west-östlichen Gegensatzes und die moralischen Bedingungen seiner Entspannung» gelesen hat, war von tiefer Dankbarkeit durchdrungen, die Stimme dieses greisen Gelehrten in alter geistiger Spannkraft zum Zentralproblem unserer Tage vernehmen zu dürfen. In universaler Schau zeigt er die Punkte der fundamental gegensätzlich verlaufenen historischen Entwicklung von Ost und West auf und erläutert, auf welche Weise allein dem europäischen Osten das tiefe Mißtrauen genommen werden kann, das von der nationalen Auslöschung bedrohte Völker gegenüber einem seit Generationen bekannten Aggressor wach halten. Die ganze deutsche Wiedervereinigungspolitik, deren Gedächtnis nur bis 1945 zurück reicht, erscheint uns darob, wie wir das immer fühlten, samt der diploma-

tischen Aktivität des Westens als kümmerliche Stümperei, die keine Ahnung mehr zu haben scheint, mit welchen Kräften der in unerhörter Vermessenheit aufgerissene Abgrund, der uns jetzt vom Osten trennt, noch zu überbrücken ist. Dabei sind die westeuropäischen Völker selbst noch nicht von der Gefahrlosigkeit des bereits wieder stark vom Nazielement unterwanderten politischen Gefüges Westdeutschlands überzeugt und fürchten stets noch, die Deutschen seien der Versuchung noch nicht gewachsen, eines Tages die Politik mit jenen andern Mitteln wieder fortzusetzen, die ihnen Clausewitz empfiehlt.

Darum sind Foersters Worte, die an die Verpflichtung gegenüber dem christlichen Geistesgut des Abendlandes mahnen, blutig ernst zu nehmen. Sie sind von einem Manne gesprochen, dessen ganzes Bewußtsein heute durchdrungen ist, vor den Toren der Ewigkeit zu stehen. Was tut man da anderes, als noch sein Bestes zu geben, das, um was man ein langes Leben lang gearbeitet, gekämpft, gelitten und gebetet hat? *

Kann der Westen ohne die konzentrierte Anspannung seiner Seelenkräfte sich selbst wie der in gewaltigen Geburtswehen zur Einheit sich fügenden Menschheit das geben, was er in zweitausendjährigen Anstrengungen im Reiche des Geistes und der Freiheit sich errungen hat? Steht er im Zeitalter des allgemeinen Enrichissez-vous und dem damit verbundenen allgemeinen Niedergang unserer Lebenssitten nicht in Gefahr, jetzt, in der Renaissance des begonnenen Atomzeitalters der Versuchung der materiellen Machtfülle, als dem Fürsten dieser Welt, zu erliegen? «Nur wo der Geist Gottes ist, ist Freiheit», will Foerster uns sagen. Wir haben Ursache, Tag und Nacht darüber nachzudenken. Aus dieser Quelle fließen die Wasser des Lebens. Von daher überwinden wir die Atmosphäre des Todes, die so viel Ungesühntes über uns ausgebreitet hat.

Es ist eine große Gnade über Foersters Leben für Deutschland, dessen Sohn er mit allen Fasern seines Wesens ist, aber auch für Europa und den Westen im allgemeinen. Er ist die Posaune Gottes an einem Wendepunkt der Zeiten, ein hell leuchtender Stern in dunkler Nacht.

O. Abegg

---

* Um so bedenklicher und schmerzlicher ist es, wenn Foerster in einem neueren Artikel in der «NZZ» (Nr. 1152) für die Politik des «großen Staatsmannes» Adenauer eintritt. Wie kann er übersehen, daß Adenauer die vordergründige Hauptgestalt des *alten* Deutschland nach 1945 ist und die Hauptfigur im Bündnis USA–Vatikan–Deutschland? Wie kann Foerster die verhängnisvolle Rolle dieses politischen Bündnisses übersehen?

Eine Stimme im Kampf gegen die deutsche Remilitarisierung und den militärpolitischen Wahn

Sehr geehrte Frau Abgeordnete
Sehr geehrter Herr Abgeordneter

Ich erlaube mir, Ihnen die Schrift *«Revolution im Wehrdenken»*, für deren Haupttext ich die Verantwortung trage, zu übersenden. Die Abschnitte über die *positive Revolution des Wehrdenkens* (S. 8–10) und das *«Dilemma des weißen Mannes»* (S. 17 ff.) begründen die Notwendigkeit, wehrpolitisch wesentlich anders als militärisch anzusetzen.

Anlaß zu meinem Brief an Sie ist die Nachricht, der Bundestag wolle Anfang Juli die allgemeine Militärpflicht beschließen. Unter dem Titel *«Beispiel einer verfehlten Wehrpolitik»* finden Sie (S. 15 ff.) im Text eine Gruppe von Gründen, die nach unserm Urteil zur Ablehnung des Regierungsentwurfs zwingen.

Diese Gründe werden durch gewichtige andere Gründe ergänzt, die es im ganzen unverständlich machen, wieso Bundesregierung und Bundestag überhaupt noch auf einem Wege vorwärtshasten, der offenbar falsch ist und unter der Parole einer Politik angeblicher Stärke in Zerfall und Zusammenbruch führen müßte:

1. Die allgemeine Wehrpflicht eines einseitig an die USA gebundenen Westdeutschlands zwänge den Osten zu entsprechenden Gegenmaßnahmen. Wer ihr zustimmt, sabotiert die Wiedervereinigung Deutschlands und übernimmt die Verantwortung für eine Entwicklung jenseits der Zonengrenze, die dann zu erwarten ist.

2. Die allgemeine Wehrpflicht schafft auch innerhalb Westdeutschlands keine Stärke. Da die sittlichen, strategischen und politischen Voraussetzungen einer fundierten Militarisierung in Westdeutschland nicht mehr zu schaffen sind, kann diese überhaupt nur in dem Maße gelingen, in welchem Verblendung, Mangel an Urteilsfähigkeit und Charakterschwäche in unserm Volk voranschreiten. Die sogenannte Politik der Stärke ist schon heute als Verschleuderung des geistigen, wirtschaftlichen und politischen Vermögens unseres Volkes erkennbar, ein Konkurs, der im Ergebnis nicht dem Westen, sondern dem Osten zugute kommt.

3. Im Osten, im Westen und in unserm Volk erneuert die Militarisierungspolitik mit gutem Grund die Erinnerungen an den deutschen Militarismus. Zwar fehlen diesem heute die inneren Kräfte, deren Größe das deutsche Soldatentum der Vergangenheit bedeutend gemacht hat. Aber damit verlagern sich nur seine Gefahren: früher verhängnisvoll als Instrument einer Gewaltpolitik, über die die Ge-

schichte das Urteil gesprochen hat, droht er jetzt durch ein unheilbares und ansteckendes Siechtum verhängnisvoll zu werden.

Sogar in den USA hat unsere Militarisierungspolitik einen Stimmungsumschwung zuungunsten Deutschlands eingeleitet. Warum gebietet der Bundestag Dr. Adenauer nicht Einhalt, wenn er selbst die Fähigkeit verloren zu haben scheint, seine verfehlte Politik zu revidieren?

Erlauben Sie mir, Sie zum Schluß noch auf die sachliche Unhaltbarkeit der offiziellen Auffassung hinzuweisen, unser Volk habe nur die Wahl, sich zu militarisieren oder wehrlos zu sein. Aus der Definition des modernen Krieges (vgl. S. 8 der beiliegenden Schrift) ergibt sich eine im wesentlichen unmilitärische Wehrhaftigkeit, deren Notwendigkeiten nicht zu beachten verhängnisvoll und unverantwortlich wäre. Der Text «Revolution im Wehrdenken» nimmt für sich in Anspruch, ein ernsthaftes Gutachten über diese unmilitärische Wehrhaftigkeit zu sein, ein Gutachten, das zu berücksichtigen ich Sie bitte.

Hochachtungsvoll: *Dr. Niklaus Koch*

Blick auf den Weg zum Frieden

(Aus «The Churchman», 1. Mai 1956)

Warum Amerika seine politische Haltung ändern muß

Allzu oft haben die USA auf internationalem Gebiet nicht im eigenen Interesse oder im besten Interesse der Welt gehandelt. Daraus folgt natürlich, daß die USA ihre Politik ändern müssen.

Ich bin überzeugt, die meisten Amerikaner gehen mit mir einig, daß der Weltfriede das letzte Ziel unseres Landes ist. Aber ich stelle fest, daß Amerika seit dem Zweiten Weltkrieg nicht den Eindruck einer Nation macht, die an die Möglichkeiten des Friedens glaubt, sondern eher einer Nation, die einen Krieg für möglich hält.

Dieser Eindruck stammt von unserer konsequenten Haltung Rußland und dem Kommunismus gegenüber, die vielerorts zum Ausdruck kommt. Immer und immer wieder kommt diese Haltung zum Vorschein, in Leitartikeln, in den Berichten von Presseagenturen (mit ein paar bemerkenswerten Ausnahmen, wie den Artikeln von Walter Lippmann), in Radio und Television sowie in öffentlichen Reden und Erklärungen von Regierungsseite. Was sie behaupten, läßt sich zusammenfassen in den Worten:

«Rußland ist keine normale Nation, sondern das Zentrum einer Verschwörung, um die Welt baldmöglichst und unter Ausnützung aller Mittel zu beherrschen und kommunistisch zu machen. Wir können Rußland weder trauen, noch mit ihm verhandeln, noch überhaupt

etwas zu tun haben mit diesem Lande. Das einzige, was dieses Land achtet oder fürchtet, ist die bewaffnete Macht.»

Folglich müssen die USA eine ständig stärker werdende militärische Position aufbauen. Unser Land muß andere Nationen – einzeln oder durch Bündnisse – dazu bringen, das gleiche zu tun und ihnen dabei behilflich sein. Unser Land darf nur unter der Bedingung wirtschaftliche Hilfe leisten, daß die Empfängernationen uns gegen den Kommunismus unterstützen. Unser Land muß alle Mittel anwenden – auch solche Mittel, wie Handelsbeschränkungen –, um dem Potential der kommunistischen Länder eine Grenze zu setzen. Durch solche Methoden werden die USA sich zum Festungskern (fortress) eines weitausgedehnten Verteidigungssystems machen, das die kommunistische Macht eindämmen und ihre weitere Ausdehnung verhindern kann.

Man darf wohl sagen, daß der Grundton der USA-Politik rußlandfeindlich gewesen ist. Dies kommt selbst in der Sprache seiner Wortführer zum Ausdruck. Die Leitartikel eines großen Zeitungsunternehmens zum Beispiel reden von Rußland ständig als vom «Feinde».

Diese feindliche Einstellung wird durch die gewaltige Publizität, die den militärischen Entwicklungen eingeräumt wird, ständig verstärkt. Man spricht von unseren thermonuklearen Waffen, unserem Radarnetz, unseren Überseestützpunkten, unseren Bündnissen. Man vergleicht unsere militärische Macht mit der Macht Rußlands usw. Im gleichen Ton gehalten sind die offiziellen und halboffiziellen Auslassungen, wie zum Beispiel über unsere Bereitschaft, Atomwaffen zur Verteidigung von zwei kleinen Inseln an der chinesischen Küste zu gebrauchen, über «massive Vergeltung» und über «den Rand des Krieges». All diese Äußerungen werden von den Menschen außerhalb der USA dahin ausgelegt, daß unser Land sich mit Kriegsgedanken abgibt.

Dies ist die sogenannte «tough policy» (unbeugsame, draufgängerische Politik). Meiner Meinung nach ist sie die falsche Politik für Amerika. Ich glaube auch nicht, daß sie die Meinung der Mehrheit unseres Volkes wiedergibt.

Können wir wirklich erwarten, daß die Russen auf unsere «tough»-Politik mit einer Politik der Nachgiebigkeit ihrerseits reagieren? Feindschaft erzeugt Feindschaft, harte Worte rufen harten Worten. Wenn du Russe wärest, wie würden dir unsere Streitkräfte, unsere Stützpunkte und unsere Bündnisse – zusammen mit unseren Erklärungen – vorkommen? Gegen wen wären sie – deiner Meinung nach – gerichtet? Würde es dir vollständig genügen, wenn wir erklärten, sie bestünden bloß zu Verteidigungszwecken? Würde es dir nicht vielleicht einfallen, daß wir eines Tages den Angriff als beste Verteidigung betrachten könnten?

Wenn wir gerecht sein wollen, werden wir zugeben, daß Rußland das Recht hat, solche Fragen zu stellen. Wir werden auch zugeben, daß wir wegen dieser Haltung und Tätigkeit die Verantwortung für

diese Spannung, das Mißtrauen und andere Aspekte des sogenannten «Kalten Krieges» mit Rußland teilen müssen. In der Tat spielen diejenigen, die am meisten Angst vor Rußland haben, jenem Land nur in die Hände. Ihre «tough policy» liefert Rußland Gründe, seine militärische Stärke auszubauen und zur gleichen Zeit Gründe für den Glauben in der öffentlichen Meinung der Welt, daß die Gefahr von uns und nicht von Rußland kommt. Und diese Ansicht über die Feindschaft Amerikas gegen Rußland wird schon von vielen Leuten geteilt.

Wie wirkt diese «tough policy» auf unsere Verbündeten? Sie sind zum kleinsten Teil damit einverstanden. Bemerkenswert ist, daß kein einziges Land die amerikanische Ansicht angenommen hat, daß Rußland eine Kriegsgefahr ist.

Wie kommt die «tough policy» dem neutralen Teil der Welt vor? Was auf diesem ganzen Gebiet der Neutralen gefürchtet und gehaßt wird, ist nicht der Kommunismus, sondern der Kolonialismus. Der neutrale Sektor der Welt besteht aus Ländern, die bis vor kurzem Kolonialgebiete waren oder hoffen, es bald nicht mehr zu sein. In ihren Augen verlängert die USA-Politik die Dauer des Kolonialismus und steht so ihren Hauptzielen im Wege. Fähige Beobachter haben viele Zeichen verminderten amerikanischen Einflusses und Ansehens in der neutralen Welt festgestellt.

Die «tough policy» – mit der in ihr enthaltenen Kriegsdrohung – steht direkt gegen die stärksten und sehnlichst gehegten Wünsche der Völker von heute. Wir können darauf zählen, daß die Menschen in allen Ländern – hinter dem Eisernen Vorhang, vor ihm und auf allen Seiten von ihm – vom Krieg über und über genug haben. Nach den Erfahrungen der letzten vierzig Jahre wollen sie keinen Krieg mehr.

Die Menschen sind entschlossen, den Frieden zu sichern und den besseren Lebensstandard, der nur durch den Frieden möglich ist. Meiner Meinung nach ist diese Einstellung der einfachen Leute aller Nationen das stärkste Hindernis gegen einen Krieg und die beste Sicherung für den Frieden. Und die ganze Geschichte zeigt deutlich, daß Kriege immer von den Führern eines Landes verursacht werden – nie von seinem Volke.

Die «tough policy» wurde während der Genfer Konferenz vom Juli 1955 und kurz nachher um ein paar Töne gemildert. Meiner Meinung nach sind der Zweck und die Leistung der Genfer Konferenz ganz falsch dargestellt worden. Man sagt, sie sei ein Mißerfolg, weil die Konferenz etwas nicht erreichte, was sie nie beabsichtigte zu erreichen. Ihr einziger Zweck lag darin, ein Forum für die Führer des Westens wie des Ostens zu bilden, wo sie dem Verlangen der Weltbevölkerung nachgeben konnten, indem sie Zusicherungen gaben, daß keine Seite einen Nuklearkrieg anfangen würde, um ihr Ziel zu erreichen.

Wie Walter Lippmann so eindrucksvoll gezeigt hat, hat das Abkommen, das den Krieg als Instrument des Krieges ausschaltet, Ruß-

land in keiner Weise verpflichtet, unsere Bedingungen in bezug auf umstrittene Fragen anzunehmen – und der Westen wurde nicht verpflichtet, die russischen Bedingungen anzunehmen. Man wurde einfach einig, daß Meinungsverschiedenheiten durch Verhandlungen – und nicht durch Krieg gelöst werden sollten.

Dies ist eine gewaltige Leistung. Ich glaube, man kann den Wert dieser Leistung nicht hoch genug einschätzen: sie gibt uns Gelegenheit, eine Politik auszuarbeiten, die mit den veränderten und sich stets verändernden Verhältnissen der Welt in Einklang ist.

Bevor irgendeine gültige Politik aufgebaut werden kann, müssen gewisse Voraussetzungen in bezug auf Rußland gemacht werden. Wir sollten zum Beispiel als Tatsache annehmen, daß die Führer Rußlands und der führende Teil ihrer Bevölkerung den kommunistischen Grundsätzen durchaus treu sind. Sie wollen Rußland in jeder Beziehung so stark wie möglich machen.

Aber – und dies ist das Entscheidende – die russischen Führer haben sich bemüht, klarzumachen, daß ihre Methoden einen Angriffskrieg ausschließen. Ich glaube, wir dürfen annehmen, es sei ihnen ernst damit – nicht weil sie es sagen, sondern weil sie in den letzten zehn Jahren den Krieg vermieden haben, und weil – wie jede Analyse zeigt – ein Krieg die wirtschaftliche, soziale und politische Struktur, die sie in der kommunistischen Welt aufgebaut haben, wahrscheinlich zerstören würde, und weil schließlich eine kriegerische Handlung ihrerseits die sofortige Opposition des Westens herausfordern müßte, einen Widerstand also, der von der ganzen Welt unterstützt würde.

Kurz gesagt, die kommunistischen Führer glauben, sie könnten ihre Ziele auf diplomatischen, politischen und wirtschaftlichen Wegen erreichen. Die Auseinandersetzung zwischen Ost und West ist auf die Grundlage friedlicher Konkurrenz zurückgeführt worden. Können wir dieser Herausforderung begegnen? Ich bin *überzeugt*, daß wir es können. Aber dazu ist eine grundlegende Änderung der amerikanischen Haltung, Politik und Tätigkeit in Weltangelegenheiten notwendig.

Meiner Meinung nach sollten wir folgendes tun: Erstens: wir sollten unsere militärische Macht nur so hoch halten als sie für die nationale Verteidigung nötig ist. Wir sollten unsere Allianzen aufrechterhalten. Wir sollten unsere interne Sicherheit wahren. Keines von diesen Dingen ist an sich eine Provokation, noch flößt es Angst ein, solange es in einem Gesamtprogramm der Nation seinen normalen Platz einnimmt.

Zweitens sollten wir es uns zur dauernden Politik machen, Rußland und anderen Ländern gegenüber die Türe stets offen zu halten für Diskussion und Verhandlung. Wir sollten uns einer ruhigen, gemäßigten Sprache befleißen. Wir sollten jedes Mittel für breitere und häufigere Kontakte zwischen den Völkern des Westens und den kommunistischen Ländern benützen. Und trotz den Argumenten, die da-

gegen angeführt werden, betrachte ich den Handel als eines jener Mittel, da ich seinen möglichen Nutzen höher einschätze als irgend welche damit verbundene Risiken.

Drittens sollten wir in allen Beziehungen unsere Verbündeten als vollwertige Partner und nicht bloß als Werkzeuge für eine «Made-in-America»-Politik behandeln. Es kommt auch hier wieder auf die Betonung an.

Viertens müssen wir unser Verhältnis zu der neutralen Welt neu gestalten. Dies ist wahrscheinlich das Gebiet, auf dem wir am empfindlichsten sind. Die USA sind nicht eine Kolonialmacht und sind nie eine gewesen. Aber unsere Hauptverbündeten in Europa *sind* Kolonialmächte. Die Unterstützung, die wir unseren Verbündeten in der Verteidigung gegen den Kommunismus gewähren, kommt der neutralen Welt als Unterstützung des Kolonialismus vor. Überdies werden unsere Motive in unseren direkten Verhandlungen mit Nationen der neutralen Welt mit Argwohn betrachtet. Diese neutral eingestellten Länder glauben, unser Hauptziel sei, sie in den Kampf gegen den Kommunismus einzureihen – den sie für viel weniger wichtig betrachten als ihre eigenen und dringenden Probleme.

Ohne Zweifel ist diese Lage sehr schwierig. Aber die Zeit des Kolonialismus ist vorbei. Die USA sollten diesen Völkern helfen, ihre Ziele zu erreichen. Schließlich ist es nicht allzu lange her, daß wir selbst Revolutionäre waren. Und unser Aufstand diente den gleichen Zwecken, wie der ihrige heute. Wir sollten unsere Verbündeten dahin bringen, dieses Problem zu lösen und ihnen dabei helfen.

Fünftens sollten wir uns anpassen in einem Punkte, wo es uns als Amerikaner besonders schwer fällt. Wir müssen einsehen, daß außenpolitische Angelegenheiten nicht in Eile erledigt werden können. Wie die Europäer, die Russen und die Asiaten müssen wir beginnen, eine Außenpolitik auszuarbeiten, die nicht mit Monaten oder Jahren – sondern mit Dezennien und vielleicht noch längeren Zeiträumen rechnet.

In all diesem besteht nicht die geringste Andeutung, daß wir Rußland gegenüber zu Kreuze kriechen (appease) sollen, indem wir unsere Prinzipien preisgeben oder daß wir irgendeine lebenswichtige Stellung aufgeben. Laßt uns zusammenarbeiten, wo immer wir können. Leisten wir Widerstand, wo es nötig ist. Aber laßt uns nicht in den Fehler verfallen, Methoden zu gebrauchen, die Rußland Grund zur Feindschaft geben, die unsere Freunde erschrecken und die neutralen Nationen, deren Freundschaft wir brauchen, entfremden.

Eine zurückhaltende Einstellung internationalen Problemen gegenüber wird das wahre Gesicht Amerikas zeigen. Überdies wird eine solche Haltung mit der Zeit klarstellen, ob in Rußland eine grundlegende Änderung stattgefunden hat oder nicht. Ich glaube, daß bestimmte Anzeichen in jener Richtung bestehen. Schließlich sind seit der Russischen Revolution fast vierzig Jahre vergangen, und revolutionäre

Begeisterung dauert nicht ewig. Was die amerikanische öffentliche Meinung bis jetzt erfahren hat, ist zu einseitig.

Wenn Sie wie ich glauben, daß Amerika in der heutigen Welt eine Politik der Mäßigung vertreten sollte, im Hinblick auf eine wirkungsvolle Führerschaft für echten Weltfrieden, dann bitte ich Sie, alles in Ihrer Macht Stehende zu tun, damit diese Politik ins Leben gerufen wird. Ich weiß nichts, was lebenswichtiger wäre für Sie, für Ihre Lieben, für Ihr Land.

Ernest T. Weir
(Vorsitzender der Nationalen Stahl-Gesellschaft)

WELTRUNDSCHAU

Die Suezkrise Sozusagen über Nacht ist, Ende Juli, aus der schlagartig durchgeführten *Nationalisierung des Suezkanals* durch die ägyptische Regierung eine nicht ungefährliche internationale Krise entstanden. Der Westen antwortete mit empörten, oft hysterischen Protesten; Präsident Nasser wurde mit Hitler und Mussolini verglichen und von einem einflußreichen Teil der (sogenannten) öffentlichen Meinung, besonders in England und Frankreich, offen mit Krieg bedroht; britische und französische Kriegsschiffe und Flugzeuge wurden ins östliche Mittelmeer beordert; England und Frankreich nahmen «vorsichtshalber» bedeutende Truppenbewegungen vor, und in aller Hast wurde eine Konferenz nach London einberufen, die beschließen soll, daß der Suezkanal aufs neue internationalisiert werde, in der Meinung, daß bei allfälligem Widerstand Ägyptens Gewalt angewandt und zum mindesten wirtschaftliche Druckmaßnahmen ergriffen werden sollen, die Nasser auf die Knie zwingen würden. Kurz, wenn es nach dem scharfmacherischen Teil der westlichen Politikerwelt ginge, so stünden wir nun bald am Rand eines «kleinen Krieges», der sich nur zu leicht zu einem dritten Weltkrieg – mit Atom- und Wasserstoffbomben – auswachsen könnte. Was wollen wir dazu sagen?

Zunächst dies: Die Aufregung und Entrüstung vorab in England ist ohne weiteres begreiflich. Für England war die Sicherung des Seeweges nach Süd- und Ostasien und der «Landbrücke nach Indien» seit mindestens hundertfünfzig Jahren eine Lebensfrage. Im Dienste dieser Aufgabe stand die Besetzung Gibraltars, Maltas, Zyperns, Adens, Singapores usw.; um ihretwillen – und später zum Zwecke seiner ungestörten Versorgung mit Öl – unterwarf sich Großbritannien, direkt und indirekt, fast ganz Vorderasien; im Blick auf sie setzte es sich 1882 in Ägypten fest und brachte den Suezkanal, dessen Aktien bisher zu 43 Prozent in den Händen der britischen Regierung lagen, tatsächlich mehr oder weniger unter seine Kontrolle. Dieser britische Imperialis-

mus stieß nun aber immer heftiger mit dem arabischen und vorderasiatischen Nationalismus zusammen. Und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg ging es mit der Machtstellung Großbritanniens im Mittleren Osten (wie man im englischen Sprachgebrauch sagt) reißend bergab. Die einzelnen Etappen dieses Vorganges, der von den Vereinigten Staaten planmäßig gefördert wurde, können hier nicht beschrieben werden; es genüge, daran zu erinnern, daß England eine Machtstellung um die andere in Ägypten räumen mußte und vor wenigen Wochen erst, in Ausführung des historischen britisch-ägyptischen Vertrages von 1954, die letzten britischen Truppen aus der Suezkanalzone abgezogen sind. Wen kann es rückschauend wundernehmen, daß Ägypten, in Ausübung seines Souveränitätsrechtes, nun auch in aller Form den Suezkanal in Staatsbesitz überführt hat, der bisher von einer ägyptischen Gesellschaft betrieben wurde und den internationalen Aktionären schöne Profite abgeworfen hat? Wer konnte aber auch erstaunt sein, daß sich der britische Imperialismus gegen diesen «Gewaltakt» noch einmal entrüstet aufbäumte und mit dem Vorgeben, die ungehinderte, vertragsmäßig gesicherte Schiffahrt durch den Kanal sei aufs schwerste bedroht, die «freie Welt» pathetisch zur Verteidigung der Lebensrechte des Westens aufrief? Und wen konnte es überraschen, daß das offizielle Frankreich (an dessen Spitze eine «sozialistisch» geführte Regierung steht!) mit beiden Händen die anscheinend glänzende Gelegenheit ergriff, seinen hoffnungslosen Algerienkrieg in einen Kreuzzug gegen das ungläubige Ägypten umzuwandeln, das alle arabischen Völker gegen ihre rechtmäßigen Vormünder und Erzieher aufhetze?

In Europa behauptet man – auch auf seiten der «neutralen» Mitläufer der Atlantikmächte –, die Nationalisierung des Suezkanals komme «einer Kriegserklärung an den Westen gleich», wie sich zum Beispiel die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 2121) ausdrückte. Man vergißt dabei aber gern, daß Ägyptens eigenmächtiges Vorgehen durch die Zurückziehung des britisch-amerikanischen Angebotes, den Bau des großen Staudammes bei Assuan finanzieren zu helfen, recht eigentlich herausgefordert wurde. «Diese Weigerung», so schreibt der Labourabgeordnete Emrys Hughes in den «Peace News» (3. August), «nachdem man Ägypten zu verstehen gegeben, daß der Westen zu finanzieller Hilfe bereit sei, war selbst eine politische Kriegshandlung. Wir haben keinen Grund, besonders selbstgerecht und bekümmert zu sein, wenn eine politische Kriegshandlung auf eine andere folgt.» Es ist so: Anstatt nach der militärischen Räumung der Suezkanalzone Ägypten beim Auf- und Ausbau seiner Wirtschaft zu helfen und seine Freundschaft zu gewinnen, haben die Westmächte tatsächlich, in ihrem imperialistischen Hochmut, Ägypten brüsk vor den Kopf gestoßen und treiben es mutwillig ins gegnerische Lager. Und da setzen sie sich jetzt aufs hohe Roß und ergehen sich in wilden Anklagen gegen den «neuen

Hitler», dessen Gewaltherrschaft endlich einmal gebrochen werden müsse – «so oder so»! Die Zürcher «Tat» (6. August) hat schon recht:

«Nasser war den Briten und Franzosen recht, solange er die Rechte ihrer lukrativen Kanalgesellschaft respektierte und deren immense Profite nicht beschnitt. Ob er ein Demokrat war oder das Gegenteil, kümmerte sie keinen Deut. Das Stichwort ‚Hitler' fiel erst, als es um den eigenen Mammon ging. Dann allerdings erstrahlte die moralische Empörung in bengalischer Beleuchtung. Aber damit kann man möglicherweise Briten und Franzosen beeindrucken, nicht aber Außenstehende.»

Aber Nassers Vertragsbruch? Der ist allerdings Tatsache. Der Suezkanal durfte nach dem Konzessionsvertrag erst 1968 an Ägypten zurückfallen, auf Grund eines genau geregelten Verfahrens. Über diese Bestimmungen hat sich Ägypten eigenmächtig hinweggesetzt und die Nationalisierung um zwölf Jahre vorausgenommen, wenn es auch die Aktionäre normal zu entschädigen versprochen hat. Aber gegen den wesentlichen Vertrags*inhalt* hat es bis jetzt nicht verstoßen, versichert vielmehr beständig, die freie Schiffahrt durch den Kanal, schon im eigenen Interesse, aufrechterhalten zu wollen; nur die Verstaatlichung der Kanalunternehmung selbst dürfe nicht mehr in Frage gestellt werden. Wozu also die ganze Aufregung über die angebliche Bedrohung der freien Schiffahrt durch den Kanal? Sie nimmt sich besonders merkwürdig aus, wenn man daran denkt, daß es ausgerechnet Großbritannien war, das im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg, entgegen dem Vertrag von 1888, den Suezkanal für feindliche Schiffe gesperrt und auch keinen Einwand erhoben hat, als Ägypten allen Schiffen, die Waren nach Israel führten, den Durchgang versagte. Der Vertrag ist also tatsächlich bereits durchlöchert, und die Westmächte hätten gut daran getan, ohne viel Lärm den neuen Rechtszustand – auch wenn er durch einen einseitigen Machtakt geschaffen wurde – als gegeben hinzunehmen, die Souveränität Ägyptens über den Kanal anzuerkennen und durch einen neuen Vertrag Ägypten zur Aufrechterhaltung der freien Schiffahrt in aller Form zu verpflichten.

Werden sich die Westmächte nach allem, was sie sich jetzt geleistet haben, doch noch entschließen, diesen Weg zu gehen? Es wird besonders England schwerfallen, den Rückzug anzutreten, nachdem es unbesonnenerweise so weit vorgeprellt ist. Aber die Hoffnung ist dennoch begründet, daß die Londoner Konferenz – die gerade jetzt, da ich dies schreibe, zusammengetreten ist – nicht zum Versuch irgendeiner *Gewaltlösung* für die Suezfrage führen werde. Eine erneute militärische Besetzung Ägyptens – und ohne eine solche könnte der Regierung von Kairo die abermalige Internationalisierung des Kanals im britischen Sinne nicht aufgezwungen werden – wäre ja nur ein Verzweiflungsakt, keine Lösung der Kanalfrage, wäre übrigens mit den England derzeit zur Verfügung stehenden Kräften auch kaum möglich und könnte höchstens Ägypten reizen, sofort den Suezkanal zu sprengen, womit der Zweck der Aktion – die freie Schiffahrt zu sichern –

von vornherein vereitelt wäre. Aber auch ein wirtschaftlicher Boykott Ägyptens wäre schwer durchzuführen und eine zweischneidige Waffe; schon die Sperrung der ägyptischen Guthaben bei Londoner Banken hat das Vertrauen der Finanzwelt in die Redlichkeit und Zuverlässigkeit des englischen Zentralbankiers ernstlich erschüttert. Und ob ein wirtschaftlicher und militärischer Druck auf Ägypten die Zustimmung der UNO finden würde, an die Kairo sofort appellieren würde, ist ohnehin mehr als zweifelhaft. Die ganze arabisch-asiatische Welt, der Sowjetblock und wahrscheinlich auch eine Reihe sonst angelsächsisch eingestellter Staaten würden sich dagegen erheben, und vor allem die Vereinigten Staaten sind – nicht nur wegen der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen, bei denen Eisenhower um keinen Preis als Kriegsmacher dastehen darf – ganz und gar nicht geneigt, England auf seinem Scharfmacherweg zu folgen. Die Rollen sind heute gerade vertauscht gegen früher, wo Dulles, wie er sich rühmte, dreimal die Welt bis an den Rand eines Krieges geführt hat, um erst im letzten Augenblick einzuhalten; jetzt muß er seinen Einfluß aufbieten, um Eden im Zaum zu halten und der «Politik der Stärke», die London zu betreiben entschlossen scheint, eine Politik der Verständigung entgegenzusetzen.

Der Suezkanal soll internationalisiert werden, jawohl – aber nicht unter Demütigung Ägyptens. Und nicht nur der Suezkanal, sondern *alle* großen Wasserwege, die dem Weltverkehr dienen, auch die Dardanellen (deren Sperrung, wenn nötig, so lange dazu diente, Rußland vom Zugang zum Mittelmeer auszuschließen) und der Panamakanal, den die Vereinigten Staaten völlig in ihrer Gewalt haben. Die Suezkrise müßte darüber hinaus dazu benützt werden, die Westmächte in ein neues Verhältnis zu den Ländern des Mittelostens zu bringen. Wenn all die Kräfte und Geldmittel, die jetzt eingesetzt werden, um «Ägypten zur Vernunft zu bringen», dafür verwendet würden, den Völkern Vorderasiens und Nordafrikas aus ihrer wirtschaftlichen und sozialen Not zu helfen und planmäßig eine eigentliche Wiedergeburt des Orients in die Wege zu leiten – welch großartiges Werk könnte da geleistet, welches Beispiel für die Vermenschlichung der unterentwickelten Rassen aufgestellt werden! Aber dazu brauchte es eben den endgültigen Verzicht des Westens auf jenen Geist des Imperialismus und der Machtpolitik, der jetzt die Suezfrage auf ein ganz falsches Geleise zu schieben und ihre wirkliche Lösung unheilvoll zu erschweren droht. Ist der Westen dazu schon (oder endlich einmal) bereit? *

* Inzwischen ist die Suezkonferenz in London zu Ende gegangen. Sie wird im Westen als großer Erfolg der «freien Welt» und als schwere Niederlage Moskaus dargestellt, das – abgesehen von Indien, Ceylon und Indonesien – an der Konferenz völlig isoliert dagestanden habe.

Diese Darstellung ist gänzlich irreführend. Der «große Erfolg» des Westens erscheint in einem eigentümlichen Licht, wenn man an die recht offenherzig verkündeten ursprünglichen Ziele besonders Englands und Frankreichs denkt. Die Nationalisierung des Suezkanals sollte rückgängig gemacht werden; das Regime Nasser

Das Spiel mit der Abrüstung *Eine* Antwort auf diese Frage gibt die Politik der Westmächte in der Abrüstungsfrage. Der «New Statesman» (21. Juli) hat nur zu sehr recht, wenn er feststellt, daß diese Politik «immer weniger vertretbar» werde. Die westliche Diplomatie treibt hier in der Tat ein frevles Spiel. Wie wir wiederholt darlegten, hat ja die Sowjetunion den britisch-französischen Abrüstungsplan vom März 1955 in allen wesentlichen Stücken angenommen. Trotzdem lehnten die Vertreter der Westmächte an der Tagung des Abrüstungsausschusses der UNO vom vergangenen Frühjahr die neuen russischen Vorschläge – die also im Kern ihre eigenen waren – ab mit der Begründung, sie enthielten erstens keine Bestimmungen über die Abrüstung auf dem Gebiete der Kernwaffen (womit sie sich in Widerspruch zu ihrer bisher eingenommenen Haltung, besonders zu den Erklärungen des damaligen britischen Außenministers MacMillan an der Außenministerkonferenz vom Oktober 1955 setzten), und sie trügen Eiserhowers Anregung, die Rüstungsanlagen jedes Landes vom Flugzeug aus kontrollieren zu lassen, keine Rechnung. Außerdem könne man an eine Abrüstung erst herangehen, wenn *vorher* die internationale Spannung gebrochen sei – als ob nicht die Kriegsrüstungen ebenso sehr Ursache wie Wirkung politischer Spannungen wären. In Wirklichkeit war der Grund für die Verwerfung der sowjetischen Vorschläge, wie Außenminister Selwyn Lloyd im Unterhaus zugab, der, daß die Westmächte ihre gegenwärtigen Militärbündnisse nicht aufrechterhalten zu können glaubten, wenn sie die «konventionellen» Streitkräfte auf das von den Russen geforderte Maß herabsetzten. Auch diesem Einwand begegneten die Russen, indem sie die höheren Truppenzahlen annahmen, die die Westmächte als unbedingt erforderlich erklärten. Das neue sowjetische Zugeständnis

---

sollte gestürzt und durch ein anderes ersetzt werden, das – wie früher so lange – dem Westen wieder gefügig wäre; und zwar sollte (das sprach z. B. Ministerpräsident Mollet offen aus) die Politik der Westmächte gegenüber Ägypten mit Gewalt durchgesetzt werden.

Was ist von diesen Zielen erreicht worden? Kein einziges! Die Gewaltdrohung gegen Ägypten mußte in London (vorerst wenigstens) glatt fallengelassen werden; Nassers Regime ist unerschüttert und wird von der ganzen arabischen Welt unterstützt (mit den entsprechenden Auswirkungen auf Algerien!); die «überwältigende Mehrheit gegen Ägypten» ist in London nur zustandegekommen, weil die zur Konferenz eingeladenen Staaten sorgfältig ausgelesen wurden; und die Konferenzbeschlüsse selbst stehen lediglich auf dem Papier, ohne daß auf ihre Annahme durch Ägypten viel Hoffnung bestünde. Es muß sich also erst noch zeigen, ob der Westen imstande ist, Ägypten seinen Willen aufzuzwingen und den Suezkanal in die Hand einer «internationalen Behörde» zu bringen, in der die Westmächte die unbedingte Mehrheit hätten und Ägypten an die Wand gedrückt wäre. Die Lorbeeren, die sich der Westen um die Stirn windet, sind wirklich vorzeitig gepflückt – um das mindeste zu sagen. London war tatsächlich für den Westen ein Schlag ins Wasser. Ob er die Kraft und den verzweifelten Mut zu einer Gewaltprobe dennoch – oder gerade darum – hat, wird erst der *neue*, der entscheidende Abschnitt der Suezkrise erweisen. 24. August.

brachte aber die westliche Diplomatie nur noch mehr in Verlegenheit, so daß die ganze Diskussion einfach abgebrochen wurde und erst im Spätherbst wieder aufgenommen werden soll. Die Westmächte werden dann angesichts der Suezkrise Gründe genug finden, um mit «durchschlagender» Kraft jede Abrüstung zu verweigern.

Aber die unerträglichen Russen geben immer noch nicht locker. Ihr vorerst letzter Vorschlag zielt auf die Einstellung der Versuche mit Kernwaffenexplosionen ab, sei es daß die UNO darüber wache, sei es daß die drei Mächte mit Atomwaffen (Amerika, England und die Sowjetunion) die Kontrolle übernähmen, oder daß jede Macht für sich allein vorgehe. Aber auch davon wollen die Westmächte nichts wissen. Diese Versuche, so erklären sie, seien unerläßlich, wenn man überhaupt die Kernwaffen behalten wolle, auf deren abschreckender Wirkung allein die Sicherheit der «freien Welt» vor einem kommunistischen Angriffskrieg beruhe; man könne, wie der amerikanische Hauptdelegierte im Abrüstungsausschuß, Cabot Lodge, sagte, eine Einstellung der Atombombenexplosionen höchstens ins Auge fassen, wenn zuvor eine internationale Kontrolle über die Herstellung von Kernwaffen gesichert sei. Das heißt aber, wie in den «Peace News» (20. Juli) bemerkt wird, nichts anderes, als daß die Versuche mit Kernwaffen auf unabsehbare Zeit weitergehen werden, «denn in Amerika wie in Rußland hat jetzt die Produktion dieser Waffen einen Punkt erreicht, wo die Vornahme einer zuverlässigen Inspektionsmethode zur Unmöglichkeit geworden ist. Es gibt keinerlei Garantie mehr dafür, daß die Atomwaffen sämtlich zerstört worden sind oder daß ihre heimliche Bereithaltung verhindert wird.»

Können aber nicht wenigstens die *«konventionellen»* Waffen, also besonders die Landstreitkräfte, entscheidend verringert werden, da doch das Schwergewicht der Kriegführung immer mehr auf die Atomwaffen verlegt wird? Die Sowjetunion hat, wie man weiß, von sich aus bereits ihre Truppenbestände wesentlich herabgesetzt, und auch in den Vereinigten Staaten werden an höchster Stelle ähnliche Pläne studiert; Großbritannien wird wohl schon aus finanziellen und wirtschaftlichen Gründen seine Streitkräfte abzubauen genötigt sein, wenn es einmal seine Ohnmacht gegenüber Ägypten eingesehen haben wird. Allein gegen einen solchen «Umsturz aller strategischen Vorstellungen» wehren sich im Westen die allermeisten Militärs und die anderen Interessenten der herkömmlichen Kriegsrüstungen jetzt mit Händen und Füßen. Hinter der Propaganda für einen Abbau der konventionellen Streitkräfte stehe, so wird uns erzählt, ein ganz teuflischer kommunistischer Plan. Die Verminderung der Armeebestände, bei der die Russen mit «gutem Beispiel» vorangingen, habe nur den Zweck, den Westen völlig von den Kernwaffen abhängig zu machen. Wenn das einmal erreicht sei, so werde die Sowjetunion ihre ganze Tätigkeit auf die

Abschaffung auch der Atomwaffen konzentrieren. «Und wer könnte dann», so fragt die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 2086),

«gegenüber dem Drucke der eigenen öffentlichen Meinung, gegenüber dem ungeheuren Drucke der neuen Staaten in Asien, einem wirklichen, durchführbaren Vorschlag auf kontrollierte Abschaffung der Kernwaffen widerstehen? Die Sowjetunion wird dann ihrer militärischen Überlegenheit sicher sein. Auch bei einer Herabsetzung ihrer eigenen Mannschaftsbestände auf vertraglich festgelegte Zahlen wären diese, dank den weit größeren Reserven, über welche die kommunistischen Militärstaaten verfügen, dem Westen stets weit voraus.»

Und der große Eroberungskrieg gegen den Westen, mit folgender Bolschewisierung der ganzen Welt, wäre dann für die Achse Moskau–Peking nur mehr ein Kinderspiel. Voilà!

Aber noch mehr: Auch wenn die Kernwaffen nicht abgeschafft würden, so bärge – wie wir weiter belehrt werden – eine Verminderung der konventionellen Streitkräfte die schwersten Gefahren in sich. Denn dann dürfte Moskau nur, wie 1950 in Korea, wieder eine «stellvertretende Aggression» ins Werk setzen, um den Westen vor ein tragisches Dilemma zu stellen: entweder zu den Atomwaffen zu greifen und damit einen Weltkrieg auszulösen, oder aber auf eine Verteidigung überhaupt zu verzichten, da ja die herkömmlichen Waffen und die alten Landarmeen bereits abgeschafft wären. Wenn auch dank den Kernwaffen ein Weltkrieg unwahrscheinlich geworden sei, so müsse sich der Westen doch die Möglichkeit offenhalten, mit den hergebrachten Waffenarten einen *«kleinen Krieg»* gegen den stets auf der Lauer liegenden und schlagbereiten kommunistischen Erzfeind zu führen.

Man sieht, zu welchen verzweifelten Argumenten die Militärgläubigen ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Notwendigkeit von Landarmeen auch im Zeitalter der Wasserstoffbombe zu beweisen! Denn es liegt ja doch auf der Hand, daß sich auch ein «kleiner, lokaler» Krieg, falls er je ausbrechen sollte, früher oder später zu einem allgemeinen großen Krieg ausweiten würde. Nehru hat es in seiner Rede vor der Deutschen Gesellschaft für Außenpolitik in Bonn (am 14. Juli) nachdrücklich betont:

«Ganz besonders ist dies (die Umwandlung eines kleineren Krieges in einen großen) heute möglich in einer Welt, die so ungleich und nur so schwierig im Gleichgewicht, in einem prekären Gleichgewicht zu halten ist zwischen zwei großen Gruppen von Nationen, von denen jede die andere verdächtigt und fürchtet. Der kleinste Anlaß kann sofort zu Mißtrauen auf der anderen Seite führen und zu einem großen Kriege den Anstoß geben. Wenn man also den großen Krieg unmöglich machen will, dann muß man auch unausweichlich den kleineren Krieg ausmerzen und verdammen. Und wenn Sie sowohl den großen wie den kleineren Krieg ausschalten wollen, was hat dann die Aufrüstung für einen Sinn?»

Das muß namentlich auch unseren *schweizerischen* Aufrüstern gesagt werden, die ihre immer wirklichkeitsfremderen, phantastischen Pläne nur noch mit der Behauptung stützen können, daß die Schweiz eben für *alle* Möglichkeiten gerüstet sein müsse, vor allem für die eines

«kleinen Krieges»; denn daß wir auch in einem europäischen Atomkrieg mit Maschinengewehren, Panzern und Kavallerie das Land verteidigen könnten, das glaubt ihnen ja nächstens nicht einmal der beschränkteste Füsilier mehr. Es gilt aber auch für die *westdeutsche* Wiederaufrüstung, deren Sinnlosigkeit man vergeblich durch die Vorgabe zu vernebeln sucht, ein russischer Angriff könne durch Bodentruppen wenigstens solange aufgefangen werden, bis auf seiten des Westens «das Gewicht der strategischen nuklearen Waffen, sei es durch die Drohung ihrer Anwendung oder schlimmstenfalls durch ihren tatsächlichen Einsatz zur Geltung gebracht werden» könne.

Die Wandlung im Osten Immer wieder also die Grundvorstellung von einem sowjetisch-kommunistischen Angriffsplan, die man in den Völkern aufrechtzuerhalten sucht, um die Notwendigkeit westlicher Kriegsrüstungen, sowohl mit Kernwaffen als mit den herkömmlichen Mitteln, zu begründen! Bemerkenswert ist immerhin, daß angesichts der zunehmenden Erschütterung dieser Vorstellung in den Völkern selber die Macher der öffentlichen Meinung immer mehr dazu übergehen, den Nachdruck auf die *nichtmilitärische* Seite der «Roten Gefahr» zu legen. «Der Krieg mit den Waffen», so schreibt zum Beispiel Nationalrat W. Bretscher in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2210), «ist für ihn (den Kommunismus) ... nicht *das* Mittel zur Lösung der politischen Fragen, sondern die Armee, die militärische Macht, die Kriegsdrohung sind einem politischen Gesamtkonzept ein- und untergeordnet, das geradezu darauf abzielt, die erstrebte revolutionäre Umwälzung wenn möglich ohne eigentlichen ‚Krieg' zu erreichen.» Das Ziel namentlich der Sowjetpolitik sei, mit der Losung der «Entspannung» die *politische* Zersetzung des Westens zu erreichen: «die Auflösung oder Entkräftung seiner militärischen Bündnissysteme, den Rückzug der amerikanischen und britischen Truppen vom europäischen Kontinent und damit die Aufrichtung der unbestrittenen Hegemonie Sowjetrußlands in diesem Erdteil. Die Erreichung dieser Ziele würde eine Entwicklung einleiten, die früher oder später mit der Sowjetisierung von ganz Europa enden müßte.» Wozu dann die Unterjochung der übrigen Erdteile käme, die jetzt vor allem durch die «angestrebte Allianz des Sowjetkommunismus mit der farbigen Welt» befördert werden solle.

Wie sie aber auch die Absichten der sowjetischen Außenpolitik deuten mögen – darin sind unsere militanten Antikommunisten einig, daß die Außenpolitik der Sowjetunion ihre Wurzel in einer *Innenpolitik* habe, die unveränderlich, grundsätzlich, auf Diktatur, Terror und Unmenschlichkeit beruhe. Sie sind darum gezwungen, rundweg zu leugnen, daß sich in der Sowjetunion jetzt eine Wandlung vollziehe, die irgendwie zu einer wenn auch eigenständigen Form von *freiheitlichem* Sozialismus führen werde oder doch könne. In diesem Be-

streben tun sich natürlich besonders die Sozialdemokraten hervor, die um keinen Preis zugeben dürfen, daß der Sowjetkommunismus entwicklungsfähig sei – im *guten* Sinne entwicklungsfähig. Und doch ist die Entwicklung vom allmächtigen, unfehlbaren Diktaturstaat weg, die sich jetzt fast in der ganzen osteuropäischen Welt vollzieht, ja mit Händen zu greifen. Das anerkennt auch sehr entschieden ein so konservativer Beobachter der russischen Dinge wie Edward Crankshaw (früher jahrelang Korrespondent englischer Blätter in Moskau), der im Londoner «Observer» (29. Juli) davor warnt, die Augen vor den «sehr wirklichen Wandlungen» zu verschließen, die jetzt in der Sowjetunion vor sich gingen. Er macht namentlich auch auf die Entwicklung zu einem normalen *Rechtsstaat* aufmerksam, die mit der Aufhebung der Zwangsarbeit für Sträflinge, mit dem Abbau der Sicherheitspolizei und der Verstärkung der Rechtsgarantien angehoben habe. «Das Gefühl von willkürlichem Terror ist verschwunden. Menschen verschwinden nicht mehr einfach ... Ein Gefangener wird jetzt als unschuldig betrachtet, bis er als schuldig befunden ist, und – was wichtiger ist – das eigene Geständnis eines Gefangenen wird nicht mehr als Beweis seiner Schuld angenommen. Das ist eine aufsehenerregende Wandlung, aber es ist keine Reklame dafür gemacht worden.»

Auch die Stellung der Arbeiter sei freier, sicherer geworden: «Korrektionsarbeit» als Disziplinarstrafe sei aufgehoben und ein Wechsel des Arbeitsplatzes ohne weiteres möglich. Überhaupt gehe die Staatsführung darauf aus, die Lebenslage der Arbeiter, besonders der am schlechtesten bezahlten, entschieden zu heben. Und was die Intellektuellen betreffe, so sei durch größere Bewegungsfreiheit im Innern und im Verkehr mit dem Ausland «ihr Leben radikal geändert worden». Mit den Liberalisierungsmaßnahmen – das ist Crankshaws Schlußfolgerung – sei eine Bewegung entfesselt worden, die viel zu viele Menschen erfaßt habe, als daß sich das Volk wieder unter eine Zwangsherrschaft beugen werde, ohne erbittert dagegen anzukämpfen. Die Innenpolitik der Sowjetunion sei von der Notwendigkeit beherrscht, «eine kräftige, blühende Gesellschaft von einer Art aufzubauen, die unter der überholten Starrheit Stalins nie hätte existieren können ... Und soweit die Wandlung in der Außenpolitik (die von der Entschlossenheit beherrscht ist, einen Atomkrieg zu vermeiden) eine Widerspiegelung der notwendigen Wandlung der Innenpolitik ist, können wir sagen, daß sie eine Wirklichkeit ist.»

All das heißt nicht, daß das ganze Diktatursystem schon in naher Zukunft verschwinden wird. Der Einparteistaat und das Herrschaftsmonopol der Kommunistischen Partei bleiben vorerst; die Geheimpolizei bleibt; die materialistisch-naturalistische Ideologie bleibt; der Leninismus bleibt, wenn auch der Stalinismus entthront ist. Aber die Kräfte, die die bisherigen, fast revolutionär zu nennenden Neuerungen ins Leben gerufen haben, werden auch bleiben, ja sich verstärken und er-

weitern und – wir sagen es noch einmal – zu Ergebnissen führen, die die heutigen Staatslenker weder kontrollieren noch auch nur voraussehen können. Paul Sweezy, der diese Kräfte in der Neuyorker «Monthly Review» (Juli-/Augustheft) analysiert, erwartet namentlich auch eine Verselbständigung der öffentlichen Meinung. «Die öffentliche Meinung, die in der Sowjetgesellschaft eine Macht geworden ist, begann jetzt die entscheidende Rolle zu spielen, die sie in allen Gesellschaften spielen muß, welche von der modernen Wissenschaft und Technik durchdrungen und von ihr unwiderruflich abhängig geworden sind . . . Und das ist nach unserer Meinung ein sich immer weiter verstärkender Vorgang, der früher oder später zur Befreiung der öffentlichen Meinung von der Bevormundung durch eine selbsternannte politische Elite führen wird. Dann – und nicht vorher – werden wir in der Sowjetunion eine echte sozialistische Demokratie sehen, in der eine vernünftige und aufgeklärte öffentliche Meinung entscheidend maßgebend und die politische Führerschaft lediglich ihr freigewähltes Werkzeug ist.» Dazu werde, so glaubt Dr. Sweezy, namentlich auch das ganze Erziehungs- und Bildungswesen der Sowjetunion beitragen. «Die sowjetischen Pläne sind hier unvergleichlich viel weiterreichend und kühner als alles, was je von einer kapitalistischen Gesellschaft ins Auge gefaßt wurde. Früher oder später – daran ist kaum zu zweifeln – wird das sowjetische Publikum weit über das höchste kapitalistische Niveau in Wissen und Bildung hinauskommen, und wenn es soweit ist, wird eine echte sozialistische Demokratie nicht nur möglich, sondern unvermeidlich werden.»

Fügen wir dem noch bei, was John Freeman am Schlusse eines großen Berichtes von einer vierwöchigen Reise in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei über die entsprechende Entwicklung in diesen Ländern schreibt:

«Ob die Volksdemokratien jetzt imstande sind, eine Form von Sozialismus aufzubauen, die ihrer individuellen Lage gerecht wird und gegenüber einem noch unbekannten wirtschaftlichen Druck die Gefahren einer neuen Tendenz zur Überzentralisierung und schließlich zum Terror zu vermeiden, bleibt abzuwarten. Für den Augenblick scheinen die objektiven Kräfte in der rechten Richtung zu wirken. Die drei Länder, über die ich geschrieben habe, besitzen außerdem eine überlieferte Bildungsschicht, die nicht liquidiert oder völlig korrumptiert ist, wie auch eine rasch wachsende technische Intellektuellenschicht, die jetzt aus der Arbeiterschaft herauswächst. Diese Gruppe, die eine der machtvollsten Kräfte zugunsten der Demokratisierung ist, wird nicht damit zufrieden sein, wie es unter Stalin verlangt wurde, in gesellschaftlichen Verhältnissen zu leben, die in mancher wesentlicher Hinsicht von denjenigen unter dem Faschismus nicht zu unterscheiden waren. Die geschichtliche Aufgabe, vor der diese neue klassenlose Intelligenz steht, ist, ohne den Druck von Klassengegensätzen die verfassungsmäßigen Kontrollen und Sicherungen zu planen, die Freiheit und Gesetzlichkeit in ein sozialistisches Wirtschaftssystem einbauen werden. Zum erstenmal scheinen die äußeren Bedingungen günstig; wird es geschehen, daß zum erstenmal der Sozialismus selbst eine redliche Bewährungsmöglichkeit erhält?»

Die Frage richtet sich nicht zuletzt an die westliche Welt, die sich so gern die freie nennt. Ist ihr wirklich und ehrlich daran gelegen, daß in den kommunistisch regierten Ländern des Ostens politische Freiheit, Rechtsgarantien und Volkssouveränität zur Wirklichkeit werden, dann darf sie ihre Politik bürgerlich-kapitalistischer Restauration und Gegenrevolution nicht fortsetzen, sondern muß dem sich anbahnenden Sozialismus die Möglichkeit geben, sich in freiem Wettbewerb, ohne Störung von außen, zu bewähren. Die bisherige Methode des Westens, durch militärische Bedrohung und politische Unterwühlung der Oststaaten der Demokratie in ihrem Schoße zum Durchbruch zu verhelfen, kann nur zum Gegenteil des (angeblich) erstrebten Zieles führen. Politische Freiheit und Demokratie wird heute allein noch aus dem Boden einer sozialistischen Wirtschaft und Gesellschaft erwachsen – oder sie wird verdorren und ersticken. Auf die Länge auch im Westen!

17. August *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNG

«Der lautlose Aufstand.» Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes von 1933 bis 1945. Herausgegeben von Günther Weisenborn. Rowohlt-Verlag, Hamburg. 1954. 360 Seiten. DM 14.—.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erschien viel Memoirenliteratur (etwa 500 Bücher) über den deutschen Widerstand gegen Hitler. Oft genug wurde von seiten der Hitleranhänger behauptet, diese Bücher seien maßlos übertrieben, so schlimm sei das alles nicht gewesen.

Hier wird uns nun endlich ein dokumentarischer Bericht vorgelegt, der zeigt, daß die Tyrannei des Nationalsozialismus jedes menschliche Maß überschritten hat. In dem vorgelegten Werk kommen alle Schichten und Kreise des deutschen Widerstandes zu Wort. Verwertet wurden Originalberichte zahlreicher Widerstandsgruppen, Forschungsergebnisse der Organisationen, Ermittlungen amtlicher Stellen, umfangreiches Briefmaterial, die Akten des Volksgerichtshofes, Abschriften aus Gestapodokumenten. Das Werk ruht auf bester und breitester Basis. Mit einigem Erstaunen horchen selbst diejenigen, die mit der Literatur des deutschen Widerstandes einigermaßen vertraut sind, auf, wie umfangreich der deutsche Widerstand gegen Hitler doch gewesen ist. Weisenborn hat das in einzelnen Kapiteln trefflich geordnet: «Der Widerstand aus dem Glauben», «Die bürgerliche Opposition», «Der militärische Widerstand», «Widerstand der Arbeiter», «Die Rolle der Intellektuellen». Außerdem enthält das Werk Dokumente zur Widerstandsbewegung und eine Zusammenstellung der Literatur der Widerstandsbewegung. Das Buch liest sich spannend wie ein Kriminalroman und erschüttert durch die angeführten, durch nichts hinwegzuleugnenden Dokumente.

Wie, fragt sich unwillkürlich der Leser, konnte es trotz der ausgedehnten deutschen Widerstandsbewegung zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kommen?

Die Millionenmassen der Deutschen waren durch die Wirtschaftspolitik Hitlers

verblendet und bejahten mehr oder weniger begeistert alles, was dieser wirtschaftlich, politisch und kulturell anordnete. Zehntausende der wertvollsten Männer und Frauen aber ließen sich nicht blenden vom Schein einer ungesunden Konjunkturpolitik und sammelten sich nach und nach in einzelnen Widerstandsgruppen. Den Widerstandsaktionen aber fehlte es an Einheitlichkeit, wohl der Hauptgrund dafür, daß Hitler und seine Genossen das Heft in der Hand behielten bis zum bitteren Ende.

Die braunen Machthaber führten Deutschland materiell und ideell an den Rand des Abgrundes; weiteste Volkskreise waren in ihrem Denken nazistisch verseucht. Schon früh erkannten verantwortungsbewußte Männer in Deutschland und der übrigen Welt, daß «die Möglichkeit einer Wiedergeburt Deutschlands und einer Genesung Europas auf den Überlebenden der Opposition beruhe», so der Bischof von Chichester, Bell.

Sofort nach Beendigung des Krieges setzte aber gegen die Männer und Frauen der deutschen Widerstandsbewegung, die damals das einzige Aktivum in Deutschland waren, ein massiver Angriff von interessierter Seite mit Verleumdungen und Entstellungen ein. Die Dolchstoßlegende wurde neu aufgelegt, die Widerstandsbewegung als Verrat bezeichnet. Das ist natürlich heller Irrsinn, denn Deutschland konnte nicht gegen die ganze Welt kämpfen und siegen. Der von Deutschland angefangene Krieg war von vornherein verloren, darüber helfen keine Dolchstoßlegenden hinweg.

Wir stehen heute vor der erschütternden Tatsache, daß man von einer wirklichen Umkehr und Einkehr, von einer Gesundung und Heilung weitester Volkskreise vom «nationalsozialistischen Gedankengut» nicht sprechen kann. Mit dem Argument: schlimmer wie es uns Deutschen die Polen und Tschechen gemacht haben, kann es im KZ auch nicht gewesen sein, und mit dem Antikommunistenkomplex versucht man allerorten das Schanderbe des Nationalsozialismus geschickt zu überdecken.

«Der lautlose Aufstand» verdient es, neben E. Kogons Werk «Der SS-Staat», von möglichst vielen gelesen zu werden und sollte von denjenigen, die an einer Wiedergeburt des deutschen Denkens mitarbeiten, bei jeder Gelegenheit als Lektüre empfohlen und verbreitet werden. *H. H.*

An unsere Leser!

Das vorliegende Heft hat einen besonders geringen Umfang. Wir haben die letzten Jahre fast jedesmal die vorgesehene Seitenzahl überschritten und können uns dies nun immer weniger leisten. Zudem werden die beiden Doppelnummern vom September/Oktober und November/Dezember, wovon das erstere das Problem des Militarismus behandeln und das letztere unsere Jubiläumsnummer werden soll, wieder reich befrachtet sein.

Dem vorliegenden Augustheft legen wir den vollen Text der Rede des indischen Premierministers *Nehru* bei in der Absicht, damit eine wichtige, in den Tageszeitungen nicht oder nur spärlich erhältliche Information zu geben über die nähere Begründung von Nehrus Stellungnahme gegenüber den Weltproblemen. Gleichzeitig ist dieses Beiblatt ein kleiner Hinweis auf die uns befreundete, mutige Zeitschrift «Stimme der Gemeinde» in Darmstadt, Roquetteweg 15.

Die Redaktion

Friede oder Krieg — Friede oder Tod

Vorbemerkung der Redaktion:

Mit diesem Heft wollen wir unsern Lesern helfen, aufs neue im Geist und mit dem Geist die Hauptfrage unserer Zeit zu bedenken, und gleichzeitig zu gemeinsamer weiterer Arbeit anregen.

Für Zuschriften sind wir sehr dankbar, und wir sind zu ernsthafter Auseinandersetzung jederzeit bereit.

Die Eingangsbetrachtung von Leonhard Ragaz bringen wir noch im Hinblick auf den Buß- und Bettag, aber auch im Hinblick auf das ganze Thema unseres Heftes, gleichsam als seine geistige Essenz und Präsenz.

Tut Buße!

Von da an begann Jesus mit seiner Botschaft und sagte: «Tut Buße, denn das Reich Gottes ist nahe.»
Matth. 4, 17.

Tut Buße! Ja, das ist es in der Tat. Das ist der einzige Weg, den man einen Weg des Fortschrittes nennen kann; es ist der einzige Weg zu Frieden und Versöhnung; dieser Weg allein hat Segen über sich; nur auf diesem Wege begegnet man Gott und seinem Reich.

Die Buße ist der einzige Weg zum innern und dann, als Folge davon und soweit es nötig ist, auch zum äußern *Vorwärtskommen*. Unter Buße möchte ich hier, ohne zu versuchen, in die Tiefe dieser Sache zu gelangen, einfach die Offenheit für die Stimme der Wahrheit verstehen, und zwar nicht irgendeiner objektiven, sei's religiösen, sei's sittlichen, sei's politischen, sei's sozialen Wahrheit, sondern der subjektiven Wahrheit, der Wahrheit, die sich fordernd, mahnend, richtend an mich, gerade an mich wendet und nicht bloß Zustimmung, sondern Gehorsam fordert. Diese Offenheit des Horizontes gegen die Wahrheit hin ist die ganz unerläßliche Vorbedingung alles geistigen Wachstums, ja sie ist das Geheimnis des Wachstums selbst. Denn Wachstum ist Leben, Leben aber ist Zusichselbstkommen, Zusichselbstkommen im Geiste aber ist die Spannung des Unendlichen in uns zum Unendlichen über uns hin und umgekehrt; es ist der immer neue Durchbruch des Lichtes Gottes in unsere Seele hinein; es ist der immer neue Tages-

anbruch der höchsten Wahrheit über den Dunkelheiten des Irrtums und Lebensrausches, der Selbstverblendung und Verblendung durch die Welt.

Wo diese Offenheit gegen diese fordernde, mahnende, richtende und freilich auch helfende und heilende Wahrheit des Ewigen fehlt, sei's bei Einzelnen, sei's bei ganzen Gruppen und Gemeinschaften, bei Familien, Völkern, Kirchen, Parteien, da tritt Stillstand und zuletzt Tod ein. Diese Offenheit fehlt aber überall da, wo sich Sattheit und Selbstgerechtigkeit einstellen. Diese aber stellen sich mit Notwendigkeit ein, wo man irgendwie, und sei's auch in religiöser Form, mit dem *Endlichen* und damit auch mit dem Erreichten zufrieden ist. Man kann ja auch das Gute selbst als etwas Endliches fassen, als etwas, was in bestimmten Tugenden, Eigenschaften, Verhaltungen sich erschöpft. Auf diesem Wege kann man vollkommen werden oder es sich wenigstens zu sein dünken. Ja auch das Verhältnis zu Gott kann auf dieses Geleise geraten. Es schiebt sich dann freilich wie im Verhältnis zum Guten das Gesetz (von dem vorhin ohne das Wort geredet worden ist) an die Stelle des wirklich Guten, so im Verhältnis zu Gott die Religion an die Stelle Gottes. Die Religion aber ist, sei's als Kultus, sei's als Theologie, sei's als geregelte Praxis etwas Endliches. Auch darin kann man vollkommen sein oder es sich zu sein dünken. Dann aber treten Sattheit und Selbstgerechtigkeit ein, nicht immer in den gröbsten Formen, aber sie treten mit Sicherheit ein. Mag man dann, sei's als Einzelner, sei's als Gruppe: als Volk, als Kirche, als Partei, eine Fülle von Tugenden und Vollkommenheiten besitzen, das Wachstum ist nicht mehr da. Eine Verhärtung und Versteifung tritt ein. Gerade die Fülle der aus dem Endlichen geschöpften Tugenden, die dann nach dem alten Wort wirklich splendida vitia (glänzende Laster) werden, steht dann dem innern Fortschritt im Wege, während die offenkundige Sünde doch wenigstens «geistliche Armut» schaffen und damit die Aussicht auf das Reich Gottes öffnen kann. Wir bekommen dann diese durch und durch ehrbaren, durch und durch braven, durch und durch unantastbaren Tugendmenschen, die gegen jede lebendige und lebendigmachende höhere Wahrheit verschlossen sind wie ein Haus durch dichte Fensterladen gegen die Sonne, die sich in diesem Kreise verhärten und versteifen und damit innerlich absterben, die bei all ihrer Tugend und vielleicht sogar Frömmigkeit von keinem Hauch der Freude des Gottesreiches berührt werden — berührt werden können. Wir bekommen dann eine Frömmigkeit, die gerade in ihrem Ernst, ihrer Gediegenheit und Korrektheit von Gott selbst trennt, und zwar so stark wie auch theoretischer Materialismus und Atheismus nicht zu trennen vermögen. Wir bekommen Kirchen, die ob fleißigem Betrieb und richtiger Lehre gegen jedes Anpochen des lebendigen Gottes immunisiert sind. Wir bekommen Familien, die in ihrer selbstzufriedenen Vollkommenheit dahinsiechen und absterben. Wir bekommen

Völker, die ob der selbstsicheren Einbildung auf ihre unvergleichlichen Tugenden und Vorzüge der geistigen Arterienverkalkung verfallen oder auch in Rausch und Verblendung dem Abgrund zutaumeln. Wir bekommen Parteien, bei denen alles ertragen wird, nur kein Wort der Selbstkritik, und die damit einem sichern Gericht verfallen sind. Wir bekommen bürgerliche Parteien, die sich am Glanze ihrer großen Vergangenheit berauschen, wie Mücken berauscht in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne schwärmen, und bekommen einen Sozialismus, der umgekehrt sich in dem berauscht, was er alles sein wolle und werde, und darob dem gleichen Tode eitler und satter Selbstgerechtigkeit verfällt.

Es ist auch eine edlere Form dieser Erscheinung möglich. Man kann sich abschließen, verhärten, einrollen, aber nicht in Sattheit und Selbstgerechtigkeit, sondern in Resignation oder Verzweiflung. Am Endlichen ist man enttäuscht, man ist mit ihm fertig. Aber dem Unendlichen öffnet man sich nicht. So bleibt nur Schatten, Siechtum und Tod übrig.

Das ist der furchtbare Feind des Menschen. Sein Todfeind. Denn es bedroht ihn ja auf diesem Wege der Tod. Und das Merkwürdige ist, daß der Mensch gerade diesen Tod *will*. Gegen nichts sträubt er sich so verzweifelt, wie gegen eine *Umkehr*. Lieber rennt er noch rascher in den Tod. Er betrügt, betäubt sich auf alle Weise, er bläht sich auf — soviel Hochmut und trotziges Selbstbewußtsein, das alle Kritik ablehnt, ist im Grunde nur eine Schutzvorrichtung gegen das Wahrheitslicht, das richtend einbrechen will. Er rennt physisch und geistig in alle Weiten, alle Unendlichkeiten — falsche Unendlichkeiten — nur um nicht diesen Feind zu sehen, der sein Retter wäre. Aber diese Abwehr ist nicht unbegreiflich. Denn Buße, im Vollsinn des Wortes, führt wirklich selbst durch den Tod. Sie ist völlige Umkehr. Sie ist Selbstverurteilung, Selbstgericht, Todesurteil über das eitle, im Endlichen berauschte und verblendete Ich mit all seiner hochfahrenden Selbstbehauptung und Geltungswut. Sie ist das Aufhören des absoluten Anspruchs, den das Endliche erhebt, das sich so gerne zum Gotte macht, und der Beginn der Herrschaft Gottes über das Ich. Es geht durch Sterben zum Leben. Sterben ist *schmerzlich*, und es erfordert offenbar oft sehr große Schmerzen, bis es zum Sterben kommen kann. Nur unter ganz großen Schmerzen gelangt darum der einzelne Mensch und gelangen menschliche Gemeinschaften bis zu der Schwelle *der* Macht, die Buße (gleich Umkehr) heißt. Aber wenn sie dazu gelangen, dann sind sie vom Tode zum Leben durchgedrungen. Dann ist die tödliche Verhärtung, sei's der Sattheit, sei's der Verzweiflung, durchbrochen. Dann ist der Weg zum Blühen und Fruchttragen, der Weg zum innern Wachstum frei, der Weg Gott entgegen, dem Wunder entgegen, dem Reiche Gottes entgegen. Alle Lebensquellen des Unendlichen fangen an zu rauschen. Auch aus Mängeln

können Vorzüge werden und aus Schwachheiten Kraft; Finsternis kann Licht werden und Fluch Segen. Nun ist die Verhärtung in Sattheit und Selbstgerechtigkeit unmöglich. Denn diese kann sich nur im Elemente des Endlichen vollziehen. Wo aber mit Gott selbst das Unendliche uns erfaßt hat, wie könnten wir da jemals satt und selbstzufrieden werden? Wie könnten wir da jemals auf etwas Erreichtem ausruhen? Ist das Unendliche durch unser endliches Tun erreichbar? Wenn es erreicht *wird*, dann nur durch Glauben und Gnade. Das Gute selbst ist nur als dieser Gehorsam gegen das Unendliche gut. Da gibt es keine Tugenden und Vollkommenheiten, die eine «Gerechtigkeit» werden könnten. Da gibt es auch keine satte und selbstsichere Frömmigkeit. Gott, der Gott, den nur die Buße erkennt, läßt so etwas nicht aufkommen. Vor ihm sind wir immer Schuldige und Begnadigte. Aber wir bleiben lebendig, jung, Kinder. Nun ist für die Einzelnen wie für die Gemeinschaften jene Selbstkritik möglich, die zum Selbstgericht, ja zum Todesurteil wird, nun aber auch die tiefe Erneuerung des Lebens, die wie eine neue Schöpfung aus dem Wort Gottes aufbricht, der nicht nur allmächtig, sondern auch gnädig ist. Ich betone aber: auch die Verhärtung der andern Art wird damit geschmolzen. Denn die Buße, welche der Tod der Sattheit und Selbstgerechtigkeit ist, ist auch der Tod der *Verzweiflung*. Verzweiflung ist nur im Element des Endlichen möglich. Wo die Öffnung dem Unendlichen entgegen eintritt, da entsteht sofort auch Hoffnung und Verheißung. Die Buße ist nicht bloß Richterin, sie ist, auch als Richterin, vor allem Helferin.

Wie die Buße, recht verstanden, der einzige Weg des Fortschritts im schönsten Sinne dieses Wortes ist — und muß ich wohl sagen, daß es sich dabei nicht bloß um einen *einmaligen* Akt oder mehrere handelt, sondern um eine *dauernde* Einstellung des Gemütes? —, so ist sie auch der einzige Weg *zum Frieden*. Das einzusehen, ist gerade heute von entscheidender Wichtigkeit. Selbstgerechte Einzelne und Gemeinschaften können keinen wirklichen Frieden haben. Denn Selbstgerechtigkeit ist die Verhärtung im Endlichen, das mit dem Unendlichen verwechselt wird, was aber ist aller Streit, als der Kampf der Endlichkeiten, die sich zum Unendlichen aufblähen und darum einander begehren und verzehren müssen?

Aber nun stoßen wir auch hier wieder auf die fundamentale Tatsache der *Unwilligkeit* zur Buße, das heißt also: zur Ablegung der Selbstgerechtigkeit, sowohl bei den Einzelnen als bei den Gemeinschaften. Sie wollen alle Recht haben: die Völker, die Kirchen, die Parteien. Sie brüsten sich in ihrem Recht. Daß ein Einzelner sein Unrecht gestehe, das hält man für denkbar, obschon man nicht weiß, was man sagen soll, wenn einmal einer das wirklich tut, aber daß ein Volk, eine Partei, eine Kirche eingestünde, daß sie gefehlt hätten, und zwar nicht bloß etwa taktisch, durch Mangel an Klugheit, sondern

sittlich gefehlt, daß sie *schuldig* seien — ist das denkbar? Ist es je vorgekommen? Niemand hat nach dem Gericht, das über uns ergangen ist, seine Schuld gestanden, nicht die Völker, nicht die Parteien, die sozialistischen sowenig wie die bürgerlichen, nicht die Kirchen. Ja, auch die Kirchen nicht!* Was als Buße gelten sollte, war feierliche Gebärde, nicht mehr. Einzelne freilich taten diese Buße, aber die Gemeinschaften als solche? Nein! Aber wenn es den Einzelnen als solchen angeht, so ist es auch für ihn fast undenkbar, zu gestehen, er sei im Unrecht, sei im Unrecht gewesen, sei schuldig. Es ist darum wahrhafter Heroismus, wenn etwa Generäle des Weltkrieges solche Bekenntnisse abgelegt haben.

Warum ist das so schwer? Es ist schwer, ja fast unmöglich, solange wir uns im Element des Endlichen bewegen. So weit rein menschliche, rein weltliche Faktoren in Betracht kommen, sind wir vielleicht wirklich im Rechte; jedenfalls können wir uns leicht einbilden, im Rechte zu sein. Da laufen die Fäden von Recht und Unrecht jedenfalls wirr durcheinander und im unsichern Zwielichte der Endlichkeit ist Selbstbetrug sehr leicht möglich. Und wir *müssen* darnach greifen. Denn im Endlichen und als Endliche wären wir ja vernichtet, wenn wir Unrecht hätten. Das Endliche muß sich ja behaupten, *muß* sich als Unendliches darstellen.

Hier kann wieder nur die Buße Wandel schaffen. Und die Buße hinwieder kann nur zustande kommen, wenn die Öffnung zur Wahrheit hin, und das heißt: zu dem unendlichen und heiligen Gott hin, eintritt. Sein Gericht muß über uns kommen. Es muß die Götzenbilder der Selbstgerechtigkeit, die wir in uns und um uns aufgerichtet haben, zerschlagen. Wir müssen zuerst vor Gott und dann vor uns selbst sehr klein, sehr arm, sehr demütig werden. Wir müssen zerschlagen werden in unserm Hochmut und Trotz. Dann erst können wir einem Gegner die Hand reichen zu einem rechten Frieden. Im Endlichen können wir es vielleicht wirklich nicht. Da haben wir vielleicht wirklich recht und das andere unrecht. Aber vor Gott haben wir nicht recht. Vor dem Unendlichen sind wir schuldig. Aus dem innersten Bezirk heraus, der jenseits aller Umwallungen des starren Rechthabens und trotzigen Geltenwollens liegt und wo wir diese Stimme des Gerichtes über uns deutlich genug hören, steigt die *Sehnsucht* nach Frieden und die *Bereitschaft* zu ihm auf. Aber auch die *Möglichkeit* dafür ist nun gegeben. Denn nun ist unser Endliches aus seinem Selbstbehauptungskrampf erlöst. Im Unendlichen sind wir nicht nur vernichtet, sondern auch gerettet. Der Gott, der uns unser selbstgerechtes Recht nimmt, gibt uns

---

* Diese Betrachtung war vor dem Zweiten Weltkrieg geschrieben. Auf das Ganze gesehen gilt diese Aussage auch für die Zeit nachher. Einem ersten Ansatz zur Umkehr ist nur zu rasch die Unbußfertigkeit gefolgt, von einer «organisierten Unbußfertigkeit» wurde nicht mit Unrecht jüngst in der «Stimme der Gemeinde» gesprochen.

sein eigenes Recht. Wir sind in ihm aufgehoben und gesichert — wir sind offen gegen seinen unendlichen Reichtum und dieser ist offen gegen uns. So ist in unserem innersten Bezirk die Sonne des Friedens aufgegangen. Daraus kann, so Gott will, auch äußerer Friede werden. Friede ist ja einfach Offenheit für Gott, den Gott, dessen Wahrheit um so viel größer ist denn die unsrige, wie der Himmel höher ist denn die Erde, und die uns verbindet, indem sie uns richtet und richtet, indem sie uns verbindet. Wo diese Offenheit vorhanden ist, und in dem Maße, als sie vorhanden ist, da kann kein Einzelner mehr auf seinem Eigenrechte selbstzufrieden verharren; da kann keine Religion, keine Kirche, keine religiöse Gemeinschaft, keine Theologie (ja, keine Theologie, diese Macht des Zwiespalts!) meinen, alle Wahrheit in ihrem menschlichen Bezirk einzuschließen; da kann kein Volk wähnen, im Vollbesitz aller Vorzüge zu sein oder auch im Vollbesitz aller Unschuld; da kann keine Partei sich selbst einbilden oder andern vorgeben wollen, allein das Rechte zu vertreten und in dieser Vertretung unfehlbar zu sein. Da kommt von jenem weitern Horizont, dem Horizont der Unendlichkeit her, nicht nur die Erkenntnis der eigenen Mangelhaftigkeit, ja Schuld und das Streben nach größerem Anteil an der Wahrheit und dem wahren Guten, sondern auch die Ahnung, daß bei andern Menschen, andern Religionen, Kirchen, Gemeinschaften, Theologien, bei andern Völkern, andern Parteien auch Wahrheit sei, daß Gott und das Meer seiner Wahrheit nicht in die Schale unserer Fassungskraft gehe. So wird Offenheit gegen Gott, den Lebendigen und Heiligen und Gnädigen, zur stetigen Buße und die Buße zum Frieden und zur Einigung.

Aber diese Buße, die auch ein *Sterben* ist, wird wohl auch nur in tiefen *Schmerzen* möglich. Wie viele Schmerzen wird es noch kosten, bis sie allgemein wieder über unsere Welt kommt, bis vielleicht nicht die Völker, die Kirchen, die Parteien *als Organisationen* — das ist vielleicht «unmöglich» —, wohl aber genug Einzelne, repräsentative Einzelne in ihnen diesen Weg der Buße gehen? Es wird eine ungeheure Erschütterung der Seelen von Gott her nötig sein, bis es geschieht. Ist diese aber nicht ein Kommen? Die Schmerzen, die dafür nötig sind, sind sie nicht gewesen? Werden sie nicht kommen? Hat die Erschütterung nicht wenigstens begonnen?

Doch will ich, bevor ich davon weiter rede, noch eins sagen: Es gibt keinen *Segen* und keine *Erlösung vom Leide* ohne Buße. Warum will es oft so gar kein Gedeihen geben, sei's bei einzelnen Menschen, sei's bei Gemeinschaften? Es *kann* eben nicht sein. Denn da ist etwas *im Wege*. Das kann ein großer Irrtum sein, eine tiefe Verblendung, eine schwere Schuld. Bevor der Einzelne oder die Gemeinschaft diese erkannt haben und willig geworden sind, sie zu beseitigen und zu sühnen, kurz: umzukehren, ist Segen und Gedeihen unmöglich. Diese führten dann ja nur tiefer in Schuld und Verblendung hinein. Dieser

Stein muß zuerst weggehoben werden. — Aber diese Wahrheit führt noch tiefer hinab und höher hinauf. Es gelingt uns manchmal etwas nicht, ohne daß geradezu eine besondere Schuld die Ursache dieses Mißlingens wäre. Das ist dann wohl ein hartes Rätsel und wird vielleicht zur schwersten Anfechtung des Glaubens, bis nach großen Schmerzen und langer Nacht das Licht der Erkenntnis aufgeht. Das Gelingen *soll* aber nicht sein, weil wir sonst in diesem Gelingen stecken blieben, Höheres aber unsere Bestimmung und Berufung ist. Wenn wir durch solche Erfahrungen in die tiefsten Dunkelheiten und Abgründe der Lebensrätsel geführt werden, dann wird darum wieder die *Buße* der Weg zum Licht. Die Buße ist hier wieder die Erkenntnis, jenes Unendlichen, welches das Endliche richtet, auch das gute, auch das beste Endliche — damit das Bessere, das Größere möglich sei. Sie ist damit freilich auch Erkenntnis von *Schuld*. Vielleicht wird im scharfen Lichte solchen Mißlingens, das zur Buße führt, in dieser Finsternis, die durch Gottes Wunder zum Lichte wird, manches an unserer Existenz als schuldhaft offenbar, was sich sonst verborgen hätte. Wenn aber dieser neue Tag in die Abgründe dringt, wenn diese dunkelste Finsternis zum hellsten Lichte wird, dann ist der Weg frei zu einem neuen Aufstieg — höher hinauf, Gott entgegen.

So wird die Buße, die Umkehr überhaupt, der Schlüssel zu den schwersten Rätseln des Daseins. Was hat schließlich *alles Leid* für einen andern Sinn, als den, daß es in die Verhärtungen des Endlichen, sei's des Glückes, sei's des Leides, sei's der Sattheit, sei's der Verzweiflung Öffnungen schlägt, Öffnungen nach dem Unendlichen hin, Öffnungen zu Gott hin, Öffnungen zu seinem Reiche hin? Was ist alles Leid der Welt, alles Elend und Dunkel der Schöpfung und des Menschenwesens, was ist auch der Tod anderes als ein solcher Hinweis auf die Welt Gottes, als ein solcher Hinweis auf die Schuld, aus der *letztlich* doch das Leid und der Tod quellen, was ist es darum anderes, als ein Aufruf zur Buße, zur Umkehr, was anderes als eine Eröffnung des Reiches Gottes? Denn das ist für die Kreatur offenbar ein Gesetz, dessen tiefen Sinn wir bloß ahnen, aber immerhin ahnen können: daß nur in den *Schmerzen* der Endlichkeit, die oft furchtbare Schmerzen, Todesschmerzen, ja Tod sein müssen, der Bann der Endlichkeit gesprengt wird, so daß Gott, der Unendliche, erkannt werden und sein Reich hervortreten kann.

Das ist der gewaltige Sinn der Buße. Darum: «Tut Buße! Kehret um — du, der Einzelne, du, das Volk, du, die Kirche, du, die Partei; du, die ganze Zeit — und es wird Euch geholfen sein, ganz sicher geholfen, zu Leben, Frieden, Segen.»

«*Denn das Reich Gottes ist nahe.*» Jesus verkündet die Buße, das heißt, die Umkehr, nur in diesem Zusammenhang mit dem Kommen des Reiches. Sie ist die Wendung von der Welt und dem Weltreich

mit ihrem Wesen zu Gott und seinem Reich mit *ihrem* Wesen. Wir haben nun ja wohl gesehen, daß man dieses Wort von der Buße nicht in seinem verkirchlichten, dogmatisierten, schablonisierten, auch allzu individualistischen und privat gewordenen, sondern in einem viel größeren und lebendigeren Sinne verstehen muß. Nun kann es ja von ferne nicht meine Absicht sein, den ganzen Reichtum der Beziehung zwischen «Umkehr» und «Reich Gottes» am Schluß dieser Betrachtung noch ausbreiten zu wollen. «Umkehr» (zu der die «*Nachfolge*» gehört) und «Reich Gottes» sind ja die ganze «frohe Kunde». Nur eins möchte ich noch sagen: Wenn es heißt: «Das Reich Gottes ist nahe», so denken wir wohl an den vollen und endgültigen Anbruch seiner Kraft und Herrlichkeit. In Jesus selbst, seinem Wort und seinem Wesen sind diese wirklich erschienen. Und sie sind seither nicht wieder einfach verschwunden. Aber von diesen letzten Dingen will ich jetzt nicht reden. Ich glaube, es sei uns erlaubt, jenes Wort: jene Verbindung von «Buße» und «Reich Gottes» in einem besonderen Sinne zu verstehen. Ich möchte heute aus dieser gewaltigen Wahrheit nur sozusagen einen Ausschnitt hervorheben. Ich sage: Wo ernsthafte und aufrichtige Buße ist, ich meine: jene Offenheit gegen die Wahrheit, deren letztes Wort Gott ist, wo jene Umkehr ist, da ist Gott *immer nahe* und *immer* nahe sein Reich, da ist er nahe dem Schuldigen, nahe dem Leidenden, nahe dem Zweifelnden. Immer! Sie, die Buße, die Umkehr, ist der nächste Weg zu Ihm. Aber, wie wir gesehen, auch umgekehrt: Diese Buße, diese Umkehr tritt nur ein, wo Gott nahe ist. Nur dann wird die Verhärtung des Endlichen zersprengt. Nur der Tritt des lebendigen Gottes erzeugt das Erdbeben der Welt.

Aber wie kann ich denn von mir selbst aus Buße tun, umkehren, da es doch nur Gottes Werk sein kann, dies zu schaffen?

Ich antworte: *Gott ist immer nahe*, er verkündigt *immer* Buße, er richtet *immer* und ist *immer* zum Helfen bereit — er ist besonders in Schmerzen, Todesschmerzen nahe: du mußt bloß horchen und gehorchen! Auch das Reich Gottes ist *immer* nahe — du mußt es bloß ergreifen!

Das Reich Gottes ist *nahe!* Ich möchte dazu noch das eine sagen: Wie es sich auch mit dem Anbruch des *Letzten* verhalte, *das* scheint mir doch klar und sicher zu sein, daß Gott und mit ihm sein Reich heute nicht nur dem Einzelnen, sondern der ganzen Welt in Gericht und Verheißung besonders nahe getreten sind, uns besonders nahe treten wollen. Die Todesschmerzen dieser Zeit, was könnten sie anders sein als «Geburtsschmerzen Christi», Wegbereitung für einen neuen Durchbruch des Reiches? Der Weg dazu aber heißt: «Tut Buße, kehret um.» Es ist ein Ruf zum höchsten *Ernst*, aber auch zur höchsten *Freude*.

L. Ragaz

Kain in der Pilotenkabine

Zu Beginn des Jahres 1946, gleich nach dem Krieg, sollte die niederländische Luftlinie mit Westindien wiederhergestellt werden — und ich machte den ersten Flug nach dem Westen mit einer «Skymaster» über den Südatlantischen Ozean.

Dakar — Natal . . . zum erstenmal; aber was fehlte, war das Gefühl, daß *nach* diesem Weltkrieg *wirklich* ein neuer Zeitabschnitt angebrochen sei.

Denn ein halbes Jahr früher war doch die erste Atombombe auf Hiroshima abgeworfen worden. Die halbe Welt hatte darüber frohlockt. Kirchen hatten Dankgottesdienste abgehalten. Der Präsident der amerikanischen Harvard-Universität hatte sich nach der geglückten Explosion der Bombe mit seinen Professorenkollegen erhoben, sie hatten sich die Hände geschüttelt, hatten sich umarmt und vor Freude geschrien.

Kurzsichtige, darauf bedacht, sich im Siegesrausch auch noch von Schuld freizusprechen, hatten erklärt, wenn diese Atombombe nicht abgeworfen worden wäre, hätten in einem verlängerten Krieg ja noch viel mehr Menschen getötet werden müssen, als es in Japan der Fall gewesen war.

Aber das war zweifellos eine kurzsichtige politische «Sprache mit Hintergedanken» gewesen. Denn daß dieses unfaßliche Attentat auf eine Zivilbevölkerung — 70 000 Tote — vielleicht nicht die gottvergessenste militärische Tat der Weltgeschichte war, und daß jede andere als die amerikanische Nation in ähnlicher Lage eine gleiche Tat verübt hätte, konnte man noch annehmen. Aber daß Hiroshima nicht als ein Ende des Krieges, sondern als ein *Anfang* einer wahrhaft teuflischen Epoche betrachtet werden müsse, wo von Verschonung von Menschenleben keine Rede sein konnte, schien mir festzustehen.

Die Flugroute nach Südamerika war eine ganz neue Route für uns, aber ich kannte sie meiner Ansicht nach doch gut aus den Büchern von Antoine de Saint-Exupéry, — dem einzigen mir bekannten Flieger-Schriftsteller, der die wesentliche Beziehung zwischen dem Menschen und dem Fliegen erfaßt hat. Ich hatte ihn gekannt und immer sehr bewundert. Ein Deutscher hat auch ihn abgeschossen. Aber ich wußte, wie auch er schon nicht mehr an den nun eingetretenen Frieden, den er nicht mehr erleben sollte, geglaubt hatte. Am Ende seines an Erkenntnis so reichen Lebens schrieb er: «Es gibt auf der Welt nur *ein* wirkliches Problem: wir müssen dem Leben wieder einen geistigen Sinn geben. Die Menschen leben in einer Verstandeswelt, aber darüber gibt es ein geistiges Leben — de l'Esprit — und *das* allein wird sie befriedigen können. Ich habe das Gefühl, daß wir nun unterwegs

sind zu den schwärzesten aller Zeiten — les temps les plus noirs du monde.»

Und ich werde den ersten Ozeanflug des Friedens, dem wir so lange mit vielen guten Erwartungen entgegengelebt und entgegengearbeitet hatten, nicht so leicht vergessen, weil der ganze Flug über das Meer von einer Küste zur andern bei solch prachtvollem Wetter stattfand und alles dabei so tadellos verlief, während ich mich im Gegensatz zum äußern Schein nicht von der Überzeugung befreien konnte, daß schwere Zeiten bevorstünden. *Was* mußte ein Mensch von dieser Art Frieden halten unter sich bereits wieder belauernden Gegnern? Ich fragte mich:

Sollte der Weltfriede zustandekommen können durch Furcht vor den stets schrecklicher werdenden Flugzeugbomben, die zweifellos nach derjenigen von Hiroshima hergestellt würden? Sollte nicht idealistisches Streben, sondern der Krieg selber den Krieg überwinden, wenn hundertmal stärkere Vernichtungsmittel hundertmal stärker als jetzt das Verbrechen und die Unzweckmäßigkeit militärischer «Lösungen» es beweisen würden?

Oder würde die Erde niemals in ihrer Ganzheit zum «Vaterland» werden, sondern der Begriff «Vaterland» immer ein Ansporn zur Vernichtung von andern Vaterländern bleiben — bis die Erdkugel in ihrer Ganzheit vernichtet wäre?

«Ich bin dein Vaterland. Du mußt mich lieben, Flieger!»

«Ich habe dich lieb.»

«Dann mußt du für mich sterben können. Das war immer so.»

«Das will ich gerne, wenn es sein muß.»

«Du mußt dann auch für mich zu leben verstehen, so wie *ich* es will.»

«Gut, ich werde dir also auch ein Stück meiner Freiheit opfern.»

«Dann mußt du auch manchmal Menschen töten für mich.»

«Das ist Unsinn. Ich habe die ganze Welt bereist. Die Menschen sind überall dieselben. Die Bibel sagt, daß wir sie nicht töten dürfen und daß wir unsere Nächsten lieben sollen. Also werde ich sie nicht töten.»

«Es muß sein. Du mußt einen Soldaten töten gehen. Vielleicht zwei, vielleicht drei. Das ist das Gesetz des Vaterlandes.»

«Wenn es das Gesetz ist, werde ich es tun, so sehr ich es verabscheue.»

«Gut! Und am 8. August 1945 wird etwas Besonderes geschehen. Da mußt du außer 60 000 Zivilpersonen auch noch 10 000 Kinder unter 12 Jahren töten für mich — in Hiroshima. Guten Flug!»

«*Das* tue ich nicht.»

«Du mußt. Das ist das Gesetz des Vaterlandes.»

«Wenn es das Gesetz ist, dann werde ich gehen und sie alle töten.»

«Gut! Und 1960 mußt du 50 000 Kinder töten gehen. Und 1975 eine ganze Million auf einem Flug in einer Sekunde — das werden wir bis dahin können — und im Jahre 1990 alle Kinder der Welt.»
«Ist das dein Ernst?»
«Ja, das ist mein Ernst. Ich bin dein Vaterland. Du mußt. Es lebe unsere Flagge!»

Und während wir zum erstenmal wieder über eine friedliche Welt flogen, dachte ich: Würden die Piloten denn *immer* und immer wieder nur antworten, daß es so gut sei und daß sie für diese Flagge ihre Mordhandlungen auch immer und immer wiederholen würden?

War das also indirekt das eigentliche Ziel, dem wir Zivilflieger beim Vervollkommnen unseres Berufes entgegenarbeiteten? War *das* die verhängnisvolle andere Seite, zu der der Mensch unterwegs war, während er sich voller Einfalt einbildete, auf einem friedlichen Strekkenflug über dem Meer zu sein?

Konnte, mit Kain in der Pilotenkabine, jeglicher Kursflug schlußendlich etwas anderes sein als ein Kursflug zur Hölle? Der erste Mensch, der auf Erden starb, Abel, starb durch Brudermord. Müßten wir es nicht verhindern, daß auch die letzten Menschen der Erde massenweise durch üblen militärischen Mord sterben? Würden nie genug anständige Menschen kommen, um Vaterländer mit dergleichen unsittlichen Forderungen zum Teufel zu jagen?

Die Friedensfliegerei nach 1946 konnte sich bis und mit heute niemals von diesen Fragen befreien. Im Gegenteil.

Am 1. März 1954 warfen die Amerikaner bei Bikini eine Bombe ab, die sechshundertmal stärkere Explosionskraft besaß als diejenige von Hiroshima neun Jahre früher. Wo werden wir nach nochmals neun Jahren sein? Wie Sie wissen, haben die Amerikaner beschlossen, bei einem eventuellen Versuch einer neuen H-Bombe die Gefahrenzone auf einen Umkreis von 750 Kilometern auszudehnen. Das bedeutet bei einer Bombe auf Amsterdam Gefahr für Kopenhagen, Lyon und Irland — und umgekehrt.

Solche Bomben würden wohl nicht abgeworfen werden, ebensowenig wie im letzten Weltkrieg Gas verwendet wurde, beruhigen uns die militärischen Experten. Aber bei den in diesem Jahr (1955) abgehaltenen «Cartes-blanche-Manövern» nahmen sie selber an, daß zu Beginn eines Krieges 335 Atombomben auf Westeuropa gefallen seien.

Und welche Stimme lassen demgegenüber die Kirchen hören, die politischen Parteien, die Universitäten, die Menschen mit Gewissen? Wir hören nicht viel — in der Welt nicht, in den Niederlanden nicht (in der Schweiz nicht! D. R.). Das Wort aus Huizingas Buch, das 1935 «Im Schatten von morgen» geschrieben wurde, gewinnt täglich an Bedeutung: «Wir leben in einer besessenen Welt.» Obwohl wir wissen, daß eine einzige Bombe die ganzen Niederlande vernichten kann, applaudieren wir bei Infanterie-Paraden, die hinter einem Flüßchen

bei Deventer und Zutphen das Land dann schon verteidigen werden. Unser Handeln ist unmoralisch und lächerlich.

Aber das muß aufhören. Sofort. Um der Welt willen und aus Selbstrespekt.

Kain in der Pilotenkabine — folglich aber auch Kain im Kleid des hohen Militärs, des hohen Politikers, der ihn dazu aussenden will.

Und auch Kain in uns selber verdient nicht mehr die romantische Verehrung, die in früheren Zeiten vielleicht noch Sinn hatte. Er verdient unsere Verachtung. Und diese Verachtung soll er gründlich zu spüren bekommen. Wo ist unser Gewissen? *Wollen* wir den Massenbrudermord?

Wie Sie wissen, ist seit der NATO-Versammlung vom 18. Dezember 1954 im Kriegsfall der unmittelbare Gebrauch von Atomwaffen durch den Westen eine ausgemachte Tatsache. Der Osten wird sicher denselben Standpunkt einnehmen. Minister Spaak von Belgien hat dies treffend ausgedrückt: «Das Militär hat gerade das bekommen, was es verlangt hat: die Erlaubnis, einen Atomkrieg vorzubereiten.»

Es gab einmal eine Zeit, wo es als ganz besonders ehrenvoll galt, den militärischen Rock zu tragen. Vielleicht bestand diese Auffassung einigermaßen zu Recht zur Zeit Napoleons oder auf den Schlachtfeldern der Somme und Verduns, oder selbst der Normandie und Stalingrads, vielleicht. Aber wie ist es heute, wo das Militär schon in Friedenszeiten des Landes Wohlfahrt, soziale Fürsorge und Naturschönheiten für sich beansprucht, allein mit der Aussicht auf Massenmord? Wieviel Ehre verdienen die Gewissenlosen? Einst stand ein Soldat einem andern gegenüber. Jetzt bildet man einen Jungen aus, damit er 100 000 Frauen und Kinder morden gehe. *In welches Gewissen paßt das?* Sind wir denen Ehrbezeigungen schuldig, die so einen Jungen zur Gewissenlosigkeit erziehen wollen? Müssen wir Achtung haben vor Menschen, die zugeben, ihr Geld mit der Vorbereitung des Todes von 100 000 amerikanischen oder russischen oder belgischen Schulkindern zu verdienen? Wird *heute* die *Bekämpfung* des Militarismus nicht *vor allem* ehrenvoll?

Wenn nun an Weihnachten die Feldprediger, in diesem unbegreiflichen psychischen Widerspruch ihres Berufes, es nicht aussprechen wollen, so werden wir es tun: daß die Christen, die heute mit Bakterien, Giftgas oder Atombomben in den Kampf ziehen, das gleiche tun werden wie die Soldaten des Herodes, die auszogen zum Kindermord von Bethlehem, mit dem Befehl, das Licht der Welt auszulöschen; jedoch mit besserer Erfolgsaussicht, da kein Entkommen möglich sein wird.

Es gibt ein altes chinesisches Sprichwort: Aus gutem Eisen soll man keinen Nagel machen und aus guten Menschen keinen Soldaten. Das alte östliche Sprichwort, immer ein Ausdruck von gesundem Menschen-

verstand, hat durch die neuen westlichen Waffen einen neuen, nüchternen Sinn bekommen.

Betrachten wir die Lage doch so, wie sie ist, denken wir nicht mehr in Begriffen von vorgestern — denn mit der H-Bombe und der Kobaltbombe und den Raketen, die in kurzem die Flugzeuge ersetzen werden, und die kein Mensch mehr wird aufhalten können, liegt vorgestern ebenso weit zurück wie der achtzigjährige Krieg.

Sind Sie jemals des Nachts über Europa geflogen?

Hunderte Male habe ich unter einem offenen Himmel die Lichter von Amsterdam oder Brüssel oder Paris näherkommen gesehen. Am meisten hat mich immer wieder London beeindruckt, dieses Lichtermeer von Horizont zu Horizont. Ich wohnte im letzten Kriege dort, manchmal unter den Bombardementen, und ich fühle mich deshalb dort beinahe noch heimischer als im heimatlichen Amsterdam. Und . . . gibt es eigentlich bei einem solchen Nachtflug einen ergreifenderen Anblick? Man sieht, nur zehn Jahre nach dem Kriege, ein Schauspiel, das damals noch nicht beobachtet werden konnte und das noch niemals in der Geschichte beobachtet wurde: die absolute Wehrlosigkeit von 10 Millionen Menschen gegenüber dem eventuellen verbrecherischen Willen anderer Menschen. Ein Meer von Lichtern — der Hoffnung auf ihre Zukunft — haben sie angezündet wie die Menschen in Moskau oder Rotterdam oder Washington und wie sie die 70 000 Menschen von Hiroshima noch gerne angezündet hätten. Im Jahre 1944 konnte sich so eine Stadt noch redlich verteidigen. Das ist nun *nicht* mehr möglich. Alle Militärpersonen sind sich darüber einig: man kann nur einen Teil einer modernen Luftflotte abwehren. Aber *ein* einziger Bomber braucht nur über so eine Stadt vorzustoßen, und es ist um die 10 Millionen Menschen — von London, von den Niederlanden — geschehen.

Bald ist auch *das* nicht mehr nötig. *Dann kommt die Bombe per Rakete,* und kein Jagdflieger oder Abwehrgeschütz vermag *irgend etwas* gegen die Rakete.

Wer heute aus der Luft auf eine solche Großstadt niederblickt, sieht eine Hilflosigkeit, so groß, wie kein Mensch vorher sie jemals sah. Welcher Amerikaner oder Russe oder Niederländer wird so eine Bombe abwerfen? Der Militärflieger verfolgt mich. Ich kann ihn nie vergessen, wenn solche Lichter unter mir hinziehen. Er mag ein netter Kerl sein, ein guter Kamerad, ein tüchtiger Flieger, ein besorgter Sohn oder Ehemann. Sollte er aber diesen Massenmord begehen wollen, so kann er nicht nachgedacht haben, und da die Gedankenlosigkeit einen Menschen niemals von Schuld freisprechen kann, wird dieser brave Kerl mit all seinen guten Eigenschaften, in welcher Uniform auch immer er steckt, *doch* soviel Hölle verdienen, als er sie selber hat austeilen wollen.

Aber was werden diejenigen verdienen, die es einfach stillschwei-

gend zuließen, daß er seinen Auftrag bekam, sie, diese andern hinter ihm, mit ihren Kirchen oder ihrem Sozialismus oder ihrem Humanismus oder ihrem Zynismus oder ihrer Ironie — die Feigen und die Faulen, die sicher bis zu einem gewissen Grad begreifen, die aber weiter geschwiegen und es zugelassen haben, weil ... ja, warum eigentlich? Weil sie am Militarismus verdienen oder für ihre Beziehungen fürchteten oder dachten, daß es wohl noch etwas dauern werde, oder Angst hatten, man könne sie für Kommunisten halten, wenn sie das Wort «Friede» auszusprechen wagten? Kurz und gut, die *Unverantwortlichen*, was mögen *sie* wohl verdienen, wenn Kain bald in ihrem oder eines andern Dienst ausfliegt?

Es gibt, fern von Rußland und fern von Amerika, fern von beiden Großmächten ein leuchtendes Vorbild von einer Leitung, die beseelt ist von der Achtung vor dem Menschen. Ich glaube aufrichtig, daß es ein Vorrecht ist, in unserem kleinen Lande beheimatet zu sein, wo eine Königin, die die höchsten Lebenswerte als das höchste anerkennt, so oft von der Notwendigkeit, den Kriegsgedanken zu besiegen, gesprochen hat.

Ich glaube an das Verfolgen eines eigenen Weges, eines dritten Weges, wenn man so will, eines Weges des eigenen, individuellen Gewissens in jedem Fall. Der erste Oranier, der gegen den Willen einer Übermacht seinen eigenen Weg gehen wollte, hat gesagt, daß es nicht nötig ist, vom Siege überzeugt zu sein, um solchen Kampf zu führen. Er führte den Kampf seines Gewissen. Das Gewissen des Königs von Spanien war nicht das seine. Was geht uns das Gewissen des Präsidenten von Amerika oder des Führers der Sowjetunion an, wenn wir fühlen: das darf nicht sein? Laßt uns also darnach trachten, unserm Volk ein eigenes Gewissen zurückzugeben — ein Gewissen anstelle eines Gewehrs, ein Gewissen, das spricht und das Handeln bestimmt. Gegen die Übermacht des spanischen Militärs begannen die beschimpften Geusen einer längst verflossenen Zeit Den Briel einzunehmen. Es wird Zeit, daß die Geusen des verpönten Pazifismus heute auch einmal für ein «Den Briel» sorgen würden. Denn es wird wieder ein Kampf um die Freiheit werden, ein Kampf auf Leben und Tod: aber diesmal für oder gegen den Menschen auf Erden.

Laßt uns doch zur Besinnung kommen. Wer sich heute noch mit Vergnügen eine militärische Parade ansieht, wer heute noch Kriegsspielzeug für Kinder kauft (und herstellt! D. R.), ist nicht bei Verstand. Laßt uns eine gesunde Verachtung zeigen für das Unmenschliche und die Unmenschlichen. Laßt uns den falschen Göttern abschwören und zugeben, daß der militärische Rüstungswettlauf Wahnsinn ist.

Wahnsinn vom höchsten Gesichtspunkt aus gesehen. Das Buch mit der tiefsten Menschenkenntnis, die Bibel, spricht es ohne Vorbehalt aus: Du sollst nicht töten, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Nirgends steht dort der geringste Vorbehalt: Du sollst nicht

töten, es sei denn, daß ein Minister X. oder euer General Y. eine andere Ansicht haben. Mit Recht sagte Erasmus schon im 16. Jahrhundert: «Kannst du mit dem Mund das Vaterunser beten und gleichzeitig deinem Mitbruder das Schwert in die Eingeweide stoßen?»

Wahnsinn auch vom Gemeinschaftsstandpunkt aus gesehen. Wohin hat uns das geführt, was wir lächerlicherweise «unsere Verteidigung» nennen! Es *gibt* gar keine Verteidigung. Es wird, was die Verteidigungsmöglichkeiten der Niederlande betrifft, eine Illusion am Leben erhalten, an die kein einziger Experte mehr glaubt. Wenn eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung ihren Anteilhabern eine solch verfälschte Bilanz unterbreiten würde, wie unser Volk sie betreffs Verteidigung bekommt (und die Schweiz! D. R.), würde das Gesetz sofort eingreifen.

So machen wir enorm hohe und unproduktive Militärausgaben und wissen um die dadurch fortschreitende Inflation mit allem Elend, das sie mit sich bringt. So erziehen wir Jugend und Volk mit Gewaltsideologie, um diese Jugend und dieses Volk reif zu machen, bald dasselbe verächtliche Kriegshandwerk auszuüben, wie — Gott bessere es — unsere deutschen Bundesgenossen. Hält man dies für etwas Normales in den Niederlanden?

So geraten Schulwesen, Kunst, Wissenschaft, soziale Fürsorge und alle andern Kulturmanifestationen in den Hintergrund; so erleiden wir weitere geistige Verarmung durch die militärische Verschandelung unserer Landschaft (schaut nur unsere schändlich und nutzlos verstümmelte Veluwe an!), durch Mangel an Wohnhäusern und was nicht alles mehr. Der Glaube an das Schwert, dieser verderbenbringende Unsinn, kostet die Niederlande heute 4 Millionen *pro Tag!*

Und was bekommen wir dafür? Verteidigung? Was sagte Churchill über die künftigen Atombomben? Was sagte selbst ein McArthur in seinen Warnungen? Was wird jede intelligente Militärperson euch in vertraulichen Augenblicken zugeben? Eine so kleine Fläche wie die Niederlande ist nicht zu verteidigen gegen ein paar H- oder Kobaltbomben. Schöne Kasernen bei Woensdrecht, eine Flotte Minenleger in Den Helder, eine wertvolle, viel zu langsame «Karel Doorman», teure Autozüge, eine Menge beim Einkauf schon veraltete Einzeljäger, unser zuwenig weittragendes Abwehrgeschütz, einige, wenn auch noch so kostspielig ausgerüstete Divisionen hinter der Ijssel bedeuten diesen Bomben gegenüber gar nichts.

Unsere vielgerühmte neue Verteidigung — damit verhält es sich wie mit den neuen Kleidern des Kaisers in jenem Andersenmärchen, worin ebenfalls die ganze Bevölkerung durch die Obrigkeit eingeladen wird, Hurra zu rufen, bis es dann plötzlich jedem klar wurde, daß es in Wirklichkeit überhaupt *nichts* zum Hurrarufen gab.

Dessen muß sich jeder gründlich bewußt werden, denn wer weiterhin an Unsinn glauben würde, könnte auf Grund davon han-

deln. Und eine Volksvertretung, welche wegen mangelnder Einsicht vor ihrem Volke jetzt in der internationalen Politik auf Grund einer Illusion einen optimistischen Standpunkt einnehmen würde, könnte leicht dafür sorgen, daß es im Jahre 1975 keine Niederlande mehr gäbe.

Wie absurd: 15 kurze Jahre nach den Maitagen von 1940 ist es schon wieder nötig, in jenem Teil von Holland um Rotterdam herum zu sagen: Männer und Frauen, unsere Regierung will von unsern Soldaten Waffenbrüder der Deutschen machen — der Deutschen! —, laßt es nicht zu, es ist *keine* gute Idee; verweigert eure Mitschuld! 15 Jahre nach jenen Maitagen hat es Sinn, zu warnen: Männer und Frauen von Rotterdam und ihr andern Niederländer, das Bombardement, das diese Stadt im Jahre 1940 durchgemacht hat, war eine nicht erwähnenswerte Kleinigkeit, verglichen mit dem, was Kain in der Pilotenkabine heute anrichten kann; verweigert eure Mitschuld . . . an einem Weltbrudermord! Nur aus Bequemlichkeit die Augen schließen und so fortleben, als ob nichts geschähe, weil alles schon seit einigen Jahren so gut geht — *das ist Mitschuld.*

Der Mensch muß gerettet werden vor dem Verbrechen, das in Moskau und in Washington und in Den Haag vorbereitet wird. In einem unlängst in «Maatstaf» veröffentlichten Radiohörspiel «Das perfekte Verbrechen» schrieb der Dichter Lucebert: «Ja, die meisterhaften Mörder sind immer weit von der Stelle, wo sie ihre Verbrechen begehen, entfernt; es scheint, daß sie den perfekten Mord erfunden haben; während sie Morde planen, sprechen sie von Unmenschlichkeit, während sie Unrecht tun, sitzen sie auf dem Richterstuhl; oh, niemals vorher war das Böse so grauenhaft offenbar, und noch nie war sein Ursprung so listig verborgen!»

Besinnen wir uns auf unsere eigene nüchterne niederländische Weise auf die Lage, wie sie wirklich ist. Es ist unehrenhaft, mit falschen Illusionen leben zu wollen auf Kosten einer Verteidigungswohlfahrt. Vielleicht sind die Russen der Vernunft nicht zugänglich. Vielleicht sind die Amerikaner der Vernunft nicht zugänglich. Vielleicht ist der Mensch als solcher der Vernunft nicht zugänglich. Dann ist es gut möglich, daß das 20. Jahrhundert nach Christus das letzte Jahrhundert des Erdenmenschen werden wird.

Aber vielleicht enthalten die Worte, die bei Christi Geburt vom Himmel her gesprochen wurden, welcher durch Kain jetzt erobert zu sein scheint, eine Wahrheit: Friede den Menschen, die guten Willens sind.

In diesem Fall steht eine Berufung auf den guten Willen und auf unsern eigenen guten Willen an erster Stelle in Anbetracht der Russen oder Amerikaner oder andern Opfern von Furcht oder Machtlust, die einzig richtige Berufung: die unbedingte Berufung auf den menschlichen guten Willen, der das einzige absolute Gute auf Erden ist.

Wir bedürfen eines neuen Pazifismus. Der Pazifismus des zerbrochenen Gewehres von Anno dazumal (vor 25 Jahren) ist allmählich ebenso veraltet wie die Argumente seiner Gegner. In einigen Jahren wird *ein* einziger dummer Junge auf verbrecherischen Befehl hin die Niederlande «ausradieren» können. Diese Tatsache verlangt eine völlig neue Besinnung von uns allen. Es ist schwer, im Lichte dieser Einsicht Optimist zu bleiben; es ist nicht nur schwer, sondern es ist auch unzulässig. Wir müssen es völlig akzeptieren, daß der Mensch dem Menschen gegenüber in eine tragisch schwache Position gekommen ist.

Das eindrucksvolle Manifest Prof. Einsteins, Lord Russels und sieben anderer Gelehrter vom Juli 1955 sagte warnend und ausdrücklich, daß nur *eine* Wahl bleibt: die Ächtung des Krieges — *oder* der Untergang der menschlichen Rasse. Eine Woche später erschien der Protest von 18 Nobelpreisträgern: «Alle Nationen müssen freiwillig auf die Gewalt als letztem Mittel der Politik verzichten. Sind sie dazu nicht bereit, so werden sie aufhören zu bestehen.» Sie, die *wissen*, tausendmal besser als die unfähigen Schwätzer über die Verteidigungsbudgets, kennen unsere schlimme Lage sehr wohl. Aber Vernunft und Zusammengehörigkeitsgefühl können gemeinsam die Situation retten. Mit den Waffen können wir sie nur schwächen.

Diejenigen, die das Schwert erheben, werden durch das Schwert umkommen, diejenigen, die jetzt beim Schwertglauben verharren, werden durch das Schwert untergehen «in den schwärzesten aller Zeiten».

Ich glaube in aller Aufrichtigkeit, daß wenig oder gar keine Hoffnung mehr für die Menschen dieses Jahrhunderts besteht, es sei denn, sie schwörten ihren Glauben an die Kains unter ihnen ab.

Ich glaube völlig an den Sinn der Worte, die Königin Juliana am Trauertag 1955 an die niederländischen Schulkinder richtete:

«Ihr müßt dem goldenen Faden folgen: das Gute wählen, das Schlechte verwerfen. Es komme, was da wolle: ihr müßt Ehrfurcht vor dem Leben zeigen — besonders vor dem Leben anderer.»

Diese Worte wurden zu allen Kindern unseres Landes gesprochen: zu den Kindern unserer Kommunisten und unserer Reformierten, unserer Katholiken und unserer Freidenker, unserer Idealisten und unserer Materialisten — zu *allen* Menschen unserer Niederlande von morgen. Und sie werden verstanden werden *müssen*, *wenn* die Niederlande dann noch bestehen wollen.

Die beste Friedenspropaganda wird immer sein: Besinnung auf das Leben, eine Verstärkung der Ehrfurcht vor dem Leben.

Komme, was da wolle: Ehrfurcht vor dem Leben — es ist keine Kraft in der Welt so groß, wie die Kraft einer Idee, für die die Zeit gekommen ist. Man wird gut daran tun, die Kraft dieses königlichen

Wortes den Einfältigen entgegenzustellen, die uns im Jahre 1955 noch für das Totengerassel militärischer Paraden begeistern wollen. —

A. Viruly

Nachwort der Redaktion: Dieser aus dem Holländischen übersetzte Aufsatz wurde von dem holländischen Flieger (jahrelang Pilot der Luftlinie KLM) *A. Viruly* zuerst in holländischen Zeitungen veröffentlicht und dann 1955 vom Verlag *«de Bezige Bij»* in Amsterdam als Broschüre herausgegeben. Wir verdanken diesem Verlag die freundliche Erlaubnis des Abdruckes in deutscher Übersetzung.

Was hier ein Berufsflieger in Gewissensnot seinen Landsleuten zuruft, gilt für uns alle und gilt auch für die Schweiz. Auch bei uns nehmen die «unsittlichen Forderungen» des Vaterlandes in erschreckendem Maße zu, und es ist höchste Zeit, sich dagegen zu wehren — aus Liebe zum Vaterland.

Zum Kampf gegen den Krieg

Wir sehen mit Entsetzen, daß eben diese Wissenschaft der Menschheit Mittel in die Hand gibt, sich selbst zu zerstören. Voller kriegerischer Einsatz der heute möglichen Waffen kann die Erde so radioaktiv verseuchen, daß ganze Völker vernichtet würden. Dieser Tod kann die Neutralen ebenso treffen wie die Kriegführenden. Wenn der Krieg zwischen den Großmächten entstünde, wer könnte garantieren, daß er sich nicht zu einem so tödlichen Kampf entwickelte? So ruft eine Nation, die sich auf einen totalen Krieg einläßt, ihren eigenen Untergang herbei und gefährdet die ganze Welt. Wir leugnen nicht, daß vielleicht heute der Frieden gerade durch die Furcht vor diesen tödlichen Waffen aufrechterhalten wird. Trotzdem halten wir es für eine Selbsttäuschung, wenn Regierungen glauben sollten, sie könnten auf lange Zeit gerade durch die Angst vor diesen Waffen den Krieg vermeiden. Angst und Spannung haben so oft Kriege erzeugt. Ebenso scheint es uns eine Selbsttäuschung, zu glauben, kleinere Konflikte könnten weiterhin stets durch die traditionellen Waffen entschieden werden. In äußerster Gefahr wird keine Nation sich den Gebrauch irgendeiner Waffe versagen, die die wissenschaftliche Technik erzeugen kann. Alle Nationen müssen zu der Entscheidung kommen, freiwillig auf die Gewalt als letztes Mittel der Politik zu verzichten. Sind sie dazu nicht bereit, so werden sie aufhören zu existieren.

(Aus der Resolution der 5. Lindauer Nobelpreisträgertagung 1955, unterzeichnet von: Karl Alder, Max Born, Arthur H. Compton, Gerhard Domagk, Hans von Euler-Chelpin, Otto Hahn, Werner Heisenberg, Georg von Hevesy, Richard Kuhn, F. Lipmann, H. J. Muller, Paul Müller, L. Ruzicka, Frederick Soddy, W. M. Stanley, Hermann Staudinger, Hideki Yukawa.

Aber täuschen wir uns nicht: Die Atomzertrümmerung hat nur etwas zum Abschluß gebracht, was mit Verkehr und Technik längst

begonnen hatte: die Welt ist *eine* geworden. Alles geschichtlich Gewordene, alles neu und revolutionär Werdende muß sich aus dem Gliedzusammenhange dieser Welt begreifen lernen. Das heißt nicht Zwang und Imperialismus, sondern Geist und ethische Verantwortlichkeit voreinander. Vielleicht stehen wir wirklich wie der umhergetriebene Wanderer kurz vor dem Ziel, zu dem wir hin müssen, dem Ziel, auf das uns die beiden Weltkriege schicksalshaft hingeführt haben, in denen die Welt *eine* Welt wurde. Wenn dem so ist, dann heißt aber dieser letzte Schritt nach vorwärts nicht Sicherheit, sondern Frieden. *Hans J. Iwand*

1. *Zur Lage*

Um die wirkliche Lage im Kampf zur *Besiegung* des Krieges (um die allein es sich noch handeln kann) zu erkennen, müssen wir uns klar machen, daß zwar auf Seiten der Völker eine äußerst starke Tendenz für den Frieden vorhanden ist, daß aber anderseits die Regierungen und die sie beherrschenden Mächte des Kapitals, der Industrie und der Technik die Mobilisierung der Völker für den totalen Krieg nach wie vor mit allen Mitteln skrupellos betreiben. Greifen wir nur einige entscheidende Beispiele der letzten Zeit heraus:

Da ist die Remilitarisierung Deutschlands, die gegen eine Mehrheit des deutschen Volkes von einer verantwortungslosen und das parlamentarische Regime gegen das Volk mißbrauchenden Regierung durchgesetzt wurde, z. B. ohne Volksbefragung, die sich in diesem Falle besonders aufgedrängt hätte und nun das deutsche Volk zum drittenmal in den Kriegsdienst zwingt. Schon wird auch der «Todfeind» (früher war es der «Erbfeind»!) visiert, mit dem man es zu tun habe. Das deutsche Volk wird der Kriegsmaschinerie des totalen Krieges in jeder Richtung gleichgeschaltet. Heute sind die amerikanischen Atomwaffen auf seinem Boden stationiert. Bald schon wird es mit eigenen Atomwaffen sich «schützen» und «verteidigen» lernen müssen, um zur gegebenen Zeit zur Endabrechnung mit dem Todfeind fähig zu sein. Illusionen können sich hier nur Menschen machen, die noch nicht wissen, vielmehr nicht wahrhaben wollen, daß, wer den Krieg zurüstet und betreibt, ihn schließlich auch führt. Die Behauptung, daß eine starke Rüstung wirklich den Krieg verhindern könne, ist durch die ganze bisherige Geschichte der Völker widerlegt. Sie ist als Argument vor den Völkern ein Betrug. Sie entspricht genau dem Argument Satans: «Mitnichten werdet ihr sterben, vielmehr ihr werdet sein wie Gott!»

Frankreich führt unter einer sozialdemokratischen Regierung seinen Krieg gegen die Unabhängigkeitsbewegung in Algerien, redet von einer Befriedung, wo es sich eindeutig um die brutalen Interessen seiner kolonialen und imperialen Macht handelt, und ist neben England der Hauptträger für eine gewaltsame Lösung des Suezkanalkonfliktes. Frankreich, wir müssen besser sagen: die französische Regierung, und wir müssen unterstreichen: die sozialdemokratische französische Re-

gierung zeigt damit, wie die herrschende Schicht eines Volkes oder in diesem Falle einer Partei, die sich zur Dienerin der schlechtesten Interessen ihres Volkes herabwürdigt und die Geschäfte der Kriegspartei besorgt, auch bei «demokratischem» Regime die Kriegsmaschinerie im Dienst einer ungerechten Sache handhabt. Der Wille zur gewaltsamen, kriegerischen Lösung ihrer Interessenkonflikte, wenn die gegnerische Forderung über diese Interessen hinausgeht, ist auch bei «demokratischen» westlichen Regierungen in erschreckender und nicht wegzuleugnender Weise vorhanden. Der Zypernkonflikt wiederum zeigt dies ebenso deutlich. Hier richtet sich die Haltung der Engländer im Grunde sogar gegen einen NATO-Verbündeten, aber im Spiel stehen die strategischen Gesichtspunkte und die Ölinteressen Englands.

Diese Vorkommnisse zeigen, wie weit entfernt auch der «Westen», der sich so gern als Vorkämpfer für eine friedliche Lösung von Konflikten oder für die kollektive Sicherheit aufspielt, im konkreten Fall von einer solchen Grundhaltung ist. Ähnlich steht es bezüglich der Abrüstungsfrage im Rahmen der UNO mit der Einstellung der Nuklearwaffenversuche und all den Fragen, die im Zusammenhang damit zwischen den Regierungen diskutiert werden: Es soll nicht eine Neuordnung der Völkerbeziehungen und der Völkergemeinschaft durch den Frieden und die zu ihm gehörende soziale Gerechtigkeit für alle Völker, Klassen und Rassen samt der dazugehörigen Rechtsordnung, die die wahren Persönlichkeitsrechte überall und ausnahmslos garantiert, geschaffen werden, sondern eine im Grunde doch noch die ganze Rüstung des totalen Krieges erhaltende Gleichgewichtsordnung der herrschenden Mächte. Es ist deutlich, daß das nicht geht, daß auf diesem Wege höchstens ein noch schlimmerer Betrug an den Völkern zustande kommt, als er mit den früheren Abrüstungsbestrebungen verbunden war. Wir leugnen nicht den ernsthaften Willen zum Frieden, der mit diesen Bestrebungen verbunden war und auch jetzt sein kann, aber es zeigt sich schon wieder deutlich, daß im Grunde kaum einer von den heutigen Staaten, die in Betracht kommen, geneigt ist, in die Aufhebung der gesamten Kriegsmaschinerie mit all ihren Konsequenzen einzuwilligen, auf die es bei der Errichtung des wirklichen Friedens ankäme.

Die Völker stehen vor der Tatsache, daß sie für den totalen Krieg arbeiten (in den wichtigsten Staaten bis zur Hälfte, ja über die Hälfte von deren Produktionskraft), daß sie zum totalen Krieg vorbereitet werden, daß sie wie eh und je in einen Krieg, auch in diesen *totalen Krieg*, hineingezwungen werden sollen. Die Begründungen für die Notwendigkeit dieser Haltung der Staatenlenker haben sich nicht geändert, und es ist müßig, dieselben auch nur aufzuzählen. Die Völker aber sind die Opfer und werden es auch im Falle des totalen Krieges sein, diesmal zusammen mit der Erde selbst und allem, was auf ihr lebt. Es ist so, wie Albert Einstein in seinem Vorwort zu Jules

Mochs Buch «Wir sind gewarnt» sich ausdrückt: «Die beiden Weltkriege haben sich psychologisch dahin ausgewirkt, daß das Verhalten der Nationen selbst in Friedenszeiten (bzw. Halb-Friedenszeiten) beherrscht ist von folgender Idee: Man muß so handeln, daß die Situation der eigenen Nation im Falle eines Krieges möglichst günstig ist. Solches Verhalten macht aber einen wirklichen Frieden unmöglich und führt notwendig zu einer schrittweisen Steigerung der Gegensätze und endlich zur Katastrophe. Wer nicht an die Möglichkeit der Erzielung eines dauernden und gesicherten Friedens glaubt, oder nicht den Mut hat, entsprechend zu handeln, der ist reif zum Untergang.» Die Furcht der Völker, tatsächlich diesem Schicksal ausgeliefert zu werden, ist groß; aber noch stärker sind die Anstrengungen fast aller Regierungen, ihnen den kommenden totalen Krieg mundgerecht zu machen, ihn «erträglich» erscheinen zu lassen und ihnen die Fata Morgana eines unter den Bedingungen des totalen Krieges möglichen Sieges vorzugaukeln. In Wahrheit handelt es sich um die *unbegrenzten* Möglichkeiten einer Vernichtung der Völkerwelt auf allen Kontinenten, die in Betracht zu ziehen nur Menschen, welche sich in zynische Betrüger und Verbrecher verwandelt haben, die Feigheit und Gemeinheit aufbringen können. Solange wir von den heutigen Regierungen, die für die Beeinflussung ihrer Völker ja alles in ihren Händen halten und die im *Friedenswillen der Mehrheit aller Völker* jenen Rückhalt hätten, der zur wirklichen Begründung des Friedens nötig ist, nicht jene Taten sehen, die vorbehaltlos der Schaffung der Friedenswelt dienen, müssen wir sie als diejenigen ansehen, die entweder unfähig sind oder unverantwortlich handeln, auf alle Fälle aber eine teuflische Sache auf teuflische Weise betreiben. Sie sind nicht Hirten der Völker, sondern ihre Treiber und schließlich Verderber. Niemand meine, daß wir gegen irgendeine Regierung «hetzen» wollten. Das Schlimme ist, daß die Regierungen all das tun, was wir sagten, die Verantwortung dafür aber immer auf andere abschieben oder das Volk haftbar machen oder eine «Verantwortung» tätigen, die doch nur dem Kriege dient.

Wir glauben nicht, daß die Völker Aussicht haben, noch als *Menschen* zu überleben, wenn sie nicht mit ihrem ganzen Willen und allen ihren Kräften sich dem Zug in den Abgrund entgegenstemmen, in den die Zwiespältigkeit der Regierungen sie stürzen wird. Diese Zwiespältigkeit der Regierungen, die das Mißtrauen, die Interessen, das Macht- und Gewaltdenken nicht zu überwinden vermögen und die nicht durch entschiedene Schritte zum Wagnis des Vertrauens und der Zusammenarbeit gelangen können, scheint uns ein Haupthindernis, das sie bei aller ihrer Politik und Diplomatie keinen neuen Boden für das politische Handeln und keine entscheidende Wendung gewinnen läßt. So müssen eben die Völker selber eindeutig die Wendung zum Frieden vollziehen.

2. *Der Kampf gegen den totalen Krieg, das heißt gegen den Krieg überhaupt*

Der unheimliche Tatbestand ist ja der, daß die Völker durch ihre Regierungen immer stärker nicht nur in die Vorbereitung des totalen Krieges eingespannt werden, sondern daß auch ihr Wille, den Krieg zu überwinden, keinen Krieg zu wollen, von oben her praktisch und ideologisch konstant gelähmt wird. Wir müssen es aber den Völkern und den Regierungen immer wieder sagen, daß sie diesmal einer letzten Entscheidung nicht auszuweichen vermögen. Der selbstmörderischen Vernichtung durch den totalen Krieg wird mit jedem Tag seiner Vorbereitung ein größerer Zwang und eine umfassendere Nötigung vorausgehen, ihm zu dienen, und seine Auslösung, bzw. der Versuch einer Verhinderung seiner Auslösung, wird noch mehr als bei allen bisherigen Kriegen schließlich den Menschenhänden entgleiten, so daß uns ein grauenhaftes Schicksal bevorsteht. Man wende nicht ein, man habe das ja eingesehen und alles, was jetzt noch getan werde, diene ja nur der Abschreckung oder der Sicherstellung der Verteidigung. Abschreckung und Verteidigungswille sind dem Gewicht des totalen Krieges nicht adäquat, und man kann auch nicht dauernd das nicht wollen, was man doch vorbereitet, vorgebend, vom andern dazu gezwungen zu sein.

Helfen kann nur der *Entschluß* zum Abbau dieser Situation: gestützt auf den vorhandenen Friedenswillen der Völker, gestärkt durch eine Verantwortung, die den totalen Krieg in keinem Fall auf sich nehmen kann, sollten die Regierungen, sogar um den Preis, einzeln und einseitig beginnen zu müssen, das Wagnis auf sich nehmen, die gesamte Kriegsmaschinerie ihres Landes in unzweideutiger und auch für den Gegner unbezweifelbarer Weise abzubauen. Das scheint uns als erster Schritt mehr Sicherheit zu gewähren und eine größere Chance zur Gewinnung eines neuen Rechtsverhältnisses für die Völker und einer neuen Partnerschaft zu bieten, als all die Versuche, die durch bloße Verträge oder Abmachungen die Abrüstung sichern wollen. Es muß einer so großen Sache, wie es die Gewinnung des Friedens ist, ein großer und entscheidender Einsatz zu Hilfe kommen. Wir wissen, welche gewaltige geistige Wendung, ja Umkehr das voraussetzt und welch unbeirrbarer Glaube an den Frieden und für den Frieden hier eingesetzt werden muß. *Aber es ist der einzige noch reale Einsatz für das Leben der Völker*, wobei wir unter «Leben» ein *menschenwürdiges* Leben verstehen. Das müssen wir alle uns sagen, und das sollten sich mit allen Konsequenzen diejenigen klarmachen, die den Friedenskampf aufgenommen haben, zum Friedenskampf sich zusammenzuschließen gewillt sind und einen konkreten Weg zur Verwirklichung dieser Haltung in ihrem Volk und mit den Friedenskämpfern der andern Völker suchen und finden müssen.

Es scheint uns die Zeit gekommen und das Bewußtsein in den Friedensbewegungen aller Art soweit gereift zu sein, daß eine Plattform für *konkrete* Beschlüsse und Handlungen gebildet werden könnte. Über den Weg dazu werden wir uns sobald als nur möglich äußern.

3. *Und die Schweiz?*

Die Schweiz, das Land der «Freiheit» und der «Demokratie», das Land des Rütli, das Land Nikolaus von der Flües und einer Reformation, die auf die Theokratie zielte, das Land Pestalozzis und Dunants, das seit einem Jahrhundert den Weg eingeschlagen hat, sich nicht in die Händel anderer einmischen zu wollen, fügt sich in den totalen Krieg und sucht, wie seine Regierenden und Räte sagen, eine «totale Verteidigung». Kurzsichtiges und aussichtsloses Beginnen! Wer mithilft, den totalen Krieg zu potenzieren, demgegenüber es ja tatsächlich keine Neutralität gibt, weil er schon rein technisch keine Grenzen garantieren und achten kann, ist nicht schweizerisch-besonnen, nicht verantwortungsvoll, tut nichts Tapferes, sondern leistet lediglich auch noch einen Beitrag zur allgemeinen Vernichtung. Man widerlege diese Behauptung!

Wenn dem aber so ist, dann ist es ja klar, daß auch für uns Schweizer und die Schweiz nur eines bleibt und verheißungsvoll ist: uns dem allgemeinen Friedenskampf anzuschließen und uns gründlich zu besinnen auf den Beitrag, den unser Volk dann zu leisten hätte. Einen *neuen Weg* einzuschlagen angesichts einer Situation, die mit einer dem totalen Krieg angepaßten Armee und einem ebenso angepaßten Volk weder zu überstehen noch zu meistern ist, das wäre dem Frieden und der Freiheit eine Gasse.

In diesen Zusammenhang stellen wir die Chevallier-Initiative II. Die offizielle Antwort darauf ist die totale Militarisierung, genannt «totale Landesverteidigung» unseres Volkes mit dem Versuch, nun auch die Frauen einzubeziehen. Dahinter stehen die Parteien und auch eine Sozialdemokratie, die zwar in einzelnen Punkten des Militärbudgets Einsparungen zu erzielen versucht, aber bei ihrem grundsätzlichen Festhalten an der «militärischen Landesverteidigung» diese offizielle Antwort doch unterstützt. Das ist bei einer Partei, die seit dem Ersten Weltkrieg in allen Ländern die Arbeiterschaft und das Volk nicht zu einem entscheidenden Einsatz für den Frieden gegen die herrschenden Mächte anzuführen vermochte, nicht weiter verwunderlich. Verwunderlich ist auch nicht die Geistlosigkeit, mit der viele führende Leute dieser Partei gegen die Initiative polemisieren. Die Sozialdemokratie begibt sich mit der Regierung auf die abschüssige Bahn immer höherer Ausgaben für das Militär, denn es ist ja ganz klar, daß das Verteidigungspotential, das heute auch von einem kleinen Land wie die Schweiz verlangt wird, eine sich stets steigernde Progression mit sich bringt. Bald werden ja auch bei uns die Atomwaffen gefordert werden.

Dies alles führt auch uns ins Uferlose, mit dem die großen Mächte heute schon nicht mehr fertig werden. Und was bedeutet eine «Konjunktur», wenn sie schon zu stark mit einer Rüstung verbunden ist, die nichts anderes für unsere Landesverteidigung verspricht als das, daß sie wie für die größten Länder das Unsicherste ist, was es gibt! So unsicher und so unwirksam, daß der Präsident der Vereinigten Staaten im Radio nach der «Operation Wachsam» feierlich verkünden mußte: «Mein tiefster Eindruck von der Übung ist dieser: die innigsten täglichen Gebete, zu denen wir imstande sind, müssen zum Himmel hinaufgesandt werden, damit uns eine solche Katastrophe niemals überfallen möge!» Es ist aber ein seltsames Gebet, wenn man genau das vorbereitet und einübt, um dessen Verhinderung man den Himmel bittet.

Warum kommt man nicht auf den Gedanken, daß diese Art Rüstung, die man Verteidigung nennt, das Unmöglichste für den Menschen geworden ist? Die offizielle Schweiz und das Schweizervolk werden nicht darum herumkommen, sich diese Frage, vielleicht rascher als sie denken, stellen zu müssen. Die Atomwolke lagert jetzt schon düster genug über den Völkern der Erde.

Alle diese Fragen werden durch die neue Initiative aufgerollt werden. Diese selbst wird daran geprüft werden müssen. Sie wird eine Grenzmarke bilden, an der sich die Wege in zwei völlig verschiedene Richtungen voneinander scheiden werden. Darüber müssen sich auch die Initianten klar sein. Auf alle Fälle hat heute niemand das Recht, kein Bundesrat und kein Militär, diejenigen, die die Sicherheit und das Leben der Schweiz durch die militärische Landesverteidigung nicht mehr für gewährleistet halten, aus dem ernsthaften Ringen um diese Lebensfrage auch unseres Landes auf eine unschweizerische Weise und mit Mitteln der Drohung und der Diffamierung ausschalten zu wollen. Die Schweiz wird nur durch den geistigen Schutz der Wahrheit leben, die sie in dieser Weltstunde über die Höhen ihrer Berge aufblickend findet. Sie allein wird mächtiger sein als alle drohende Gewalt auf Erden. Sie allein ist auch die wahrhaftige Liebe.

Die Redaktion

Jesus Christus und die Gewaltlosigkeit*

Die Stellung des Lehrers und Meisters, auf den das Christentum sich als auf seine höchste Autorität beruft, in dem großen Kampfe zwischen Gewalt und Gewaltlosigkeit, kann nicht zweifelhaft sein und

* Dieser Aufsatz von Leonhard Ragaz ist dem «Handbuch des aktiven Pazifismus» (1928) entnommen. Er sei zum Überdenken warm empfohlen. Er enthält diejenige Grundhaltung und den Geist, von denen wir die Überwindung des Kriegsdämons erhoffen. D. R.

ist es im Grunde, zum mindesten für das Bewußtsein des einfachen «Christenmenschen», nie gewesen. Die Bergpredigt und das Kreuz, die ganze Art und Haltung Jesu, sprechen zu deutlich.

Diesen Tatsachen gegenüber wird freilich das geschichtliche Rätsel nur um so größer, warum der dem Christentum eingestiftete Antimilitarismus nicht sehr viel stärker und entschiedener durchgeschlagen hat, ja sogar in der neueren Zeit geradezu ein «christlicher Militarismus» aufkommen konnte, und zwar nicht bloß als beklagenswerte, aus der menschlichen Schwachheit entstehende Tatsache, sondern auch als Theorie, ein christlicher Militarismus, der im Munde eines protestantischen Theologen gelegentlich zu dem Satze wurde: «Der Pazifismus ist eine Gotteslästerung», oder einen anderen im Gebet Gott danken ließ «für die großen Kanonen, unsere Heilande», und der zu einer ganzen, mit dem Schein großen Tiefsinns umgebenen Kriegstheologie und Kriegsphilosophie geworden ist.

Die Lösung dieses Rätsels gibt, soweit sie möglich ist, die Geschichte der Entwicklung des Christentums, aus Jesus heraus und — *gegen* ihn. Denn diese Geschichte ist, gemessen an Jesus, zum großen Teil eine Geschichte des Abfalls und der Entartung. Die Linie Jesu ist mit Treue, wenn auch nicht immer mit völligem Verständnis und mit der Wucht und Tiefe der Anfänge, durch die ganze Geschichte des Christentums hin nur von jenen Bewegungen und Gemeinschaften verfolgt worden, die man etwa die *Sekten* nennt und die freilich eine viel größere Bedeutung gehabt haben, als man gemeinhin annimmt. Ich denke an die Montanisten, aus denen die Gestalt des Tertullian emporragt, an Franziskus und seine Schar, an die Waldenser, an den pazifistischen Zweig der Hussiten und Täufer, an die Quäker und die mährischen Brüder mit all ihren Verwandten und Abzweigungen. In der Haltung der Kirche aber, und zwar in der protestantischen und der katholischen Form, spiegelt sich die Haltung Jesu nur gebrochen oder verzerrt wider.

Die Faktoren, die diese Entartung herbeigeführt, dürften etwa so zu formulieren sein: Die Botschaft Jesu erfuhr eine vielfache *Ablenkung* von ihrer ursprünglichen Bahn. Die erste dieser Ablenkungen war, daß aus dem Glauben an das in die Welt kommende Reich Gottes der *Glaube an die Person Christi* wurde. Diese Abbiegung von der Linie Jesu ist ganz besonders das Werk des Paulus, auch wenn das nicht seine eigene Absicht war. Paulus hätte ja nicht eine Ablenkung werden müssen, wenn nicht zugleich, besonders unter dem Einfluß der griechischen Art, eine *Intellektualisierung* des Evangeliums stattgefunden hätte, die sich gerade auf die Lehre von der Person Christi warf, und woraus zuletzt die Erstarrungsform von Dogma und Orthodoxie geworden ist. Hand in Hand damit ging eine *Individualisierung*, insofern als jener Glaube an die alle Wirklichkeit erfassende und umgestaltende Gottesherrschaft sich in einen an die Erlösung bloß des

einzelnen Menschen von Schuld, Schicksal und Tod verwandelte. Und damit wieder hing zusammen die Verlegung der Verheißungen und Forderungen des Gottesreiches, die, wie wir noch sehen werden, durchaus für eine *irdische* Zukunft gemeint sind, in das *Jenseits des Grabes* und des «jüngsten Gerichtes», womit eine Abweichung von der Art des biblischen, schöpfungsfreudigen Realismus in den asketischen Platonismus stattfindet. Damit ist auch schon ein letzter, mächtiger Faktor angedeutet, der diese ganze Entwicklung beeinflußt: das ist jener *Pessimismus*, der schon bei Paulus einsetzt und in Augustinus sich vollendet und der ob der tief empfundenen Verderbnis der menschlichen Natur auf den Sieg des Reiches Gottes über die Welt im Rahmen des Diesseits verzichtet und ihn völlig ins Jenseits verlegt, der überhaupt allen Schwung des Glaubens an den Sieg des Guten auf Erden bis auf diesen Tag gelähmt und das Evangelium vom kommenden Reiche Gottes zu einer «Religion des getrösteten Sündenschmerzes» (mit Harnack zu reden) gemacht hat. Das Gebilde, das aus dieser vielfachen und doch in sich einheitlichen Ablenkung von der Linie Jesu sich entwickelt hat, ist aber das, was wir *Christentum* nennen und das also von der Sache Jesu selbst, dem Reiche Gottes für die Erde, scharf zu scheiden ist. Es hat seine zwei großen Ausgestaltungen in der katholischen Kirche einerseits und im augustinischen, speziell im lutherischen Protestantismus anderseits gefunden. Die *Kirche* dürfen wir in diesem Zusammenhang als Mischprodukt aus der Sache Jesu, dem kämpfenden und siegenden Reiche Gottes für die Erde, und den vorhin geschilderten Ablenkungstendenzen bezeichnen. Man könnte auch sagen, sie sei ein Kompromiß zwischen Gottesreich und Weltreich in dem Sinne, daß dem Gottesreich für das Jenseits der endgültige Sieg zugesprochen, dem Weltreich aber für das Diesseits ein dauerndes, wenn auch gebrochenes Recht zugebilligt werde. Von einer *Verweltlichung* dürfte man wohl auf alle Fälle reden. Der *Protestantismus* wollte ursprünglich gegen diese ankämpfen, weil er aber, besonders in seiner lutherischen Form, stark von jenem Pessimismus gelähmt und dazu individualistisch, auf das Heil des Einzelnen hin orientiert war («Wie werde ich selig?»), so überließ er die Welt den Weltmächten, die sich das nicht zweimal gesagt sein ließen, so daß zuletzt, nachdem Cäsar sein Teil genommen hatte, für Christus wenig mehr übrig blieb.

So verfielen Katholizismus und Protestantismus einer entgegengesetzten Form von Verweltlichung. Der Katholizismus will alle Weltzustände der Gottesherrschaft unterwerfen, er will die Theokratie, aber er will sie in der Form einer selbst weltlichen Organisation und macht der Welt große Zugeständnisse, die für ihn verheerend werden; der Protestantismus entflieht davor in einen religiösen Spiritualismus, der die Welt der «justitia spiritualis» scharf von der der «justitia civilis» geschieden haben will, damit aber wieder den Ansprüchen der Welt Tür und Tor öffnet und zuletzt selbst aufs tiefste verweltlicht.

Aus der Verweltlichung des Protestantismus gehen in der Hauptsache die heutigen Verdunkelungen des antimilitaristischen Grundsinnes der Evangelien und der Gestalt Jesu mit der ganzen Sophistik der Kriegstheologie hervor. Man kann sie im großen und ganzen in zwei Richtungen scheiden, eine pietistische und eine liberale.

Die *pietistische* läßt den krieg- und gewaltfeindlichen Grundsinn des Evangeliums gelten, aber sie beharrt in ihrem Pessimismus gegenüber dem Weltwesen wie in der individualistischen Auffassung des Heils. Das Reich Gottes mit seiner Verwirklichung der Bergpredigt ist für das Jenseits des Grabes und des «jüngsten Gerichtes», hier auf Erden wird es als Äußerung und Folge der Sünde immer Krieg und Kriegsgeschrei geben und darum das Schwert sein Recht haben. Man beruft sich dafür etwa auf Matth. 24 mit den Parallelkapiteln in den anderen Synoptikern, die man so versteht, daß sie den Charakter und das Ende des ganzen irdischen Geschichtsablaufes darstellten. Hienieden hat das Reich Gottes seine Stätte bloß im Inneren des erlösten Menschen: «Das Reich Gottes ist inwendig in Euch.» (Luk. 17, 21.) Es ist nur eine «kleine Herde» (Luk. 12, 32), der das Reich gegeben werden wird, die Masse wird im Weltwesen beharren und mit ihm dem Gericht verfallen. Jede Erwartung eines irdischen Sieges des Reiches Gottes ist Verflachung. Damit ist für diese Welt, die für uns zunächst allein in Betracht kommt, der ganze Antimilitarismus Jesu aufgehoben und das Reich der Gewalt sanktioniert.

Auf dieser pietistischen Linie bewegt sich im Grunde auch die These einer heute sehr einflußreichen Theologie, die besonders das *eschatologische* Moment am Evangelium hervorhebt, in dem Sinne, daß sie keine Verwirklichungen des Reiches Gottes für diese Weltzeit zugibt, sondern solche Verwirklichungen in das Jenseits dieser Weltzeit verlegt, und uns anhält, uns in dieser Zwischenzeit in die Ordnungen der Welt zu fügen. Wenn auch diese Theologie in andern Punkten dem Pietismus schroff entgegensteht, so trifft sie doch in bezug auf dieses Problem so ziemlich mit ihm zusammen.

Zum gleichen Ergebnis gelangt die *liberale* Richtung dieser Denkweise. Sie kann den pazifistischen, gewaltfeindlichen Charakter des Evangeliums ebensowenig leugnen wie der Pietismus. Aber auch sie macht ihn für die Welt unwirksam. Mit dem Pietismus erklärt sie, daß diese «Ethik Jesu» eschatologisch orientiert sei, das heißt, daß sie auf der Voraussetzung beruhe, die Welt werde bald zu Ende sein und das Reich Christi anbrechen. Da also diese Voraussetzung sich als Irrtum erwiesen habe, so falle auch dieser Teil der «Ethik Jesu» dahin. Wir müßten mit einer langsamen Weltentwicklung rechnen, müßten unsere Kultur erhalten, wozu der Staat gehöre, der seinerseits auch mit der Gewalt rechnen müsse und dieser eine sittliche Rechtfertigung verleihe. Auch das Reich Gottes könne ohne diese Kultur nicht wachsen und kommen. Ihren allermodernsten, persönlichsten und wirk-

samsten Ausdruck hat diese Denkweise in Friedrich Naumann mit seinen Briefen «über die Religion» erhalten, deren bedeutsamste die Formel variieren, daß die Ethik des Evangeliums, die eine des Mitleids und der Reinheit sei, ergänzt werden müsse durch eine Ethik der Gewalt und Machtgewinnung. So macht der Liberalismus das Evangelium durch Berufung auf die Welt unwirksam, während der Pietismus es mit Berufung auf den Himmel tut. Im Grunde gehören sie beide zusammen.

Man könnte noch eine dritte Richtung unterscheiden, eine Art, die das Evangelium mit *Philistersinn* auf die heutige bürgerliche Moral zurechtschneidet, weil sie es anders weder verstehen noch brauchen kann. Damit ist die andere verwandt, die auf einige wirkliche oder vermeintliche Stellen des Evangeliums hinweist, worin eine gewisse Billigung der Gewalt enthalten zu sein scheint, den Spruch: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert», die Tempelreinigung, das Wort von den zwei Schwertern (Luk. 22, 35—38), das Verhalten Jesu vor Gericht usw. Aber bei genauem Zusehen ist diese Art nur eine noch fortgeschrittenere und verflachtere Form der Auslieferung des Evangeliums an die Welt.

Wir mußten dieses ganze Dickicht, das sich dem wahren Sinn der Erscheinung und der Botschaft Jesu vorgelagert hat, aufzeigen, um es dann mit einer Handbewegung fortzuschieben und das echte Bild zu zeigen, das niemand mehr leugnen kann, der es einmal gesehen hat.

Was Jesus ankündigt und vertritt, ist nicht das Christentum, sondern *das Reich Gottes*, das heißt, das Reich der Gottesgerechtigkeit, der Gottesliebe und des Gottesfriedens, das sich auf Erden niederlassen und Gerechtigkeit, Liebe und Frieden unter den *Menschen* werden soll. Es ist nicht ein Reich für das Jenseits, obschon es ein Jenseits hat, sondern für die Erde, allerdings eine verwandelte Erde. «Dein Reich komme.» An diesem Grundwesen der Botschaft Jesu kann kein Zweifel sein. Wer das einmal gesehen hat, der hat den Schlüssel zum Neuen Testament, und nie kann eine andere Auffassung mehr in ihm aufkommen. Das Wort dagegen anzuführen: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt» (Joh. 18, 36), beruht auf einem Mißverständnis. Selbstverständlich ist das Reich Gottes nicht *von* dieser Welt, das heißt, ein Reich, das von der Welt stammt und die Art der Weltreiche hat, wohl aber ist es *für* diese Welt, das heißt, es soll in diese Welt kommen, um sie zu überwinden und an ihre Stelle die neue Welt, die Gotteswelt zu setzen. Ebenso deutlich liegt zutage, daß dieses Reich gegen *alle Gewalt* ist. Man muß sich, um sich diesen Sachverhalt nicht verdunkeln zu lassen, nur zweierlei oder dreierlei klar machen.

Einmal: Jesus ist *kein Doktrinär* oder *Dogmatiker der Gewaltlosigkeit*. Er ist überhaupt *nirgends* ein Doktrinär oder Dogmatiker. Seine Wahrheit wird nie abstrakt formuliert und in ängstliche Paragraphen gefaßt, sie ist immer frei, paradox, lebensvoll. Oft erscheint sie als das

Gegenteil ihrer selbst und ist dann erst recht sie selbst. Sie ist auch nicht bloß *negativ*, sondern *positiv*, nicht bloß von etwas abhaltend, sondern ein Anderes, Besseres setzend. So auch seine Gewaltlosigkeit. Sie ist namentlich auch *nicht passiv* zu denken, nicht als bloßes Geschehenlassen des Bösen («Nicht widerstehen»), sondern als im höchsten Grade aktiv, angreifend, vorstürmend. Und endlich ist diese Gewaltlosigkeit *nicht die Hauptkategorie*, in die die Erscheinung und Botschaft Jesu gefaßt werden könnte. Sie ist ein Grundzug des Evangeliums, aber sie ist nicht *die* Form desselben.

Wenn man dies bedenkt, lösen sich verschiedene Einwände gegen die Behandlung der Gewaltlosigkeit im Evangelium von selber auf. Einiges ist kaum wert, daß man es widerlege. Daß das Wort: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert» (Matth. 10, 34) nicht von Krieg und Gewalt, sondern von der geistigen Entscheidung zu verstehen ist, die Jesus herbeiführen wird, erhellt aus dem Zusammenhang mit solcher Klarheit, daß davon gar nicht weiter zu reden ist. Ebenso wird das Wort von dem Schwert, das die Jünger kaufen sollen, schon durch den Zusammenhang und durch das nachfolgende: «Stecke Dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen» so unzweideutig als bildlich und das: «Dies genügt» als Ironie gekennzeichnet, daß man nicht versuchen sollte, daraus für den Gewaltglauben Kapital zu schlagen. Aber die Tempelreinigung? Als ob die zornige Wiederherstellung eines entweihten Heiligtums (wobei man sich übrigens die Geißel nicht als über *Menschen* geschwungen vorstellen darf) jene Gewalt bedeutete, die zu bekämpfen einen Sinn hat. Gewalt, hassenswerte und zu bekämpfende, ist weniger eine äußere des Tuns, als eine bestimmte *Gesinnung*; sie ist Vergewaltigung, sei's mit selbstischem, sei's mit sachlichem Ziel, sie ist Entwürdigung durch physische oder geistige Übermacht. Eine Krankenschwester, die einen Fieberkranken verhindert, sich aus dem Fenster zu stürzen, übt nicht diese Gewalt, wohl aber ein Redner, der eine Versammlung durch Mittel der Demagogie verführt. Jesus' Tempelreinigung ist sowenig Gewalt in dem Sinn, auf den es uns ankommt, als das Anschlagen der Thesen Luthers an die Türe der Schloßkirche in Wittenberg. Man darf sich Gewaltlosigkeit eben nicht als passive Haltung und weiche Duldung denken. Und so zeigt auch das Wort an den Tempeldiener: «Was schlägst Du mich?» (Joh. 18, 20—23) bloß, daß das andere: «So Dich einer schlägt auf den rechten Backen, so halte ihm auch den anderen hin» (Matth. 5, 39) eine Paradoxie und nicht eine grob wörtlich zu nehmende Anweisung ist.

Zu dieser mehr negativen Betrachtung ist aber eine positive zu fügen, durch die sie erst ihren rechten Sinn erhält. Man muß bedenken, daß Jesus' Botschaft vom kommenden Reiche eine Fortsetzung der *alttestamentlichen*, besonders der *prophetischen* ist. Es gibt nun keinen

gröberen Irrtum, als wenn man gemeinhin tut, als ob das Alte Testament ein Kriegsbuch und der Gott des Alten Testaments ein Kriegsgott wäre. Gewiß spielt im Alten Testament der Krieg eine nicht von Anfang an mißbilligte Rolle, aber ebenso gewiß ist zweierlei: daß schon jene Heiligkeit des Lebens, die im Gesetze Mosis (und zwar schon in seinen ältesten Bestandteilen) so stark hervortritt, in ihrer Konsequenz den Krieg aufhebt und daß auf dem Höhepunkt des Alten Testaments, in Wort und Werk der großen Propheten, der Krieg als das stärkste Symbol eines *gottlosen* Zustandes und seine Aufhebung darum als die deutlichste Bekundung der kommenden Gottesherrschaft erscheint. Stellen dafür anzuführen ist unnötig. Ich erinnere bloß an das schönste dieser Worte, das von den Schwertern, die zu Pflugscharen, und den Spießen, die zu Winzermessern werden sollen, in einer Welt, wo man den Krieg nicht mehr lernt (Micha 4, 1—4). Es ist ganz deutlich, daß nach der Grundanschauung des Alten Testaments die Weltgeschichte sich immer mehr zu einem großen Gegensatz zuspitzt, dem Reiche der Gewalt, das durch die großen Weltreiche verkörpert wird und dessen Symbol das Tier ist, und dem Reich der Gerechtigkeit und Güte, dessen Symbol der Mensch ist. (Daniel 17, 1—14.) Man kann diesen Gegensatz auch den zwischen Gottesreich und Weltreich nennen, wobei das Gottesreich besonders den Sturz aller Gewalt bedeutet. In Rom konzentriert sich das Weltreich der Gewalt, auf Zion erhebt sich das Gottesreich der Güte.

Auf diesem Wege geht Jesus weiter und zu Ende. Man kann den ganzen Sinn seiner Erscheinung und Botschaft wohl am besten kennzeichnen, wenn man sie eine ungeheure *Umkehrung* nennt, nämlich eine unglaubliche Umkehrung aller bisherigen, das heißt in der Welt als solcher üblichen Wertung der Dinge. Sie ist Umkehr (μεταηοια), Revolution ohnegleichen. Sie dreht die Welt um: was vorher zu oberst war, kommt zu unterst, an Stelle der Natur tritt der Geist, an Stelle der Welt Gott. Die Armen und die Sünder sind im Reich Gottes mehr als die Reichen und Gerechten, und die Leidtragenden sind die Erben der Freude, die Erwachsenen aber müssen Kinder werden, um in das Reich zu kommen. Die schmale Straße führt zum Ziel und der Tod zum Leben. Die gleiche paradoxe Umkehrung findet auch in bezug auf die Gewalt statt. Sie wird durch nichts so hell beleuchtet und unzweideutig klar gemacht, wie durch die Geschichte der Söhne des Zebedäus mit der Antwort Jesu: «Jhr wisset, daß die Herrscher der Völker sie unterjochen und die Großen sie vergewaltigen. Nicht also soll es bei Euch sein, sondern wer unter Euch groß sein will, der soll Euer Diener sein, und wer unter Euch der Erste sein will, der soll Euer Knecht sein. Gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zum Lösegeld zu geben für viele.» (Matth. 20, 25—28 und Mark. 10, 35—45.) Diese Zentralstelle des Evangeliums bedarf keiner Erläuterung. Sie sagt mit

wunderbarer Einfachheit und Tiefe, daß das Reich des Christus eine Aufhebung aller Gewalt und Gewaltherrschaft durch die Liebe ist, in der die Starken den Schwachen dienen. Sie ist die völlige Entwertung des bisherigen Weltzustandes und ganz besonders aller Herrschaft, die mit Gewalt zusammenhängt. Sie ist, in diesem Sinn, die Proklamation des Anarchismus des Reiches Gottes.

Mit ähnlicher Paradoxie tritt die Umkehrung aller Dinge in der Bergpredigt hervor. Die Umkehrung, nicht eine sklavische Passivität, meint das andere zentrale Wort vom «Nichtwiderstehen»[1], Hinhalten des Backens, unbedingten Schenken und willigen Mitgehen (Matth. 5, 38—42).

Es ist jene königliche Haltung des Gottesmenschen gemeint, in der die blinde Reaktion der Wiedervergeltung ebenso aufgehoben ist wie das sklavische Gebanntsein in die geistigen und materiellen Interessen des Ich. Jenes Wort meint nicht ein neues Dogma, aber es meint mehr: eine neue Gesinnung.

Zu der durch diese zwei Grundstellen ausgedrückten Paradoxie der Weltumkehrung im Wort gesellt sich die Paradoxie in der Tat: das Kreuz. Es ist die stärkste Besiegung der Natur mit ihrem Trieb egoistischer und gewaltsamer Selbstbehauptung zugunsten einer höheren Welt, der Selbstbehauptung des Menschen gegen das «Tier» und der Selbstbehauptung Gottes gegen die Welt. Hier offenbart sich das göttliche Geheimnis des Opfers, die letzte Tiefe und Herrlichkeit des Gottesreiches gegen allen Glanz des Weltreiches. Hier siegt Zion über das Kapitol. Hier erfüllt Jesus das Wort, das er den Söhnen des Zebedäus entgegenhielt. Er weiß, mit welchen Mitteln im Gegensatz zum Weltreich das Gottesreich siegt: dadurch, daß man seinen Becher trinkt und mit seiner Taufe getauft wird, das heißt dadurch, daß man nicht Gewalt sucht oder Unrecht durch Unrecht vergilt, sondern in Leiden und Opfer das Böse in Gutes, den Fluch in Segen und den Haß in Liebe verwandelt; dadurch, daß man nicht andere durch das vom Schwerte vergossene Blut tauft, sondern selber die Taufe des Blutes — und sei es auch nicht gerade des leiblichen Herzblutes — auf sich nimmt. Das freiwillig angenommene Kreuz ist die ewige Verurteilung der Gewalt; es ist der Angelpunkt der Geschichte und ihre Wende. Wer sich zum Kreuz bekennt, verurteilt die Gewalt als ungöttlich. Es ist die unvergleichliche, ewige Predigt der Gewaltlosigkeit.

So tritt die Verkündigung Jesu in einfacher, unmißverständlicher Klarheit aus all den Entartungen und Verhüllungen hervor, durch die ein verweltlichtes Christentum und eine sophistische Theologie ihre Wirkung beeinträchtigt haben, als die Gotteswelt des wahrhaft Guten, die in der Menschenwelt Gestalt gewinnen will, als die Menschwer-

[1] Das griechische Wort *μη αντιστηναι* wird durch «Nichtwiderstehen» zu wörtlich übersetzt. Es bedeutet: nicht auf derselben Ebene entgegentreten.

dung Gottes (um einen alten tieferen Ausdruck zu brauchen, der im Dogma viel von seinem Sinn verloren hat), die in dem Menschensohn (das heißt: wahren Menschen) Jesus sich vollzogen hat, sich aber in der weiteren Geschichte immer mehr vollziehen und vollenden soll, als die größte und tiefste aller Weltrevolutionen.

Von dieser einfachen und, sobald man sie verstanden, selbstverständlichen Gesamtanschauung aus lösen sich zwei falsche Deutungen, sowohl die des Pietismus als die der liberalen Theologie, vollends auf.

Was die *pietistische* Deutung betrifft, so kann keine Rede davon sein, daß das Reich Gottes, das Jesus vertritt, bloß etwas für den inwendigen Menschen wäre, ohne Willen und Macht zur Weltgestaltung. Es ist für die Entwicklung des Christentums bezeichnend, daß jene Übersetzung: «Das Reich Gottes ist inwendig in Euch», aufkommen konnte, während alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß sie lauten muß: «. . . mitten unter Euch.» Die Scheidung zwischen einem Inneren und Äußeren, in dem Sinne, daß nur das Innere wichtig, aber das Äußere (die Verhältnisse, besonders die materiellen) gleichgültig seien, ist platonisch, nicht biblisch. Man denke nur an die beiden Gleichnisse Jesu vom barmherzigen Samariter und vom Weltgericht. Auch ist es ein Grundzug des Evangeliums, daß die eine Sorge um das Reich Gottes für den Menschen durchaus beherrschend sein müsse, wodurch die Ablenkung auf das persönliche Heil als Mittelpunkt zu einer Verkehrung des Evangeliums in sein Gegenteil wird. Es wird damit egozentrisch, während es in seiner echten Gestalt theozentrisch ist. Darum ist es auch eine Verengerung, wenn das Reich Gottes nur für die «kleine Herde», das heißt für eine sehr begrenzte Zahl von Auserwählten sein soll, während die Meinung Jesu doch ganz deutlich die ist, daß eine kleine Herde *Trägerin*, Vortrupp des Gottesreiches ist, seinen Durchbruch durch Leiden und Opfer möglich macht, aber so, daß es dann zu *allen* kommt. Und das gleiche ist von der Deutung der Weissagungen im 24. Kapitel des Evangeliums nach Matthäus und in den Parallelstellen zu sagen. Diese wollen nicht den Charakter der ganzen irdischen Geschichte, so wie das gewöhnliche Schema sie faßt, in deren Schlußszene ausdrücken, sondern darstellen, in welchen Entwicklungen und unter welchen Begleitumständen das Reich Gottes kommt, das aber *kommt*, und zwar *in die Welt* kommt, um dort zu siegen und auch allem Krieg und aller Gewalt ein Ende zu machen, durch alle Katastrophen und Offenbarungen des Gewaltreiches hindurch. Denn daß es in die Welt kommt, ist so klar der Sinn des Neuen wie des Alten Testaments, daß nur die schwerste Voreingenommenheit es leugnen kann. «Dein Reich komme zu uns.» «Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.» «Siehe, ich mache alles neu.» (Matth. 6, 10; 2. Petr. 3, 13; Offenbg. Joh. 21, 5.) Es mag hier dahingestellt bleiben, wie weit die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden erwartet werden darf.

Die Frage nach dem Verhältnis des Evangeliums Jesu zur Gewalt wird dadurch nicht berührt. Auch wenn es auf dieser Erde noch «Krieg und Kriegsgeschrei» geben wird (Matth. 24, 6), so kann doch nach der Meinung des Evangeliums keine Rede davon sein, daß die Jünger Christi mit diesem Wesen des Weltreiches mitmachen und selbst das Schwert ergreifen dürften. Auch das: «Gehorchet der Obrigkeit» (Römer 13, 1) des Apostels Paulus legt bloß die irrtümliche konservative Deutung so aus, daß ein Jünger Christi auch Kriegsdienst tun dürfe. Das ist früher dem Apostel nie in den Sinn gekommen, schon darum nicht, weil mit dem römischen Kriegsdienst auch Götzendienst notwendig verbunden war.

Aber so wenig als die pietistische versteht die *liberale* Voreingenommenheit die Botschaft Jesu. Es ist eine Umkehrung des wahren Sachverhaltes, wenn behauptet wird, jene revolutionäre Haltung des Evangeliums gegenüber der Weltgewalt, die man nicht leugnen kann, sei «eschatologisch» oder «zeitgeschichtlich» zu erklären in dem Sinne, daß sie sozusagen nicht zum Kern seiner Verkündigung gehöre und unter veränderten Kulturumständen davon abgelöst werden könne und müsse. In Wirklichkeit ist diese revolutionäre Haltung der tiefste und durchaus notwendige Ausdruck des Glaubens an die kommende Gottesherrschaft, an die Gotteswelt, die in die andere Welt eben einbrechen will, um ihr Leben (das «ewige Leben»), das heißt das Leben des neuen Lebens an Stelle des Todes zu setzen, der das letzte Wort des reinen Weltwesens ist. Die Bergpredigt und jegliche Paradoxie des Neuen Testaments sind Ausdruck dieser Umkehrung, dieser neuen Welt, die an Stelle des Weltreiches treten will. Sie will nicht erst in einem Jenseits des Grabes oder des «jüngsten Gerichtes» gelten, aber auch nicht erst jenseits einer unermeßlichen Entwicklungsreihe, sondern jetzt und hier, für alle die, welche diese neue Welt verstehen und die Gottesherrschaft an Stelle der Herrschaft des Tieres setzen wollen. Diese Revolution ist mit Christus angebrochen und wartet auf immer neue Träger. Die Sache liegt nicht so, daß wir mit dem Maßstabe unserer «Kultur», die sich immer mehr als sehr fraglich erwiesen hat, diese Botschaft von der völligen Umkehr messen dürften, sondern umgekehrt so, daß die Welt unserer «Kultur» von jener Welt gerichtet wird und vor ihr dahinstürzen muß.

Dieser Tatbestand wird allmählich in allen Lagern der Christenheit neu begriffen. Nachdem jene revolutionäre Wahrheit inmitten aller Entartungen und Verderbnisse *dennoch* die Unruhe der Christenheit und der Welt gewesen ist und trotz allen Hemmungen mehr ausgerichtet hat, als die gewöhnliche, allzu flache Geschichtsschreibung weiß, tritt sie nach und nach in ihrer ursprünglichen Kraft und Bedeutung wieder hervor. Der Glaube an das kommende Reich Gottes, das zugleich das des Menschen ist (denn Gott und Mensch gehören zusammen) wird immer deutlicher die neue Orientierung der Christenheit — was eine

neue Reformation und mehr als das: die größte aller Umwälzungen sein wird. Jene alten Entstellungen fallen dahin, und der ursprüngliche Sinn tritt wieder hervor. Und so sieht man vor allem, daß die Sache, für die der Name Christus ein im Grunde so herrlicher Ausdruck ist (denn er bedeutet die Verbindung von Gott und Mensch in einer Welt der Reinheit und Güte), auch die tiefste Quelle und stärkste Macht der Gewaltlosigkeit bedeutet. *Leonhard Ragaz*

Wir Christen und der Kriegsdienst*

In den Ruhmeshallen, zu denen sich weithin unsere Kirchen gemacht haben, finden sich die Namen derer, die getreu ihrem Fahneneid ihr Leben für Volk und Vaterland als Soldaten gelassen haben. Nicht finden sich dort die Namen derer, die um ihrer Kriegsdienstverweigerung willen ihr Leben gelassen haben. In der evangelischen Christenheit hat es diese — wenigstens bei uns — kaum gegeben. Damit stehen wir vor einem Sachverhalt, der uns daran erinnert, daß das Thema, dem wir uns heute zu stellen haben, durch die Tradition unseres Christentums bereits in einer ganz bestimmten Weise beantwortet worden ist. Die herkömmliche christliche Haltung steht zugunsten des Fahneneides und zu ungunsten der Kriegsdienstverweigerung. Greifen wir dieses Thema neu auf, so bedeutet diese Tatsache als solche schon Kritik am Herkömmlichen, weil wir die traditionellen Antworten in ihrer Verbindlichkeit, das heißt in ihrer Schriftgemäßheit bezweifeln, indem wir die Antworten unserer Vorfahren nicht mehr ohne weiteres auch als die unseren übernehmen können, es sei denn, wir selber seien zu ihren Ergebnissen gelangt. Es sind in den letzten Jahrzehnten Dinge geschehen, Erschütterungen, Krisen, Erlebnisse, die geeignet sind, uns an vielen früher feststehenden Anschauungen zweifeln zu lassen. Diese Dinge betreffen keineswegs nur den Staat, sondern auch die Kirche. Weil die wahre Kirche immer aber semper reformanda ist, so haben wir uns um unserer Verantwortung als Christen, also um unseres Gewissens willen die alten Fragen neu zu stellen und dürfen uns nicht von Vorentscheidungen bannen lassen, wenn diese auch im Namen des Christentums irgendwann einmal getroffen sein mögen.

Darf ein Christ Soldat sein? Darf er sich ausbilden lassen in der Fertigkeit, Menschen zu töten? Darf er, wenn es befohlen wird, von dieser seiner erlernten Fertigkeit Gebrauch machen, ohne Rücksicht

* Dieser Beitrag faßt das Problem mehr von einem kirchlich-theologischen Standpunkt, um so bedeutsamer ist das, was der Verfasser vertritt.

darauf, daß Jesus Christus etwas ganz anderes angeordnet hat, nämlich: Liebet eure Feinde! und: Stecke dein Schwert an seinen Ort . . .! — Es ist schon sehr lange her, daß in der evangelischen Christenheit so gefragt wurde. Martin Luther selbst war es, der diese Frage aufgeworfen und in seiner Schrift «Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können?» (1526) untersucht hat. Luther hat die Frage bejaht für den Fall eines Verteidigungskrieges, wo es darauf ankommt, Frauen, Kinder, Recht und Land zu schützen und zu erhalten. Er hat sie verneint für den Fall des Angriffs- oder Raubkrieges («Wer Krieg anfängt, ist im Unrecht»). Kann der Untertan nicht entscheiden, ob sein Fürst einen rechten oder unrechten Krieg führt, so soll er — nach Luther — annehmen, daß der Fürst im Recht sei und sich dementsprechend entscheiden. Luther hat ferner mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß zu unterscheiden sei beim Schwertgebrauch, also bei der Notwehr beziehungsweise Selbstverteidigung zwischen dem Christen als Christen und dem Christen als Bürger.

Greift der Räuber oder Feind den Christen um seines Christseins willen an, so muß der Christ es leiden. Wird er aber aus sonstigen Gründen angegriffen, so hat er sich, die Seinen und das Seine mit Gewalt zu verteidigen. Im großen obliegt diese Pflicht der Obrigkeit, die das Schwertamt dazu innehat, um für Recht und Leben und Frieden im Lande zu sorgen — mit Hilfe der Bürger, die, weil sie Christen sind, diese Pflicht erkennen und bejahen. Die Kirche aber darf sich nicht mit Gewalt verteidigen. Sie hat, wenn es so kommt, Verfolgung und Unterdrückung, Raub und Mord — an ihr vollzogen — zu leiden. Luthers Lösungen sind für den Protestantismus eine Art Dogma geworden.

Obwohl Luther nun die Kriegsdienstverweigerung ausdrücklich für den Fall des Angriffs- und Raubkrieges vorgesehen hatte, so ist doch das Phänomen einer evangelischen Kriegsdienstverweigerung in der Geschichte der Evangelischen Kirche so gut wie unbekannt geblieben; gleichwohl wissen wir, daß in diesen 400 Jahren eine ganze Reihe typisch «unrechter» Kriege geführt worden sind, für die Luthers Kriegsdienstverweigerung zutraf. Welchem lutherischen Untertanen wäre es wohl eingefallen, sich zu weigern! Gleichwohl gilt für die Lutheraner bis auf den heutigen Tag das «jure bellare», «rechte Kriege führen» aus dem Augsburgischen Bekenntnis Art. XVI, das ja eben mit dieser ausdrücklichen Abgrenzung eine Kriegsdienstverweigerung für den Fall des sine jure bellare, des unrechten Krieges, einschließt. Wie erklärt sich dieser Widerspruch: Der evangelische Christ bejaht nur den gerechten Krieg, beteiligt sich aber doch auch am ungerechten — wie die Geschichte zeigt (Choral von Leuthen!). Die Erklärung findet sich in folgenden Überlegungen: 1. In der lutherisch-preußischen Hierarchie fungiert der Landesherr als summus episcopus, dem nicht zugemutet wird, daß er andere als gerechte Kriege führt. 2. Die aufkom-

mende Geheimdiplomatie und die undurchsichtigen, verwickelten politischen Zusammenhänge machten weithin den Untertanen es unmöglich, festzustellen, um welche Art Krieg es sich jeweils handelt. 3. Das allgemeine Interesse an dieser Frage hätte überhaupt erst mit der allgemeinen Wehrpflicht aufkommen können. 4. Im Zuge der Säkularisation und des sich ständig steigernden Militarismus im Zusammenhang mit der metaphysischen Sicherung der Notwendigkeit der Staatsraison weicht die Frage: Was ist gerecht? immer mehr der anderen: Was ist groß und erhaben? Das ethische Normativ verfällt zugunsten eines ästhetischen. 5. Je mehr die Kirche einerseits in sich selber erstarrte und an ihren Bekenntnisschriften festhielt, die auf die neuzeitliche soziologische und politische Entwicklung gar nicht mehr ohne weiteres anwendbar waren, oder anderseits sich von allem, was nach Dogma aussah, löste, um in einer rationalistischen oder romantisch-ästhetischen Religiosität hinzudämmern, desto energischer beschlagnahmte der Staat Gewissen, Herz und Meinung seiner Untertanen, was ihm durch die Weltflucht der Pietisten und ihre Verabscheuung der Politik sehr erleichtert wurde. Wir denken nur daran, wie der Alte Fritz seinem Raubkrieg um Schlesien einen Schein des Rechts gab (er selber bedurfte dessen am wenigsten!), des Inhalts, daß seinen Vorfahren in irgendeiner Erbfolge Schlesien zugefallen, nicht aber in ihren Besitz gelangt sei! Von da führt eine steile, aber konsequente Kurve zu unserer Teilnahme am Zweiten Weltkriege. Wir haben mit der Augsburgischen Konfession immer ja auch das jure bellare bejaht. Jure bellare — wenn wir das 1939 ernst genommen hätten, oder wenigstens 1942, dann wären nicht nur Zeugen Jehovas Blutzeugen der Kriegsdienstverweigerung geworden. Und es gäbe heute nicht ein solch häßliches Feilschen um die Eingrenzung des Grundrechts der Kriegsdienstverweigerung unseres Grundgesetzes!

Aber nun ist im Nachgang zum geistlichen Kampf der Bekennenden Kirche auch die Problematik des Krieges wieder in das christliche Bewußtsein gerückt, nachdem wir 1934 mit dem Evangelium gleichsam von vorn begonnen hatten. Wir versuchten, das jure bellare der Reformatoren zu verstehen. Es läßt sich aber aus der Reformation selber nicht begreifen, sondern man muß dabei schon bis auf Thomas von Aquin und sogar auf Augustin zurückgehen. Von dort aus wird es begreiflich als die mittelalterlich-katholische Umformung des gerechten Krieges der alten Römer. Die mittelalterliche Kirche lebte ja nicht allein von der Gnade Gottes, nicht allein aus Glauben, nicht allein aus der Schrift, sondern mehr noch von der Synthese zwischen Natur und Übernatur, von der Zuordnung des Schwertes aus Eisen zu dem des Geistes und umgekehrt, wobei als Frucht solcher Frömmigkeit eben das corpus christianum in die Erscheinung trat. *So bildet denn auch nicht das Zeugnis der Heiligen Schrift, sondern das Naturrecht die geistig-religiöse Basis für die Einordnung der Schwertgewalt in die Le-*

bensform des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Wohl hat Luther den kalten Begriff der Gerechtigkeit in diesen Zusammenhängen durch den glühenden der Liebe ersetzen wollen. Aber es ist nun doch in diesem Punkte zu keiner wirklichen Reformation im Sinne des «zurück zur Schrift» gekommen. Bis zum heutigen Tage bannt uns der gespenstische Gedanke eines christlichen Staates, wenn wir versuchen, einen Maßstab für die politische Verantwortung des Christen zu finden.

Darum sind alle Versuche, die Teilnahme am gerechten Kriege von der Schrift her zu rechtfertigen, nicht ganz ehrlich, weil man auf diese Weise ja nur die christliche Bestätigung eines heidnischen Prinzips erhofft, man könnte auch sagen: die geistliche Bestätigung einer fleischlichen Position. Wer sich entschieden hat, Soldat zu werden oder es gar schon ist, oder sich von soldatischem Herkommen innerlich (oder auch äußerlich) bestimmen läßt, befindet sich damit ja schon im Stadium einer existenziellen Vorentscheidung. Wird er — abgesehen von einer durchgreifenden Metanoia im Sinne des Neuen Testaments — überhaupt noch einer kritischen Selbstbeleuchtung fähig sein? Wird er sich nicht — wie die preußisch-pietistischen Offiziere — letztlich durch Christus in seinem Soldatsein bestätigt finden? Das ist im Grunde dasselbe Beispiel, wie wenn ein erklärter Atheist zwei Stunden lang über Gott spricht. Es steht von vornherein fest, daß er am Ende seiner Rede die Nichtexistenz Gottes bewiesen haben wird.

So mußte die Bekennende Kirche wohl erst staatsfrei werden, um die Frage «Das Neue Testament und der Krieg» überhaupt noch einmal ernsthaft stellen zu können. Ich zweifle nicht daran, daß darin auch eine providentielle (vorsehungsmäßige) Bedeutung der Unterdrückung durch den Hitler-Staat enthalten ist. Denn die Kirche, die sich in falscher Auslegung von Röm. 13 zur Mätresse des Staates macht, hat die Freiheit nicht, zu erfahren, welches Licht das biblische Kerygma auf die Frage des Krieges wirft. Die Geschichte der Evangelischen Kirche zeigt auch das.

Um so erregender ist darum für uns die gegenwärtige geistliche Situation innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland und darüber hinaus auch in der Ökumene: Wir stehen erstmalig in der Geschichte der Evangelischen Kirche vor der Tatsache, daß in der Evangelischen Kirche damit gerechnet wird, daß evangelische Christen um des Gewissens willen den Soldatendienst verweigern werden und daß die Evangelische Kirche entschlossen ist, diese Entscheidung als eine Möglichkeit christlicher Existenz anzuerkennen und dafür einzustehen. Das hat es in der Evangelischen Kirche so noch nie gegeben. Noch 1930 konnte Otto Dibelius den christlichen Kriegsdienstverweigerer als irrenden Bruder ansehen. Die Anerkennung einer Kriegsdienstverweigerung als christlicher Entscheidung, die innerhalb unserer Kirche rechtens ist, besteht nun aber nicht einfach darin, daß man das Kriterium

des gerechten, das heißt Verteidigungskrieges, wieder zu Ehren bringen will, sondern es geht weit darüber hinaus. Es werden nämlich drei Überzeugungsgruppen anerkannt:

1. Die, welche grundsätzlich die Möglichkeit einer christlich zu verantwortenden Beteiligung an einem Verteidigungskriege bejahen;

2. die, welche grundsätzlich jede Beteiligung am Kriege, gleich welchen Charakters, um des Evangeliums willen ablehnen;

3. die, welche zwar nicht grundsätzlich die kriegerische Gewaltanwendung verwerfen, aber im modernen Kriege vor allem wegen seiner Massenvernichtungsmittel und seiner Massenvernichtungstaktik in keinem Falle mehr die Durchführung eines gerechten Krieges zu sehen vermögen, da dieser Krieg gar nicht mehr die Bedeutung eines im Verhältnis zu seinem Zweck kleineren Übels haben kann. Aber auch die Frage, ob nicht die Wiederbewaffnung die Wiedervereinigung stört, spielt hier herein.

Nicht anerkannt wird indes die weithin unter Protestanten verbreitete Einstellung, die, wie schon im 19. Jahrhundert, den Krieg, unabhängig von seinem Charakter, im Sinne der Übernahme eines von Gott verhängten Schicksals bejaht, unter dem sich der Christ zu bewähren hat als einer, der auf der Todeslinie stehend nun erst recht wissen soll, an wen er glaubt. Diese Haltung wird im Ratschluß des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (Kirche und Kriegsdienstverweigerung) überhaupt nicht erwähnt und demnach auch nicht anerkannt. Diese Haltung vertrat jedoch beispielsweise noch im Jahre 1941 Hanns Lilje (Der Krieg als geistige Leistung, Furche) ohne zu fordern, daß der Krieg im Sinne der lutherischen Bekenntnisschriften ein gerechter sei. Lilje sah damals im zweiten Kriege nach Auskunft seiner Schrift im wesentlichen die Vorbereitung für das Kommen einer neuen politischen Ordnung.

Die erste Überzeugungsgruppe repräsentiert die traditionelle Haltung innerhalb des landeskirchlichen Protestantismus, die theoretisch zwar immer implicite die Kriegsdienstverweigerung im Falle eines ungerechten Krieges für christlich geboten hält, für die aber praktisch dieser Fall noch niemals eingetreten ist. Hier ist nun an die neulutherische Ordnungstheologie zu erinnern, bei der alle Glaubensfragen im Theoretischen eingesperrt bleiben, weil die praktischen Dinge jeweils in das Ermessen des Einzelnen gestellt sind, das keine ernsthafte Beziehung zum Glauben besitzt. Es handelt sich hier, wie Götz Harbsmeier gesagt hat, um eine «Ordnungstheologie, welche Gott in einen finsteren Schwert-Gott und einen frommen Altar-Gott spaltet und dementsprechend auch den Christen in die beiden Hälften des schwertgläubigen Ermessens und des bekenntnisgläubigen Doktrinärs der Liebe zerreißt» (Ev. Theol. 1956/4). Als Literatur nenne ich hier: Künneth, Politik zwischen Dämon und Gott, und: Bienert, Krieg,

Kriegsdienst und Kriegsdienstverweigerung nach der Botschaft des Neuen Testaments.

Die zweite Überzeugungsgruppe wird von der ersten als schwärmerisch verdächtigt, weil sie eine Haltung einnimmt, die in ihrer Auswirkung der des pazifistischen Zweiges der Täuferbewegung seit Luthers Tagen nicht unähnlich ist und die heute insonderheit von den sogenannten Friedenskirchen (Church of the Brethren, Quäker, Mennoniten) als für sie traditionell vertreten wird. Diese zweite Gruppe bleibt nicht beim Dogmatismus der Beteurer der Bekenntnisschriften stehen, sondern wagt es in Wiederaufnahme des echten reformatorischen Anliegens (sola scriptura), die alten Fragen neu zu durchdenken und Luthers (wie auch Calvins) Ansätze zur geistlichen Überwindung der bisher ungelösten Frage nach dem rechten Staat und dem rechten Gehorsam innerhalb der politischen Verantwortungsbereiche sinngemäß im Hören auf das Zeugnis der Schrift fortzuführen. Hier wären zu nennen die Schrift des Glasgower Neutestamentlers Macgregor, Friede auf Erden, und vor allem das Werk des hugenottischen Theologen Lasserre, Der Krieg und das Evangelium, die grundlegend sind. (Beide erschienen im Chr.-Kaiser-Verlag, München.)

Die dritte Gruppe steht zwischen den ersten beiden: theoretisch neigt sie zur ersten, in der praktischen Entscheidung aber zur zweiten. Sie vertritt eine sogenannte Situationsethik, in der es nicht auf grundsätzliche Entscheidungsnormen ankommt, sondern auf die im konkreten Hier und Jetzt von mir immer neu zu gewinnende Gehorsamsentscheidung. Soll es dazu kommen können, daß Deutsche auf Deutsche schießen? Kann im modernen Atomkrieg überhaupt noch eine sinnvolle Verteidigung von Frauen und Kindern, von Heimat und Recht durchgeführt werden? Wie wirkt sich die Wiederbewaffnung auf die Möglichkeit der Wiedervereinigung von West- und Ostdeutschland aus? Das sind einige von den Fragen, unter deren Gewicht man in dieser Gruppe, ohne eigentlich pazifistisch zu werden, die Wiederbewaffnung heute und bei uns ablehnt; diese Ablehnung ist Antwort auf eine Ermessensfrage, aber doch so, daß damit schon die Glaubensfrage gestellt und beantwortet wird. So etwa, wie Götz Harbsmeier sagte: «Alle Glaubensfragen sind immer auch Ermessensfragen. Und in allen Ermessensfragen entscheidet sich immer auch der Glaube. Ein Ermessensurteil, das unter Ausschaltung oder Nichtbeteiligung des Glaubens gefällt wird, ist unverantwortlich» (Ev. Theol. 1956/4).

Die erste Gruppe wäre zu fragen: Habt ihr überhaupt noch die innere Freiheit, das Buch von Lasserre zu lesen? Könnt ihr es widerlegen? Meßt ihr nicht den Aussagen der Bekenntnisschriften einen Rang zu, den sie nicht besitzen? Und wenn ihr es denn schon tut, warum nehmt ihr die darin implicite enthaltene Kriegsdienstverweigerung für den Fall des ungerechten Krieges nicht auch praktisch ernst? Seid ihr sicher, daß eure neutralen Ermessensfragen sich nicht vor dem

Richterthron Christi durchaus als Akte des Ungehorsams entpuppen werden?

Die zweite Gruppe wäre zu fragen: Zieht ihr in Betracht, daß eine Verwirklichung politischen Lebens, in der die todbringende Gewalt ausgeschlossen ist, unter Umständen zur «Weigerung der Pflicht zum Schutz des Nächsten oder zur Zersetzung notwendiger Ordnung und Autorität» führen könnte? Wie wollt ihr euch vor den Dämonien «irgendeines irdisch-politischen Heilsmessianismus» bewahren? Verliert ihr euch nicht schließlich auch wiederum an ein Prinzip, nämlich an das der Gewaltlosigkeit?

Die dritte Gruppe wäre zu fragen: Wird eure Situationsethik nicht unversehens eine dialektische Ethik werden, wo heute gut ist, was morgen böse ist? Könnt ihr eurem Herrn gehorsam sein ohne eine feste Norm dessen, was seinem guten und gnädigen Willen entspricht? Und zwar immer und unveränderlich?

Für unbeantwortbar halte ich die Fragen an die erste Überzeugungsgruppe, für schwer beantwortbar die Fragen an die dritte Gruppe. Stellen könnte ich mich den Fragen an die zweite Gruppe, und darum fühle ich mich — hic et nunc — ihr am nächsten. Dabei möchte ich allerdings sogleich betonen, daß es mir nicht um das *Prinzip* der Gewaltlosigkeit als solches geht, sondern um den konkreten, immer neu von uns geforderten Gehorsam gegenüber unserem Herrn, «der nicht schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt» (1. Petr. 2, 23). Auf seinen Spuren haben wir doch zu bleiben. Das Gebot «Du sollst nicht töten!» lautet in seinem Munde: Liebet eure Feinde! Wenn er ans Kreuz ging, damit die Liebe und seine Weisung zur Liebe gilt, so heißt Jünger sein, unserem Leben eine Richtung, ein Gefälle, eine Tendenz geben, die dem Weg Jesu Christi nicht unähnlich, sondern ähnlich ist — und sei der Abstand zwischen seinem Beispiel und unserem Folgen noch so gewaltig.

Die Situation des Menschen findet am Tod ihre Grenze und Beendigung. Darum kann es dort, wo es um das Töten eines Menschen geht, keine Situationsethik mehr geben. Damit grenze ich mich von der dritten Gruppe ab.

Der Mensch ist immer der, den der ganze Gott geliebt hat, sowohl — um mit Luther zu reden — der deus revelatus wie auch der deus absconditus; es ist immer der ganze Gott, der will, daß der Sünder umkehre und lebe. Es ist immer die Offenbarung des ganzen Willens Gottes, wenn Jesus Christus gekommen ist, nicht der Menschen Leben zu verderben, sondern zu erhalten (Luk. 9, 56). Gott ist immer nur einer, auch und gerade in Jesus Christus. Es gibt keine Spaltung innerhalb Gottes. Damit grenze ich mich von der ersten Gruppe ab.

Wenn Jesus Christus gesagt hat: Selig sind die Friedensstifter, so umfaßt das — nach Walter Lüthi und den meisten der neueren Aus-

leger — nicht nur den Seelenfrieden, sondern auch den Völkerfrieden. Das bringt mich in die Nähe der zweiten Gruppe — unabhängig von ihren theologiegeschichtlichen Traditionen.

Es geht in dieser Frage nicht um unser willkürliches Ermessen, so vieles hier nun auch faktisch zu ermessen ist, sondern um den Gehorsam derer, die Knechte, Sklaven Jesu Christi und eben darin seine Brüder und Freunde sind.

Ich möchte schließen mit einem Wort von Calvin und einem von Luther, dessen Aufzeichnung für beide in eine gesegnete und erleuchtete Stunde fiel; es sind zwei Worte, hinter denen die Reformatoren selber um einiges zurückgeblieben sind; die Evangelische Kirche hat bisher diesen Abstand nicht verringert, sondern vergrößert. Wir sollten es als unsere echte reformatorische Aufgabe erkennen und übernehmen, diesen Abstand zu überwinden und im Sinne dieser beiden Worte unseren Weg als Christen heute zu finden. So schrieb *Calvin*:

«Je conseillerai toujours qu'on se déporte des armes et plutôt que nous périssions tous que de rentrer aux confusions, qu'on a vues.»

Ich werde immer dazu raten, keine Waffen zu tragen; lieber wollen wir alle umkommen, als noch einmal in all die Verwirrung zurückfallen, die wir gesehen haben.

Und *Luther* schrieb:

«Vnser hertzog Jhesus Christus spricht ... Wyr sollen guts wündschen denen die vns beleydigen / vnd bitten fur vnser verfolger: vnd lieben unsere feynde / vnd wolthun vnsern vbelthetern ... An diesen sprüchen greyfft eyn kind wol / das Christlich recht sey / nicht sich streuben widder vnrecht / nicht zum schwerd greyffen / nicht sich weren / nicht sich rechen / sondern dahyn geben leyb vnd gut / das es raube wer da raubet / wyr haben doch gnug an vnsern HERRN / der vns nicht lassen wird / wie er verheyssen hat. Leyden, leyden, Creutz, creutz ist der Christen recht des vnd keyn anders.»

Walter Dignath

Zweierlei Entscheidungen?

Es ist die uralte Praxis der offiziellen Kirche, den Kriegsdienst als mit dem Evangelium vereinbar zu betrachten. Es hat freilich niemals dazu gereicht, diese kirchliche Erbsünde ein für allemal aus der Schrift zu legitimieren. Die diesbezüglichen Versuche mußten gequält und unbefriedigend ausfallen, weil es aussichtloses Unterfangen bleibt, das Neue Testament gegen seine eigene Botschaft aufbieten zu wollen.

Die kirchliche Beflissenheit zur Freundschaft mit der militärischen Macht in dieser Welt suchte zu jeder Zeit nur den christlichen Anschein, die fromme Bemäntelung ihres Verhaltens. Die Absicht und der Wille zur Kollaboration mit der bewaffneten Gewalt war vorherrschend und bestimmend; die Übereinstimmung mit dem Worte Gottes aber war ein nachträgliches Erfordernis, ein sekundäres Bedürfnis, das ohne Rücksicht auf die Sachlichkeit nachvollzogen wurde. Der Schwung und der Schneid des Militärs, aber nicht die selbsteigene Autorität des Schriftwortes verliehen dann sogar dem «Schriftbeweis» des Kriegsdienstes Begeisterung und suggerierte Überzeugung.

Auch für die gegenwärtige kirchliche Offizialität ist der Wunsch, die militante Neigung, der Vater ihrer diesbezüglichen Gedanken. Allerdings haben es die heutigen Kirchenführer dabei nicht ganz leicht. Der Zustand einer kritiklosen kirchlichen Mitläuferei bei der staatlichen Militärpolitik, wie in den klassischen Zeiten der Zusammenarbeit von Thron und Altar, ist vorbei. In der Kirche selber wird der Standpunkt der Wehrdienstverweigerung heute immerhin so nachdrücklich vertreten, daß die Befürwortung des «christlichen» Soldatenhandwerkes nicht unbekümmert und leichthin vorgenommen werden kann. Die Kirche, die es so lange mit dem Wehrdienst hielt, muß jetzt auch auf die Wehrdienstverweigerer Rücksicht nehmen.

In dieser Lage macht die Kirche den Versuch, die Gegensätze «in echter brüderlicher Gemeinschaft» zu umfassen. Sowohl der Militarist als auch der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen (beim Militaristen werden die Anforderungen an das Gewissen nicht so streng gestellt) sollen bei ihr Raum finden. «Wenn ein Christ aus seinem Gewissen heraus glaubt, Waffen tragen zu müssen», so will die Kirche ihn achten. «Sie habe sich jedoch auch schützend vor den zu stellen, der aus Glaubensmotiven heraus den Wehrdienst ablehne.»

Es soll also beides «christlich», beides anerkannt kirchlich sein: Waffen tragen und Waffen verweigern, töten und ablehnen zu töten. Und da es in der Kirche schlechterdings nicht anders geht, muß sich eben beides auf Gottes Wort gründen. Auf einem CVJM-Treffen in Nierstein im April 1955 wurde diese «kirchliche Notwendigkeit» denn auch recht schön formuliert: «Daß in diesem Punkte (Wehrdienst) auf Grund der Bibel gegenteilige Entscheidungen möglich seien, die aber die Einheit der christlichen Bruderschaft nicht sprengen könnten.»

Daß die Kirche in ihrer Gesamtheit zu keiner eindeutigen und klaren Einstellung in Sachen Wehrdienst fähig ist, liegt offen zutage. Diese Verlegenheit und dieses Unvermögen soll aber beschönigt und als in der Kirche rechtmäßige Haltung ausgegeben werden. «Auf dem Grund der Bibel» und in «christlicher Bruderschaft» will die Kirche nach beiden Seiten hinken. Sie mag es mit den zahlreichen Gegnern jedes Wehrdienstes nicht verderben und ist erst recht nicht imstande, den Militaristen in ihren Reihen mit klarer Mahnung, Warnung und

Zurechtweisung zu begegnen. Aus der Schrift weiß die Kirche, daß die Waffe der Christen das Schwert des Geistes ist und daß der rechtmäßige Dienst der Kirche nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch *Gottes heiligen Geist* geschieht. Und dem sucht sie nun auch damit Rechnung zu tragen, daß sie den Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen ihr Verständnis und ihren Schutz zusichert. Täte sie nur dieses, so bliebe sie guten Gewissens und hielte die ihr gewiesene Richtung ein. Aber sie liebt zur gleichen Zeit ihre zeitliche Erscheinung und Lebensweise so sehr, daß sie davon nichts aufs Spiel setzen und gefährden möchte. Der gleiche Staat, der Wehrdienst und Rüstung eigensinnig wieder haben möchte, dem die Wiedervereinigung und die menschliche Zusammengehörigkeit mit den Deutschen in der DDR weniger wichtig sind als seine militärischen Vorhaben, dieser gleiche Staat und diese gleichen Politiker garantieren ja der organisierten Kirche ihre zeitlichen Einkünfte, den ungerechten Mammon, durch die von den Finanzämtern eingezogene Kirchensteuer. Hier ist der primitive und gewöhnliche Grund dafür, daß die Kirche nicht nur auf die Schrift sieht und nicht nur ihr gehorchen möchte, sondern daß sie auch auf die weltliche Macht blickt, auf die militärische Macht der Regierenden und Reichen. Sie beruft sich auf den «Grund der Bibel» und auf ihre «christliche Bruderschaft» und denkt und bangt und ängstigt sich dabei um ihre nackte Haut, um ihr irdisches, fleischliches, sündiges, erlösungsbedürftiges armes Leben, das doch im Tode befangen ist.

Es ist ein lästerlicher Vorwurf, die Bibel zu beschuldigen, als riefe sie die Christen auf zwei entgegengesetzte Wege; die einen zur Anwendung bewaffneter Gewalt, zum Töten mit der Waffe, die anderen zur geduldigen Friedfertigkeit. Der eine Geist und das eine Wort Gottes bringen die Christen nicht gegeneinander auf, indem sie die einen auffordern würden, das Kreuz aufzunehmen, und die anderen, zum Schwert zu greifen. Der Streit in der Kirche kommt daher, daß in ihr von vielen die Stimme des guten Hirten nicht vernommen wird, die uns nur auffordert, das Kreuz zu nehmen und ihm nachzufolgen. Die Versicherung der trotzdem fortbestehenden Brüderlichkeit täuscht darüber hinweg, daß hier der Geist Jesu Christi gegen den Geist dieser Welt steht. Die Kirche des Wehrdienstes ist eine andere als die Kirche des Kreuzes. Die Kirche des Widerchristen wird die Kirche des Christus bedrängen. Da wird Kreuz Kreuz bleiben und alle beteuerte Bruderschaft zuschanden werden. Aber trotz der Widerkirche wird die bis ans Ende beharrende und überwindende Beständigkeit dort zu finden sein, wo die Gemeinden hören, was ihnen der Geist sagt.

Heinrich Grieshammer

(Abdruck aus «Die Friedensrundschau»)

Suez und kein Ende Noch immer beherrscht die Suezfrage das internationale Kampffeld. Aber seit der Anrufung der UNO durch beide Parteien, England-Frankreich wie Ägypten, darf es doch als sehr wahrscheinlich gelten, daß es über dem Suezkonflikt nicht zum Krieg kommt, auch nicht zu einem «kleinen», daß der Streitfall vielmehr schiedlich-friedlich aus der Welt geschafft wird.

Es brauchte freilich viel, bis wenigstens dieses Ergebnis gesichert war. Die Regierungen Großbritanniens und Frankreichs waren, wie jetzt durchaus klar ist, anfänglich entschlossen, *ohne weiteres* den «Gewaltstreich Nassers», die eigenmächtige Nationalisierung des Suezkanals, mit einem militärischen Eingreifen in Ägypten zu beantworten, das zum Sturz Nassers und zur Wiederaufrichtung des (angeblich) internationalen Regimes am Kanal hätte führen sollen. Der Widerstand der öffentlichen Meinung der ganzen Welt, besonders der «besseren Hälfte» Englands selbst, und der Druck der Vereinigten Staaten, die Grund hatten, sich nicht in ein neues Kriegsabenteuer à la Korea hineinziehen zu lassen, verhinderte zunächst dieses unverantwortliche, ja verbrecherische Vorhaben. Aber in London und Paris rüstete man deswegen noch keineswegs ab. Man ließ den an der ersten Suezkonferenz von der amerikanischen Diplomatie durchgesetzten Plan, eine internationale Kanalbehörde in neuer Form zu schaffen, in Kairo überreichen in der Absicht, die erwartete und dann auch tatsächlich erfolgte Ablehnung des Dulles-Planes durch Ägypten nun zur Grundlage eines militärischen Gewaltschlags *im Namen der 18 Staaten* zu machen, die den Plan gutgeheißen hatten. Dafür war es allerdings nötig, eine Lage herbeizuführen, die ein westmächtliches Eingreifen hätte als Notmaßnahme zur Sicherung der freien Schiffahrt durch den Kanal erscheinen lassen. Der wiederum von Dulles und wiederum mit der Absicht des Zeitgewinnes an der zweiten Londoner Konferenz vorgelegte Plan, eine Vereinigung der Kanalbenützer zu begründen, die ohne und gegen Ägypten den Kanalbetrieb in die Hand nehmen sollte, dieser Plan, der eine offene Herausforderung Ägyptens darstellte und beim Versuch seiner Verwirklichung die gefährlichsten Zwischenfälle hätte heraufbeschwören müssen, schien dem erstrebten Zweck überraschend gut — fast zu gut — zu dienen. Aber wiederum durchkreuzte der Widerstand aus den Völkern heraus, namentlich auch von seiten der britischen Labourpartei, sowie das Zögern Washingtons die ganze Absicht, und als dazu noch im Schoße der Achtzehn selber stärkste Hemmungen, ja eigentliche Rebellionsgelüste auftauchten, da war es um den frisch-fröhlichen «Kleinkrieg», den man endlich auslösen zu können hoffte, vollends geschehen.

Nicht besser erging es dem weiteren Plan, durch Umleitung des Schiffsverkehrs mit Asien um das Kap der Guten Hoffnung herum den Suezkanal zu boykottieren und durch Zurückrufung der nichtägyptischen Lotsen Zwischenfälle und Schwierigkeiten im Kanalbetrieb zu provozieren, die schließlich doch ein militärisches Eingreifen hätten rechtfertigen können. Bei näherem Zusehen erwies sich die ganze Idee als reines Wunschprodukt, dem die größten technischen und finanziellen Hindernisse im Weg standen, so daß eine Anzahl kleinerer Staaten — vor allem Dänemark, Schweden, Spanien, Persien und Pakistan — entschieden dagegen aufbegehrten. Die Abberufung der bisherigen Lotsen aber wurde durch raschen Einsatz neuer Lotsen — nicht zuletzt solcher aus der Sowjetunion — weithin wettgemacht, so daß der Kanalbetrieb seither ohne wesentliche Stockungen weitergeht.

Kurz, England und Frankreich erlitten eine Niederlage nach der andern. Ihr Ansehen ist im Orient, aber auch in der übrigen Welt, sehr gesunken, während sich dasjenige Nassers, als Führers der arabischen Nationalbewegung in Nordafrika und Vorderasien, entsprechend gehoben hat. Man ist darüber besonders in Paris maßlos wütend, sieht man sich doch um die Hoffnung (die freilich nur eine verzweifelte Illusion war) betrogen, durch eine gewaltsame Zurückwerfung des ägyptischen Nationalismus mindestens Algerien, vielleicht sogar auch Tunesien und Marokko, wieder fest in die Hand zu bekommen. Die Enttäuschung über das Scheitern all der schönen, jetzt zum Weltgespött gewordenen Pläne für die Bändigung Nassers macht sich in Frankreich nicht am wenigsten in einer eigentlich amerikafeindlichen Stimmung Luft, die auch bisher sehr USAtreue Kreise erfaßt hat. Welcher moralische Bankerott des französischen «Sozialismus» wird aber in der ganzen Nordafrika- und Ägyptenpolitik der Regierung Mollet-Pineau offenbar! Und wie heillos blamiert, ja unmöglich geworden steht auch Eden und seine Regierung da! Der «starke Mann», als den sich Eden vor dem Land und vor dem stur imperialistischen Flügel seiner Konservativen diesmal beweisen wollte, ist tatsächlich, nun für alle Welt sichtbar, ein haltloser Schwächling, der weder die Zeichen der Zeit versteht noch die Kraft hat, einen eigenen, geraden Kurs zu steuern, sondern im Zickzack hin- und her laviert, je nachdem gerade — besonders aus Washington — der Wind bläst*.

Was weiter! Ob die Anrufung des Sicherheitsrates der UNO den Regierungen Großbritanniens und Frankreichs aus der Patsche hilft, ist freilich mehr als fraglich. Sie haben ja ihre Ab-

* An der moralischen und politischen Niederlage der Westmächte haben auch ihre «neutralen» Parteigänger vollen Anteil. Was ist aus den Fanfarenstößen einer «Neuen Zürcher Zeitung» zu Beginn der Suezkrise und nach der ersten Londoner Konferenz geworden! Das sonst so großtuerische Blatt hat sich in der letzten Zeit in Sachen Suezkonflikt bemerkenswert kleinlaut benommen. Es muß sogar (in Nr.

sicht, den Betrieb des Suezkanals Ägyptens aus der Hand zu nehmen, keineswegs aufgegeben und werden sich darum innerhalb der UNO — noch abgesehen von einem sowjetischen Veto — nur neuen Widerständen und Schwierigkeiten gegenübersehen. Eine befriedigende Lösung des Konflikts wird nur dann möglich sein, wenn die Westmächte sich bereitfinden, alle Machtansprüche fallen zu lassen und die Suezangelegenheit auf den Boden zu stellen, auf den sie von Anfang an gehört hätte: den Boden einer redlichen Bemühung, die freie Schiffahrt durch den Kanal in Friedens- und Kriegszeiten sicherzustellen. Ägypten hat das stärkste Interesse an solcher Sicherstellung, und Nasser hat sich von Anfang an bereit erklärt, über eine entsprechende Revision des Suezvertrags von 1888 zu verhandeln, wenn nur der Betrieb des Kanals durch Ägypten nicht mehr in Frage gestellt werde. Man komme ihm daher nur nicht wieder mit den scheinmoralischen Deklamationen, die auf Seiten der Westmächte die ganze Behandlung des Streitfalles begleitet und vergiftet haben. Man höre also auf, von der Nationalisierung des Suezkanals als einem «Akt des Raubes» zu sprechen (wie dies Eden und ihm nach sozusagen der ganze Westen getan hat), der die wirtschaftliche Existenz vieler Nationen bedrohe und keinen Erfolg haben dürfe. Da hat Alfred Miller schon recht, der in seinem «Informationsdienst zur Zeitgeschichte» (Leonberg, Württemberg) meint:

«Dieser Satz hätte eigentlich nicht gesprochen werden dürfen, denn in der britischen, ja in der ganzen angelsächsischen Geschichte haben zu viele Akte des Raubes nur zu großen Erfolg gehabt, ohne daß auch nur ein Hahn darnach gekräht hätte. Das britische Weltreich ist nur durch Akte der Gewalt und des Raubes so groß und mächtig geworden zu einer Zeit, da die heute erwachenden Völker sich noch nicht wehren konnten. Und wegen dieser Akte des Raubes wird dieses Weltreich auch immer weiter zusammenschmelzen. Aber es gehört zur abendländisch-westlichen Geisteshaltung, anderen anzukreiden, was man selber hundertfach begangen hat. Aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo man dafür geradestehen muß, ob man es gern hat oder nicht.

Und das ist es, was die gegenwärtige Suezkrise ausmacht, daß man nicht geradestehen will, weil man noch immer glaubt, es sich leisten zu können, die Zeichen der Zeit zu übersehen, die Geister, die man rief, mit lautem Waffengeklirr zu beschwören. Die Verstaatlichung der Suezkanalgesellschaft ist aber nur ein kleines Teilstück jener weltweiten Entwicklung, die man nur richtig deutet, wenn man sie als Gegenstoß des seit Jahrhunderten mißhandelten Ostens gegen abendländisches Ausbeutertum betrachtet, als Aufstand der Farbigen gegen die Weißen mit ihrer schwarzen, freilich christianisierten Seele.»

Noch immer wähnen England und Frankreich, aber nicht minder

2717) einen Kommentator wie Professor J. R. von Salis zu Wort kommen lassen, der gelassen feststellt, der Prozeß, den die Engländer und Franzosen dem Präsidenten Nasser zu machen versuchten, begegne auch im Westen keiner aufrichtigen Sympathie. «Denn dieser Prozeß galt der *Person* und der *Politik Nassers* vielmehr als der Verstaatlichung der Kanalgesellschaft oder der Gefahr, in der die Schiffahrt auf diesem Kanal möglicherweise schwebt. Was man in Nasser treffen wollte, war der panarabische Nationalismus, den er verkörpert.»

auch die Vereinigten Staaten, wenn mit westlichem Kapital Anlagen geschaffen worden seien, die der Aufrechterhaltung ihrer militärischen oder wirtschaftlichen Vormachtstellung dienen, so dürften sie nie in den Besitz und Betrieb des Staates kommen, auf dessen Gebiet sie liegen. «Dieser Grundsatz», so stellt auch der «New Statesman» (15. September) fest, «hat in der Mitte des 20. Jahrhunderts nichts mehr zu suchen. Wird er als Unterlage der westlichen Politik anerkannt, so wird er die (asiatisch-afrikanischen) Bandung-Mächte dauernd vom Westen trennen und dafür sorgen, daß Hilfe und Einfluß der Sowjetunion den so geschaffenen Leerraum ausfüllen.»

Man höre darum auch auf, den Dulles-Plan für die Lösung der Suezfrage, der jetzt anscheinend im Sicherheitsrat wiederauferstehen soll, als Mittel zur Internationalisierung einer allen Völkern dienenden Wasserstraße auszugeben, im Gegensatz zu ihrer willkürlichen Nationalisierung durch einen einzelnen Staat. *Die* Art Internationalisierung, die die Westmächte meinen, ist ja nur eine verhüllte *Beherrschung* des Suezkanals durch sie selber und zu ihrem Nutzen, eine Internationalisierung also, der gegenüber der Nationalismus Ägyptens durchaus sein Recht hat, um so mehr als die Westmächte — zum Beispiel die Vereinigten Staaten in bezug auf den Panamakanal — gar nicht daran denken, einen Wasserweg zu internationalisieren, wenn der eine Staat, der ihn kontrolliert, zufällig ihrem eigenen Lager angehört. Das ganze Gerede von der Internationalisierung ist im Munde der Westmächte reine Heuchelei. *Wenn* schon internationalisiert werden soll — und es *muß* einmal dazu kommen —, dann ehrlich und überall!

Und schließlich höre man doch endlich auf, gegen die Sache Ägyptens die Diktatur Nassers auszuspielen. Gewiß, Nasser *ist* ein Diktator, und sein Regime wie seine Persönlichkeit ist sehr anfechtbar. Aber bei allen Enttäuschungen, die er uns bereitet hat — namentlich durch sein Versagen in der Frage der Neuverteilung des ägyptischen Bodens an die besitzlosen, verhungernden, verkommenden Fellachenmassen —, müssen wir doch zugeben, daß Ägypten, wie jedes unterentwickelte Land, vorderhand nicht mit westlich-demokratischen Methoden regiert werden kann (zumal diese Methode tatsächlich weithin bei uns nur die Diktatur der Geldmächte, des Militärs und kirchlicher Kreise maskieren), sondern ein autoritäres Regime unter den obwaltenden Umständen zunächst einfach ertragen *muß*. Die Westmächte, die Ägypten und die anderen «rückständigen» Länder so lange ausgebeutet und beherrscht haben, die ihre heutigen Kolonien größtenteils immer noch mit Gewalt und Diktatur regieren, und die im Bunde mit den rückschrittlichsten Diktaturen — wie Spanien, Portugal, Persien, Formosa, Südkorea, nicht zu reden von Lateinamerika und den Philippinen — stehen, sie sind am allerwenigsten berechtigt, über den Diktator Nasser zu klagen und ihn, den immerhin revolutionären Neuerer, gar auf *eine* Linie mit den gegenrevolutionären Gewalthabern Hitler

und Mussolini zu stellen, die sie beide stützten und großzogen, solange es scheinbar ihren Interessen diente.

«Eines steht außer Frage», urteilt John Gunther, der Amerikaner, in seinem (zuerst 1953 erschienenen) Buch «Inside Africa»,

«er (Nasser) hat für Ägypten in ein paar Jahren mehr geleistet als die Königsfamilie in hundertfünfzig. Er ist unbedingt ehrlich und hat nie etwas für sich selber beansprucht. Gerade der Umstand, daß er sowohl selbstlos als ehrlich ist, bringt altmodische Ägypter derart in Verwirrung, daß sie ihn nicht ‚verstehen' können. Ich hörte ihn als ‚einfachen Menschen mit einem komplizierten Verstand' bezeichnen. Aber das ist schließlich besser, als wenn er ein komplizierter Mensch mit einem einfachen Verstand wäre. Was Nasser und seinen Leuten am meisten abgeht, das ist greifbare Regierungserfahrung. Sie haben zweifellos Fehler gemacht, aber es wäre ein tragischer Tag für Ägypten und die Welt, wenn er gestürzt werden und das Land revolutionäreren Kräften erliegen oder — noch schlimmer — in die Trägheit, Gier und Schmutzigkeit des alten Regimes zurückfallen sollte.»

Die Westmächte können vielleicht, wenn auch die Verhandlungen vor der UNO kein Ergebnis bringen, durch wirtschaftliche oder militärische «Sanktionen» (wie sie bereits der australische Ministerpräsident Menzies ins Auge faßt) Nasser stürzen und Ägypten dem Chaos ausliefern. Aber eines können sie nicht: ihre alte Machtstellung in Afrika und Asien wiederherstellen. Ihr kolonialer Imperialismus ist zum Tode verurteilt, und je eher sie das einsehen, um so besser.

Freie Goldküste Ein besonders eindrückliches Zeichen dafür, daß es mit allem Imperialismus und Kolonialismus zu Ende geht, ist die bevorstehende Erhebung der bisherigen britischen Kolonie *Goldküste* zum unabhängigen, wenn auch im britischen Commonwealth verbleibenden Freistaat. Dieselben Engländer, die sich so zäh an ihre unhaltbare imperiale Machtstellung in Ägypten und in Vorderasien klammern, die auf Cypern eine brutale Gewaltherrschaft ausüben, die in Kenya und Rhodesia das Herrenrecht des weißen Mannes so rücksichtslos-blind verteidigen — sie anerkennen, daß die jüngsten Wahlen an der Goldküste endgültig die Voraussetzung für die volle Selbstregierung des Landes geschaffen haben, und sind bereit, auf den 6. März 1957 der Goldküste mitsamt dem britischen Teil von *Togo* — einem Treuhandschaftsgebiet der UNO — die unumschränkte staatliche Selbständigkeit zu gewähren. Die Goldküste, die künftig ihren alten Namen *Ghana* führen wird, ist damit der erste afrikanische Eingeborenenstaat, der aus einem kolonialen Untertanenland zum vollberechtigten Mitglied des britischen Staatenverbandes aufsteigen wird — ein wahrhaft geschichtliches Ereignis, das die weitere Entwicklung im «schwarzen Erdteil» ohne jeden Zweifel tief beeinflussen wird, zumal auch das der Goldküste benachbarte Nigeria in absehbarer Zeit mindestens politisch von aller Kolonialherrschaft frei werden wird.

Daß die Goldküste und Nigeria diesen Weg gehen können, liegt freilich stark in den besonderen natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen Westafrikas begründet, die von denjenigen Ost- und Zentralafrikas — um von Südafrika nicht zu reden — sehr verschieden sind. Westafrika wird von den Weißen nun schon seit über dreihundert Jahren kolonisiert, während die Europäer in Ostafrika erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts richtig Fuß zu fassen begonnen haben. In Westafrika waren es zudem lange Zeit Europäer minderer Art — Sklavenhändler, Ausbeuter, Abenteurer, Gesindel jeglicher Sorte —, die sich die Eingeborenen unterwarfen und von diesen entsprechend verachtet und gehaßt wurden, während in Ost- und Zentralafrika mehr oder weniger «ehrbare» Kaufleute, Forscher, Missionare, Beamte und Siedler die Kolonisierung einleiteten. Anderseits standen die Afrikaner der Westküste von vornherein kulturell höher als diejenigen des Ostens; die Beninbronzen in Nigeria zum Beispiel sind weltberühmt, und Kano, die Hauptstadt von Nordnigeria, besitzt schriftliche Urkunden, die bis auf 900 n. Chr. zurückgehen. Und was schließlich von besonderer Wichtigkeit ist: an der Goldküste wie in Nigeria gibt es keine weiße Siedler- und Herrenschicht wie in Kenya, Rhodesia und Südafrika. Landerwerb durch Weiße ist streng verboten; ohne Bewilligung der britischen Verwaltung darf ein Weißer nicht einmal Beschäftigung an der Goldküste suchen. Großbritannien wollte von vornherein, daß die Goldküste ein *afrikanisches* Land bleibe; auch die Wirtschaft der Kolonie liegt darum ganz überwiegend in schwarzen Händen, vor allem die Kakaoindustrie, die den Wohlstand des Landes begründet hat.

Die Goldküste — die ungefähr den Flächeninhalt Großbritanniens hat mit rund 4,5 Millionen Einwohnern, von denen nur 7000 Nichtafrikaner sind — ist tatsächlich nach Malaya die reichste aller britischen Kolonien. Sie ist der größte Kakaoproduzent der Erde und der größte Exporteur von Manganerz. Und wenn das märchenhafte Projekt der Stauung des Voltaflusses verwirklicht sein wird, dürfte Ghana mit seinen ungeheuren Bauxitlagern und billiger elektrischer Kraft einer der wichtigsten Erzeuger von Aluminium auf der Welt werden. Nachteilig für die Goldküste ist allerdings sein Klima, das mindestens in dem dampfend heißen Küstenstreifen auch für Afrikaner wenig zuträglich ist, während Mittelghana — das alte Königreich der Aschanti — und das trockene, heute noch ganz primitiv-feudale Nordland gesundheitlich günstiger dastehen. Accra, die am Meer liegende Hauptstadt der Goldküste, ist nach europäischen Begriffen bisher eine schmutzige, regellose, wenn auch ungeheuer lebensvolle Massensiedlung; bei dem triefend feuchten Klima zerfallen Kleider, Schuhe, Bücher usw. schon in wenigen Wochen, wenn sie nicht durch besondere technische Vorkehrungen — zum Beispiel elektrisches Licht in den Schränken oder von Heißluft durchflutete Trockenräume — ge-

schützt werden. Dennoch hat die Goldküste ganz unabsehbar großartige Entfaltungsmöglichkeiten, wirtschaftlich ebenso wie geistig und kulturell, und die Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit wird — nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten — gewiß mächtig dazu beitragen, Ghana auf eine Höhe zu führen, die von keinem anderen Land Afrikas so bald erreicht werden dürfte.

Mühsamer Aufstieg Die Geschichte des Aufstieges der Goldküste zur politischen Unabhängigkeit kann nicht erzählt werden, ohne daß der Leistung und der Persönlichkeit *Dr. Kwame Nkrumahs*, des gegenwärtigen Ministerpräsidenten, gebührend gedacht wird. Nkrumah, heute ein Mann von 47 Jahren, hat — wie ihn ein Besucher beschreibt — eine hohe, schmale, stark gewölbte Stirn, eine nach hinten gekämmte Haarkrone, eine nur mäßig breite Nase, das typisch afrikanische, blendend weiße Gebiß und volle, hübsch geformte Lippen. Er ist mittelgroß, gelenkig und von selbstsicherem, ungezwungenem Auftreten, das ihm rasch die Sympathie aller Menschen gewinnt, die ihm begegnen. Nkrumah ist Junggeselle — «ich habe keine Zeit zum Eheleben», versichert er glaubwürdig — und hat kein Interesse für mondäne Vergnügungen oder für Sport, liebt aber Musik, europäische sowohl wie afrikanische. Seine Arbeitskraft scheint unerschöpflich; am frühen Morgen schon empfängt er jeden, der ihn sprechen will, und normalerweise verbringt er jeden Sonntag draußen im Land, um mit dem Volk in enger Berührung zu bleiben.

Nkrumahs Haupteigenschaft ist seine lebenssprühende Tatkraft, die ihn zum geborenen Menschenführer macht. Ganz und gar nicht doktrinär, vermag er sich jeder neuen Lage ohne Mühe anzupassen; nach jeder Niederlage kommt er wieder rasch auf die Füße. In einer katholischen Missionsschule erzogen, nennt er sich heute einen «konfessionslosen Christen» oder auch einen «christlichen Marxisten», der von Gandhi die Macht des gewaltlosen Widerstandes gelernt hat. Achimota, das Universitätscollege der Goldküste, dann die Negerhochschule von Pennsylvanien und die Londoner Hochschule für Wirtschaftswissenschaften sind die Bildungsstätten, die seinen Geist entscheidend geformt haben. Aber seine große Gelegenheit kam erst, als er, nach zwölfjähriger Abwesenheit von der Heimat, im Dezember 1947 wieder an der Goldküste landete und zunächst unter der Führung Dr. Danquahs, der ihn zurückgeholt hatte, ins politische Leben seines Landes eintrat. Bald wurde *er* die große Triebkraft der nationalen und sozialen Freiheitsbewegung. Nach einem ersten scharfen Zusammenstoß mit der britischen Verwaltung im Anschluß an eine heftige Krise in der Kakaowirtschaft schritt er 1949 zur Bildung einer eigenen Partei, der Convention People's Party (CPP), an deren Spitze er seither als unbestrittener Führer steht. Die CPP hat die ganze Goldküste, fast bis

ins hinterste Dorf hinaus, durchorganisiert und aufgerüttelt. Sie verfügt über alle Aktionsmittel einer modernen Massenpartei, von Zeitungen und Lautsprechern über Automobilkarawanen und uniformierte Frauen- und Jugendgruppen bis zu bunten Fahnen, einem eigenen Gruß (der auf Armeslänge vorgestreckten offenen Hand) und einem im Sprechchor herausgestoßenen Losungswort («Freedom», auf der zweiten Silbe betont). Die CPP vertritt ein maßvoll sozialistisches Reformprogramm, auf dessen Gestaltung Roosevelts New Deal nicht ohne Einfluß war. Nkrumah selbst wird natürlich von manchen seiner Gegner als Kommunist bezeichnet, stand auch seinerzeit in London in Beziehungen zu kommunistischen Intellektuellen, bekämpft aber heute sowohl in seiner Partei wie im Staat ganz allgemein entschieden alle kommunistischen Einflüsse, zum Teil mit scharfen Zensurmaßnahmen, die alles andere als liberalen Geist atmen.

Sein großes Ziel war jedoch im letzten Jahrzehnt die Befreiung der Goldküste von der britischen Kolonialherrschaft. Er verfolgte es mit unbeirrbarer Konsequenz und Geschicklichkeit, bereit, jegliches Opfer dafür zu bringen, aber auch entschlossen, die nationale Unabhängigkeit mit friedlichen Mitteln zu erkämpfen. Er hatte dabei das Glück, in dem damaligen Gouverneur, Sir Charles Arden-Clarke, einen Gegner zu finden, der die besten Überlieferungen britischer Ritterlichkeit und Großherzigkeit verkörperte. Als Nkrumah anfangs 1950 den gewaltlosen Generalstreik erklärte, wurde er zwar verhaftet und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Aber inzwischen hatte — ein wahrhaft staatsmännischer Entschluß — das Londoner Kolonialministerium, das damals der Labourregierung unterstand, die Hand zur Schaffung einer Verfassung geboten, die dem Volk der Goldküste grundsätzlich das Recht einräumte, seine Regierungsform selbst zu bestimmen. Im Februar 1951 fanden die ersten allgemeinen Wahlen an der Goldküste statt, die der Partei Nkrumahs einen überwältigenden Sieg brachten und ihr die Anwartschaft auf die Stellung der Regierung eröffneten. Wie hätte aber eine Regierung der CPP ohne Nkrumah selbst ersprießlich arbeiten können? So entschloß sich Arden-Clarke zur Begnadigung Nkrumahs, der, obwohl außerstande gesetzt, am Wahlkampf teilzunehmen, in seinem Wahlkreis mit 22 780 von insgesamt 23 122 Stimmen — also fast einstimmig — gewählt worden war. Am 12. Februar 1951 wurde der Führer der CPP aus dem Gefängnis entlassen, von einer ungeheuren Menschenmenge erwartet und stürmisch begrüßt. Im Triumph zog er ins Regierungsgebäude ein und bildete sein erstes Ministerium aus Männern, die bis dahin nicht die geringste Erfahrung in Regierungs- und Verwaltungsdingen gehabt hatten. Der Gouverneur tat alles, was in seiner Macht stand — nicht, um der «schwarzen» Regierung Steine in den Weg zu legen, sondern im Gegenteil, um ihr die schwere Aufgabe, vor die sie gestellt war, zu erleichtern. Ja, Arden-Clarke und Nkrumah wurden sogar gute

Freunde, aus deren Zusammenarbeit ein planmäßig fortschreitender Aufstieg der Goldküste zur vollen Selbstregierung erwuchs. Seit 1954 hat die Goldküste die erste verantwortliche Volksvertretung und das erste rein afrikanische Kabinett in der britischen Kolonialgeschichte, und als im Juli dieses Jahres die CPP bei den Parlamentswahlen mit 71 von 104 Sitzen aufs neue in ihrer Vormachtstellung bestätigt wurde, zögerte die britische Regierung nicht lange mit der Erfüllung ihres Versprechens, der Goldküste die staatliche Souveränität zu gewähren, falls sich eine «angemessene Mehrheit» der Wählerschaft für das Programm der CPP ausspreche.

Das letzte Hindernis war eine Oppositionsbewegung, die sich auf die alte Stammesverfassung stützte und gegenüber der eher zentralistisch ausgerichteten Partei Nkrumahs eine lockere föderalistische Staatsform verfocht. Angesichts der ganzen modernen Entwicklung der Goldküste verloren aber die Stammeshäuptlinge und ihre Gefolgsleute doch mehr und mehr an Bedeutung und Einfluß; zuletzt waren sie kaum mehr als britische Marionetten, die der Kolonialherrschaft ein fadenscheiniges Eingeborenenmäntelchen umhingen und nur einem vernünftigen Fortschritt den Weg versperrten. Bei den Wahlen jetzt wohl endgültig geschlagen, werden die Häuptlinge ihre zeremonielle Rolle zwar weiterhin zu spielen vermögen, aber wirklicher politischer Macht doch so ziemlich entkleidet sein. Stärkeren Einfluß könnte die Opposition höchstens gewinnen, wenn es der Regierung nicht gelänge, die bedenklichen Korruptionserscheinungen auszurotten, die sich in der Verwaltung breit zu machen begonnen haben. Sogar Nkrumah selbst und einige seiner nächsten Mitarbeiter scheinen in gewisse Finanzskandale verwickelt zu sein, die jetzt den Gegenstand einläßlicher Untersuchungen bilden. Aber es besteht aller Grund zu der Annahme, daß das Regime Nkrumah dieser — in Afrika freilich ganz und gar nicht ungewöhnlichen — Kinderkrankheit einer vielleicht allzu rasch modernisierten Verwaltung Herr werden wird und daß Volk und Staat der Goldküste immer mehr auch die innere Reife erlangen werden, die sie brauchen, soll Ghana wirklich das große Vorbild für die nach menschlicher Würde und politischer Freiheit dürstenden Millionenmassen der afrikanischen Negerbevölkerung werden.

Kommunismus – Sozialismus

Ein Grund für die so weitgehende Bereitwilligkeit der Engländer, das Regime Nkrumah in seinem Streben nach nationaler Unabhängigkeit zu unterstützen, ist zweifellos die Überlegung, daß längerer Widerstand gegen die nationalistische Bewegung höchstens die radikaleren Elemente in der CPP zur Macht bringen und vielleicht gar dem Kommunismus Auftrieb geben könnte. Ähnliches gilt für die britische Afrikapolitik ganz allgemein, die stark unter dem Eindruck steht, daß dem nationalistischen Radikalismus und dem Kommunismus am besten

gewehrt werden könne, wenn die eingeborene Bevölkerung planmäßig zur Selbstregierung erzogen werde, während die französische Politik darauf ausgeht, den Afrikanern den Nationalismus dadurch abzugewöhnen, daß man sie zu Franzosen macht und ihr Land eng mit Frankreich verbunden hält, womöglich mit Vertretung der afrikanischen Bevölkerung im französischen Parlament. Diese französische Politik hat ohne Zweifel Erfolge aufzuweisen, besonders in Westafrika, hat aber in Nordafrika mehr und mehr versagt und die Trennung Marokkos und Tunesiens vom «Mutterland» nicht verhindern können; sie wird auch in Algerien scheitern, das kein Teil Frankreichs sein, sondern seinen eigenen Nationalstaat bilden will. Was aber den Kommunismus betrifft, so sind dessen Aussichten in Afrika vorderhand sehr mäßig. Er hat sich gewiß da und dort festsetzen können, namentlich in der Gewerkschaftsbewegung, und übt auch politisch eine unleugbare Anziehungskraft aus als die wirksamste Methode, unterentwickelte Völker zu modernisieren. Aber die *gegen* ihn wirkenden Kräfte sind auf absehbare Zeit doch so stark, daß schon ganz krasse Mißbräuche und Fehlhandlungen der Kolonialmächte nötig wären, um die nationalistische Bewegung zur Übernahme der kommunistischen Befreiungs- und Fortschrittsmethode zu veranlassen. Nicht einmal in Kenya und Ägypten hat der Kommunismus stärkeren Anklang zu finden vermocht.

Afrika ist darum auch kein günstiger Boden für den gewalttätigen Antikommunismus, wie er in Asien, Europa und Amerika im Schwung ist, zumal die neueste Entwicklung des Kommunismus selber, mit ihrer Tendenz, *verschiedene* Wege zum Sozialismus anzuerkennen, der Anpassung der Kampfmethoden an die jeweiligen nationalen Bedingungen größeren Raum läßt, als das bisher meistens der Fall war. Der vulgäre Antikommunismus wird sich so zweifellos auch in Europa und Amerika mehr und mehr abschwächen und die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in neue Bahnen gelenkt werden, die die Gefahr eines machtmäßigen Aufeinanderprallens der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt verringern. Um so verwunderlicher ist es, daß sich gerade in diesem Augenblick *Westdeutschland* erneut zu der alten, dummen und wirkungslosen Methode des Kampfes gegen den Kommunismus bekennt, indem es — durch den Spruch des Verfassungsgerichts — die schwache Kommunistische Partei, die bei den nächsten Wahlen wahrscheinlich überhaupt keinen Sitz im Bundestag mehr erlangen wird, weil sie die dafür nötige Mindestzahl von fünf Prozent der Gesamtstimmen nicht erreichen dürfte, als Gefahr für die Demokratie erklärt und in aller Form verboten hat. Man kann sich diese Maßnahme nur so erklären, daß die Regierung Adenauer, die das Urteil provoziert hat, damit einen Schlag gegen das kommunistisch orientierte Ostdeutschland führen und ihm seinen wichtigsten Stützpunkt in der Bundesrepublik nehmen wollte. Vielleicht haben die-

jenigen recht, die glauben, Adenauer und seine Leute fürchteten einen gewissen Aufschwung der Deutschen Demokratischen Republik während der nächsten Jahre und wollten der Gefahr vorbeugen, daß die Kommunisten Westdeutschlands daraus Nutzen zögen und die Sozialdemokraten die Hand zu einer Verständigung mit der DDR böten, die zu einer sozialistisch-kommunistischen Linksregierung führen könnte. Auf jeden Fall aber beweist das Verbot der Kommunistischen Partei Westdeutschlands, daß die herrschende Klasse in der Bonner Republik auch nach dem Zweiten Weltkrieg nichts gelernt und nichts vergessen hat. Konni Zilliacus, der britische Labourpolitiker, hat nur zuviel Grund, festzustellen: «Dieser Beschluß, zusammen mit der Meldung, daß ehemalige SS-Offiziere die Erlaubnis erhalten, hohe Posten in der westdeutschen Armee zu bekleiden, verstärkt meinen Eindruck, daß das Regime Adenauer dasselbe ist wie dasjenige der Weimarer Republik von 1931 — ein künstliches Regime, das irgendeiner schlechten Sache den Weg ebnet.»

Eine merkwürdige Wirkung hat die Auflockerung des Kommunismus auch in *Italien* gehabt. Statt sie dazu zu benützen, aus der bisherigen Aktionsgemeinschaft von Linkssozialisten und Kommunisten ein Werkzeug innerer Annäherung der beiden Flügel der italienischen Arbeiterbewegung zu machen und damit dem internationalen Gesamtsozialismus einen ganz wichtigen Dienst zu leisten, bemüht sich Pietro Nenni, der Führer der großen Linkssozialistischen Partei, ihre Verschmelzung mit der kleinen, weit rechts stehenden Sozialdemokratischen Partei Saragats anzubahnen, die gegenwärtig der von den Klerikal-Konservativen («Christlichen Demokraten») beherrschten Regierungskoalition angehört. Natürlich stellt Saragat den Linkssozialisten dafür seine Bedingungen, vor allem: Bruch mit den Kommunisten, Unterstützung der Politik der Westmächte und Milderung des Antiklerikalismus, alles verbunden mit dem Wiedereintritt in die Sozialistische Internationale, die natürlich die Verschmelzungsbestrebungen aufs eifrigste fördert. Und Nenni scheint auch durchaus geneigt, die Bedingungen Saragats anzunehmen! Der Bruch mit den Kommunisten, so meint er, müsse ja nicht dramatisch und auf einmal erfolgen; man könne auch einfach die bestehende Aktionsgemeinschaft von selbst erlöschen lassen. Eine Annäherung an die Westmächte anderseits sei darum möglich, weil die NATO ihre maßgebende Rolle in der gegenwärtigen Weltlage mehr oder weniger eingebüßt habe. Und was schließlich den Antiklerikalismus betreffe, so lasse sich auch darüber reden, wenn es darum gehe, den linken Flügel der Christlichdemokraten für eine neue Regierungskoalition zu gewinnen.

Es scheint indessen, daß Nennis Kompromißbereitschaft in seiner Partei auf erheblichen Widerstand stößt, wie übrigens auch Saragat bei seinen Freunden, die Nenni immer noch nicht recht trauen, keineswegs ungeteilte Zustimmung findet. Trotzdem setzen die beiden Poli-

tiker ihre Vereinigungsbemühungen fort. Sie lassen sich dabei von der Hoffnung leiten, auf diesem Wege zu einer Neugruppierung der politischen Kräfte Italiens zu kommen, einer Koalition von Sozialisten und Linksbürgerlichen, die aus der Erstarrung der bisherigen Fronten herausführen und eine Politik maßvollen Fortschritts im demokratischen Rahmen einleiten könne. Aber ist das nicht eine Selbsttäuschung, besonders angesichts der engen Verbindung auch der Linkskatholiken mit dem reaktionären Klerus und der Vatikanpolitik? Und ist nicht der Preis, den Nenni für die Schaffung einer Regierung des «linken Zentrums» zu bezahlen bereit scheint, viel zu hoch? Würde nicht einfach der Linkssozialismus liquidiert oder doch seiner Stoßkraft beraubt und die Kommunistische Partei in eine Isolierung getrieben werden, die sie nur wieder mehr von Moskau abhängig machen müßte?

Uns dünkt, auf weitere Sicht wäre es viel richtiger, die geistige und organisatorische Vereinheitlichung der sozialistischen Gesamtbewegung *geistig* vorzubereiten, und das heißt: die Sozialistische Partei Nennis zum Mittelpunkt einer erneuerten, radikal-sozialistischen und demokratischen Volksbewegung zu machen, die nach rechts, zu den Sozialdemokraten Saragats, wie nach links, zu den Kommunisten um Togliatti hin genügend Anziehungskraft ausüben würde, um die Grundlagen für eine spätere Regierungsmehrheit zu bilden. Das erfordert freilich Vertrauen und Geduld — und beides fehlt offenbar Nenni stark. Er drängt einfach zur Macht und sucht für eine neue, fortschrittliche Regierungsmehrheit eine Basis zu zimmern, die nur unter Verwischung der Gegensätze, ja unter Preisgabe sozialistischen Gedankengutes zustande kommen könnte. Und das kann zu nichts Gutem führen. Taktischer Opportunismus und Drang nach raschen Erfolgen waren noch immer das Verderben des Sozialismus, während Klarheit und Festigkeit im Grundsätzlichen von selbst zu der nötigen Machtstellung führt, auch wenn es länger geht.

Das meint wohl auch Professor G. D. H. Cole, der Oxforder Nationalökonom und Sozialhistoriker, wenn er in seinem trefflichen Schriftchen «World Socialism Restated« («Neubegründung des Weltsozialismus») vor sozialdemokratischem Nurreformismus ebenso warnt wie vor kommunistischer Gewalttätigkeit. «Was neugeschaffen und mit frischer Kraft ausgestattet werden muß», so schreibt er, «ist ein Weltsozialismus, der sich an die Spitze einer Weltfreiheitsbewegung in fortgeschrittenen wie in zurückgebliebenen Ländern stellt und als Weltbewegung die Ängstlichkeiten und Hemmungen abschüttelt, die ihn jetzt gefangenhalten.» Ein solcher seiner selbst sicherer und aus seinen tiefsten Quellen erneuerter Sozialismus brauche keine Angst vor dem Kommunismus zu haben, müsse vielmehr überall dort mit ihm zusammenarbeiten und auf ihn zu wirken suchen, wo die beiden gemeinsame Sache des Sozialismus es verlange. Besonders in Italien und Frankreich,

wo die kommunistischen Parteien den größten Teil der Gewerkschaften beherrschen und starke Wählermassen hinter sich haben, sei es

«völlig klar, daß ... ohne ihre Mitarbeit der Sozialismus nicht verwirklicht und kein wesentlicher Fortschritt auf ihn zu gemacht werden kann. Es ist dementsprechend eine gebieterische Notwendigkeit, zwar nicht eine unmittelbare Einheitsfront mit ihnen zu bilden — für welche die Verhältnisse noch nicht reif sind —, aber doch die Möglichkeit einer gegenseitigen Anpassung nicht auszuschließen und jede Gelegenheit zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Sozialisten und Kommunisten zu ergreifen, ohne dabei wesentliche demokratische Grundsätze zu opfern. In Italien stellt sich ein besonderes Problem, weil dort eine mächtige sozialistische Partei — die Partei Nennis — besteht, die mit den Kommunisten zusammenarbeitet, im Gegensatz zu der viel kleineren Saragat-Partei, die allein von der Sozialistischen Internationale anerkannt wird. Meine Sympathien gehen weit mehr zu den Nennis als zu den Saragat-Sozialisten, und nach meiner Auffassung sollten die Linkssozialisten in anderen Ländern bereit sein, ungehindert mit der Nenni-Partei zusammenzuarbeiten und zu verkehren, was von großem Nutzen für die Niederlegung der Schranken auf dem Weg zu einer einheitlichen internationalen sozialistischen Aktion sein kann.»

Es wird sich zeigen, ob Nenni und seine Anhänger selbst an ihrer Aktionsgemeinschaft mit den Kommunisten festzuhalten entschlossen sind, oder ob sie sich — sachte oder brüsk — von den Kommunisten lösen und der Koalition mit einer verbürgerlichten Sozialdemokratie und einem unzuverlässigen Linksbürgertum die Einheit der Arbeiterbewegung und den davon abhängigen Sieg des Sozialismus opfern wollen*.

Der Weg Chinas Bei all unseren Auseinandersetzungen mit dem Kommunismus wollen wir aber nie vergessen, daß es sich dabei nicht allein um die Sowjetunion und die von ihr ausstrahlenden Kräfte handelt, sondern auch um das neue *China*, dieses Riesenreich mit seinen wahrhaft unbegrenzten Möglichkeiten, das — mit seinen Nachbarn Nordkorea und Vietnam — in der kommunistischen Welt und in der Weltentwicklung überhaupt eine immer bedeutendere Rolle spielt. Das kam in der Berichtszeit auch am 8. Kongreß der Kommunistischen Partei Chinas zum Ausdruck, der in der zweiten Septemberhälfte in Peking stattfand und die gewaltige Umwälzung des ganzen chinesischen Lebens seit dem letzten, im April 1945 abgehaltenen Parteitag widerspiegelte. Die westliche Presse brachte darüber nur spärliche und tendenziös entstellende Berichte; die «Neue Zürcher Zeitung» beispielsweise (Nr. 2581) konnte sich «des Eindrucks nicht erwehren», daß sich im Zusammenhang mit der Revi-

* Inzwischen hat sich der Widerstand gegen Nennis Taktik in seiner eigenen Partei so verstärkt, daß ein neues Abkommen zwischen Sozialisten und Kommunisten abgeschlossen worden ist. Aber Vorsicht! Nenni gibt sich noch keineswegs geschlagen, und auch Saragat und seine Leute denken gar nicht daran, ihre Bemühungen aufzugeben, Nenni doch noch zu sich herüberzuziehen. (8. Oktober.)

sion des Stalinismus in der Sowjetunion eine «tiefgehende Krise» im chinesischen Kommunismus entwickelt habe, an deren Verlauf natürlich alle möglichen Hoffnungen geknüpft werden. In Wirklichkeit geht das neue China — bei aller Verbindung mit der Sowjetunion — durchaus seinen eigenen Weg, damit freilich die jetzt in Moskau zum Durchbruch gekommene Erkenntnis bestätigend, daß jedes Land gemäß seinen besonderen Verhältnissen den Übergang zum Sozialismus bewerkstelligen müsse. «Chinas neuer Weg», so bemerkt Anna Louise Strong, die treffliche amerikanische Chinakennerin, in ihrer Zeitschrift «Today» (1. August 1956),

«ist der Weg einer ‚allmählichen, friedlichen Umwälzung', eine Methode, auf die das neue China stolz ist. Es beansprucht dafür kein ausschließliches Verdienst; es hat von Marx, Lenin und Stalin gelernt; es hat Rußlands Errungenschaften ebenso wie seine schweren Opfer studiert; es anerkennt seine Dankesschuld gegenüber dem sowjetischen Verbündeten, dessen lange Grenze China vor der feindseligen Einkreisung schützt, der Rußland bei seinem ganzen Fortschreiten zum Sozialismus ausgesetzt war. Es hat vielleicht sogar ein wenig Edward Bellamy gelesen.* Denn wenn es Marx war, der gesagt hat, es könnte unter gewissen Umständen ‚zweckmäßig sein, die Kapitalisten auszukaufen', so war es Bellamy, der die Kapitalisten als menschliche Wesen sah und meinte, es könne eine Zeit kommen, da auch sie ‚den Kapitalismus unbefriedigend finden und den Sozialismus vorziehen würden' ... Was sich gegenwärtig in den Städten Chinas abspielt, wo die Kapitalisten in Limousinen aufziehen, um ihren ‚Anschluß an den Sozialismus' zu feiern, ist sicher eher eine Szene aus Bellamy als aus Marx.»

Für westliches Denken ist es tatsächlich ein fast unglaubliches Schauspiel, das Tschen Schu-tung, der Präsident des Allchinesischen Industrie- und Handelsverbandes, in «People's China» (1. März 1956) beschreibt, wenn er erzählt, wie «seit Dezember die Straßen von Peking, Schanghai und anderen Städten in festlicher Stimmung waren ... mit Trommeln, Gongs und Feuerwerk Tag und Nacht», um die Eingliederung des privaten Unternehmertums in die sozialistische Wirtschaft zu feiern. «Der althergebrachte Weg gewissenloser Profitmacherei war nun versperrt ... Wir sahen mehr und mehr, daß der Sozialismus die ‚Hauptströmung' im neuen China war; er ist der Herzenswunsch des ganzen Volkes; nichts konnte ihn mehr zurückhalten. Die Arbeiter in unseren Unternehmungen drängen darnach; wir werden von unseren Verwandten, unseren Frauen und namentlich unsern Kindern bestürmt, den gleichen Weg zu gehen ... Wir werden nicht ‚enteignet'; wir nationalen Kapitalisten arbeiten mit an der Eingliederung unserer Unternehmungen in das sozialistische Wirtschaftsgefüge.» Gewiß, so gibt Tschen zu, nicht alle Unternehmer sind begeistert. Es gibt Zögernde, es gibt Mißmutige und Widerstrebende, ja Gegenrevolutionäre; aber die große Mehrzahl macht freudig mit und schließt sich aus Überzeugung dem neuen Leben an.

* Gemeint ist dessen utopischer Roman «Rückblick aus dem Jahr 2000».

In «China Reconstructs» (März 1956) setzt Dr. Tschao-ting Tschi, ein chinesischer Volkswirtschafter, den Übergang zu der neuen Ordnung einläßlich auseinander. Es handelt sich im Kern darum, daß die kapitalistischen Unternehmer ihre privaten Besitzrechte gegen Anteile an einer Großunternehmung eintauschen, für die ihnen der Staat einen festen Zins von nicht weniger als fünf Prozent garantiert. Bis 1955 war es so gewesen, daß der Staat privaten Firmen die Rohstoffe lieferte, die diese weiterzuverarbeiten hatten. Zuletzt stammten 83 Prozent der Gesamtproduktion der Privatindustrie aus Unternehmungen, die vertragsmäßig diesem «staatskapitalistischen» System eingegliedert waren. Aber viele Unternehmungen kamen dabei mehr und mehr in Schwierigkeiten, sei es daß sie technisch nicht genug auf der Höhe waren, sei es daß ihnen zwischen den Ansprüchen der Gewerkschaften auf der einen Seite und den sozialpolitischen und preismäßigen Vorschriften des Staates auf der andern zuwenig freier Spielraum blieb. Ein Ausweg bestand darin, daß der Unternehmer sein Geschäft zur Übernahme in gemischt staatlich-privaten Betrieb anmeldete. Die Aktiven des Unternehmens wurden dann von Sachverständigen eingeschätzt, und der Kapitalist bekam «Anteile» an einem neuen Konzern, der vom Staate organisiert wurde. Der frühere Besitzer konnte, wenn er wollte und fähig war, einen Posten in der Betriebsleitung einnehmen, bezog aber auf jeden Fall seinen garantierten Zins.

Im Juni 1955 gab es 2068 solche gemischte Unternehmungen, nicht einmal 2 Prozent aller Privatunternehmungen, die aber 60 Prozent der Produktion in sich vereinigten. Dann nahm der Staat keine Einzelunternehmungen als Geschäftspartner mehr an, sondern verlangte den Anschluß ganzer Produktionszweige. Bis Ende 1955 meldeten sich acht Wirtschaftszweige zur «Umwandlung» in staatlich-private Konzerne an; von da ab wuchs ihre Zahl sprunghaft an, nachdem an einer Tagung des Allchinesischen Industrie- und Handelsverbandes 73 führende Kapitalisten über ihre Erfahrungen mit der neuen Unternehmungsform berichtet hatten. Peking ging voraus; im Januar 1956 traten alle Privatunternehmungen branchenmäßig-gesamthaft zur staatlich-privaten Betriebsform über. Schanghai folgte; dann kamen andere Städte, und Mitte 1956 waren die Industrien aller chinesischen Großstädte auf der neuen Grundlage organisiert. Allein in Tientsin sind im ersten Halbjahr 1956 an die Privataktionäre der gemischten Unternehmungen «Dividenden» im Betrag von 480 000 Pund Sterling (etwa 5,8 Millionen Franken) ausgerichtet worden.

Natürlich ist das noch nicht «der Sozialismus», aber es ist ein wichtiger, vielleicht der entscheidende Schritt zu einer sozialistischen Ordnung der chinesischen Industriewirtschaft. Denn die «sozialisierten» Kapitalisten wissen sehr wohl, daß es sich bei der neuen Betriebsform nur um einen Übergangszustand von mehr oder weniger langer Dauer handelt, dem sie sich so gut wie möglich anpassen, so wie sie sich den

wechselnden Verhältnissen und Regimeformen früherer Zeiten angepaßt haben. Wenn sich die gegenwärtige Organisationsform bewährt hat, wird China — seine Führer sind jedenfalls dazu entschlossen — planmäßig weiter schreiten zu immer klareren und leistungsfähigeren Formen einer eigentlichen sozialistischen Wirtschaft.

Ähnliches gilt für die übrigen Sektoren der chinesischen Wirtschaft. Bereits sind rund zwei Millionen *Kleingewerbler* in Genossenschaften zusammengeschlossen, die ein Mittelding zwischen Privatgeschäft und Gemeinbetrieb darstellen*. Und namentlich ist in der *Landwirtschaft* aus sozialistischem Geist eine Umgestaltung im Gang, die sowohl in ihrer Raschheit wie nach ihren Erfolgen einfach erstaunlich ist. Sie geht in drei Stufen vor sich. Das erste sind die bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften, bei denen sich Nachbarn zu gegenseitiger Hilfe zusammenschließen, aber jeder Bauer auf eigene Rechnung wirtschaftet. Dann kommen die bäuerlichen Produktivgenossenschaften: Aller Boden wird gemeinschaftlich bebaut, aber die Genossenschaft bezahlt dem Einzelbesitzer nach Maßgabe seiner Bodenfläche eine «Dividende» und «mietet» zugleich seine Arbeitswerkzeuge, sein Vieh usw., mit allmählicher Übernahme in Gemeinbesitz durch Abzahlung. Das «Kollektivgut» schließlich, die höchste Betriebsform, ist von vornherein Besitzer allen Bodens, aller Werkzeuge und Maschinen und des ganzen Viehbestandes; der Ertrag wird entsprechend der Arbeitsleistung der einzelnen Familien aufgeteilt.

Die vorherrschende Betriebsform ist zurzeit die Produktivgenossenschaft. Als wir letztes Jahr in China waren — ich habe im Juli-Augustheft 1955 der «Neuen Wege» auch über die neue chinesische Landwirtschaft berichtet —, zählte man etwa 600 000 solcher Genossenschaften und hoffte, bis Ende 1957 würde ein Drittel aller Bauernfamilien genossenschaftlich organisiert sein. Tatsächlich ist die Entwicklung so rasend schnell verlaufen, daß im Juni dieses Jahres über zwei Millionen landwirtschaftliche Genossenschaften bestanden, denen 108 Millionen Bauernfamilien, das sind über 90 Prozent der Gesamtzahl, angeschlossen waren. Und zwar gehörten davon 73 Millionen Familien oder 61 Prozent der Gesamtzahl Genossenschaften dem «vollsozialistischen» Typus, also Kollektivgütern, an.

Basil Davidson, der englische Reiseschriftsteller, sagt (in «China Reconstructs», August 1956) mit Recht, der Fortschritt des Genossenschaftswesens in China widerlege drastisch das Vorurteil, daß der Bauer viel zu konservativ und individualistisch sei, als daß er sich in

* In Peking wie in den meisten anderen Städten ist auch die Masse der kleinen Ladeninhaber, deren Buden für das Straßenbild Chinas so bezeichnend sind, in eine Teilhaberschaft mit dem Staat eingetreten. Der Laden und seine (meist dürftige) Ausstattung bleibt Privatbesitz, die Ware wird vom Staat geliefert und in Kommission verkauft. Ende 1955 gab es in China etwa 3 800 000 Kleinhandelsgeschäfte aller Art und Größe.

höherentwickelte Gemeinschaftsformen des landwirtschaftlichen Betriebes oder gar in Kollektivgüter freiwillig, ja begeistert einfügen könne. Er beschreibt auch ein großes bäuerliches Genossenschaftsunternehmen in der Nähe von Peking, dem etwa 2000 Bauernfamilien angeschlossen sind und das neben einer blühenden Goldfischzucht vor allem Mais anbaut. Noch vor vier Jahren hatten diese Menschen keinerlei Genossenschaft. Sie lebten nach alter Vätersitte in drei benachbarten Bezirken nebeneinander, nur in losen Arbeitsgruppen einander aushelfend. Vor zwei oder drei Jahren legten sie jedoch ihren Fischteich- und Bodenbesitz zusammen; der Ertrag der gemeinsamen Bewirtschaftung wurde nach Maßgabe der geleisteten Arbeit wie auch des ursprünglichen Besitzes verteilt. Die Produktion stieg rasch, und immer mehr Familien schlossen sich der Genossenschaft an. In diesem Jahr beschlossen sie, den Ertrag lediglich nach der Arbeitsleistung zu verteilen; der Weg ist damit frei für ein Höchstmaß von Ertrag und damit von Wohlstand.

«La Chine», die schöne mehrsprachige Monatsschrift, berichtet von einem ähnlichen Unternehmen in Südwestchina, einem Kollektivgut im Bezirk Wentschan, Provinz Jünnan. Es ist aus einer gewöhnlichen Produktivgenossenschaft mit 28 Familien herausgewachsen, die 1954 gegründet wurde. Im Herbst 1955 konnte bereits ein Gemeinschaftsbetrieb mit über 400 Familien eröffnet werden, der zwei Reisernten im Jahr statt bisher nur einer erzielt. Der Wohlstand der Bevölkerung hebt sich zusehends, desgleichen ihr Gesundheitszustand. «Früher», so heißt es in dem Bericht, «waren Seuchen in der Gegend sehr häufig und die Kindersterblichkeit hoch. Es gab weder Arzt noch Apotheker. Seit der Schaffung des Kollektivgutes gibt es wenigstens eine Krankenschwester. Für dieses Jahr ist auch die Schaffung einer Kinderschule und eines Kinderhorts in Aussicht genommen. Es ist kein Zweifel, daß mit der Entwicklung und Festigung des Kollektivgutes noch viele andere Einrichtungen zum Wohl der Kinder geschaffen werden.»

Die Vergenossenschaftung und Kollektivierung der chinesischen Landwirtschaft hebt aber nicht nur die Lebenshaltung und das geistige Niveau der bäuerlichen Massen, die vor kurzem noch weithin in einem untermenschlichen Hunger- und Armutsdasein dahinvegetierten; sie beschafft auch Lebensmittel für die städtische Bevölkerung und Rohstoffe für die Industrie und hilft so wesentlich mit, das große Industrialisierungsprogramm zu verwirklichen, das im Mittelpunkt von Chinas erstem Fünfjahresplan steht und von dessen Erfüllung seine Modernisierung, ja sein Leben selbst in stärkstem Maß abhängt. Wir haben allen Grund, diesen Kampf des neuen China um seinen Aufstieg zu einem würdigen Menschentum mit aufmerksamer Teilnahme zu verfolgen — und zu wünschen, daß ihm dabei der äußere Frieden erhalten bleibe.

Amerikanische Demokratie Für diese Erhaltung des Friedens im Fernen Osten hängt sehr viel von der Politik der *Vereinigten Staaten* ab, die bis heute die Existenz der Chinesischen Volksrepublik noch nicht anerkannt haben und mit ihrer Unterstützung des Regimes von Formosa immer noch die Illusion Tschiang Kai-scheks nähren, durch einen militärischen Angriff auf das neue China könne dessen revolutionäres Regime gestürzt werden. Wir wollen indes heute nicht auf die hier liegende Gefahr eintreten, vielmehr einen Blick auf die Vereinigten Staaten selber werfen, die am 6. November ihren Präsidenten neu wählen und ihre Volksvertretung neu bestellen. Das gibt Anlaß, wieder einmal das Arbeiten der amerikanischen Demokratie näher zu betrachten, die sich gerade bei einer Präsidentenwahl nicht im besten Lichte zeigt.

Schon die *Stellung* eines amerikanischen Präsidenten erscheint mit einer rechten Demokratie schwer vereinbar. Es ist kaum übertrieben, wenn man feststellt, daß der Präsident der Vereinigten Staaten eine größere Machtfülle in seinen Händen vereinigt als irgendein anderer Staatschef, auch ein «richtiger» Diktator, nicht allein weil das Land, das er beherrscht, heute das mächtigste der Erde ist, sondern auch weil die amerikanische Verfassung ihm ganz außergewöhnliche Vollmachten gibt. Er ernennt und entläßt seine Minister eigenmächtig wie irgendwelche unteren Angestellten, ist unumschränkter Chef der Bundesverwaltung, ernennt die Bundesrichter, ist Oberkommandierender der Wehrmacht, kann in bestimmten Fällen Parlamentsbeschlüsse außer Kraft setzen und bestimmt in erster Linie den ganzen Kurs der Innen- und Außenpolitik. Gewiß wird er dabei immer von der Bundesversammlung (dem «Kongreß») kontrolliert und muß sich mit ihr oft ärgerlich herumschlagen, namentlich wenn die Kongreßmehrheit, wie gegenwärtig, nicht bei seiner eigenen Partei liegt. Aber seine Machtfülle bleibt dennoch wohl einzigartig in der Welt und gibt ihm besonders in der Außenpolitik, in den Fragen von Krieg und Frieden, Befugnisse in die Hand, die mehr als einmal in verhängnisvoller Art und Weise ausgeübt wurden. Man denke nur, um von anderem zu schweigen, an die Praktiken, mit denen der damalige Präsident — es war McKinley — den Krieg mit Spanien (1898) vom Zaune brach oder wie Truman durch seinen Befehl an die amerikanischen Streitkräfte, die Regierung von Südkorea zu unterstützen, im Juni 1950 sowohl den Sicherheitsrat der UNO wie den Kongreß vor eine vollendete Tatsache stellte. Einem auch nur einigermaßen geschickten Präsidenten fällt es nie schwer, in einer internationalen Krise den Kurs der amerikanischen Politik so zu lenken, daß die Volksvertretung zu den entscheidenden Beschlüssen nichts mehr zu sagen hat oder es doch nicht wagt, dem Präsidenten in den Arm zu fallen. Demokratie? Volkssouveränität? Man muß es wohl ganz anders nennen.

Sodann die Art und Weise, wie in den Vereinigten Staaten der Präsident *gewählt* wird. Was man da gerade jetzt wieder, bei der Aufstellung der Präsidentschafts*kandidaturen*, erlebt hat, ist mehr als bedenklich. Namentlich der republikanische Parteitag von San Franzisko, der Eisenhower wieder für die Präsidentschaft und Nixon für die Vizepräsidentschaft nominierte, etwas abgeschwächt aber auch der demokratische Parteitag von Chicago, war eine reine Theatervorstellung. «Die Beschlüsse», so schrieb Max Lerner im «New Statesman» (1. September), «waren von vornherein festgelegt, und zwar nicht einmal in dem hergebrachten ‚verräucherten Zimmer' und in der letzten Minute, sondern in Eisenhowers Oberkommando. Es gab keine Konkurrenten, weder für Eisenhower noch für Nixon. Es war ein fertig fabrizierter Parteitag, der den Delegierten keinerlei freien Spielraum ließ und keine Berufung gegen die Beschlüsse erlaubte . . . Er wurde zwangsweise ein Fastnachtsparteitag». Der Kongreß sei wie ein Hollywood-Film oder eine sensationelle Fernsehvorstellung aufgezogen gewesen und habe zum erstenmal in der amerikanischen Geschichte beide Kandidaten einstimmig aufgestellt, «womit er eine sowjetische Kollektivfarm oder eine Nasser-Wahl in Ägypten noch übertrumpfte».

Der amerikanische Wähler kann dann zwar an der Stimmurne immer noch zwischen den republikanischen und den demokratischen Präsidentschaftskandidaten wählen; aber auch diese Freiheit ist nicht sehr bedeutend, da der Unterschied in der Einstellung der beidseitigen Mannschaften zu allen entscheidenden Fragen der Staatsführung meistens nicht grundsätzlicher, sondern eher gradueller und taktischer Art ist und aufs stärkste von den hinter ihnen stehenden, weithin gleichartigen Einflüssen abhängt, abgesehen von den persönlichen Eigenschaften der Kandidaten, die diesmal freilich eine wesentliche Rolle spielen können. Eisenhower gilt ja als gesundheitlich sehr gefährdeter Mann, und Richard Nixon, der ihm nachfolgen würde, wenn er dennoch wiedergewählt würde, aber während seiner Amtszeit ausscheiden müßte, ist ein derart unberechenbarer Demagoge und Scharfmacher, besonders in außenpolitischen Fragen, daß sich viele Wähler schon darum zweimal besinnen werden, ehe sie den republikanischen Kandidaten ihre Stimme geben.

Aber die Währschaftsmängel, die die amerikanische Demokratie in bezug auf Stellung und Wahl des Präsidenten aufweist, sind ja nur Ausdruck der tiefgreifenden Umgestaltung des politischen Gefüges der Vereinigten Staaten und der gewaltigen Abwertung ihrer Demokratie, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher vollzogen hat. Helen und Scott *Nearing* geben davon in ihrem Buch «USA today» («Die Vereinigten Staaten heute») ein besonders eindrucksvolles Bild, auf Grund ihrer Fahrten kreuz und quer durch die Union, die sie während dreier aufeinanderfolgender Winter unternommen haben. Wir folgen hier im wesentlichen ihrer Darstellung.

Die Vereinigten Staaten, so stellen sie fest, sind heute etwas ganz anderes, als was sie zur Zeit ihrer Gründer oder nur zur Zeit eines Lincoln und Bryan waren. Sie werden immer mehr «konservativ, rückschrittlich, totalitär und autoritär; die bevorrechtete kleine Minderheit besitzt die Fabriken und verfügt über die Arbeitsplätze, macht die Politik und setzt sie durch und verfemt und unterdrückt diejenigen, die ihre Herrschaft in Frage stellen, angreifen oder bekämpfen.» Wenn man unter Faschismus nicht das terroristische Gewaltsystem verstehe, das Europa in mannigfacher Ausprägung kennengelernt hat, sondern dasjenige Stadium in der Entwicklung einer kapitalistischen Gesellschaft, in dem die Herrschaft über Wirtschaft, Politik, Militär und öffentliche Meinung in den Händen einer kleinen Gruppe gewinngieriger Erfolgsjäger konzentriert sei, dann seien die Vereinigten Staaten heute auf dem Wege zum Faschismus schon weit vorgeschritten.

Die Zusammenballung der *wirtschaftlichen* Macht in den Händen einer zahlenmäßig geringfügigen Oberklasse, ist in der Tat eine der bezeichnendsten Erscheinungen des amerikanischen Lebens der Gegenwart. Günther Stein spricht in seinem überaus aufschlußreichen Buch «The World the Dollar built» («Die Welt, die der Dollar erbaut hat») nur eine allbekannte Tatsache aus, wenn er schreibt:

> «Ein paar hundert Kapitalgesellschaften besitzen die meisten Fabriken, beschäftigen die meisten Arbeiter, beherrschen den Großteil des Kapitals und halten die hauptsächlichen wirtschaftlichen und finanziellen Kommandohöhen in den Vereinigten Staaten besetzt. Etwa 250 Riesengesellschaften besitzen fast zwei Drittel der Industrieanlagen der Nation ... Die 113 größten unter ihnen besitzen 46 Prozent der gesamten Aktiven aller Fabrikanlagen ..., und die 78 größten sind allein im Krieg so reich geworden, daß sie imstande wären, lediglich mit ihrem flüssigen Kapital neun Zehntel aller Industrieunternehmungen in den Vereinigten Staaten aufzukaufen.»

Dieser Zusammenballung der wirtschaftlichen Macht entspricht nun eine fortschreitende Konzentration auch der *politischen* Macht. Der «freie Markt» in der Politik, so legen die Nearings dar, ist immer mehr durch einen gelenkten politischen Betrieb und zuletzt durch ein eigentliches politisches Monopol der Wirtschaftskönige ersetzt worden. Die amerikanischen Oligarchen beherrschen fast unbestritten das ganze weitverzweigte öffentliche Leben des Landes — seine Wirtschaft, seinen Staat, seine Wissenschaft und Technik, seine Schulen, seine Kirchen und sogar seine Arbeiter- und Bauernorganisationen. Sie haben es fertig gebracht, ein früher unvorstellbares Maß an Gleichförmigkeit nicht nur im äußeren Bild und Gehaben des Volkes zu erzeugen, sondern auch in seinem Denken und Fühlen. Natürlich hat dazu auch die ganze auf Vermassung und Uniformierung gerichtete Tendenz des modernen Industrialismus stark beigetragen, aber dazu kommt nun entscheidend doch eine bewußte Lenkung der Denk- und Lebensweise des Volkes in einer Richtung, die den Interessen der herrschenden Klasse dienlich ist. «Wir möchten», so schreiben die Verfasser unseres

Buches, «denjenigen unsere Anerkennung zollen, die den amerikanischen Propagandaapparat bedienen ... Wir haben schon eine ganze Anzahl von Propagandamaschinen an der Arbeit gesehen. Bis 1935 hatten wir den Eindruck, daß die geschickteste die von der britischen Oberschicht betrieben und die rücksichtslos wirksamste die deutsche sei. Der gegenwärtig in Amerika arbeitende Propagandaapparat ist weniger geschickt als der britische und weit weniger roh und grob als derjenige der Nazi, übertrifft aber beide an technischer Leistungsfähigkeit und Weitschichtigkeit ... Die amerikanische Oberschicht scheint mindestens ideologisch einen weitergreifenden und wirksameren Einfluß auf die Jugend auszuüben als derjenige der Nazi war. Bei der Arbeiterjugend ist sie sicherlich erfolgreicher als die britische.»

Brot und Spiele Besondere Aufmerksamkeit widmet die amerikanische Oberklasse der Freizeit- und Feriengestaltung des Volkes. «So wie wir das Land in den letzten paar Jahren kennenlernten, sehen die Vereinigten Staaten wie ein riesiges Ferienlager aus, in dem die Menschen ihre Zeit unter der Leitung des Propagandapersonals der Oberschicht verbringen ..., die Zirkusbillette wie Brot und Bier verkauft mit dem alles überragenden Zweck, das amerikanische Volk derart mit der Befriedigung körperlicher Empfindungen beschäftigt zu halten und es so auf fixfertige Zerstreuungen und Vergnügungen hinzulenken, daß ihm nicht mehr viel Zeit und Kraft übrig bleibt, um vom Zeitgeschehen und von den gesellschaftlichen Fragen Kenntnis zu nehmen.»

Tatsächlich herrscht auch im amerikanischen Volk eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegenüber ernsthaften politischen und sozialen Auseinandersetzungen. «Versammlungen, die eigens zur Erörterung öffentlicher Fragen einberufen werden, sind in den meisten Teilen der USA sozusagen verschwunden. Es gibt ein paar bemerkenswerte Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel, aber es sind wirkliche Ausnahmen. Die Bemühungen, Versammlungen zur Behandlung umstrittener Themen zu verhindern, zu sprengen und zu verpönen, sind fast überall erfolgreich», stellen die Nearings fest, die auf ihren weiten Vortragsreisen nur selten vor einer öffentlich eingeladenen Zuhörerschaft sprechen konnten, in der Hauptsache aber auf kleinere oder größere halb- und ganzprivate Zusammenkünfte angewiesen waren. Jeder hat Angst, als «Linker» oder gar «Kommunist» denunziert zu werden, der an Versammlungen teilnimmt, die von irgendwie oppositioneller Seite einberufen werden und an denen «unloyale», das heißt nicht regierungsfromme Redner auftreten sollen. «Noch vor ein paar Jahren», so berichten die Verfasser, «konnten wir nicht nur unsere Auffassungen in Zeitungen, Zeitschriften, Aufsätzen in wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Büchern ausdrücken, sondern auch als freie Vortragsredner und Schriftsteller unseren Unterhalt verdienen. Wir kennen

auch eine ganze Anzahl anderer Frauen und Männer, die in den letzten dreißig Jahren ihre ganze Zeit dieser Tätigkeit widmeten. Jetzt ist diese Möglichkeit sozusagen gänzlich verschwunden.»

Natürlich ist die Gleichschaltung von Presse und Radio besonders weit gediehen. (Ich habe seinerzeit über diesen Vorgang, soweit er die Presse betrifft, in den «Neuen Wegen» — im Mai/Juni-Heft 1954 — einläßlich berichtet.) «Die Informationsquellen sind in den Vereinigten Staaten ebenso vereinheitlicht, soweit es sich um ihre propagandistische Seite handelt, wie es mit ähnlichen Einrichtungen unter dem Naziregime der Fall war. Es gibt mehr bedeutungslose, örtliche Abweichungen in den Vereinigten Staaten und auch örtliche Ausnahmen in Form gewisser Radiosendungen, Zeitungen und Zeitschriften. Aber diese Ausnahmen machen nur äußerlich den Eindruck von Mannigfaltigkeit, gerade wie das Bestehen verschiedener ‚unabhängiger' Stahlproduzenten Mannigfaltigkeit in der amerikanischen Stahlindustrie vortäuscht. Das Eisen- und Stahlinstitut sorgt aber schon für die richtige Behandlung der Kernfragen der Industrie und für die Wahrung ihrer Grundinteressen. Ebenso ist es auf dem Gebiete der Propaganda. Die landesweite Gleichförmigkeit ist durchaus gesichert.»

Ich glaube, hier nicht weiter auf die direkte Unterdrückung oppositioneller Einzelpersonen und Vereinigungen oder «staatsgefährlicher», meistens als «kommunistisch» oder «kommunistelnd» bezeichneter Gedanken eintreten zu müssen, wie sie besonders unter der Leitung der McCarthy-Kommissionen und ähnlicher «Säuberungs»organe in den letzten Jahren stattfand und weithin noch immer stattfindet. Das Buch der Nearings gibt dafür zahlreiche empörende Beispiele. Immerhin sei die Feststellung der Verfasser unterstrichen, daß in den Vereinigten Staaten gerade diejenige Atmosphäre herrscht, die man so gern als bezeichnend für Diktaturstaaten erklärt: eine Atmosphäre der Angst, der Unsicherheit, des Mißtrauens, des tödlichen Schweigens, «Wir fanden uns», so schreiben sie,

«in einem Land voller Geheimagenten, Schnüffler, Gerüchtemacher, Angeber und Spitzel. Vor Jahren beobachteten wir in Europa das Arbeiten der Geheimpolizei ganz allgemein. In den Vereinigten Staaten hören wir davon allerorten erzählen — in Schulen, in Fabriken und Büros, in Organisationen. Manche sind bezahlte Agenten. Andere sind Freiwillige. Alle helfen Dossiers über Nachbarngeschwätz für die Aktenschränke der FBI (Bundespolizei) zusammenzustellen. Die FBI selbst führt einen Feldzug, um das Publikum davon zu überzeugen, daß der amerikanische Geheimdienst der Eckstein der Freiheit und Demokratie sei ... Schnüffeln und Anzeigen ist vaterländische Pflicht geworden. Die amerikanische Geheimpolizei ist eine der Stützen des Freiheitsaltars geworden.»

Hervorgehoben sei auch die Feststellung, daß alles, was Friedensarbeit und Widerstand gegen die Kriegsrüstungen heißt, mit besonderer Rücksichtslosigkeit verfolgt und unterdrückt wird: «Die Politik der Vereinigten Staaten wird jetzt von Militärs gemacht. Der Staatschef

ist ein Berufssoldat. Zwei Drittel aller Bundesausgaben werden für militärische Zwecke verwendet. Das Land mag friedliebend sein, wie die Redner so oft beteuern, aber die Friedenskräfte verhalten sich zu den Kriegskräften wie Zwerge zu Riesen.»

Ein Umschwung? Dennoch sind die Nearings überzeugt, daß den Mächten des sozialen Konservatismus und des kriegerischen Imperialismus die Zukunft nicht gehört. Die weltumspannenden Unternehmungen, in die sich Amerika eingelassen hat, übersteigen nach ihrem Urteil seine Kräfte. «Die amerikanische Oberklasse hat ihre Stärke überschätzt, hat sich zu weithin festgelegt und sich damit selbst übersteigert . . . Sie ist ein neues Opfer der übermäßigen Ausdehnung, die zu groß, zu weit und zu schnell ist.» Sie werde sich selbst erledigen, weil sie nicht im Bunde mit den lebendigen Kräften der Geschichte stehe, sondern gegen sie arbeite. «Die amerikanische Oberklasse ist das Erzeugnis einer Generation von Geldmacherei und Machtanhäufung. Hastig und lose zusammengefügt, kann sie schwerlich die nächste entscheidende Epoche in der Neuplanung und Neuerbauung der Welt überleben.»

Wie soll man sich aber die Brechung der Allmacht der kapitalistischen Oberklasse in den Vereinigten Staaten vorstellen? Soll man sie von einer neuen, schweren Wirtschaftskrise erwarten? Oder von einer katastrophalen Niederlage der amerikanischen Außenpolitik? Oder wovon sonst? Paul *Sweezy*, der hervorragende Soziologe und Mitherausgeber der Neuyorker «Monthly Review», hält es (in einem Aufsatz, der im März d. J. erschienen ist) für durchaus möglich, daß der immer dringlicher werdende Umschwung der amerikanischen Politik im Zusammenhang mit der *Negerfrage* eintreten werde. Man weiß, daß das Bundesgericht der Vereinigten Staaten vorsichtig zwar, aber doch konsequent der Gleichberechtigung der Neger mit den Weißen zum Durchbruch zu verhelfen sucht. Sein letztjähriges Urteil, das die Rassentrennung in den öffentlichen Schulen als verfassungswidrig erklärt, ist ein besonders harter Schlag gegen die Entrechtung der Negerbevölkerung und damit gegen die weiße Ober- und Herrenschicht in den Südstaaten, die vor allem aus dieser Entrechtung Nutzen zieht, ja ihre ganze Machtstellung auf der Existenz einer als rassisch minderwertig erklärten dienstbaren Unterklasse aufbaut. Wie nun aber, wenn die Befreiung der Neger immer weitere Fortschritte macht, wenn die Bundesbehörden — Gerichte, Regierung, Verwaltung, Militär — immer offener und mutiger dem Gesetz und der Verfassung zur Anerkennung verhelfen, und wenn die Industrie des Nordens, die die Rassentrennung als störend für eine einheitliche Arbeiter- und Lohnpolitik empfindet, einen immer stärkeren Druck zugunsten der Gleichberechtigung der schwarzen Amerikaner mit den weißen ausübt? Wird dann nicht das ganze politische System der Vereinigten Staaten, in dem die Ober-

schicht der Südstaaten eine entscheidende Rolle spielt, von Grund auf erschüttert?

Dr. Sweezy glaubt das tatsächlich. Das gegenwärtige Regime der USA, so erinnert er, ruht auf dem Zusammenspiel zweier Parteien, von denen jede einen «liberalen» und einen «reaktionären» Flügel hat:

«Der rechte Flügel der Republikanischen Partei besteht aus einer blöden Gruppe von Nichtswissern und Kriegshetzern, deren Hauptaufgabe ist, die bestehende Ordnung der Dinge als direkt fortschrittlich erscheinen zu lassen. Denn sooft eine Kraftprobe droht, werden wir alle aufgerufen, zur Unterstützung der Gemäßigten herbeizueilen (die jetzt in Ike [Eisenhower] verkörpert sind) und die von den Scharfmachern ausgehende Gefahr abzuwehren (obwohl merkwürdigerweise in deren Reihen Ike's engste Mitarbeiter stehen: der Vizepräsident, der Außenminister, der Vorsitzende der Wehrmachtchefs und der republikanischen Führer im Senat). Die Methode der Demokratischen Partei ist etwas anders. Hier liegt das Schwergewicht beim liberalen Flügel ... Sie setzt sich für den Arbeiter und den Kleinbauer ein; sie hält die Hoffnung auf eine lichtere Zukunft Amerikas lebendig. Aber zu ihr gehört zufällig auch die Oberklasse des Südens, deren Zukunft in der Vergangenheit liegt und keineswegs besonders licht ist. Durch eine Reihe von Vorkehrungen ... haben die Süddemokraten tatsächlich die Herrschaft über den wirklichen politischen Kurs der Partei (der von ihren angeblichen Grundsätzen zu unterscheiden ist) bekommen. Die Arbeiterbewegung und die Liberalen im allgemeinen haben sich vor den demokratischen Wagen spannen lassen durch das Vorgeben, daß es nur vorwärts gehen könne, wenn der fortschrittliche Flügel der Partei gestärkt werde, während die Führer dieses Flügels, wie Stevenson, sich die Glieder verrenken, um die Südleute zu beschwichtigen.»

Das politische System Amerikas komme also darauf hinaus, den Schein zu erwecken, daß die «liberalen» Republikaner die Reaktion im Schach halten und die «liberalen» Demokraten sie überwinden, während tatsächlich «Liberale» und «Reaktionäre» aller Schattierungen zusammenspielten, um die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems im Interesse des Großkapitals zu sichern.

Gerade dieser Schein aber wird, wie Sweezy meint, durch die Weiterentwicklung der Rassenkrise mehr und mehr zerstört. Die Herrschaft der Oberklasse im Süden wird immer stärker untergraben und damit das ganze Funktionieren des Partei- und Regierungsmechanismus bedroht. Die Demokraten, die nicht mehr auf ihre Parteifreunde im Süden Rücksicht zu nehmen brauchen, werden entweder gezwungen sein, *wirklich* eine Reformpartei zu werden, oder aber wahrscheinlicher einer *neuen* Reformpartei Platz machen müssen, die auf eine gewaltige Anhängerschaft unter den weißen Arbeitern und den Negern aller Schichten zählen könnte. Das aber eröffnet die Aussicht auf einen eigentlichen Sturz der kapitalistischen Klassenherrschaft. Die heute parteimäßig heimatlose amerikanische Linke muß darum — das ist der Schluß, zu dem Paul Sweezy kommt — ihre letzte Kraft zugunsten des Befreiungskampfes der Neger einsetzen und gleichzeitig darauf hinarbeiten, daß die Demokratische Partei nicht wieder zur Macht gebracht, sondern *gesprengt* wird. Der Weg wird dadurch frei für den

Aufbau einer neuen Partei, die für das Wohl des Arbeitervolkes, des schwarzen wie des weißen, kämpft.

Das ist gewiß ein Ausblick in eine Zukunft, die sich erst in undeutlichen Umrissen abzeichnet. Aber die Hoffnung ist dennoch wohlbegründet, daß die Herrschaft der kapitalistisch-reaktionären Oberklasse in den Vereinigten Staaten, die die Demokratie so traurig verfälscht und in Verruf gebracht hat, und die eine ständige Kriegsgefahr für die ganze Welt darstellt — trotz dem mäßigenden Einfluß, den die amerikanische Diplomatie augenblicklich in der Suezkrise ausübt —, in einer bereits absehbaren Zeit gebrochen wird, und daß auf die eine oder andere Weise jenes «andere Amerika» auf den Plan tritt, dem immer unsere stärksten Sympathien gehört haben. Es wäre ein großes Glück für die Menschheit.

29. September. *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Dokumente zur gegenwärtigen Situation

Jules Moch: «Wir sind gewarnt». Mit einem Vorwort von Albert Einstein. Europäische Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der französische Titel dieses Buches, «La Folie des Hommes», gibt noch wesentlich genauer als die deutsche Überschrift den Tatbestand wieder, mit dem sich das Buch auseinandersetzt. Jules Moch hat wie ganz wenige Einblick in die innere Apparatur der offiziellen militärischen und politischen Vorgänge als Vertreter Frankreichs gehabt und ist als Mitglied der Abrüstungskommission über die neuesten Entwicklungen in der UNO orientiert. Den ersten Teil seiner Untersuchungen, die mit dem Krieg von gestern beginnen und die Voraussetzungen und Tatsachen des Krieges von heute in sicher belegten Daten darstellen, überschreibt er mit dem Wort «Untergang?». Er hätte ebensogut darüber setzen können: Wahnsinn, Totalvernichtung. Er kommt zu folgendem Schluß: «Es gibt keine Zwischenlösung von Dauer: der jetzige Kalte Krieg verewigt und vergrößert die Gefahr für alle. Das Rüstungswettrennen vervielfacht sich ohne Vorteil für irgend jemanden — alle neuen Kräfte, die dem einen Lager zufließen, ziehen die Schaffung ähnlicher im anderen nach sich, jeder Zuwachs der Bombenvorräte findet sein Gegenstück auf der anderen Seite in einem ähnlichen Zuwachs. Nur die Verständigung auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse, nur die fortschreitende, international überwachte Abrüstung kann den Frieden sichern. Abrüstung oder den Untergang riskieren, das ist die Wahl, vor der die Menschheit steht.» Im zweiten Teil befaßt sich Jules Moch mit der so dringlichen Abrüstungsfrage. Er unterstreicht bei all dem Wissen, das er über diese Dinge hat, die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Abrüstung: «Je länger wir die notwendige Einigung zwischen Ost und West hinausschieben, desto weniger Sicherheit wird die Kontrolle der Welt bieten können . . .» «Die Weltvorräte an Bomben gehen heute zweifellos in die Tausende. Daher können die versteckten Bomben praktisch in die Hunderte gehen. Man braucht aber nur ein paar Dutzend thermonuklearer Bomben

(deren Herstellung heute rascher und billiger vor sich geht als die der ursprünglichen Atombomben! d. Schr.), um einen Staat von der Größe Frankreichs zu verwüsten.» Das Buch schließt mit dem Appell an die Vernunft, die siegen müsse, wenn die große Katastrophe nicht eintreten solle. Wir glauben, daß der «Vernunft» noch andere, entscheidendere Kräfte zu Hilfe kommen müssen, wenn dieses Schicksal von der Menschheit abgewendet werden soll. Der volle Einsatz aller, die sich über die Wirklichkeit des totalen Krieges klar sind, und der Zusammenschluß aller Menschen und der Völker zur Überwindung des Kriegsmolochs wird durch das ganze Buch erläutert. A. B.

Colonel G. C. Reinhardt, Lieutenant Colonel W. R. Kintner: «Atomwaffen im Landkrieg». Wehr und Wissen. Verlagsgesellschaft Darmstadt.

Dieses Buch der beiden amerikanischen Obersten gilt als Zusammenfassung der militärischen Anschauungen über den Einsatz der Atomwaffen im Landkrieg. Eine gründliche Kritik dieser Anschauungen ist im ersten Teil des nachfolgend besprochenen Buches über den «Atomkrieg» enthalten, so daß wir davon absehen können. Das Buch ist gekennzeichnet durch den sachlichen Zwang, die Tatsachen über den atomaren Krieg zu Lande und die sich daraus ergebende Strategie einerseits mit all ihren Folgen und Konsequenzen darstellen zu müssen, andrerseits durch den absolut mißlungenen Versuch, die verheerenden, ja vernichtenden Folgen eines solchen Krieges zu bagatellisieren. Einerseits zeigt die ganze Darstellung, daß dieser Krieg mit seinen «Überwaffen» in allen Operationen auf die «Vernichtung» aus sein muß und für beide Gegner auch die Vernichtung im Gefolge hat, andererseits schwatzen die beiden Obersten noch von einem «Sieg», den sich diese Militärs anscheinend um jeden Preis des Selbstbetrugs und der Irreführung der Menschen noch in der Atomhölle vorstellen wollen. Wahrscheinlich werden sie den Endsieg zuletzt mit den Geistern aus der Atomasche sicherstellen! Das Buch enthüllt auf jeder Seite den sachlichen Bankrott der Militärs und des Militarismus und die Selbstverblendung einer Kaste, die so verantwortungslos ist, daß sie nicht einmal merken und zugeben will, daß sie heute zum Totengräber aller Völker und zum Verwüster der Erde geworden ist. Der «Soldat mit den eisernen Nerven», den dieses Buch für die Zwecke des atomaren Landkrieges fordert, den man in allen Ländern (auch in der Schweiz!) nach diesem Rezept eindrillt, muß aber wissen, daß er im Ernstfall nur eines sicher tut: in den Dienst der «Strategie» treten, die ihn und den Gegner zwangsläufig der Vernichtung ausliefern wird, für den Schutz seiner Heimat und der Menschen aber keine Hoffnung übrig läßt. Allen Militärs muß heute das entgegengehalten werden, was als Ergebnis aller großen Atommanöver des Westens und sicher auch des Ostens feststeht und die der Planungschef der NATO-Luftstreitkräfte für Mitteleuropa in den Satz zusammenfaßte: «Wir reden nicht davon, einen Krieg zu gewinnen. Wir sprechen von Abschreckung, denn wir haben einsehen gelernt, daß es keine Sieger und keine Besiegten bei einem Atomkrieg geben wird.» Die Konsequenz ist klar: Wenn die Militärs sie nicht ziehen wollen, müssen es die Völker tun. Die Völker aber müssen die Wahrheit erfahren! A. B.

Atomkrieg. Grundlegende Informationen. Soldat im Atomzeitalter. Die Kriminalisierung des Krieges. Van Loon, Picht, Weinstein, Liddel Hart u. a. Verlag: Institut für Geosoziologie und Politik. Bad Godesberg.

Diese Schrift zeichnet sich dadurch aus, daß sie die grundlegenden Fragen, die der Atomkrieg stellt, nach allen Seiten hin gründlich und ehrlich verarbeitet. Wir haben schon oben auf die Auseinandersetzung mit den beiden amerikanischen Obersten hingewiesen. Die Hauptabschnitte behandeln: «Strategie der falschen Voraussetzungen. Vom Wesen des Krieges. Nachruf auf den Krieg von gestern. Atomwaffen — rechts- und sittenwidrig? Der Krieg der modernen Vernichtungsmittel. Die Kriminalisierung des Krieges. Der Weg aus der Atomsackgasse. Der Soldat im

Atomzeitalter. Die Armee ohne Staatsbürger. Moskau in der Welt von morgen. Strategie im luftleeren Raum und Nachruf auf den Krieg von morgen» mit den Überlegungen des bekannten englischen Militärschriftstellers B. H. Liddell Hart und seiner Schlußfolgerung: Krieg sei heute entweder «etwas Altertümliches oder Irrsinn»! Die Schlußfolgerungen der ganzen Schrift sind auf Seite 32 folgendermaßen zusammengefaßt: «Das atomare Risiko ist unteilbar. Man kann die Vernichtung nicht mehr nach Freund oder Feind separieren, selbst vorausgesetzt, daß die Atomverwundbarkeit des Ostens entgegen allen Feststellungen zurzeit noch größer wäre als die der USA. Es bleibt zu fragen, welche Chancen sich für die USA ergäben, wenn sie einen atomaren Großkrieg im sicheren Wissen um die Totalvernichtung Europas — und zwar West- wie Osteuropas! — riskieren würden?* Welche Folgen müßten sich für die Epoche nach einem solchen Weltmassaker, nicht zuletzt für das künftige Verhältnis der weißen zu den farbigen Völkern ergeben, die sich im Aufbruch befinden? Es würde die Leninsche Prognose der ‚Umwandlung des Weltkrieges in einen — horizontal ausbrechenden — Weltbürgerkrieg' wahr. Und sicher haben diejenigen recht, welche die Warnung aussprechen, daß der beste Weg, um die Welt endgültig in die geistige, moralische und politische Bolschewisierung hineinzutreiben, das Weltverbrechen eines atomaren Großmassakers ist.

Ein massakriertes Europa würde alle Ziele erschlagen, die irgendeine Macht mit einem solchen Atomschlag erreichen möchte. Aus dieser Zwangslogik werden Militärs und Politiker nicht mehr herauskommen. Denn keine Seite wird ewig unter der Fiktion argumentieren können, als ob sie vor dem sichtbaren Abgrund noch eine freie Wahl zwischen Krieg und Frieden hätte. Die wirkliche Alternative lautet: Friede oder Tod.

Der Friede wird uns nicht geschenkt. Er wird nicht sichergestellt durch Lippenbekenntnisse. Aber er wird auch nicht erzwungen durch beflissenes Hantieren im militärischen Bereich der konventionellen Waffen unter Hinwegdenken der atomaren Tatbestände. Er wird nur erarbeitet werden, indem wir, der inneren Logik unserer Zeit folgend, die Paradoxe vor uns ausbreiten, den Sinn der Lage aufhellen und den Mut zur Konsequenz haben.» A. B.

Diese Konsequenz zieht die im gleichen Verlag erschienene Schrift unseres Freundes *Dr. Nikolaus Koch*.

Dr. Nikolaus Koch «Revolution im Wehrdenken», Verlag Institut für Geosoziologie und Politik in Bad Godesberg am Rhein.

Unsere Leser kennen das Wirken Dr. Nikolaus Kochs seit einigen Jahren. Im Jahrgang 1952, Seite 116 der «Neuen Wege», wurde ein Kapitel aus seiner Broschüre «Die moderne Revolution» abgedruckt, im Juni/Juli-Heft 1955 seine Schrift «Kriegsdienst und Friedensdienst» besprochen, und einige wichtige Aufsätze und Referate seiner Feder erschienen im Laufe der Jahre in den «Neuen Wegen», wovon «Das Ringen um den Frieden in der Weltpolitik» als Sonderdruck der Religiös-Sozialen Vereinigung herausgegeben wurde. Sein großes Verdienst ist dieses: er hat die revolutionierende Wendung der «gewaltlosen Revolution» geistig vollzogen und dargelegt und hat praktisch selber als Persönlichkeit und als Mitarbeiter einer noch kleinen, aber stetig wachsenden Gruppe sich zur Gewaltlosigkeit, zur «neuen Wehrhaftigkeit» bekannt und bewährt. Er zeigt uns auch in der vorliegenden Schrift, wie diese (nach der industriellen, der sozialistischen, der kolonial-imperialistischen Re-

* Inzwischen ist diese Behauptung durch die Enthüllungen des amerikanischen Generals Gavin, daß ein amerikanischer Wasserstoffbombenangriff gegen Rußland «mehrere hundert Millionen Menschen je nach Windrichtung entweder von diesem Gebiet nach Osten oder nach Westen kosten und ein russischer Angriff mit 110 Bomben in Intervallen von zehn Minuten siebzig Millionen Amerikaner töten oder verstümmeln würde», vollauf bestätigt worden. (U. S. News & World Report, 6. Juli 1956; The New York Times, 29. Juni 1956.)

volution) «gewaltlose Revolution» notwendig kommen mußte, daß sie da ist und daß wir alle uns ihr stellen müssen, jetzt, in diesem Augenblick. Alles, was die hier besprochenen Bücher und Schriften aussagen und was heute doch schon der größte Teil der Menschheit bewußt, aus Erfahrung und Lektüre weiß, wird zusammengefaßt und «in Frage gestellt». Die katholische Moraltheologie, die evangelische Kriegstheologie werden beleuchtet und bewertet (wobei wir besonders der katholischen Moraltheorie gegenüber unbedingt kritischer und eindeutiger uns stellen würden, als es Koch tut; aber auch die Haltung der evangelischen Theologie sehen wir etwas anders als er), und es wird mit Recht betont: «*Der moderne Krieg ist ein außermilitärisch ansetzender Prozeß, der je weiter um so zwangsläufiger das geistige, wirtschaftliche und politische Leben auf die wachsenden militärischen Notwendigkeiten hin gleichschaltet und im Ganzen entschieden ist, wenn er in seine blutige Endphase eintritt.*» Er folgert daraus — und das ist besonders zu beherzigen und zu bedenken — daß «ein wehrbereites Volk mit seiner Verteidigung früher und anders einsetzen muß, als es heute geschieht, nämlich dort, wo die Entscheidung noch offen ist. Der wehrbereite Mann kann seine Erfüllung nicht mehr im militärischen Einsatz sehen. Falls der Krieg bis zur blutigen Endphase gedeiht, müssen der Einzelne, sein Volk und die Welt vorher an den entscheidenden Stellen versagt haben. Demnach kann der Kämpfende nur noch als Schuldiger am allgemeinen Massenmord teilnehmen, selbst dann, wenn er keinen anderen Weg mehr sieht, als zur Waffe zu greifen. Es ist unmöglich, den Ort des Massenmordes länger als «Feld der Ehre» zu verstehen. Die alten soldatischen Tugenden können nicht länger in militärisch-mörderischem Einsatz mißbraucht werden. Sie verlangen ihre Erfüllung wesentlich früher: in dem dauernden außermilitärischen Einsatz der ganzen Existenz dort, wo sich die Zukunft seines Volkes und der Welt entscheidet. In diesem Einsatz schließt sich die schmerzliche und peinliche Kluft zwischen soldatischer Tüchtigkeit und ziviler Fragwürdigkeit zu einem Menschentum, das dem modernen Krieg (womit eben der schon außermilitärisch ansetzende Krieg, der geistige, wirtschaftliche und politische Krieg gemeint ist! Red.) gewachsen ist und sich vor keinem Soldaten der Vergangenheit zu verstecken braucht».

Koch weist auch nachdrücklich auf die Gleichschaltung hin, die auf dem Weg zur Katastrophe heute überall, auch im Westen, um sich greift. Er weist auf die verschiedenen Gebiete hin, wo die Gleichschaltung stattfindet. Und, wie schon in seinen andern Schriften, betont Koch die «gewaltlose Selbsthilfe» als einzigen neuen Weg unserer Zeit. Hier finden wir seine Ausführungen immer noch unklar, so daß sie von einem Leser, der mit Kochs Wirken und Denken nicht vertraut ist, schwer verstanden werden können. Freilich ist gerade bei Kochs Wollen ein eigenes Nachdenken erforderlich und auch natürlich, denn das eigene Nachdenken ist es ja, was Koch bei allen wecken möchte. Seine Neigung, lebendig Geschautes und Erarbeitetes oft in allzu straffe Zusammenfassung und in nicht ungefährliche Abstraktion überzuführen, darf allerdings auch nicht übersehen werden.

Was die Gewaltlosigkeit selbst betrifft (uns gefällt im Grunde diese Bezeichnung nicht), so verweist Koch auf die indische Kolonialrevolution, die diesen Begriff konkret ins moderne Bewußtsein eingeführt hat; er sucht aber für uns neue Wege, eigene Wege in dieser Beziehung. Er schreibt: «Die Entdeckung, daß Gewaltmacht nicht die einzige Macht der Geschichte ist, daß neben und über ihr andere Mächte, Gewalten und Kräfte sind, die das Geschick der Welt bestimmen, ist die erste gewaltige Leistung der vierten Revolution.» Und wir möchten hier doch Jesus und sein Leben als den Quell und als den Inbegriff dieser andern Mächte, Gewalten und Kräfte, als den wirklichen und personhaft anwesenden Revolutionär ausdrücklich aufrufen als denjenigen, der uns in der neuen Weltepoche allein und absolut sicher anführen, helfen und retten kann.

Die äußerlich schmale Schrift, die auch zur Orientierung und Besinnung ihrer Leser unter dem Titel: «Wehrpflicht im Zwielicht» die Standorte der katholischen und der evangelischen Kirche in dieser Frage dokumentarisch kundgibt und am Schluß noch einige wichtige Bücher im Hinblick auf die wirtschaftliche Sicherung

des Friedens bespricht, sei allen Friedenskämpfern ausdrücklich empfohlen. Sie ist auch durch die Pazifistische Bücherstube, Gartenhofstraße 7, Zürich, zu beziehen.

Soeben werfen wir einen Blick in das ganz kürzlich von *Reinhold Schneider*, der jetzt den «Friedenspreis des deutschen Buchhandels» erhielt, herausgegebene Büchlein «Der Friede der Welt» (Insel-Verlag). Da fällt uns am Schluß der Satz auf:

«Wie echter Friede im Kriege hätte beginnen müssen, so ist der Krieg die Folge einer im ‚Frieden' oder im Waffenstillstand geschehenen geistigen, sittlichen, politischen Katastrophe, schon nicht mehr die Katastrophe selbst, ebenso, wie nicht die Anwendung, sondern die Erfindung der unsere Ära bestimmenden Waffen die sittliche und geistige, also schon effektuierte Katastrophe der Menschheit sind.» Hier treffen sich Reinhold Schneider und Nikolaus Koch, und uns bleibt zu bedenken, daß wir in den Zwischenzeiten, in den Jahren nach den beiden Weltkriegen, die uns geschenkt waren zur Friedeschaffung, frevelhaft versagt haben, indem wir alles so hinschlitteln ließen und immer wieder vermessen meinten, es werde schon alles recht gemacht und immer wieder von der Umkehr und Einsicht hinweisen auf einen «Todfeind» und immer wieder nur kurzschlüssig anstatt zusammenhängend und im Bezug auf Gott und die Mitmenschen denken, handeln und leben. *C. W.-St.*

«Jugend unter Wehrzwang». Vaerting, Liddell Hart, Holm, Elmerich. Themis-Verlag, Darmstadt-Eberstadt.

Diese Schrift leidet an einem inneren Widerspruch. Sie zeigt, daß die Wehrpflicht, wie sich Liddell Hart ausdrückt, «in Europa der Entwicklung der Idee der Freiheit geschadet hat und damit seiner Kraft und Leistungsfähigkeit, nicht zuletzt auch dadurch, daß sie das Gefühl für persönliche Verantwortung untergraben hat.» Sie geht noch weiter und sagt: «Die Wehrpflicht ist die Urform und die Vorform des Staatskommunismus. Die allgemeine Wehrpflicht ist das Urgesetz des totalen Staatskommunismus, sie ist das Urgesetz des Allmachtsstaates.» Auf diesem Wege müssen die Freiheit und der Mensch erliegen. Dem setzen die Verfasser entgegen: «Die drohende Gefahr, die davon ausgeht, kann nicht mit den gleichen Mitteln abgewendet, sie kann politisch und militärisch nur mit den besseren und höheren Mitteln der Demokratie, sie kann nur durch Freiheit und Technik gebannt und überwunden werden.» Auf die Frage, welches denn die besseren und höheren Mittel der Demokratie sind, bleibt die Schrift die Antwort schuldig. Was sie unter «Technik» versteht, nachdem sich gerade die Demokratie ihren letzten Konsequenzen, der Atom- und Wasserstoffbombe, unterworfen hat, bleibt rätselhaft. Was für andere «technische» Mittel sollen denn zum Beispiel militärisch angewendet werden? Hier offenbart sich so recht die innere Situation der Demokratie, die Paul Trautvetter einmal so formulierte: «Die Demokratie ist eine steckengebliebene Reichgottesbewegung wie auch der Protestantismus. Solange sich die beiden Prinzipien, das demokratische und das protestantische, zum Reiche Gottes hinbewegen, bleiben sie lebendig, sobald sie von Gott abfallen, erstarren sie und fallen den Mächten, die sie überwinden wollten, der Religion und dem Staat, zum Opfer.» Es muß hier nicht gezeigt werden, wie sehr das in den heutigen Demokratien der Fall ist. Heute hat aber die Demokratie nur noch diese Wahl: ob sie völlig dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit dienen oder dem Weltreich und dessen Untergang verfallen will. Im letztern Falle wird sie gezwungen sein, so totalistisch zu werden wie irgendeine Diktatur. Sie wird, wie sie es auch bei uns in der «ältesten Demokratie» tut, den totalen Krieg bejahen — notgedrungen, wie sie sagt — und vorbereiten. Der Ausgang ist klar. Die wahre Antwort ist aber auch klar: Nicht Freiheit und Technik retten, sondern Freiheit und Demokratie werden nur durch die Gerechtigkeit des Reiches Gottes und seine Kräfte bestehen können. Die Frage der «Mittel» ist dann auch eindeutig beantwortet. Von «Militär» wird dann kaum noch die Rede sein können, wohl aber von etwas völlig anderem, aber davon in ganzem Ernst: der Jüngerschaft Christi! Auch für die Völker! Den Nachdenklichen seien aber noch einige Sätze aus dieser zum Denken zwingenden Schrift mitgeteilt: «Wenn man sich

noch intensiver mit der Frage beschäftigt und tiefer denkt, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß die Hauptursache der großen Kriege, die die Welt in mehreren Generationen mit Schrecken erfüllten, die Wehrpflicht ist.» (Liddell Hart.) «Der Zwang über den Menschen bleibt der stärkste Hebel des Krieges, um so mehr, als nur durch Soldaten ein Land besetzt und ein Volk unterjocht werden kann.» (Torsten Holm, Oberstleutnant der schwedischen Armee, Lehrer für Kriegsgeschichte.) «Der Ruf nach dem härtesten Soldaten ist der Anruf des Totalitarismus. Es ist der apokalyptische Ruf unserer Zeit.» (M. T. Vaerting.) «Die Demokratie hat keinen sicheren militärischen Schutz mehr. Die Welt steht in einer ganz neuen militärischen Situation.» (Vaerting.) Ja, sie muß wählen zwischen Gott und dem Tod, zwischen dem Gottesreich und der Vernichtung durch das Militär mit seinen Waffen. Die prophetische Verheißung und Prognose (Micha 4!) ist zur absoluten Forderung an die Menschen geworden, und die Hilfe ist Jesus Christus als der Weg, die Wahrheit und das Leben. A. B.

Ernst Zander: «Die Kampagne gegen die Remilitarisierung in Deutschland». Verlag von «Dinge der Zeit». Contemporary Press, London, N. W. 2.

Ein bedeutender Ausschnitt des Kampfes gegen die Remilitarisierung spiegelt sich in diesem Buch. Das Bemerkenswerte daran ist die Auseinandersetzung mit den Verfassern der verschiedenen Dokumente, die das Buch enthält. Es ist ein Versuch zum Gespräch und zur Mitarbeit aller Beteiligten, zur offenen, kritischen Auseinandersetzung. Das Lesen des Buches wird dadurch nicht erleichtert, aber das Denken und die Verantwortung werden geschärft, wenn die eigene Auseinandersetzung mitgeht. Wir fragen uns, wie nun, nachdem in Deutschland die Remilitarisierung begonnen hat, der Kreis um «Dinge der Zeit» den Kampf weiterführen wird. Er drängt mit Recht auf die Zusammenarbeit aller ernsthaft Kämpfenden, er drängt zur Tat und weist auf ihre Möglichkeiten hin, er vertritt das enge Zusammenwirken von «Minderheit» und «Masse», Zelle und Volk und markiert damit sicher den rechten Weg. Wir hoffen durch Kontakt mit diesem Kreis auch unsere Beteiligung im Kampf gegen die deutsche Remilitarisierung, der nicht beendet ist, sondern jetzt in seinem entscheidenden Stadium steht, intensivieren zu können. A. B.

«Die Zukunft in deinen Händen». A. den Doolard. Herausgeber Max Tau. Christian-Wegner-Verlag, Hamburg.

Das vorliegende Buch ist der erste Band einer Friedensbücherei. Es ist in seinem Text und in den ergreifenden und erschütternden Bildern gleich eindrucksvoll. Das Buch legt den Finger auf die persönliche Verantwortung des heutigen Menschen in der Kriegsfrage. «Dieser Mensch bist du!», der schweigt und sich duckt, aber Widerstand leisten müßte, die Sache des Friedens vertreten müßte, ist das Leitmotiv, das durch das ganze Buch hindurchzieht und das durch alle Tatsachen erhärtet wird, die es mitteilt. Dieser Mitteilung eignet eine große Gediegenheit und Durchschlagskraft. Wir können das Buch nur in recht viele Hände wünschen, weil es zum Teil auch Dokumente enthält, die dem Schreibenden noch in keiner andern Veröffentlichung begegnet sind und eine erschütternde Geschichte des menschlichen Schicksals nach dem Zweiten Weltkrieg enthält, an der kein Mensch vorübergehen dürfte. A. B.

Klemens Brockmöller S. J.: «Christentum am Morgen des Atomzeitalters». Verlag Joseph Knecht. Carolusdruckerei, Frankfurt am Main.

Das Buch ist aus Vorträgen entstanden, die durch Gespräche und Arbeitsgemeinschaften wohl noch ihre letzte Formung erhielten. Daß es bereits in der sechsten Auflage vorliegt, beweist, wie im katholischen Menschenkreis ein Verlangen wach ist, die Grundfragen unserer Zeit zu verstehen und zu erarbeiten. Ein Teil seiner Wirkung hängt wohl auch damit zusammen, daß es nicht, wie andere

starke Teile der katholischen Welt, um jeden Preis die Rettung der sogenannten abendländischen Kultur vertritt, sondern vorwärts gerichtet ist, dem Kommenden entgegen. In der fünften Auflage umschreibt Brockmöller die Position, die er einnimmt, wie folgt: «Wir müssen zwischen ‚Abendland' und ‚abendländischer Kultur' unterscheiden und dürfen nicht übersehen, daß das Abendland selbst schon verschiedene Kulturformen erlebt hat, daß darum nicht die Form der Neuzeit mit ‚abendländischer Kultur' schlechthin gleichgesetzt werden kann. Es geht vielmehr um die Besinnung auf die heilsgeschichtliche Aufgabe des Christentums heute, um die grundsätzliche Frage, ob es nur *eine* christliche Kultur gibt und geben kann, ob die christliche Missionsaufgabe der menschlichen Kulturaufgabe untergeordnet ist oder nicht. Wenn ja, dann müßten wir um des Christentums willen mit aller Energie die Form verteidigen, die sich in der Vergangenheit gebildet hat. Wenn nein, dann ist es nicht anmaßend, vom ‚Mißbrauch des Christentums zum Schutze einer sterbenden Kultur' zu sprechen (wie es Brockmöller tut!) und die Christenheit vor den restaurativen Tendenzen zu warnen, die im Namen des Christentums die eigentliche christliche Sendung an *alle* Völker und Kulturen gefährden. Dann muß das Christentum für neue Entwicklungen offen bleiben, die sich ganz offenbar in der Gegenwart vollziehen.» Die Offenheit für diese «neuen Entwicklungen» kennzeichnet das Buch. In Form einer «Arbeitshypothese» trägt der Verfasser seinen Widerspruch gegen die restaurativen Tendenzen im Christentum vor, die ja heute, wie wir wissen, äußerst massiv sind. «Wenn eine Kulturform ihre Aufgabe erfüllt hat und stirbt, wird ein zu starres Festhalten daran um der christlichen Werte in ihr willen zu einem Verrat an der Aufgabe des Christentums.» «In Wirklichkeit kann es durchaus sein, daß Gott etwas anderes will, etwas, das durch das starre Festhalten an der Tradition verhindert wird. Es entsteht eine Veräußerlichung der Religion, die meistens nicht vom bösen Willen gespeist ist, sondern vom Irrtum, aber nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv zu einer Sünde wird, wenn der Mensch es unterläßt, sich der Erkenntnis des wahren Willens Gottes zu öffnen.» Auf dieser Linie findet sich in dem Buch eine überraschend weitgehende Auseinandersetzung mit dem Sozialismus, ja sogar mit dem Kommunismus, die wir in ihrer Kritik freilich in wichtigen Punkten als verfehlt ansehen. Allzu unbesehen nimmt uns der Verfasser vor allem auch das «Atomzeitalter» an, besonders mit dem, was man heute «die friedliche Verwertung der Atomkraft» nennt. Es ist uns höchst fraglich, ob da einfach ein Gotteswille und nicht vielmehr eine ganz bedrohliche Fehlleistung des Menschen vorliegt. Es ist etwas von der prophetischen *Sicht* in diesem Buch (der Verfasser beruft sich auch darauf!), aber es fehlt ihm doch der Atem der prophetischen Kritik und Verheißung, wie er in der biblischen Botschaft des Alten und Neuen Testamentes lebt. So fehlt auch jede Auseinandersetzung mit der Kriegsfrage! Es wird eine ehrliche Bestandaufnahme des katholischen Christentums nach seiner Breite und Tiefe vorgelegt — und das ist viel! Aber auch dieser Versuch bleibt gebunden an die starre Leitlinie der Kirche, des Dogmas, des Lehramtes, obwohl der Verfasser einige Ketzereien auch in dieser Beziehung andeutet. Der Nachdruck, mit dem er betont, daß das Zeitalter des atomistischen Individualismus vorbei und das Zeitalter einer neuen Gemeinschaftskultur anheben müsse, hat unsere volle Zustimmung. Die große Frage allerdings ist, welches denn die neue Gemeinschaft ist, zu der die Christenheit und die Welt sich hinbewegen sollen und werden? A. B.

Johannes Fleischer: «Das fünfte Gebot und der christliche Friedensauftrag». Verlag Katholisches Friedensbüro, Donaueschingen.

Diese Schrift von Johannes Fleischer ist durch ein ehrliches und heißes Bemühen gekennzeichnet, das Naturgesetz (wie er sich ausdrückt): «Du darfst nicht töten» und das Gebot Gottes in ihrer Absolutheit und Unbedingtheit gegenüber all den Versuchen zu betonen, die das «Meinungschaos in der Tötungsfrage» hervorgerufen haben. Eingehend behandelt er «das Tötungsrecht in der ‚Notwehr'», «Die

Todesstrafe», «das Tötungsrecht im ‚gerechten Krieg'», «im Namen des Christentums». Fleischer zeigt, wie haltlos, wie sehr gegen das wirkliche Gottesgebot die meisten Begründungen sind. Er ruft nach einer «allgemein verpflichtenden Entscheidung» durch das katholische Lehramt, den Papst, und beruft sich auf das abgebrochene Konzil von 1870, auf dem diese Frage zur Sprache kommen sollte, bis heute aber «vertagt» blieb. Wir zweifeln daran, daß von dieser Stelle die erwartete Hilfe kommt. Welche Gelegenheiten dazu hat diese Instanz seit dem Jahre 1870/71 versäumt! Wir erwarten eher den entscheidenden Durchbruch in einer Erweckung und Bekehrung der Christenheit zu ihrem Herrn Christus, der dann wohl wieder durch die Sendung des Geistes «ein Herz und eine Seele» schaffen kann, und jene «Einmütigkeit» des Glaubens und des Glaubensgehorsams, die dem Friedensfürsten und seinem Reiche allein dienen wird. A. B.

Dr. Michihiko Hachija: «Hiroshima-Tagebuch». Aufzeichnungen eines japanischen Arztes vom 6. August bis 30. September 1945. Hyperion-Verlag, Freiburg im Breisgau.

«Mein ganzer Bericht ist eine Darstellung von Tatsachen.» Dr. Michihiko Hachija, den wir durch diese Tagebuchblätter kennen lernen, wurde beim Atombombenangriff selbst verwundet. Er war damals und ist heute Leiter eines Krankenhauses in Hiroshima. Auch wenn man durch den Bericht von John Hersey über Hiroshima (Diana-Verlag, Zürich) schon einen starken Eindruck von jenem furchtbaren Ereignis hatte, diese Tagebuchblätter des japanischen Arztes lassen die Seele immer neu erzittern durch die ebenso schlichte wie umstürzende Wahrheit ihrer Erzählung. Alles, was Dr. Hachija aufgezeichnet hat über die Vorgänge und die Menschen in diesem Geschehen enthüllt eine große Tiefe des Erlebens und Erkennens und höchster menschlicher Bewährung gegenüber einem Unfaßbaren. Darum hat dieses Zeugnis einen unschätzbaren Wert. Es ist Wahrheitszeugnis von gewaltiger Eindringlichkeit. Besonders bedeutsam scheint uns, was Dr. Hachija, ein durch und durch loyaler, ja patriotischer Mann, über die Rolle des Militärs in jenen Tagen in Hiroshima zu sagen hat. «Schon vor der Pika (dem Bombenschlag) waren das Militärarsenal und die meisten Kasernen leer gewesen, und Anfang April waren bereits die Offiziersfamilien evakuiert worden, während danach allen Zivilisten das Verlassen der Stadt verboten wurde. Ein Gesuch zu stellen, wäre daher zwecklos gewesen.

Ob die Armee in den Bergen Kasernen und Befestigungen gebaut hatte, war jetzt unwesentlich. Fest stand nur, daß wir im Stich gelassen und wehrlos waren. In meinem Kopf drängten sich Gedanken, die ich nicht haben durfte» (S. 90). Hiroshima, das wird durch dieses Buch so deutlich wie möglich, ist eine letzte Frage an die Völker, ein letztes Wort über den Krieg. Muß die lebendige Seele, als die der Mensch von Gott geschaffen wurde, deren Größe durch dieses ganze Tagebuch aufleuchtet mit einem Licht, das heller ist als das der Sterne, dem Fürsten dieser Welt verfallen bleiben? Muß sie nicht endlich sich in allen Völkern aufraffen wie der verlorene Sohn und – endlich, endlich zu dem Vater zurückkehren, der sie brüderlich vereint?

Das Vorwort zum Tagebuch schrieb ein amerikanischer Arzt, Dr. Warner Wells, dessen letzte Worte auch hier stehen mögen: «Wir alle werden uns unermeßlich belohnt fühlen, wenn dieses Tagebuch dazu beiträgt, unsere Erinnerungen wachzuhalten, unsere Phantasie anzuregen und unsere Gedanken über Kriege, vor allem das Grauen eines Atomkrieges zu berichtigen. Denn wenn wir die Humanität nicht zu neuem Leben erwecken können, sind wir verloren . . .» A. B.

Dr. Silvio Fanti: «Ich habe Angst» (deutsche Ausgabe). Mundus-Verlag, Stuttgart.

Zum Abschluß dieser «Dokumente zur gegenwärtigen Situation» möchten wir noch auf ein Buch hinweisen, dem wir aber vorerst einige Fragen und Bemerkungen

voranstellen wollen: Oft wird gesagt, man dürfe den Menschen vor der Atomkraft keine Angst machen, man solle ihnen Vertrauen geben in die Zukunft, es werden alle geeigneten Schutzmaßnahmen erfunden werden usw. Diese Bagatellisierungen und «Beruhigungen» würden wohl nicht getätigt werden, wenn dahinter nicht Krieg, Gewalt, Konkurrenz, Mammon und Prestige stünden, diese Mächte, denen weder ein einzelnes noch Millionen Menschenleben heilig und wert sind und denen Lüge und Vermessenheit gerade recht sind, um die Völker zu täuschen und zu schädigen. Es ist doch offenkundig, daß heute jede Vorsicht (eben Vor-Sicht) in einem Maße fehlt, die einfach verbrecherisch ist. Alles muß im Eiltempo gehen, damit «der andere» (wer ist das: ein Feind, ein Freund, ein Menschenbruder, ein Brudervolk?) übertrumpft werde. Kriegerische und «friedliche» Atomverwertung, alles wird durcheinandergebracht, aber den Völkern wird die «friedliche» Verwertung versprochen, vorgetäuscht, während man zum Beispiel jetzt wieder in Australien experimentiert, wie weit Lebewesen die Chancen eines Überlebens haben und dabei genau weiß, daß jedes dieser Experimente ungezählten Menschen schon jetzt ein nicht mehr lebenswertes Dasein bereiten könnte. Heute ist es doch so: Entweder man setzt sich über die Angst hinweg (die einmal ja doch ausbricht, wenn es so weitergeht!) und vegetiert einer fragwürdigen Zukunft entgegen; oder man kommt an den Rand der Verzweiflung und nimmt sich das Leben. Ein Drittes gibt es aber doch: Man weiß um die Angst, leidet sie mit und durch, findet aber zum wahren und einzigen Helfer und Retter, zu Jesus Christus, und kämpft für ihn und mit ihm für den Frieden und ein menschenwürdiges Dasein. Diese dritte Möglichkeit sah und fand in dem vorliegenden Buch, das ein Tatsachenbericht ist, der Mann, ein hochgestellter UNO-Delegierter, nicht. Er ging zum Psychoanalytiker und schrie dort seine Angst heraus. Das ist der Inhalt des Buches. Wir erfahren alles, was diesem Intellektuellen Angst machte, alle seine Bedenken, seine Erfahrungen mit der Sinnlosigkeit der heutigen Welt, seine brennenden, ihn zermürbenden Fragen, sein außergewöhnliches Streben nach Aufrichtigkeit, Wahrheit und dem Sinn des Lebens. Er hat es sich nicht leicht gemacht. Vielleicht hat er «Vorarbeit» geleistet für uns; vielleicht hat er in vielen Selbstmördern oder Irrenanstaltsinsassen und «verfehlten Existenzen» Leidensgenossen, «Kameraden der Angst». Sie alle sind ernster zu nehmen als die Lauen, Leichtfertigen, Gleichgültigen, Frivolen, Überheblichen. Das Buch ist erschütternd, vor allem, weil kein «Ausweg», keine «Heilung» gefunden wurde. Ein irdischer Mensch hätte ihm wohl keine Heilung bringen können. Der Psychoanalytiker, der ihm helfen wollte, glaubt, es wäre möglich gewesen, wenn der Patient endlich von sich selber gesprochen hätte. Hier liegt ein Rätsel verborgen. Man fragt sich: wäre das wirklich möglich gewesen bei diesem Mann, der sich doch eigentlich selbst vergessen hatte im Nachsinnen über die Welt und das menschliche Leben an sich? Der Psychoanalytiker steht da seltsam am Rande und er macht sich selber Gedanken und bittet sein Leserpublikum um Aussprache. Es ist wirklich an uns, diese Aussprache mit uns selbst und mit allen Menschen, mit denen man es zu tun hat, zu beginnen und zur Tat werden zu lassen. Das absolute Durchdenken in gemeinsamem Ringen ist Tat und ist vielleicht notwendend, auch die Aussprache mit dem Psychoanalytiker und mit dem, der Angst hatte. Doch würden wir, wie es am Beispiel edelster Menschen so furchtbar deutlich wird, erst recht versinken und in einen Leerlauf geraten, wenn wir nicht Jesus Christus unter uns und ihn als «Vorredner» hätten und wenn wir nicht wüßten, daß die Kraft des Vertrauens zu ihm, die Reinigung der Seele vor ihm und das von allen andern Bindungen freie Einstehen für ihn uns wohl auch in schwere, aber niemals ausweglose Situationen bringen wird. Es wird schwer sein, den Menschen die Wahrheit zu sagen und sie auf die Wahrheit zu verpflichten, aber wir haben doch alle Gott als Helfer, und ihm wollen wir mehr vertrauen als der Atomkraft, ihm allein und nicht der «friedlichen» Atomkraft dienen, die von Beginn an im Zeichen des Krieges und des Mordes gebraucht wird von Menschen, die sein wollen wie Gott. *C. W.-St.*

Fritz Katz: «Weltproblem Hunger». Verlag des Instituts für Geosoziologie und Politik. Bad Godesberg. 1956.

Neben die von unserem Freunde Dr. Kramer geschriebene Broschüre «Der Welthunger und die Christen», tritt nun in deutscher Sprache die Schrift von Dr. med. Fritz Katz: «Weltproblem Hunger». Sie leistet einen guten Dienst dadurch, daß der Verfasser in einigen gedrängten Kapiteln das wichtigste Tatsachenmaterial über dieses Problem vor uns ausbreitet. Er hat dazu die besten Veröffentlichungen über diese Frage aus den letzten Jahren benutzt und die Schrift am Anfang mit einem Literaturverzeichnis versehen, in dem alle wesentlichen Bücher und Broschüren angegeben sind. Einige der wichtigsten harren noch der deutschen Übersetzung. In den beiden ersten Hauptkapiteln: «Das Gesicht der Weltarmut» und «Die Schändung der Erde» zeigt Fritz Katz den Umfang der Not und die Größe der Gefahr, die die Menschheit von heute und morgen immer mehr heimsuchen wird, wenn sie nicht von Volk zu Volk und von Mensch zu Mensch ihrer hungernden Brüder gedenkt und vor allem auch die gewissenhafte Verwaltung und Bebauung der Erde tatkräftig in Angriff nimmt. Das Kapitel über «Ansätze zur Abhilfe» zeigt die verschiedenartigsten Versuche zur Selbsthilfe in den am stärksten betroffenen Völkern der Erde und die immer noch absolut ungenügenden Versuche der Hilfe. Die Völkerwelt taumelt weiter einem Schicksal entgegen, das ihr die Vergrößerung ihrer Leiden und ihres Elends zusammen mit unvorstellbaren Katastrophen bringen wird, wenn nicht eine «Revolution im Denken» der heutigen Menschheit einsetzt, die eine Zuwendung zu den wirklichen menschlichen Problemen und ihre Bewältigung in einem Geist weltweiter gegenseitiger Verantwortung und gemeinsamem Einsatz verlangt. Darüber spricht Fritz Katz im Schlußabschnitt: «Die Aufgaben der Weltentwicklung». In seinen Schlußfolgerungen weist er auf die gerade für dieses Problem verhängnisvolle *Richtung* hin, in der die Weltpolitik sich immer noch bewegt und damit ein Hauptproblem der Menschenwelt verfehlt. «Verfall und Untergang in einer Atomkatastrophe oder Einfügung in eine friedvolle Weltentwicklung auf Gegenseitigkeit — das ist die Alternative, vor die uns moderne Wissenschaft und Technik stellen. Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein. Man beklagt oft, daß es an einem idealen und zugleich praktischen Ziel fehle, für das man die Jugend begeistern könne, an einem Ziel, für das sich der freudige Einsatz aller Kräfte lohnt. Hier ist es.» Besonders dieser letzte Gesichtspunkt scheint uns äußerst wichtig. Statt Militärdienst für die Jugend der Völker zu Mord, Verbrechen und Untergang, Menschendienst an den Notleidenden und unter den Notleidenden. *A. B.*

Richard F. Behrendt: «Problem und Verantwortung des Abendlandes in einer revolutionären Welt». J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen. 1956.

Zufällig sind wir auf die Arbeit des Berner Professors für Soziologie und internationale Wirtschaftsorganisation zu diesem Thema gestoßen. Hier ist endlich einmal wieder neben soviel selbstgerechtem Propagandageschwätz und abendländischer Engstirnigkeit, abendländischem Egoismus und Selbstgerechtigkeit die Verantwortung und Aufgabe des Abendlandes in einer revolutionären Welt, die *eine* Welt geworden ist, gesehen und in ihrem weltweiten Zusammenhang dargestellt. Gut herausgearbeitet sind die Leitlinien gleichsam dieser revolutionären Welt in ihren Hauptkräften und ihr Zusammenhang mit der Expansion des Abendlandes samt ihren Wirkungen in der ganzen Welt. Diese Welt ist bis in den hintersten Winkel revolutioniert, und das Bewußtsein der Menschen in ihr ist in einer ebenso gewaltigen Gärung begriffen wie das Gefüge ihrer Lebenswirklichkeit selbst. Dieser Weltlage gegenüber, zu deren Verständnis vor allem auf dem ökonomischen Gebiet er seinen Beitrag leistet, unterstreicht Richard F. Behrendt die Verantwortung des Abendlandes, das von einer in dieser Form abgeschlossenen Expansion und Beherrschung sich zu Verantwortung und echtem Dienst durchringen muß, wenn es nicht mit dem Wertvollen, was es auch heute noch als Beitrag zu bieten hat, von den revolutionären Kräften in der Welt beiseitegeschoben und eliminiert werden will.

Es ist erschütternd, beim Lesen auch dieser Broschüre zu erkennen, wie sich die Welt dem Abendland zur Erfüllung einer großen menschlichen Aufgabe darbietet und wohl auch wieder öffnen würde, wenn es den Weg der Verantwortung und der «Nächstenliebe als Realpolitik» (Fr. Nansen) einschlüge, wie aber statt dessen seine *Verhärtung* sich nicht zu lösen, sondern immer mehr fortzuschreiten scheint. Auch Behrendt kommt in einem Schlußabschnitt auf die soziale und vor allem technische Hilfe zu sprechen, die das Abendland leisten könnte und sollte. Er unterstreicht damit die Richtung, die ein verantwortliches Abendland einschlagen müßte. Wir wissen, daß er auch für die Schweiz eine wesentliche Aufgabe in dieser Richtung sieht, was wir von uns aus nur unterstützen können. Diese Sache sollte stärker an das Schweizervolk herangetragen werden und vor allem zum Nachdenken über die wirkliche Lage und Aufgabe der Schweiz anregen. Nur am Rande sei zum Schlusse noch bemerkt, daß wir bei Behrendt eine fundierte und saubere Beurteilung und Einordnung des Kommunismusproblems in die wirkliche Weltlage antreffen, die in der heutigen Schweiz nur selten zu finden ist. *A. B.*

Ernst Schwarcz: «Rassenprobleme von heute». Sensen-Verlag, Wien. 1956.

Diese Broschüre reiht sich den oben besprochenen ebenbürtig an. Zum Problem selbst hat die vorletzte Nummer der «Neuen Wege» einige Beiträge geliefert. Ernst Schwarcz beginnt seine Arbeit mit der Behandlung der *Judenfrage*, weil sie gleichsam den Kern und die Tiefe aller Rassenprobleme spiegelt und vor allem nach wie vor unsere volle Wachsamkeit und Stellungnahme fordert. Sodann führt uns der Verfasser in die Erdteile *Afrika* (Marokko, Goldküste, Südafrika, Südwestafrika (Kenia), *Amerika* (die Negerfrage, Südamerika), *Asien* (Indonesien, Indochina, Japan), *Australien, Europa* und faßt in einem Schlußwort das Gesamtproblem in einem eindringlichen Gewissensappell zusammen. Mit Recht weist Ernst Schwarcz auf «die große Wendung der europäischen Politik» und der gesamten Haltung und Gesinnung des europäischen Menschen hin, die geschehen *muß*, wenn noch eine Rettung und eine wirkliche Lösung dieser menschlichen Grundfragen sich anbahnen soll. *A. B.*

«Letzte Briefe aus Stalingrad.» C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 68 Seiten.

Über die Herkunft der «Letzten Briefe aus Stalingrad» ließe sich eine abenteuerliche Geschichte schreiben. Als die letzte Maschine aus dem Kessel hinter der deutschen Front landete, wurden auf Befehl des Führerhauptquartiers sieben Postsäcke beschlagnahmt. Aus den dort vorhandenen Briefen wollte man die Stimmung im Kessel von Stalingrad kennenlernen. Diese Briefe wurden nach Inhalt und Tendenz geordnet dem Oberkommando der Wehrmacht übergeben. Die «Stimmung» der Truppe, die bis zum Endkampf um Stalingrad als vorzüglich galt, war durch Hitlers Wahnsinnsbefehl, keinen Schritt aus der belagerten Stadt zu weichen, ins Gegenteil umgeschlagen. Etwas über der Hälfte der deutschen Truppen waren die Augen aufgegangen; diese Männer verurteilten Hitlers Strategie. Andere wieder hatten keine eigene Meinung und fanden sich in der veränderten Lage nicht zurecht.

Die Briefe zeigen uns, wie weit der Zerfall des christlichen Glaubens durch die nationalsozialistische Ideologie bereits fortgeschritten war. Doch gab es auch gläubige Christen in der «Hölle von Stalingrad» und solche Soldaten, denen erst hier, in der tosenden Vernichtung, der Glauben geschenkt wurde.

Über das Weihnachtsfest 1942 schreibt ein deutscher Soldat: «Ich las meinen Jungen aus dem Evangelium des Heidenchristen Lukas die Weihnachtsgeschichte vor, gab ihnen hartes schwarzes Brot als heiliges Opfer und Sakrament des Altars, als den wahren Leib unseres Herrn Jesu Christi, und erflehte für sie Gnade und Erbarmen. Wir blicken in keine Nacht ohne Ende. Wir geben unser Leben in Gottes Hand zurück.»

Ein Hitler-Jugendführer schreibt: «Der Führer hat fest versprochen, uns hier herauszuhauen ... Ich glaube es heute noch, weil ich doch an etwas glauben muß. Wenn das nicht wahr ist, woran sollte ich dann noch glauben? Laß mir diesen Glauben, liebe Greta, ich habe mein ganzes Leben oder wenigstens acht Jahre davon immer an den Führer und sein Wort geglaubt.»

Heute wissen wir, daß die «Hölle von Stalingrad» noch weit übertroffen wurde durch die Hölle von Hiroshima und Nagasaki. Heute, wo man in West und Ost wie eh und je von der Verteidigung der Heimat spricht und mit vielen Millionen DM die Jugend wehrbegeistert stimmen möchte, warnen uns die Toten von Stalingrad, den «alten Soldaten» auf den Leim zu kriechen: «Der Tod mußte immer heroisch sein, begeisternd, mitreißend für eine große Sache aus Überzeugung. Und was ist es in Wirklichkeit hier? Ein Verrecken, Verhungern, Erfrieren ... sie fallen um wie die Fliegen, und keiner kümmert sich darum und begräbt sie. Ohne Arme und Beine und ohne Augen, mit zerrissenen Bäuchen liegen sie überall. Man sollte davon einen Film drehen und den ‚schönsten Tod der Welt' unmöglich machen. Es ist ein viehisches Sterben, das später einmal auf Sockeln aus Granit mit ‚sterbenden Kriegern', die Binde um den Kopf oder Arm, veredelt wird.» *H. H.*

Stimme: «Wir müssen im Namen Gottes das Elend ansehen, wie es ist und nicht darüber weggehen, als ob das eine gleichgültige Sache wäre, ob in den elenden äußeren Verhältnissen Hilfe komme oder nicht. Da wird einmal der Schwerpunkt aller Taten Gottes zu suchen sein; das, was Gott eigentlich getan wissen will, das wird sich in den äußeren Verhältnissen der Menschen zeigen; da soll man es schauen, da soll es herauskommen, daß Gott Herrscher ist, daß er der Gerechte ist, der Wahrhaftige, der Gute und der Barmherzige ist, der eine neue Welt erschafft und den Menschen Geist gibt, daß sie auch können in Gemeinschaft miteinander so leben, daß man sie selig heißen kann. Und ganz besonders die Gemeinschaften der Menschen, das, was in den Gemeinschaften der Menschen so unselig macht, soll anders werden; denn wenn wir es genau überlegen, so müssen wir sagen, daß in den Verhältnissen der Menschen zueinander die Hauptursache allen Elendes ist. Warum sind die Elenden elend? Sie werden durch Menschen elend! Warum sind die Armen arm? Sie werden durch Menschen arm. Warum sind die Geplagten geplagt? Sie werden durch Menschen geplagt. Warum sind die Hungrigen hungrig? Sie haben kein Brot von den Menschen, die es ihnen schuldig wären. Warum sind die Gefangenen gefangen? Die Menschen haben sie in Gefängnisse gelegt! Warum sind sie verfolgt, gefoltert, getötet, in allerlei Verhältnissen blutig niedergeschlagen? Menschen tun es den Menschen! Und warum ist unser Herz oft so geplagt? Weil unser Verhältnis mit andern Menschen nicht recht wird ... Wenn man aber vom Reich Gottes redet, was ist es denn? Es besteht doch in gar nichts anderem, als daß es in unserem Herzen den Geist gibt, der uns lehrt, mit Menschen zu leben und richtig zu verkehren, so daß alles recht wird, so daß kein Leben mehr von mir unterdrückt wird, weil ich ein Herr bin; daß kein Leben mehr geschädigt wird, weil ich reich und groß werden will; daß niemand hungern muß, weil ich derjenige bin, der das Brot ißt und sagt: «Das Brot ist mein!» und der andere hat kein Brot. Da liegt das Reich Gottes; *der* Geist muß in Menschen gezeugt werden, damit man die Ordnungen findet oder die Einrichtungen oder die Gesetze Gottes, das Leben, welches wirklich Gott zu Ehren ein seliges Leben genannt werden kann. Ich weiß mir kein Reich Gottes zu denken, außer so komme es.

Christoph Blumhardt (aus: «Ihr Menschen seid Gottes», S. 403 und 405)

Die Sonne strahlt nicht mehr

1. Die Sonne strahlt nicht mehr,
sie ist verletzt und dampft.
Die Erde ist schon sehr
vom Militär zerstampft.

2. Die Luft ist voller Gift
für Pflanzen, Mensch und Tier.
Du weißt nicht, wann's dich
trifft,
du bist in Tod's Revier.

3. Das Meer ist nicht mehr frei,
Unmenschen hausen dort,
die knallen sie entzwei
die Welt, und knallen fort.

4. Die Schöpfung wird entehrt,
kein Recht schützt ihre Pracht,
der Bruder mitverheert,
und feige Meute lacht.

5. Wenn du dich jetzt nicht wehrst,
du Mensch und Opfertier,
wenn du nicht aufbegehrst,
dann wehe, wehe dir!

6. Die Sonne stirbt dahin,
die Liebe stirbt mit ihr,
die Freude ist im Flieh'n,
nur Leere hängt an dir.

7. Dann brennt ein kaltes Licht
in ein verderbt Gebein,
das Menschenangesicht —
wie schaurig geht es ein!

8. Noch ist ein Atemzug
dem frei und rein
geschenkt,
der über Teufelstrug
zu Gott hinüberdenkt,

9. dem, der jetzt alles tut
in zubemeß'ner Frist
und sich des Teufels Brut
entgegenwirft als Christ.

10. Es braucht den letzten Mann
und aller Frauen Kraft,
zu brechen diesen Bann,
der Weltenunheil schafft.

11. Zu Jesus drängen wir
in dieser Todesnot
und tragen sein Panier,
genährt von seinem Brot.

12. Für ihn ganz einzustehn
gibt unserm Kampf den Sinn,
Machtwelt muß nun vergeh'n,
Christus ist Neubeginn.

Juli 1956

Carmen Weingartner-Studer

Zu Sophie Widmers 80. Geburtstag

(24. Oktober 1956)

Liebe Freundin!

Wir haben nicht den Platz in den «Neuen Wegen», jedes ..zigsten Geburtstags unserer Mitglieder, Mitarbeiter und Freunde zu gedenken. Wir machen da wirklich Ausnahmen für Ausnahmepersonen. Und eine solche Ausnahmeperson sind Sie fraglos.

Sie sind nicht «prominent» im «gewöhnlichen» Sinne, aber dafür im ungewöhnlichen Sinne. Sie sind keine Mitarbeiterin der «Neuen Wege», keine Rednerin in unsern Kursen, Zusammenkünften und Jahresversammlungen. Sie haben aber in früheren Jahren, noch zu Leonhard Ragaz' Zeiten, ihre musikalische Kraft voll und ganz für unsere Vereinigung eingesetzt. Aber über die Musik sprechen wir noch. Zuerst möchte ich auszudrücken versuchen, was Sie als Persönlichkeit sind und was Sie uns als Freundin und — eben doch — Mitarbeiterin bedeuten.

Bescheiden und unauffällig bewegen Sie sich in unserem Kreise, aber zu übersehen und zu überhören sind Sie nicht. Man spürt Ihre Gegenwart, ja, man kann ruhig sagen: es knistert, wenn Sie «um den Weg sind». Und warum? Weil Sie Ihr wunderbares, inneres Feuer, das direkt von Ihrem leidenschaftlichen Herzen ausgeht, nie verlöschen lassen. Sie fahren mit heftigem Wort plötzlich auf, wenn Sie etwas hören oder erleben, was Ihnen «gegen den Strich geht», nämlich gegen das, was Ihnen als Attacke gegen das Wahre, Rechte und Christusgemäße erscheint. Sie brummen und zischen, wenn Sie mit einer Meinung nicht einverstanden sind oder von unrechten Dingen erfahren. Sie belfern oder schütteln den Kopf — oder Sie rufen «Bravo» — je nachdem. Dies alles geschieht bei unsern Zusammenkünften aller Art. Sie sind immer dabei, äußerlich und innerlich, mit vollem Einsatz und unverwüstlichem Temperament. Sie sind uns die verkörperte Treue und Gegenwärtigkeit und — wenn wir schon immer klagen, wir hätten zu wenig Junge unter uns — die vorbildliche Jugendlichkeit. Jung zu sein, wenn man dem Alter nach jung ist, das ist keine Kunst; aber im echten Sinne jung sein, wenn man das «biblische Alter» längst überschritten hat — das ist nicht nur Lebenskunst und Tat an sich — das ist mehr, nämlich: lebendiger Beweis Christi, Glaubenszeugnis, Gottesbekenntnis. Und ist aber auch Offenbarung der Macht der Musik.

Ihr Leben lang waren Sie der Musik verpflichtet. Als Klavierlehrerin taten Sie Ihre Pflicht mit besonderem Eifer und mit der Geduld — gemischt natürlich mit anregendem Temperament! — die es braucht, um Suchenden und Strebenden Leiter und Leitstern zu sein.

Für den Stern braucht es eben das innere Licht, die Leuchtkraft eines glaubenden, unverzagten Herzens, die Treue zur Sache. Und als Sie «Alters halber» Ihr Amt aufgeben mußten, das Ihre Kräfte, vor allem Ihre Augen verbraucht hatte, so daß Sie jetzt der äußern Sehkraft bis auf einen kleinen Rest beraubt sind, spielten Sie trotzdem oft in unserm Kreise und erfreuten uns mit Ihrem musikalischen Temperament und Elan. Aber — jetzt nachträglich darf ich es gestehen — nach und nach ließen die technischen Kräfte nach, die Finger wollten nicht mehr so recht laufen, man mußte manchmal «die Augen zudrücken» (das heißt bei der Musik: hinweghören über «Böcke», die geschossen wurden). Dann wollten Sie sich einige Zeit nicht mehr ans Klavier setzen. So meinten wir. Aber wir hatten Sie noch nicht hoch genug eingeschätzt. Sie heißen nicht umsonst «Sophia» (die Weisheit), Sie machten Ihrem Namen (auch dem Geschlechtsnamen) Ehre: Sie «widmeten» sich einer neuen Weisheit, setzten sich zu Hause stundenlang ans Klavier und übten von Grund auf eine neue Methode der Fingertechnik ein. Und auf dem Flumserberg vor einigen Jahren, da Sie schon tief in den Siebzigern angelangt waren, spielten Sie uns miteinemmal ganze Beethovensonaten (und zwar die schwersten, die männlichsten!) auswendig vor, und zwar mit tadelloser, ausgefeilter Technik, mit gebändigtem Feuer, mit Akkuratesse, mit Zartheit und schlichter Sachlichkeit, mit einer rührenden Künstlerschaft und Versenkung, die uns seither immer wieder ganz köstliche, unvergeßliche Stunden schenkte und schenkt. Sie sind also doch eine «gewöhnliche» Prominente, eine Ausnahmeperson, die man wohl mit Recht feiern darf.

Wir wünschen Ihnen, die Sie auch eine so treue, aufmerksame Leserin der «Neuen Wege» sind, von Herzen Glück zu Ihrem Geburtstag und wünschen uns, daß Sie uns persönlich und der Vereinigung, unserer Sache, unserem Kampf noch lange, lange erhalten bleiben als schenkende und aufnehmende Kraft, die wir in jedem einzelnen Menschen so dringend nötig haben.

Im Namen der Religiös-Sozialen Vereinigung und der Freunde der «Neuen Wege» grüßt Sie in guter Verbundenheit

Ihre Carmen Weingartner-Studer

Es wird die Zeit kommen, und sie naht schon heran, wo die christliche Grundlage des Lebens, der Gleichheit, der Brüderlichkeit der Menschen, der Gemeinsamkeit des Gesetzes des Nicht-Widerstrebens so natürlich und einfach werden wird, wie uns jetzt die Grundlagen des Familienlebens, des gesellschaftlichen, des Staatslebens erscheinen.

Tolstoj, Das Reich Gottes, Eugen Diederichs, 1903, 1. Band, Seite 183.

Aufruf zu einer Jubiläumsspende

Unsere Zeitschrift «Neue Wege» darf im November/Dezember dieses Jahres ihren 50. Jahrgang vollenden. Ein halbes Jahrhundert des Kampfes um die Sache Christi und um den Frieden spricht aus den vielen Jahrgängen, die opfervolle Lebensarbeit unseres *Leonhard Ragaz*, der ein Mitbegründer der Zeitschrift und später ihr langjähriger alleiniger Redaktor bis zu seinem Lebensende war, lebt darin, und die geistige Mitarbeit, der volle Einsatz von ungezählten treuen Mitarbeitern formten und nährten diese Zeitschrift, die von Leonhard Ragaz einmal ein «Sturmvogel» genannt wurde.

Es wird Aufgabe unseres Jubiläumsheftes (November/Dezember 1956) sein, unter anderem auf die Stürme, die dieser Sturmvogel zu bestehen hatte, hinzuweisen. Der Sinn und Zweck unseres Aufrufes aber ist folgender:

Unsere Zeitschrift hat seit ihrem Bestehen mit schweren und schwersten finanziellen Sorgen zu kämpfen gehabt und hat es heute in besonderem Maße. Sie hat nur durch die immerwährenden Opfer ihrer Redaktoren, Mitarbeiter, Leser und Freunde, durch ihren Mut, ihr Vertrauen, ihre Treue getragen und gehalten werden können. Seit dem Zweiten Weltkrieg und infolge der unheilvollen Trennung innerhalb der Religiös-Sozialen Vereinigung hat sich die Abonnentenzahl sehr verringert. Trotz wiederholten Aufrufen zu vermehrter Abonnentenwerbung ist die Abonnentenzahl nicht in dem Maße gestiegen, daß auch nur eine einigermaßen «normale» Basis (zum Beispiel Bezahlung von Redaktion, Administration und Mitarbeitern, Vermeidung von allzu großem Defizit am Jahresende) geschaffen werden konnte.

Wir sind uns bewußt, daß die Abonnentenwerbung unserer Zeitschrift nicht so leicht ist, weil hinter der Zeitschrift eine Haltung, eine Gesinnung steht, weil sie oft unbequem ist, weil sie vom Leser eigenes, unabhängiges Denken, Drang zur Wahrheit, Besinnung fordert und weil sie gerade in der Schweiz größtenteils entweder verleumdet oder totgeschwiegen wird. Und für eine wirklich umfassende und wirksame Werbung und Bekanntmachung der «Neuen Wege» im deutschsprachigen Ausland, wo sie deutlich auf Zustimmung seitens vieler und wichtiger Menschen und Kreise stoßen, fehlen uns in jeder Beziehung die Mittel.

Wir glauben, daß die «Neuen Wege» weiterleben und weiterwirken müssen, gerade jetzt und heute, wo noch schwere, ja vielleicht tödliche Kämpfe gegen die dämonischen Kriegs- und Gewaltkräfte aus-

zufechten sind. Wir wissen es mit vielen Gesinnungsfreunden, daß ein Zusammenstehen, eine Konzentrierung «aller Menschen, die guten Willens sind», ein Gebot der Stunde ist. Und deshalb gelangen wir an alle unsere Abonnenten, Leser und Freunde mit der ebenso herzlichen als dringenden Bitte:

Gedenket des verflossenen 50 Jahre dauernden Kampfes und der persönlichen und gemeinschaftlichen Opfer und lasset diese Mühe nicht zuschanden werden;
gedenket der heutigen drohenden Situation der Menschheit und der Notwendigkeit des «auf dem Posten Stehens»;
gedenket der zukünftigen Arbeit und Mühe der Redaktion, der Administration und der Mitarbeiter unserer Zeitschrift «Neue Wege»

und spendet reichlich zu ihrem Jubiläum,

damit sie erhalten bleibt,
damit ihre Betreuer mit weniger Sorge in die Zukunft blicken können,
damit das Jubiläumsheft reichhaltig gestaltet werden kann,
damit eine gewisse Basis für aktive Werbung und aktuelle Beiträge geschaffen werden kann,
damit ein so nötiger *aktiverer* und weite Volkskreise erfassender *Friedenskampf* finanziell möglich wird.

Helft uns, Opfer zu bringen für unsere Sache und für den Frieden!

Auch neue Abonnenten und ebenso Meinungsäußerungen, Vorschläge, Hinweise für praktische Arbeit, für Abonnentenwerbung und Gestaltung der Zeitschrift sind uns willkommen. *Wir zählen auf Sie alle!*

Für die Religiös-Soziale Vereinigung
und für die Vereinigung der Freunde der «Neuen Wege»:
gez. *Carmen Weingartner-Studer*, Redaktion
Albert Böhler, Redaktion
Sofie Zoller, Administration
Trudi Spillmann, Quästorin

Spenden sind zu richten an das Postscheckkonto: Vereinigung «Freunde der Neuen Wege», Nr. VIII 8608, Zürich.

Dieser Aufruf sowie Einzahlungsscheine können gratis bezogen werden bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, Zürich 3.

Vorbemerkung der Redaktion

Wir bitten unsere Abonnenten, Leser und Freunde, die Erklärung der Redaktion am Schlusse des Heftes zu lesen.

Aus den dort dargestellten internen Gründen, aber auch wegen sich häufender äußerer Hindernisse konnte dieses letzte Heft des Jahres 1956 erst jetzt erscheinen, wofür wir unsere Abonnenten, Leser und Freunde sehr um Entschuldigung bitten.

Der Kampf der Zeit ist wichtiger, als nach außen ein Jubiläum zu feiern. So gestalteten wir das Heft nach den Notwendigkeiten dieses Kampfes. Selbstverständlich begleitete und bestärkte uns dabei gerade in der allgemeinen und in der besonderen eigenen Krisenzeit der Gedanke an die fünfzig Jahre des vergangenen Kampfes. Wir gedenken in Dankbarkeit und Verpflichtung der Gründer, der Mitarbeiter, der Freunde, der Abonnenten und Leser, die diese Zeitschrift und ihr Streben geschaffen und getragen haben. Und vor allem gedenken wir unseres Leonhard Ragaz, der einer der tapfersten, hochgemutetsten, in vorderer Linie stehenden Kämpfer in der Militia Christi gerade auch durch die «Neuen Wege» gewesen ist. Der Dank, den wir ihm und allen andern schulden, möge sich in der Treue und dem Willen zur Umkehr auch in unsern engern und weitern Reihen konkret bezeugen, besonders jetzt und heute, wo wir um der Sache und um der Wahrheit willen uns grundsätzlich Rechenschaft zu geben bemühen und den Kampf um solche Neubesinnung nicht scheuen wollen.

In diesem Sinne begrüßen wir unsere Abonnenten, Leser und Freunde im neuen Jahr, von dem wir nicht wissen, was es uns bringt, das wir aber antreten wollen als solche, die eine Neugeburt bejahen und sich ihr mit all ihren Wehen und Schmerzen zuversichtlich unterziehen wollen.

Die Weihnachts-Dreiheit

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden unter Menschen des Wohlgefallens. Lukas 2, 14.

Der Gesang der Engel über dem winterlichen Gefilde von Bethlehem, der Geburtsstadt des Königs, aus dessen Geschlecht der König der Menschheit entsprungen ist — der Friedenskönig dem Kriegskönig, der Gotteskönig dem König Israels —, ist durch den vielen Gebrauch und Mißbrauch so banalisiert und entwertet, daß man sich fast scheut, ihn auf Weihnachten zum Texte einer Betrachtung zu nehmen, die irgendwie den Sinn des Festes ausdrücken soll. Und doch — ist es nicht, als ob er über dem verwüsteten Gefilde dieser Erde mit einer

Frische, Neuheit und Herrlichkeit ertönte, als ob er noch nie vernommen worden wäre? Und enthält die hohe Dreiheit dieser Losung nicht in wunderbarer Hoheit und Einfachheit gerade das, was die heutige Welt am nötigsten hat?

1.

«Ehre sei Gott in der Höhe!»

In der Höhe! Wir haben zuallererst wieder etwas nötig, was *über* uns ist, etwas, das uns überlegen ist, etwas, das uns heilig ist, etwas, an dem unser Einzelleben wie das Leben der Welt sich orientieren kann. Wir brauchen eine Wahrheit, eine Wahrheit, die uns in Freiheit beherrschen, uns führen, richten und retten kann. Denn wir sind im Nebel des Truges bis zum Wahnsinn verirrt, tief in das Reich der Götzen geraten. Wir brauchen nicht nur Wahrheit, sondern *die* Wahrheit, die letzte Wahrheit, die Wahrheit, die selbst das Letzte und Unbedingte ist, die Wahrheit, die nicht nur Werte schafft, die relativ sind, die man eine Weile brauchen mag, solange es einem paßt, die man auch mißbrauchen mag, um sie dann, im einen oder andern Fall, mit andern zu vertauschen, sondern *die* Werte, die bei allem Wandel der Erkenntnis und Sitte doch die ewigen und heiligen bleiben. Wir brauchen die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist.

Aus dieser Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, stammt die Ehrfurcht vor dem, was *neben* uns ist — sagen wir noch allgemeiner: die Ehrfurcht vor dem, was uns umgibt, vor der Schöpfung, vor der Natur, vor dem Geiste, vor der Kreatur, vor dem Menschen. Diese Grundlage alles sittlichen Lebens für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft, diese heilige Quelle aller Menschlichkeit ist uns auf entsetzliche, in Hölle und Tod führende Weise verlorengegangen. Wir haben Dinge erlebt, die für den Fortbestand menschlicher Sitte und Sittlichkeit wie menschlicher Gemeinschaft vernichtend scheinen. Was wir am elementarsten nötig haben, nötiger noch als Brot und Kohle, ist, daß wir wieder Gott ehren. Gott ehren aber heißt, ihn in den Dingen ehren — in allem ehren, wenn auch auf verschiedene Weise, bald als frohes Staunen, bald als heilige Scheu. Gott die Ehre geben heißt, das heilige Recht sehen, das auf seiner Schöpfung liegt, das heilige Recht, dessen Stempel alle Dinge tragen, alle. Davor weicht alle zügellose Ausbeutung und Vergewaltigung der Natur und des Menschen, dieses deutlichste Zeichen der Gottlosigkeit, der praktischen, nicht bloß der theoretischen. Davor sinkt eine Technik zu Boden, welche zur schwarzen Magie geworden ist. Davor weicht der Fluch, der aus dieser Entartung erwächst, und erwächst der Segen, der aus der Schöpfung Gottes quillt.

Was wir zuallerletzt nötig haben, nötiger noch als Brot und Kohle, ist das, was die Alten Furcht Gottes nannten und was noch etwas mehr ist als Ehrfurcht, aber doch mit der Ehrfurcht verwandt, was ja nicht

mit Angst vor Gott zu verwechseln ist, sondern paradoxerweise die höchste Freiheit des Menschen ist, seine stärkste Macht gegen Welt, Teufel und Tod und, nebenbei gesagt, auch das tiefste Fundament aller Demokratie. Soli Deo gloria!

Diese Furcht Gottes ist aus den Seelen gewichen. Das ist die letzte Ursache ihres Verfalls. Darum ist auch das Recht zerfallen. Denn es vor allem ruht, wenn es nicht bloß Nützlichkeitserwägung ist, auf dieser Furcht Gottes. Wo sie wegfällt, da tritt die Haltlosigkeit ein, die Zügellosigkeit. Da wird die Unendlichkeit der Seele zur dämonischen Frechheit. Da wird alles möglich — alles!

Was wir nötig haben, noch nötiger als Brot und Kohle, ist die Ehre Gottes in der Furcht Gottes, die Ehre Gottes in der Erkenntnis und Empfindung *seines* heiligen Rechtes in allem.

Aber es liegt in der Losung von der Ehre Gottes noch ein weiteres Moment von elementarer Wichtigkeit, das meistens übersehen wird. Das Wort, das wir mit «Ehre» übersetzen und das im Griechischen Doxa heißt, im Hebräischen aber Schechinah, bedeutet eigentlich «Glanz», «Herrlichkeit». Und das ist von der elementarsten Bedeutung. Gottes Ehre bedeutet auch Ehre für den Menschen. Von Gottes Glanz her kommt Glanz auch auf ihn — auf jeden Menschen. Dieser Glanz sättigt ihn wie nichts sonst, wie kein Glanz der Welt und kein Glanz der Götzen. Aber diese Sättigung ist unserer Welt verlorengegangen. An ihre Stelle ist der Hunger getreten, welcher zur Gier wird, aber bei der Unendlichkeit der Seele wird auch die Gier unendlich, unstillbar durch die Endlichkeit, und damit Zerstörung, Zerstörung des Menschen, den die Gier beherrscht, Zerstörung der Natur, Zerstörung der Gemeinschaft, Zerstörung der Welt. Das entfesselte Begehren nach dem Alles wird zum Untergang im Nichts, der zügellose Drang nach dem Leben zur Herrschaft des Todes, der Hunger nach dem unendlichen Reichtum zur unendlichen Armut.

Was wir nötig haben, noch nötiger als Brot und Kohle, ist, daß sich wieder die Ehre Gottes als Glanz auf die Erde senke, als Glanz für jede Seele, auch die geringste, als Glanz auf die Gemeinschaft, als Glanz auf die Schöpfung. Aus diesem Glanze heraus entsteht aus der verwüsteten die erneute Welt. Nicht aus der Armut der Gier, sondern aus der Fülle Gottes kommt diese neue Welt.

2.

«Und Friede auf Erden!»

Das zweite Element der Weihnachtsdreiheit schließt sich mit innerer Notwendigkeit an das erste an. Es gibt Theologen, denen es sehr im Wege steht. Sie betonen die Ehre Gottes, freilich in einem Sinne, daß sie zugleich eine Ehre der Kirche und Theologie wird, oder doch die bloße Majestät eines Despoten-Gottes, aber von dem Frieden auf

Erden wollen sie nichts wissen. Sie deuten die Friedensverheißung von Weihnachten bloß auf den inneren Frieden, wie er aus der Verbindung mit Christus fließe. Als ob ein solcher innerer Friede, der neben und in einer friedlosen Welt bestünde, ohne verändernd und erlösend in diese vorzudringen, etwas anderes wäre als gottloser Egoismus, als ob ein Jünger Christi eines solchen Friedens fähig wäre! Nein, es ist der Friede der Erde, und das heißt: der Völkerfriede, der politische, der soziale Friede, der religiöse Friede — und gewiß auch, aber nur in Verbindung damit, der Seelenfriede des Einzelnen. Es ist jedenfalls auch die Überwindung des Krieges, die Abschaffung der Heere — nicht nur das, aber auch das. Auch das wird zu Weihnachten proklamiert, ob die Prediger des Christentums und die, wie diese selbst, halb bürgerlich, halb christlich Gestimmten, auf die vorhandenen Mächte und Ordnung Abstellenden, es merken und verstehen wollen oder nicht. Friede auf Erden — Friede über den Völkern, Friede über der Natur, Friede über der durch Christus erlösten und zu erlösenden Welt!

Was ist denn Friede? Friede ist, so sage ich, da, wo die rechte Ordnung der Dinge ist. Streit aber ist, schlimmer Streit — denn es gibt auch einen guten Streit! —, wo diese Ordnung gestört ist, wo vielleicht überhaupt keine Ordnung ist und die Dinge und Menschen darum wirr und feindlich aufeinanderstoßen. Friede ersteht, wenn die Ordnung, die rechte Ordnung, hergestellt wird.

Das kann auf eine doppelte Art geschehen.

Man kann die Dinge sozusagen von außen her, durch die Maßstäbe der Vernunft und des Rechtes, zu ordnen versuchen. Diese Ordnung des Rechtes schafft Frieden in den einzelnen Völkern — schafft, ins Innerliche übertragen, Frieden in der einzelnen Seele: auch hier ist die rechte Ordnung wesentlich — aber sie greift auch in die Völkerwelt über und wird zu einer Friedensorganisation der Welt. Auch das ist Gottes Wille und Gebot. Es zu verkennen ist, bei aller vermeintlichen Frömmigkeit und Tiefe, Mangel an Blick für Gottes Weg und Plan. Es ist eine Erfüllung der Weihnachtsbotschaft, es ist ein Glanz aus dem Glanz der Verheißung: «Friede auf Erden».

Aber es ist selbstverständlich und braucht nicht immer wieder mit Emphase geltend gemacht zu werden, geschweige denn, daß dazu besondere Tiefe nötig wäre: daß diese mehr äußere Ordnung der Welt zum Frieden hin nicht gelingen könnte ohne eine entsprechende innere Ordnung, daß dieser von den Menschen gemachte Friede nicht bestehen könnte ohne den Frieden, der aus Gottes Schöpfung und Erlösung quillt.

Friede besteht und entsteht, sagen wir noch einmal, wo die rechte Ordnung ist. Die rechte Ordnung der Dinge aber stammt aus Gott. Und das heißt wieder in erster Linie: die rechte Ordnung ist da, wo

die Dinge ihr Recht haben, jenes heilige Recht, das sie von Gott haben: wo die einzelnen Menschen, besonders auch die Schwachen und Armen, dieses Recht haben, wo die Völker dieses Recht haben, besonders die kleinen und geringen, wo die verschiedenen Schichten («Klassen») ihr Recht in den Völkern haben. Vom Recht, vom heiligen Recht strahlt Friede aus, das Recht, das heilige Recht ist der Friede. Das Recht ist die rechte Ordnung, und die rechte Ordnung ist der Friede.

Aber diese Ordnung ist in unserer Welt furchtbar zerstört worden. Die Macht aber, von der diese Zerstörung ausgegangen ist, läßt sich leicht definieren; es ist die Macht, durch die von Anfang an die Verstörung und Zerstörung in die Welt gekommen ist: die Selbstsucht. Sie ist das Urelement des Abfalls von Gott. Sobald nicht Gott mehr herrscht, sobald Gottes Herrschaft nicht mehr anerkannt wird, steht das Selbst da und will Gott sein. Damit aber ist der Gottesfriede des Paradieses zerstört und der Krieg entfesselt, der zum Krieg aller gegen alle (bellum omnium contra omnes) wird. Damit tritt an die Stelle der Furcht Gottes, die zur Ehrfurcht wird, die Gewalt. Damit löst sich jene heilige Ordnung auf, die in Gott gegründet ist, und tritt an ihre Stelle die Ordnung der Menschen, die zum äußeren Gesetz und irgendwie zur Diktatur wird, um sich in das Chaos der Gewalt aufzulösen. Es löst sich, von dem heiligen Band gelöst, die Menschengemeinschaft, die aus dem Einen Gott quillt, in die Vielheit von nur mehr sich selbst vergottenden Völkern und Staaten auf. Es löst sich das Gesamtgut der Schöpfung in den privaten Besitz auf, der nur an seine eigene Mehrung denkt. Es geht das heilige Zeichen verloren, das die Dinge von Gott her haben und das mit ihrem Werte ihre Eigenart kund tut. Es bläht sich die des Glanzes von Gott her beraubte Endlichkeit auf und wird zum Götzen. Sie tobt in ihrem unendlichen Anspruch gegen einander und wird zum Weltkrieg. Und die Atombombe wird zum einzig passenden Symbol dieses Zustandes. Denn wie eine von Gott losgekommene Weltanschauung die lebendige Natur in tote Atome zerlegt, die nur in einem mechanischen Zusammenhang stehen, durch Druck und Stoß, so hat sich die Menschenwelt in Atome zerlegt. Und nun wird als gewaltig bedeutsames Symbol die Atombombe über diese Erde gesetzt. Nun glänzt nicht mehr der Weihnachtsstern über uns, sondern hängt am Himmel diese Atombombe.

Sie hängt über uns, damit wir den Weihnachtsstern wieder sehen lernen, der die Weisen zur Krippe nach Bethlehem leitet. Denn nötiger noch als Brot und Kohle ist uns, daß wir wieder die Ordnung Gottes erkennen und anerkennen, daß wir das heilige Recht wiederherstellen, das Recht des Menschen, das Recht der Natur, das Recht der Seele gegen die Technik, das Recht Gottes gegen den Mammon. Aus dieser Wiederherstellung der Ehre Gottes in seiner Ordnung und seinem Recht glänzt der Friede auf: Friede auf Erden!

3.

«Und an den Menschen ein Wohlgefallen.»

Es heißt eigentlich: «Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden unter Menschen des Wohlgefallens» oder auch «durch Menschen des Wohlgefallens». Dieses Element der Weihnachtsdreiheit bildet sozusagen bloß einen Anhang zu den andern. Die übliche Übersetzung aber lautet: «Und an den Menschen ein Wohlgefallen». Damit gewinnt dieses dritte Glied eine den zwei andern ebenbürtige Selbständigkeit. Und es ist recht so. Denn es hat, in der Verbindung mit den andern, seinen besonderen Sinn und besonderen Wert. Gerade für unsere heutige Welt. Denn dieses Wohlgefallen ist uns verlorengegangen.

Welches Wohlgefallen? Was ist der Sinn dieser Losung?

Man kann antworten, es sei Wohlgefallen *Gottes* an den Menschen gemeint, und kann erklären, durch Christus sei das verlorengegangene Wohlgefallen Gottes an den Menschen wieder hergestellt worden und werde es immer wieder neu hergestellt. Gewiß ist diese Erklärung nicht falsch. Aber sicher ist es, gerade auch auf Grund davon berechtigt, dieses Wohlgefallen auch so zu verstehen, daß es eines von Mensch zu Mensch bedeutet. Dann ist das der Sinn dieses dritten Tones der Weihnachtslosung: die recht verstandene Ehre Gottes in der Höhe und der Friede auf Erden sind nur möglich, wenn der Mensch Wohlgefallen am Menschen hat.

Und das ist, wie gesagt, eine elementare Notwendigkeit. Es ist noch nötiger als Brot und Kohle. Aber gerade das ist uns auch wieder verlorengegangen. Dieses Wohlgefallen des Menschen am Menschen. Diese Behauptung scheint zwar auf den ersten Blick fast das genaue Gegenteil der Wahrheit zu sein. Denn was ist charakteristischer für unsere Zeit als die Selbstvergottung des Menschen? Das Eritis sicut deus? Aber diese Antwort ist nicht stichhaltig. Vielmehr erklärt sich diese Selbstvergottung des Menschen gerade damit, daß ihm jener «Glanz» von Gott her verlorengegangen ist, von dem wir geredet haben und der zur Ehre Gottes gehört. Nun will er, allerdings ohne Erfolg, die Ehre Gottes durch die eigene Ehre und damit Gott durch den Götzen ersetzen.

Auf zwei Linien ist das Wohlgefallen des Menschen am Menschen verlorengegangen: auf einer weltlichen und einer geistlichen. Auf der weltlichen hat man den Menschen aus dem Kind und Ebenbild Gottes zu einem bloßen Gebilde der Natur, ja zu einem Tier unter andern Tieren gemacht, wenn auch zum höchsten der Tiere — um von der «blonden Bestie» Nietzsches und der einfachen Bestie Spenglers zu schweigen. Wie könnte der Mensch an *diesem* Menschen Wohlgefallen haben? Höchstens eines im Sinne von ästhetischer Bewunderung, aber nicht von Ehrfurcht und Liebe. Aber die weltliche Linie der Entartung des Menschen wird von alters her und in der neuesten Zeit

wieder von neuem durch eine geistliche ergänzt. Hier wird der Mensch auch viel weniger als Kind und Ebenbild Gottes betrachtet, sondern in erster Linie als Gefallener, zum Guten Unfähiger, Verächtlicher, und die Geringschätzung des Menschen gilt als Zeichen des religiösen Ernstes, als Beweis, daß man die Ehre Gottes allein gelten lasse und die Ehre des Menschen als eine sehr zweifelhafte Sache betrachte. Und auch an *diesem* Menschen kann der Mensch kein Wohlgefallen haben.

Aber ich wiederhole: Auch dieses Wohlgefallen des Menschen am Menschen haben wir noch nötiger als Brot und Kohle. Ohne die Freude des Menschen am Menschen, ohne die Ehre, die wir, sicher von Gott aus, dem Menschen geben, können wir keine Friedenswelt und keine Welt der sozialen Gerechtigkeit aufbauen. Ohne sie werden wir nur dem Reich und der Macht des Bösen einen Respekt zollen, der seine Herrschaft befestigt und in letzter Instanz bloß die Gewalt als das Prinzip der Ordnung der Welt anerkennt.

4.

Das ist die ungeheure, elementare Bedeutung der weihnachtlichen Dreiheit, die, wie wir immer wieder gesehen haben, eine weihnachtliche Dreieinigkeit ist. Ohne sie ist der Zerfall der Welt in Chaos, Hölle und Tod unaufhaltsam. Nur wenn sie wieder zur Geltung kommt, kann die neue Welt aufgebaut werden. Hier muß die fundamentale Revolution einsetzen, ohne die alle andern Revolutionen, so gut und notwendig sie an sich sein mögen, den Zerfall in sich tragen.

Aber wie kann sie wieder zur Geltung kommen? Das ist die Frage, die sich nun mächtig erhebt.

Die Antwort ist ebenfalls weihnachtlich und lautet: durch *Christus*.

Man kann das, was Christus bedeutet, gerade in diesem Zusammenhang besonders herrlich, großartig und tief erkennen. In Christus leuchtet die Ehre Gottes über der Welt auf. Er ist, wie Blumhardt einmal sagt, der Glanz Gottes bei den Menschen und der Glanz des Menschen bei Gott. In ihm erscheint jene Heiligkeit Gottes, die uns zur Ehrung Gottes, zur rechten Furcht Gottes, in der Tiefe verbunden mit dem Wissen um die Sohnschaft, zwingt. Es wäre schwer, im Blick auf die heutige Menschenwelt Gott, dem Schöpfer, die Ehre zu geben, wenn nicht Er in der Mitte dieser Menschenwelt stünde, Er, und alles, was ihm vorausgeht und ihm nachfolgt. Von ihm und dem, was ihm vorausgeht und nachfolgt, geht jenes Licht aus, das zum *Gericht* über die Welt wird und das uns den Sinn des Gerichtes verstehen läßt, das nun vor unseren Augen über die Welt ergangen ist und ergeht und das uns die Furcht Gottes lehrt. In der Verbindung mit ihm gewinnt die ganze Schöpfung erst recht ihre Heiligkeit, so wie sie ein Franziskus erkannt hat, ein Pestalozzi und ein Blumhardt. In der Verbindung mit

ihm gewinnt jedes Menschenwesen, auch das weltlich bescheidenste, jenen Glanz, der es groß macht, der ihm eine unendliche Bedeutsamkeit gibt. Dieser Glanz breitet sich aber über alle menschlichen Dinge, über alle Schöpfung aus und öffnet den Blick in eine ewige Welt, in das Reich Gottes mit seinem Leben und Reichtum. «Aus seiner Fülle nehmen wir», wie Johannes sagt, «Gnade um Gnade» und aus ihr kann die Lösung der Weltprobleme in Gottes Liebe kommen statt im Weltkrieg.

Aus ihm kommt auch jene Ordnung, welche den Frieden bedeutet. Denn in ihm erscheint jene Macht der Liebe, welche den ganzen Egoismus der Welt niederwerfen kann. Diese Liebe allein stellt die verlorene rechte Ordnung der Dinge wieder her. Sie hat den Blick und sie allein — man denke an Pestalozzi! — für das heilige Recht des Menschen, besonders auch des Schwachen und Geringen. Und so ruht unsere Hoffnung auf Frieden auf Ihm — auf seiner Macht, auf der Erwartung seines neuen Kommens. Er ist unsere Bürgschaft, eine ganz feste Bürgschaft, fester als alle Gewalten der Welt und der Hölle.

Und durch ihn, in ihm wird das Wohlgefallen der Menschen an den Menschen geschaffen — wieder geschaffen, wo es verloren ist. Und zwar so, daß durch ihn das Wohlgefallen Gottes an dem Menschen sich mit dem Wohlgefallen des Menschen am Menschen verbindet und dieses aus jenem quillt. Denn in ihm ist ja Gott selbst in der Verbindung seiner Heiligkeit und Liebe in die Menschenwelt gestellt. Er ist *der Mensch*. In ihm können wir den Menschen nicht nur ehren, sondern auch lieben. Wir können es, wir müssen es. In ihm leuchtet die Schönheit und Größe des Menschen in der Welt auf. Von ihm aus aber breitet sie sich über alle Menschen aus. Denn sie sind als Menschen seine Brüder. Sein Glanz, der Glanz Gottes, geht auf jeden von ihnen aus. Er fällt auch auf den Geringsten und auch auf den Verlorensten. In ihm, aus ihm können wir jenes Wohlgefallen am Menschen schöpfen, aus dem wir die Welt des Gottes- und Menschenrechtes, die Welt der Gerechtigkeit und des Friedens erhoffen, erwarten und aufbauen können. Immer wieder schöpfen wir, ermüdet, enttäuscht, vielleicht angeekelt oder verbittert, aus ihm Kraft, Mut und Freudigkeit dazu.

Und so stellt uns Weihnachten nicht bloß mit seiner Dreiheit die großen und entscheidenden Forderungen und Fundamente für die neue Erde vor Augen, sondern auch die Möglichkeit ihrer Verwirklichung, sogar ihre Verwirklichung selbst in Christus, der da war und der da kommt, der aber auch *ist*.

Leonhard Ragaz

Das Kind

«Von allen Seiten umgibst du mich . . .» (Ps. 139, 5)

Rings das Chaos rast
wider allen Sinn,
Unter schwerer Last
Mensch den Menschen haßt —
Kommt Er zu uns hin,

Kind in Bombennacht,
arm und heimatlos.
Gellend Hölle lacht.
Birgt d o ch Mirjams Schoß
Ihn, des heimlich Reich
wächst in wirrer Welt,
deren Antlitz bleich
angstvoll, maskengleich
fratzenhaft entstellt,

Die sich höhlt in einen Schacht,
da wir krochen ein.
O du Glanz,
der die Nacht
ganz zerbricht:
Gott im Kind so klein!

Ernst Kühler

Worte von Christoph Blumhardt in das Menschenjahr hinein

Wir stehen im Zeichen der Ewigkeit, des Ewigen, im Zeichen des Gottes, der uns Menschen geschaffen hat, daß wir sein Ebenbild seien, und der uns in den Stürmen der vergänglichen Welt nicht will ins Vergängliche versinken lassen, sondern zu sich ins Ewige ruft, so daß wir Unsterbliche sind, zeitlose, ewigkeitsvolle Wesen, im Geiste dem verwandt, von dem wir herstammen. Diesen Sinn zu stärken in vielen Menschen, und die Kraft des Ewigen in vielen Menschen zur Wahrheit zu bringen, ist meine Aufgabe, und zwar – darf ich vielleicht wohl sagen – in besonderem Maße, denn ich verstehe unter dem Ewigen etwas ganz Reelles; nicht in dem Sinn, daß wir es erst zu erwarten hätten im

Jenseits, wie viele meinen, das ewige Leben fange erst an, wenn sie gestorben seien, sondern in dem Sinn, daß das Ewige, das ewige Leben uns Erdenkindern geradesogut mitgeteilt werden kann wie denen, die überirdisch sind oder geworden sind. In diesem irdischen Sinn meine ich das Ewige, in dem Sinn, in welchem Gott seinen Sohn, den Menschensohn, den wahrhaftigen Menschen ins Fleisch gesendet hat, damit im Fleisch aufgehe die Herrlichkeit Gottes, und der Mensch ebenso wie alle Himmel, in gleicher Seligkeit wie alle Engel Gott als den Vater preise und seiner Gerechtigkeit und Wahrheit Genüge leiste. Solch Ewiges muß in unsern Herzen sein, damit wir zeitlose, ewigkeitsvolle Menschen sind, daß wir in unserem Herrn, dem Christus der Welt, dem König aller Könige, sagen können: «Er lebt, und wir leben auch.»

«Unsere Zeit steht in Gottes Hand.» Damit stellen wir uns in das Ewige Gottes hinein und drehen allem Wechselvollen den Rücken, mag es heißen, wie es will. Wir gehören nichts und niemand dauernd an als dem, der unsere Zeit in seiner Hand hat.

... die Zeit an sich hat keinen Wert – ob ich 31. Dezember sage oder 20. Mai, ist ganz gleichgültig –, aber die Zeit ist erfüllt von Begebenheiten, von Ereignissen, deswegen können wir sagen: die Ereignisse, die mich umgeben, die Begebenheiten, die um mich her sich lagern, sind in Gottes Händen; in den Begebenheiten ist uns Gott Licht. Das, meine lieben Freunde, ist ein Großes, vielleicht das Größte, was man auf Erden haben kann; ja, ich sage es kühnlich: es ist das Allergrößte, was ein Mensch erreichen kann, wenn ihm die Begebenheiten Licht sind für die Wahrheit und für die Gerechtsame unseres Gottes und des Lebens, zu dem wir bestimmt sind – ein groß Ding, ja, der Glaube ist ein groß Ding, weil er Licht gibt in das Ewige hinein, in welches unser Leben beschlossen ist.

«Wie meine Zeit, Gott, in deinen Händen ist, so wollen wir, so *will ich*, daß die Zeiten der Völker in deine Hand kommen! So rufen wir im Glauben zu dir: Alle Begebenheiten in unseren Zeiten, alles, was sich ereignet, muß in deinen Händen Licht geben und Wahrheit geben und Gerechtigkeit geben in der Welt, denn die Welt ist dein; wie ich dein bin, so ist die Welt dein, denn Jesus ist dein und Jesus ist der König der Könige und der Fürst der Völker. Wie Jesus dein ist, so ist die Welt dein, und wie wir in Jesus dein sind, so stehen wir hier auf dieser Erde und sagen: sie ist dein, und alle Menschen sind dein!» Und die Ereignisse, welche sie ins Licht des Ewigen stellen, diese Ereignisse sind schon längst uns verheißen, sie sind schon in das Leben als Verheißungen des Lebens unseres Herrn Jesus Christus gefallen; sie sind als Verheißungen in das Leben der Apostel gefallen, und unterdessen sind sie als Verheißung in viele Zeugen Gottes gefallen, die es immer wieder bezeugen mußten: «Das Reich unseres Gottes kommt!»

... wir wollen nicht an das Zeitliche denken, das wohl stirbt oder vielmehr sich verändert – wir wollen an das Ewige denken, das uns das

Leben gibt. Wir wollen auch des Glaubens sein: wie unsere Zeit in Gottes Hände gekommen ist, so muß auch die Zeit der Völker in Gottes Hand kommen. Aber laßt es nicht bloß bei dem Glauben bewenden, sondern habet im Glauben Tatkraft, Energie. Energie des Glaubens bekundet sich im Gebet – betet unter allen Ereignissen des nächstfolgenden Jahres und sagt es zu eurem Gott: «Herr Gott, alle Ereignisse stehen in deinen Händen; wir, im Namen deines Sohnes auf Erden, wir, die Zeugen des einen Herrn, der das Heil ist aller Menschen, der ihre Ewigkeit ist, der ihre Wahrheit ist, der ihr Leben ist, wir als Zeugen dieses Herrn Jesus Christus sagen es dir, o Gott: Jetzt muß es anders werden, jetzt müssen die Zeiten kommen, in welchen wir sagen dürfen: alle Ereignisse sind nur noch in Gottes Hand!»

... ich hoffe, ihr werdet mich wohl verstehen und vielleicht eure Herzen auch ein wenig entzünden lassen in der Liebe Gottes für alle und jedermann, denn das ist unser Beruf. Es wäre der Beruf von Anfang und allein der Beruf der Gemeinde Jesu Christi gewesen, die nicht hätte sollen mit weltlicher Kraft und Schwert in die Völkergeschichte eingreifen. Dieser Beruf soll heute wieder zur Geltung kommen; nicht eine Fahne hie und eine Fahne da, da sich Christenhäuflein um ihre besonderen Fahnen scharen und für sie kämpfen und ringen – verlasset diese Fahnen! Bei keiner solchen Fahne, welche Menschen aufpflanzen, um besondere Parteien zu gründen, bei keiner solchen Fahne wird Jesus Christus bleiben. In den vergangenen Zeiten hat sich manchmal Jesus zur Seite eines solchen Fähnleins gestellt, es ging nicht anders; aber es kommt die Zeit, und sie ist schon jetzt, da wird Jesus Christus alle menschlichen Fahnen verlassen; er wird frei in die Welt hineinschreiten, frei in der Welt wird er seinem Vater Ehre bringen. Alle Völker, alle, sie mögen heißen, wie sie wollen, und glauben, was sie wollen, alle müssen wissen: Die Ehre Gottes des Vaters ist unser Ziel.

«Unsere Zeit ist in deinen Händen», und wir stehen auf Erden als die Menschen, die nicht in die Zeiten verschlungen werden wollen, die mit aller Kraft sich in die Ewigkeit stellen und aus dem Ewigen heraus das Zeitliche unter sich zwingen. Nie sollen uns die Ereignisse des Tages beherrschen – wir wollen sie beherrschen! Leben oder Tod, Licht oder Finsternis, Freude oder Leid, Trübsal oder Jauchzen, alles muß unter unsere Füße, alles muß zur Ehre Gottes ausschlagen, weil Jesus lebt und wir auch leben. Rede ich zu kühn? Nein, meine Lieben, ich rede nicht zu kühn, ich rede im Namen dessen, der uns also stellen will. So sollen die Jünger Jesu sein, so sollen sie ihn verkündigen, der da ist und der da war und der da kommt – so in der Freiheit für alle Völker, für alle Menschen, und in der Liebe Gottes zu allen Menschen und zu allen Völkern; so sollen wir Menschen der Ewigkeit sein. Dann möge brummen, was will, und mag um uns her toben und streiten die Welt, soviel sie will – auch die Weltereignisse wird Jesus Christus unter seine Füße bringen, und wir werden es mit Freuden sehen, daß

im Lauf der Zeiten doch noch sein Recht und sein Reich den Sieg behaupten, und auch die großen und die starken Geister sich ihm beugen. Gelobt sei unser Gott, der uns also Mut und Kraft und Zuversicht gibt, daß wir können jauchzen in den kommenden Zeiten, über alle Stürme der Zeit hinweg!

Aus Christoph Blumhardt: «Ihr Menschen seid Gottes.» Seite 223 ff.

Verheißung und Hoffnung

«Und es wird geschehen in den letzten Tagen, da wird der Berg mit dem Hause des Herrn festgegründet stehen an der Spitze der Berge und die Hügel überragen; und alle Völker werden zu ihm hinströmen, und viele Nationen werden sich aufmachen und sprechen: ‚Kommt, lasset uns hinaufziehen zum Berge des Herrn, zu dem Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und wir wandeln auf seinen Pfaden. Denn von Zion wird die Weisung ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem.' Und er wird Recht sprechen zwischen den Völkern und Weisung geben vielen Nationen; und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Spieße zu Rebmessern. Kein Volk wird wider das andere das Schwert erheben, und sie werden den Krieg nicht mehr lernen.» Jesaja 2, 2–4.

«Das Volk, das in der Finsternis wandelt, sieht ein großes Licht, und die im Lande des Dunkels wohnen, über ihnen strahlt ein Licht auf. Du machst des Jubels viel, machst groß die Freude; sie freuen sich vor dir, wie man sich freut in der Ernte, wie man jubelt, wenn man die Beute teilt. Denn das Joch, das auf ihm lastet, den Staub auf seiner Schulter und den Stock seines Treibers zerbrichst du wie am Tage Midians. Denn jeder Schuh, der mit Gedröhn einherschreitet, und der Mantel, der im Blute geschleift ist, der wird verbrannt, ein Fraß des Feuers. Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft kommt auf seine Schulter, und er wird genannt: Wunderrat, starker Gott, Ewigvater, Friedefürst. Groß wird die Herrschaft sein und des Friedens kein Ende auf dem Throne Davids und über seinem Königreiche, da er es festigt und stützt durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in alle Zeiten.» Jesaja 9, 2–7.

«Ein Reis wird hervorgehen aus dem Strunk Isais und ein Schoß aus seinen Wurzeln Frucht tragen. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. Und sein Wohlgefallen wird er haben an der Furcht des Herrn. Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch Recht sprechen nach dem, was seine Ohren hören. Er wird die Armen richten mit Gerechtigkeit und den Elenden im Lande Recht sprechen mit Billigkeit;

er wird den Tyrannen schlagen mit dem Stab seines Mundes und den Gottlosen töten mit dem Hauche seiner Lippen. Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Lenden und Treue der Gurt seiner Hüften sein. Da wird der Wolf zu Gast sein bei dem Lamme und der Panther bei dem Böcklein lagern. Kalb und Jungleu weiden beieinander, und ein kleiner Knabe weidet sie. Kuh und Bärin werden sich befreunden, und ihre Jungen werden beieinander lagern; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. Der Säugling wird spielen an dem Loche der Otter, und nach der Höhle der Natter streckt das kleine Kind die Hand aus. Nichts Böses und nichts Verderbliches wird man tun auf meinem ganzen heiligen Berge; denn voll ist das Land von Erkenntnis des Herrn, wie von Wassern, die das Meer bedecken.» Jesaja 11, 1–9.

«Vernichten wird er auf diesem Berge die Hülle, die alle Völker verhüllt, und die Decke, die über alle Nationen gedeckt ist. Vernichten wird er den Tod für immer.» Jesaja 25, 7–8.

Rechenschaft, Bekenntnis, Hoffnung

1. Rechenschaft

Das Verbrechen gegen den Geist und gegen alle Grundlagen des Menschentums

Die *Frucht jenes bösen Geistes*, von dem sich die Welt, vorab die Regierungen, die Kirchen und auch die Völker nicht zu reinigen vermochten, die Frucht des Egoismus, des zynischen und teuflischen Gewaltglaubens, der Lüge, der Verfallenheit an die Atom- und Wasserstoffbombe, an Untergang und Hölle, ist hervorgetreten. Sie war in allen Ereignissen seit 1945 mit enthalten. Ihre Vollernte erwartet uns vielleicht in neuen, furchtbaren Ereignissen. Der *Fluch*, mit dem sich unsere Welt schon so lange beladen hatte, ist nicht zerbrochen worden. Es ist kein Neues gepflügt worden, so ist das Alte geblieben. Unter dem Dornstrauch der Gewalt haben sich die Völker gelagert, bei ihm suchen sie die Zuflucht, die ohne Hoffnung ist.

Hitler ist verschwunden, Mussolini ist verschwunden, Stalin ist verschwunden, aber die *alten Mächte* sind geblieben, sie wirken die Taten ihres Geistes. Neue Akteure sind aufgetreten, aber die großen Mächte und die kleinen haben bis heute der Rettung und Sicherung durch die Gewalt geglaubt, ja sie erwarten davon sogar die Befreiung von der Angst und dem Druck von Regimen des Zwangs. Aber bei allem Gegeneinander haben sie doch *zusammengewirkt* und bereiten ihren Sturz in die Katastrophe. Sie haben einander vorwärtsgestoßen auf diesem Weg. Unterdrückung und Ausbeutung, Terror und Zwang,

Heuchelei und Lüge waren die Auswirkung dieses Geistes und dieser Haltung, und bis zum Himmel wurde der Wahn von Menschenmacht und Menschengewalt getrieben. Darüber aber heißt es: «Rüstet euch und stürzt! Rüstet euch und stürzt!» Und durch die weite Welt, die so unabänderlich in ihrem Geschick zusammengeführte, tönt erstickt und dumpf, aber auch rollend wie der Donner gewaltigen Gerichtes der Schrei der Hungernden und der Hungervölker nach Brot und *aller* Unterdrückten und Elenden nach Gerechtigkeit und wahrer Befreiung.

Die Sowjetunion hat mit ihrer Waffenuntat und ihrer Handlungsweise gegenüber dem Kampf der Ungarn um ihr Menschentum (worin Freiheit und Unabhängigkeit inbegriffen sind) ein Verbrechen gegen den Geist begangen. Sie hat mit ihren Zwangssystemen in den Satellitenländern der Sache des arbeitenden Volkes und seiner Hoffnung auf den Sozialismus einen tödlichen Schlag versetzt. Sie hat – wir sagen es mit großem Schmerz – einen Auftrag für die Sache des Sozialismus und des Friedens (mit allem Recht, das sie gegen ihre Gegner hatte), vertan. Sie hat gegen die wahre Vereinigung der Völker in Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit verstoßen. Sie scheidet als Kraft zur Schaffung des Friedens aus.

Israel hat das Wort seiner Propheten mißachtet und sich mit seinem bewaffneten Angriff auf Ägypten eindeutig auf die Ebene des weltlichen Gewaltglaubens begeben. Es will seine Sicherheit und den Frieden mit der arabischen Welt erzwingen (wie verständlich ist das an und für sich durch seine ganze Lage!) und wollte das durch den kriegerischen Gewaltschlag erreichen. Auf diesem Weg gelangt es aber sicher nicht zu Versöhnung, Frieden und Brudertum mit den Völkern, die es umgeben. Es hat Zion preisgegeben, wenn nicht verraten.

Unsere Leser und Freunde wissen, wie wir zu Israel stehen. Weil wir das Unheil näherkommen sahen, haben wir uns im Dezemberheft 1955 der «Neuen Wege» noch einmal zur ganzen Lage Israels geäußert und u. a. eine Sicherung der beidseitigen Grenzen durch UNO-Truppen vorgeschlagen. (Man vergleiche dazu den ganzen Aufsatz «Dunkel und Chaos über Israel», «Neue Wege», Dezember 1955.) Wir haben die Haltung der UNO und der großen Mächte aufs äußerste gebrandmarkt, haben aber Israel dringlich vor dem Gewaltweg gewarnt. Wir sind jetzt noch dieser Überzeugung und mußten, was Israel getan hat, als Frevel empfinden. Ist dieses England, ist dieses Frankreich wirklich ein Freund Israels? Ist es nur auch Amerika? Kann Israel wirklich auf die Dauer hoffen, mit den Waffen das zu bestehen, um was es wirklich geht inmitten der arabischen Völker und gar nicht bloß gegenüber deren Regierungen? Es hat uns bedrückt, daß unsere Freunde aus Israel bis heute nichts sagten (vielleicht auch nichts sagen durften!). Konnten sie glauben, daß Israel in seiner Bedrängnis durch eine solche Waffentat sich wirklich helfen könnte? Es hat dabei auf die jetzt noch vorhandene Überlegenheit seiner Truppen, seiner Waffen und seines

militärischen Einsatzwillens vertraut. Mit militärischer Überlegenheit kann man vielleicht eine Zeitlang die Weltmächte zu beeinflussen suchen und die Weltmeinung beeindrucken wollen, *das Recht wird dadurch nicht aufgerichtet unter den Völkern und für Israel!*

In der «Friedensrundschau» fanden wir eine Stimme aus Israel, der wir auch in den «Neuen Wegen» Gehör verschaffen wollen. Das Zentralkomitee der Bewegung «Die Dritte Kraft» erließ den untenstehenden Aufruf zu Beginn des israelischen Angriffes. Wir drucken den uns vorliegenden Auszug ab, dessen Verfasser gerade aus der Schwere der Lage Israels heraus zu dieser Stellungnahme kamen.

«In diesem verhängnisvollen Augenblick können wir nur eines sagen: daß unser Herz voller Abscheu und Scham ist.

Es ist eine Lüge, zu behaupten, unser Angriff auf Ägypten sei auf Grund arabischer Provokation erfolgt. Nein: *Wir* haben den grenzenlosen Haß provoziert, der uns umgibt.

Wir haben Hunderttausende aus ihrem Heimatland vertrieben und sie in die Verzweiflung getrieben . . . wir haben auf Kinder und Frauen geschossen, die sich über die Grenze schlichen, um ihre Eltern oder ihren Ehemann zu treffen . . . wir haben die Araber, die sich dafür entschieden hatten, bei uns in Israel zu leben, ausgeraubt, unterdrückt und gedemütigt.

In dem Kampf der Kolonialherren gegen die ausgesogenen und unterdrückten Völker Afrikas und Asiens haben sich die Juden Israels als Stoßtrupps hergegeben.

Die Opfer Hitlers werden seine Nachfolger. Ein beschämendes Schauspiel.

Der Angriff Israels und seiner Verbündeten auf Ägypten ist ein Verbrechen gegen unsere Brüder und gegen alle unterdrückten Völker und ein schwerwiegendes und menschheitsgefährdendes Verbrechen gegen unser Land.

Wir rufen alle aufrichtigen Sozialisten und Liberalen, wir rufen alle wahren Freunde Israels auf, ihr Äußerstes zu tun, um den Angriff zu stoppen und alle Forderungen der Angreifer abzulehnen.

Die Politik unserer Regierung wird bedauerlicherweise von einer großen Mehrheit der Bevölkerung Israels gutgeheißen. Was Israel dringend braucht, ist daher nicht nur eine neue Regierung, sondern auch und vor allem eine Änderung der öffentlichen Meinung.»

England und Frankreich haben durch ihren bewaffneten Angriff auf Ägypten, der nachweisbar auch Tausende von Zivilpersonen, Schulen, Spitäler usw. betroffen hat, die Welt in tiefer Verblendung und mit lügenhaften Vorwänden vor den Abgrund der Totalvernichtung geführt, und Frankreich verdeckt mit dem allem seine kriegerische «Befriedungsaktion», die nichts ist als eine Mordaktion (nach Radio Beromünster handelt es sich hier allerdings um «Rebellen und Aufständische», die aber in Tat und Wahrheit auch um ihre Freiheit ringen!)

gegen das algerische Volk und seinen Willen zur Unabhängigkeit. Wie sollte es den Völkern Afrikas ihre soziale Gesundung und ihre wahre Freiheit geben können, solange es nur seine Interessen als Hauptsache gelten läßt, was für England im Nahen Osten gleichfalls gilt. Die Regierungen dieser Länder werden die Völker nicht mehr von ihrem Friedenswillen überzeugen können.

Amerika aber, das Land der Atombombe, das Amerika der NATO-SEATO und Bagdad-Kriegspakte mit seinem weltweiten, vor allem europäischen Anhang, wird in diesem Augenblick *gewogen*, und seine schuldhafte Nachkriegspolitik, die so ausweglos ist wie die der Russen, ist nun endgültig vor die Entscheidung gestellt: nicht egoistische amerikanische «Sicherheit», sondern Schaffung des Friedens mit tiefgreifender sozialer Gerechtigkeit überall, mit «Teilung des Brotes» und einer gerechten Neuordnung des Besitzes unter allen Völkern und Freiheit aus Brudertum und Liebe, nicht aus Egoismus. Nicht die Wasserstoffbombe, sondern die Umkehr ist überall von den Verantwortlichen gefordert. Der jetzige Weg führt in die Katastrophe, ist die Vorbereitung und schließliche Vollziehung des großen Völkermords, der Weltvernichtung, bei der die Entscheidungen von Wesen ausgelöst werden, die unter absolutem Zwang handeln müssen, die überhaupt keine Menschen mehr sind. Das Wort Verbrecher ist zu schwach! Inzwischen zeigt sich bei allen Beteiligten, daß keine oder nur wenig Besinnung, zu der so viel Grund vorhanden ist, eintrat, sondern daß man weitermacht. Nun hat Amerika für den Nahen Osten eine neue «Doktrin» verkündet. Diesmal ist es die Eisenhower-Doktrin. Ihr Kern ist klar: Politik der Stärke (Politik der «Abschreckung» nannte sie interpretierend Außenminister Dulles), Antikommunismus, Ausdehnung der amerikanischen Interessen- und Einflußsphäre im Sinne politischer Machtausübung und Machtbestimmung auf den Nahen Osten. Letztlich *Interventionspolitik* für den ganzen Raum der Erde. Vergleiche dazu: Carl Schmitt: «Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum», wo diese Grundlinie der amerikanischen Politik genau dargestellt wird. Sie muß, wie das wiederum Außenminister Dulles gesagt hat, an den «Rand des Krieges» gehen, sie wird eines Tages, genau wie jüngst die Engländer und Franzosen, über diesen «Rand» hinausgeraten und das tun, was sie vorgibt, verhindern zu wollen: jenen Krieg als Verteidigungs- oder Angriffskrieg führen (auch dafür war Suez das warnende Beispiel!), der «keine Sieger oder Besiegte» mehr zurücklassen wird, dafür aber eine vernichtete Welt.

Und die *Neutralen*? Sie taumeln mit, sie rüsten mit, sie glauben an die Gewalt und an die Notwendigkeit der Gewalt, und bei uns in der Schweiz wird nun mit wahrer Gier die Gelegenheit benutzt, noch mehr aufrüsten zu können. Was tun aber diese «Neutralen», die nach Lage der Dinge und aus eigenem Willen immer deutlicher keine mehr sind, für den Frieden, was tun sie Entscheidendes für die soziale

Gerechtigkeit, gegen den Hunger? Nur *Indien* versucht einen Weg. Die andern bleiben bei dem, was nicht helfen kann. Sie wollen keine neue Welt, sie wollen ihre alte Besitzwelt, die Welt ihrer Privilegien und ihres Wohlseins retten.

«Wenn aber der unreine Geist vom Menschen schied, zieht er durch dürre Orte, sucht Ruhe und findet sie nicht. Dann sagt er: Ich will in mein Haus zurückkehren, aus dem ich fortging, und er kommt und findet es unbenützt, gefegt und geschmückt. Dann geht er und nimmt sieben andere Geister mit sich, die schlimmer sind als er, und er geht hinein und wohnt dort. Und das Ende jenes Menschen ist schlimmer als sein Anfang. So wird es diesem boshaften Geschlecht ergehen.» Matthäus 12, 43–45.

Weil keine *Umkehr* und keine *Zuwendung* zu einer neuen Welt der Gerechtigkeit und des Friedens war, konnten die bösen Geister im Haus der Völker überhandnehmen und sich vervielfachen. «Und sie kehrten nicht um von ihrem Morden, auch nicht von ihren Giftmischereien, ihrem geistigen und materiellen Götzendienst (Unzucht!) und ihrem Diebstahl!» (Offenbarung 9, 21.)

Gewalt, Lüge, Betrug und Verrat heißen die Dämonen, die heute ihr Spiel treiben, weil sie von den genannten Mächten, ja den meisten Staaten und vielen Menschen (nur zu vielen!) eingeladen oder nicht daran gehindert wurden, es zu treiben.

Es hat sich jetzt schaurig und klar zugleich gezeigt, daß die Gewalt des Teufels ist und Menschen zu Teufeln macht. Es hat sich gezeigt, daß, «wer das Schwert nimmt, selbst durch das Schwert umkommt». Es hat sich gezeigt, daß die Gewalt nichts ausrichtet als Elend, Tod, Vernichtung und Chaos. Von Menschlichkeit ist da keine Rede mehr. Von Erringung und Erhaltung der Freiheit ist keine Rede mehr.

Der Lügengeist geht um, zynisch offen und heimtückisch versteckt. Hier bricht er wie ein Geschwür offen aus, ekelerregend, und dort zersetzt er im Verborgenen unbemerkt Leib und Seele. Der Dienst an der Wahrheit wird am allerwenigsten von den Verantwortlichen geleistet. Die Wahrheit wird verächtlicher behandelt, als die Lüge hemmungslos benutzt wird. Die Wahrheit wird zerrissen und gekreuzigt, sie wird vergewaltigt und geschändet. Sie wird zum Vorspann für den Haß erniedrigt.

Der Betrug der Regierungen und ihrer dem Mammon, der Gewaltlust, der entseelten und mißbrauchten «Materie» verfallenen Hintermänner an ihren Völkern und an jedem einzelnen Menschen ist ungeheuerlich. Es existiert eine Weltverschwörung fast aller Regierungen im wahnsinnigen Mißbrauch der Atomenergie zur Vernichtung und für das mammonistische Interesse. Von Recht und Verantwortung ist da keine Rede mehr.

Der Verrat an Gott und Jesus Christus durch die «Christen», der Verrat an der Wahrheit, an der Gerechtigkeit und am Frieden durch

die Kirchen und damit am wahren Heil und Wohl der Völker, der Verrat am Sozialismus – nicht nur durch die Kommunisten, sondern auch durch die Sozialdemokraten –, am arbeitenden Menschen und an der Menschlichkeit hat sich völlig offenbart.

Gewalt, Lüge, Betrug und Verrat werden in den Dienst von Egoismus, Interessenpolitik, Diktatursystem, Mammon und Prestige gestellt. Auch die Hilfsbereitschaft wird von unmenschlichen und unsachlichen Interessen und Tendenzen angefault und ausgenutzt. Begriffe wie Staat, Freiheit, Verteidigung, Kommunismus werden verabsolutiert und Gewaltmacht gegen Gewaltmacht gesetzt. Das ist Verbrechen gegen den Geist, gegen die Wahrheit in Natur- und Menschenwelt.

Der Fluch, das «Fatum» und das Irrationale

Wir mögen uns, die Wahrheit suchend, noch so bemühen, alle Hintergründe, alle Fakten, alle Momente und Phasen der Geschehnisse zu erforschen, zu erkennen, zu analysieren, zu werten, in ihre Zusammenhänge zu bringen – dies alles ist sicher nötig, aber wir müssen zugleich zugeben und es für unser Denken und Tun in Betracht ziehen, daß in die Geschehnisse ein *Irrationales* sich verwob und auch weiterhin verflechten wird. Der Fluch von Sünde und Schuld, der Zwang des Fatums, der sich aus der Verantwortungslosigkeit der Menschen ergibt, wirkten zusammen zur Herrschaft des Bösen. Aber deutlich zu beleuchten sind auch die Menschen selber, die einzelnen Staatsmänner, in deren Händen so vieles gelegen hat, was fast alle einfach versäumt haben in einer Art, wofür man jeden andern Mann innerhalb seines Berufes ob solcher Unfähigkeit und Unredlichkeit sofort entlassen oder vor Gericht stellen würde.

Der Kampf zwischen Licht und Finsternis spielte sich über den Köpfen der waffengläubigen Drahtzieher und ihrer teils schuldhaften, teils unschuldigen Puppen und Opfern ab. Teufel und Dämon griffen ein und schlichen sich ein. Gott läßt dem Satan die Freiheit, sich zu offenbaren, und den Menschen, sich an ihn, Gott, selber oder an seinen Widersacher zu wenden. Da alles Denken und Tun der Menschen Entscheidung ist, müssen wir wissen, daß wir das haben und bekommen, wofür wir uns entscheiden. Leben schützen und befreien wir nicht mit Töten, und für Edles leben und sterben können wir und sollen wir, doch ohne Mörder zu werden.

Das unheimliche Durcheinander, in das wir jetzt verstrickt sind, wo einer den andern beschuldigt, jeder die gleichen hochtönenden Argumente braucht, wo Geld, Religion, Kirche, Patriotismus, Nationalismus, Militarismus, Kommunismus, Sozialismus, mythischer Rausch und brutaler Zynismus ineinander verfilzt sind wie nie, in einer nicht menschlichen, nicht tierischen, sondern eben satanischen Weise, und wo über allem nicht nur der Atomwaffenkrieg als endgültiger Tod droht,

sondern wo die Auswirkungen der Versuche dazu schon jetzt schleichend, nur vom Lügengeist verneint, Gesundheit und Leben aller Völker bedrohen und angefressen habén – dieses Durcheinander, dem kein Mensch und erst recht nicht diejenigen, die dazu verhalfen, die es anzettelten, gewachsen sind, wie es sich so furchtbar gezeigt hat, dieses Durcheinander ist das Irrationale des Teufels, der seinen Triumph schon gesichert glaubt und in der Nichtswürdigkeit, in der Eitelkeit und im Machtwillen der Menschen seine besten Diener hat.

Es waltet aber auch das Wunder des Reiches Gottes über allem und tut sich kund. Gott kämpft auch, und wir sollen und wollen mit ihm, für ihn, um ihn kämpfen, in seinem Geist, in seinem Schutz, in seiner Kraft. Denn über allem Geschehen ist er und das unerschütterliche Reich.

Die Versäumnisse

Die jetzt größtenteils angewandte Methode der Ungarn, ihr Recht durch Nichtzusammenarbeit anstatt mit Waffengewalt zu vertreten, zeigt den wahren Weg im Kampf um das Menschentum in konkreter Weise. (Wir verweisen hier an Pfarrer Strijd und Dr. Nikolaus Koch, die diesen Weg des gewaltfreien Widerstandes zeigen, vertreten und tätigen.) So begonnen, wäre der Kampf nicht so blutig und unabsehbar und im Schlechten fortzeugend geworden. Hier müssen wir auch auf Gandhi hinweisen und vor allem auf Jesus, der für seine Nachfolger, seine Jünger und seine Gemeinde für alle Zeiten der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und uns auf die Nachfolge seines Lebens, seines Wortes und seines Kreuzes verweist.

Eine Weigerung der englischen und französischen Arbeiter (wie wird das Gewissen der französischen Arbeiter durch die üble sozialdemokratische Regierung Mollet zertreten!) beim Entschluß der Regierungen, einen Krieg zu beginnen, hätte ein Friedensfanal werden können, ein Durchbruch zur wahren menschlichen Verantwortung der Völker, auch der Ungarn. Zu Nehru noch ein Geist wie Nansen einer war – überhaupt mehr wahrer Mannesmut, saubere Gesinnung und Motive, Glaube, Erbarmen und entscheidender Wille zur Behebung der großen Menschheitsnöte seitens der maßgebenden und regierenden Menschen und mehr Wachheit bei den Völkern, mehr Bewußtsein für ihr wahres Recht bei den Arbeitern, mehr wirklicher Friedenswille und Selbstverleugnungsgeist überall wären bahnbrechend gewesen, früher schon und jetzt erst recht.

In all den Jahren nach dem letzten Weltkrieg wurde von den Verantwortlichen nur gerüstet, Pakte abgeschlossen, die «Verteidigungspakte» genannt wurden, in Wahrheit aber Militärpakte waren und sind und in heimlichen oder offenen Komplotten gemacht, nur geredet und der totale Tod der Welt systematisch vorbereitet. Die Macht des Stärkeren in seinem primitivsten, brutalsten Sinn war die einzige Devise.

Darin unterscheidet sich der Westen in keiner Weise vom Osten, im Gegenteil, er hat die Atombombe und die Atomrüstung bis zur Brechung des «Monopols» als seine wesentlichste politische Waffe gebraucht. Von Ehrfurcht gegenüber Gott und dem Menschen war überhaupt keine Rede. Das Gottesrecht über dem Menschen, alle Werte, die in der Menschenwürde inbegriffen sind, können niemals und von niemandem hochgehalten, gewahrt und geschützt werden, wenn zu ihrer Vernichtung in verbrecherischer Heimlichkeit und gleichzeitig in zynischer Offenheit von den verantwortlichen Regierungen und den verantwortlichen Wissenschaftern alle Vorbereitungen getroffen und die Gefährdung und Schädigung schon jetzt praktiziert werden. Wozu dann noch die Lüge der Verharmlosung kommt, die eine bewußte, absichtliche Schädigung und Irreführung der Völker bedeutet, also ein Verbrechen ist. Alle Kraft der vergangenen Jahre wurde nur auf die Vernichtung der Menschheit und der Schöpfung verwendet und ebenso auf die Verdummung des Menschengeistes, auf die Machenschaften von nach außen wohlangesehenen, im Innern aber dubiosen Mächten und Menschen. Solches Tun und solche Versäumnisse rächen sich und werden sich immer furchtbarer rächen.

Eine wahrhaftige Friedensarbeit war zwischen dem Westen und dem Osten, genauer gesagt zwischen den Regierungen fast aller Länder, nicht vorhanden. Die UNO war nicht, wie es in der Präambel gemeint ist, Willensausdruck der Völker, sondern Machtausdruck von Regierungen. Amerika und der Westen dominierten die UNO durch bloße Mehrheit der Stimmen nicht nur gegen die kommunistischen Staaten, sondern gegen die übergroße Mehrheit der Völker und der nach Brot und Freiheit rufenden Völkermassen. Das Veto, vom Osten als Notwehr und als politische Waffe gebraucht, konnte ebenfalls nur dem Zwiespalt dienen und wurde, wie wir bei den jüngsten Entwicklungen sahen, von westlichen Mächten ebenso zynisch mißbraucht. Welch gewaltige Rolle spielen die *Versäumnisse* der aus diesen und noch andern Gründen immer wieder nicht recht handlungsfähigen UNO von Anbeginn an! Denken wir zum Beispiel an den Koreakonflikt, an die schändliche Behandlung der Guatemalafrage, wo man eine legal gewählte Regierung von außen mit Gewalt und um der Kapitalsinteressen willen erledigte und mit den amerikanischen Mehrheitsstimmen in der UNO vollends erwürgte; man denke an die Zypernfrage, an die Algerienfrage, an die Frage Israels und der arabischen Welt!

Überdies hätte man von Anfang anstatt der politischen Überrumpelung und des daraus resultierenden gegenseitigen Ausbaus des Mißtrauens sich an der Pflicht zur gemeinsamen Abrüstung orientieren müssen, den Krieg als solchen ächten und sowohl die Präambel als die Satzungen der Vereinten Nationen ernst nehmen müssen. Und gleichzeitig hätte man die sozialen, die wirtschaftlichen, die politischen, die menschlichen Probleme aller Völker in gewissenhaftem Ernst und ehr-

licher, brüderlicher Zusammenarbeit in Angriff nehmen sollen und aus völlig neuer Gesinnung, aus einer echten Neugeburt des Geistes heraus, wie sie nach dem grauenhaften Weltkrieg geboten, möglich und fällig war, Gott, dem Menschen und der Schöpfung allein wieder die Ehre geben sollen. Daß damals etwas völlig anderes hätte kommen und hätte getan werden müssen, um aus dem Teufelskreis herauszukommen, spürten die Völker und wußten im Grunde alle Regierenden. Innerhalb der westlichen Mächte aber herrschte die bewußte Abwehr, ja Feindschaft gegen den kommunistischen Osten, ohne jede Einsicht in alle Zusammenhänge des Aufkommens und der Entwicklung des Kommunismus und in das eigene Versagen und die eigene Schuld gegenüber dem damit verbundenen weltweiten sozialen und damit menschlichen Problem. Im Osten aber wurde die Essenz der kommunistischen Idee und ihre Wahrheit aus mangelnder Selbstbesinnung und Kritik und wegen der Eigengesetzlichkeit einer sich ohne Gott verwirklichenden Idee immer wieder von der Lüge des Kommunismus verschlungen. Das kommunistische Zwangssystem, die sterile Taktik und die Parteidiktatur, die weit davon entfernt sind, den Arbeitern und zum Beispiel den Satellitenvölkern, deren Satellitentum von Anfang an fragwürdig war, wirklich zu helfen, sind der Ausdruck dieser Lüge.

Ebenso haben der Sozialismus und die Kirche nicht nur versagt und Entscheidendes versäumt, sondern das, was sie vertreten sollten, auch immer wieder verraten. Darüber wäre sehr vieles zu sagen. Welch unheilvoller Faktor ist zum Beispiel auch in diesem Zusammenhang die Weltpolitik der römischen Kirche und ihre Bindung an den Faschismus, Feudalismus und Großgrundbesitz!

«Christliche» Atombomben und «sozialdemokratische» Panzer und Bombenflugzeuge ebenso wie «kommunistische» Panzer wiegen besonders schwer. Sie sind eine Absurdität in sich. Damit will man die Menschlichkeit erhalten, damit Probleme lösen, damit Lösungen herbeiführen!

Und wo blieb der Glaube Israels, wo die Gotteszuversicht des auserwählten Volkes? Durfte es sich *so* den Waffen verschreiben, wie es das getan hat? Und kann der *Staat* Israel sein Lebensrecht mit einer noch so gut ausgerüsteten Armee gewinnen wollen? Verheißung hat doch nur die Volksgemeinde Israel, die auf den Heiligen Israels hört.

Die Reaktion auf die Ereignisse

In England stand in eindrucksvoller Weise das Volk auf gegen Eden, der den bewaffneten Angriff, entgegen den UNO-Satzungen, über seinen Kopf hinweg befahl. Hier leuchtete der ungebrochene Friedenswille des Volkes auf. Nur ist er immer noch zu schwach, zuwenig mutig vertreten, zuwenig in die echte Tat umgesetzt. Die Labourparty hätte die Möglichkeit gehabt, durch einen Generalstreik das Volk

Englands und seine Politik von der Eden- und Torymacht endlich zu befreien.

Das Gefühl der Menschen wurde durch die Handlungsweise der Sowjetunion in Ungarn aufs tiefste verletzt. Eine echte Empörung und Verurteilung war und ist nicht nur verständlich, sondern der Wahrheit entsprechend. Dieser Wahrheit wurde aber bei früheren, ebenso unentschuldbaren und wird bei den täglich ausgeübten Vergewaltigungen freier und wehrloser Völker nicht entsprochen.

Deshalb waren und sind diejenigen Reaktionen, die aus Besitzinteressen, aus entartetem Denken, aus aufgepeitschter Hysterie stammten, unheilverkündend. Sie zeigen, daß wir dem, was wir mit dem Munde aussprechen, geistig nicht gewachsen sind und es nicht im aufbauenden und wahrhaftigen Sinne vertreten können. Auch wir lassen uns etwas diktieren, sind nicht frei, handeln nicht aus echter, ehrlicher und immer gegenwärtiger Menschlichkeit. Wir taten und tun Dinge und sprechen Maximen, Gelöbnisse, Erklärungen aus, die wir auch in «kleinen Dosen» und die wir schon im Geiste (denn hier beginnt alles, was nachher Wirklichkeit und Katastrophe und Schuld wird!) nicht tun und sagen dürften, wenn wir das sind, was wir zu sein vorgeben. Maß und Wahrheitssinn und wirklich tieferes, gewissenhaftes Denken wurden mißachtet. Wer das Geschehen wirklich ernst nahm, konnte ob diesen Ausbrüchen und Machenschaften, die viel verrieten, nur in Sorge sein und nicht jubeln wollen. Denn wenn Verbrechen gegen den Geist geschehen, verhüllt man sein Haupt. Und wenn man für den Geist kämpfen will, muß man auch wirklich mit dem Geist kämpfen und darf sich nicht selbst der Gewalt verschreiben, die man verurteilt. Gerade bei uns aber kamen neben echter Ergriffenheit, echtem Helferwillen und echter Leidenschaft soviel dämonische Freude an dieser «Entlarvung» aus den seelischen Untiefen heraus, war soviel Heuchelei am Werk, kamen soviel eigene Brutalität und Unfreiheit zum Vorschein, daß die entfesselten Dämonen wahrhaft grinsen konnten. Wir sagen dies nicht, um irgendeine Schandtat in der Welt, auch nicht die der Sowjetunion, zu decken oder zu beschönigen, sondern nur um der Wahrheit und Besinnung willen.

Und daß nun Militarismus und Gewaltglaube, daß nun das Waffenidol wieder von neuem aufleben soll als einziges Heils- und Rettungsmittel und als einziger Stolz einer Nation in dem Augenblick, wo sie ihre Unfähigkeit für den Schutz des Menschen und seiner ihm von Gott gegebenen Rechte und ihren Wahnsinn an sich enthüllt haben, zeigt die erschreckende Verwirrung der Geister. Heute, wo die Bejaher des Atombombenkrieges nihilistisch die Sünde gegen den Geist, auch gegen den Geist der Freiheit, die auf diesem Wege nicht zu retten ist, begehen, müßten die Menschen erkennen, daß das «böse Tier aus dem Abgrund» überall umgeht und gerade in den Herzen derjenigen Verheerungen anrichtet, die es als äußeren politischen Gegner

mit Gewalt und Haß bekämpfen wollen. Das «böse Tier» ist viel raffinierter und zeigt sich nicht so offensichtlich, wie wir das meinen. Sehen wir zu, daß wir es nicht locken, ihm nicht ahnungslos verfallen, sondern daß wir seinen wahren Standort erkennen und überwinden mit dem Geist. Das «böse» Tier ist insbesondere auch in einer Gesellschaft, die dem Mammon dient, Gott nicht auf östliche, aber auf westliche, jedenfalls auf seine Weise entthront und für die Menschen fragwürdig, ja zum Opium machte. Die kapitalistische, auf dem nackten und brutalen Egoismus aufgebaute Gesellschaft ist die ständige Pervertierung aller Werte, ganz besonders auch der Freiheit, der Demokratie, der Wahrheit. Diese Gesellschaft, die auf Gerechtigkeit verzichtet, mußte zu Krieg, Gewalt, Revolution, Bolschewismus führen. Der Faschismus und der Nazismus sind nicht zufällig aus ihr aufgestiegen. Der totalistische Kommunismus, wie er von Marx her als Gegenstoß und revolutionäre Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates angehoben hat, war und ist auf alle Fälle neben dem «Flammenzeichen, das Gericht ankündigt» (Blumhardt), ein Hauptzeichen für den in Weltkriegen und in der Weltrevolution sich offenbarenden Ruf Gottes zur Umkehr und zu seinem Reiche mit seiner Gerechtigkeit, das allein eine neue Schöpfung bedeutet.

Die Menschenwürde

Die Menschenwürde! Es ist wohl wert, über sie nachzudenken, sie zu wahren und zu schützen. Wo, wann, von wem wurde sie verletzt? Es beginnt immer damit, daß der Mensch die Stimme Gottes nicht hört und ihr nicht gehorcht, sich von einer andern Macht verführen läßt. Kain war der erste, der, mit einer Waffe, den Bruder erschlug. Er war ein Abgefallener von Gott in diesem Augenblick, aber Gott hatte ihn vorher gewarnt, ihm helfen wollen. Keine Waffe, kein Krieg, keine Gewalttat ehrt die Menschenwürde. Ideologien, Argumente, Mythen, Heroismus – all solches rechtfertigt keine Gewalttat, keine Unterdrükkung, keine Ausbeutung, noch weniger der Glaube an Gott oder auch nur die Berufung auf ihn.

Wir Menschen kennen uns selber nicht, weichen der Selbsterkenntnis aus, urteilen über Menschlichkeit und Unmenschlichkeit auf unsere selbstherrliche und unzuverlässige Weise, aber nicht, wie Gott es meint. Wir differenzieren auf andere Weise, als Gott differenziert. Wir protestieren gegen Verbrechen an der Menschlichkeit da, wo es uns gefühlsmäßig, ideologisch, politisch, nach Maßstäben unseres irdischen Lebens und Wohlbefindens paßt. Oft schweigen wir, jahrelang, grundsätzlich oder unbesonnen, träge, auch wenn in der Nähe oder Ferne unbeschreibliche Greueltaten an der Menschenwürde verübt werden. Wir schweigen auch zu der Verletzung der Menschenwürde, die unbemerkt in kleinen Vorkommnissen täglich und mitten unter uns vor-

kommt. Das sind die Anfänge, denen man wehren müßte. Aber wir tun es nicht. Das ist zu bedenken.

Ganz besonders schlimm wirkt sich in unserer Zeit jener *politische Opportunismus, ja Nihilismus* aus, der beim Gegner und beim gegnerischen Lager die Vergehen gegen die Menschenwürde, gegen das Menschenrecht, gegen Wahrheit und Freiheit «entlarvt» oder ideologisch fixiert, bei sich selbst und im eigenen Lager aber mit Entschuldigungen, Rechtfertigungen, mit Verschweigen und Zudecken operiert, oder, wo man es für nötig findet, ein moralisches Moratorium vertritt. Wo man, wie im «Westen», das Klima der Freiheit, ja die Freiheit selbst auf diese Weise mißbraucht, da ist es noch ärger als dort, wo der Mensch für die Wahrheit und die Freiheit wachsam kämpfen oder sie erst erringen muß. Der ideologische Zwang, die Lüge und die Gewalt sind böse und von niemandem und nirgends annehmbar; die Heuchelei aber ist noch gottloser und dient immer dem Satan. Auf was vertrauen wir in bezug auf die Menschenwürde im Westen überhaupt, auf Gott oder auf die Wasserstoffbombe? Und was fürchten wir mehr, Gott und sein Gericht oder die kommunistische Drohung?

Tatsachen und Hintergründe

Beginnen wir hier wieder mit dem Kommunismus. Wir haben im Juliheft 1956 der «Neuen Wege» in dem Aufsatz «Kommunistische Verantwortung und Entscheidungen» gesagt: «Die kommunistische Wahrheit muß die kommunistische Lüge im ganzen und im einzelnen aufheben, wenn die Geschichte unserer Welt, soweit es am Kommunismus und seinen realen Möglichkeiten liegt, nicht in einer Katastrophe enden soll.» Etwas von dieser Katastrophe ist wie ein Blitz in die kommunistische Welt gefahren: nicht nur in Ungarn, sondern vorher schon in Polen. Dieser Prozeß wird weitergehen, wenn nicht die Wahrheit des Kommunismus durch tiefgreifende, jetzt einsetzende und aus eigenen Impulsen kommende Veränderungen in den kommunistischen Ländern mit echter Freiheit, mit echter Demokratie (die gar nicht nach westlichem Muster geschaffen werden muß) und mit vollem Menschentum zur Praxis wird. Wir haben weiter gesagt: «Die von den Kommunisten eingesetzten Machtmittel in den von ihnen beherrschten staatlichen Einrichtungen, die das persönliche, das menschliche Gewissen nicht nur ablehnen, sondern die es unbedingt bekämpfen muß, weil es dabei um den Menschen, die Wahrheit, das Recht und die Brüderlichkeit und nicht zuletzt um die Freiheit – nicht als bürgerliche Ideologie, sondern als menschliche Grundbestimmung – geht, sind nun durch die Kommunisten selbst so entlarvt worden, daß sie sich der Diskussion dieser Fragen stellen müssen. Das wird von tiefgreifender Bedeutung bleiben. Hier ist nicht nur eine «gründliche marxistische Analyse» darüber notwendig, wie es zu diesem «Fehlweg in der führenden Kommunistischen

Partei» (und nicht nur in ihr!) kommen konnte, sondern eine Besinnung auf «Wahrheit und Lüge des Kommunismus» in seiner marxistisch-leninistischen Form überhaupt.

Wie immer es mit dem Selbstbewußtsein der Kommunisten und der kommunistischen Parteien nach außen stehen mag (dies gilt vor allem auch für die westlichen Kommunisten, die alles, was im Osten geschah, mit hochtrabenden marxistischen Formulierungen entschuldigten und rechtfertigten; dieses kommunistische Pfaffentum hat genau so verderblich gewirkt, wie es das christliche bis heute tut, wenn es zum Beispiel den Krieg rechtfertigt oder auch nur entschuldigt), sie müssen sich den *Tatsachen* stellen, die ihre Sache vor dem Gewissen ihrer Träger und vor dem Gewissen aller Menschen, die für die Würde des Menschen und eine wirklich brüderliche Menschen- und Völkerwelt kämpfen, richten muß.» Die kommunistische Welt muß sich, wie auf ebenso entscheidende Weise die sogenannte freie Welt, der *Wahrheit* in der Praxis ihres Handelns stellen; sie muß die unausweichlich gewordene Frage nach den *Mitteln* in der Verwirklichung des Menschentums annehmen; sie muß die *Unantastbarkeit*, ja *Heiligkeit* des Menschen und seine über der Gesellschaft, dem Staat, der Nation, der Klasse, der Rasse stehende Würde begreifen lernen. Es geht wirklich um die Wahrheit, so wie ein Verteidiger im Gerichtssaal in Posen es aussprach: «Ihr habt uns in der Wahrheit belogen; wir haben die Wahrheit verloren!» Die Wahrheit allein ist stärker als alle Gewalt dort im Osten, stärker aber auch als alle westliche «Verteidigung» durch die Gewalt. Wenn wir nicht ein neues, ebenso praktisches wie unbedingtes Verhältnis zur Wahrheit erlangen und wenn dieses nicht vor allem gegenüber der Politik, im Völkerleben und in den Völkerbeziehungen durchbricht, können wir keine Hoffnung auf Heilung und eine wirkliche Wende haben. Wahrheit allein schafft auch Frieden; nur in der Wahrheit allein vermögen auch die Freiheit und die Liebe zu leben. Die Liebe kann nur dann das Höchste sein, wenn sie so mit der Wahrheit verbunden ist. Gegen allen sogenannten politischen Realismus behaupten wir, daß es *darauf* ankommt und daß über den Staaten und Völkern jene Gerechtigkeit waltet, die fordernd, prüfend und entscheidend mit Gerechtigkeit richtet, das heißt aufrichtet, was ihr dient (und das heißt ja immer auch wirklich dem Menschen dient), aber auch verwirft, was ihr nicht dient.

Etwas von diesem Ringen um die Wahrheit arbeitet in den Völkern unter der kommunistischen Herrschaft, ja es arbeitet vielleicht überhaupt stärker in den östlichen und slawischen Völkern als bei uns, die wir allzulange meinten, im Besitze der Wahrheit zu sein, und dabei den Götzen dienten. *Wir* sind auf alle Fälle wenig bereit, uns von der Wahrheit richten zu lassen. Wir können uns noch immer nicht losreißen von dem Anspruch auf die Herrschaft des weißen Mannes oder auf die Überlegenheit des Westens oder gar von dem pseudochristlichen An-

spruch der römischen Kirche auf die Weltherrschaft. Immer noch richtet uns der Kommunismus darin, daß wir sogenannte Christen die *Alleinherrschaft Christi* im Leben unserer Völker geistig und in der Tat so sehr verleugnen.

Welchen Anlaß zur Besinnung sollten uns die Ereignisse der letzten Monate geben, uns, denen die Ereignisse seit dem Heraufkommen Hitlers, des Zweiten Weltkrieges und was in diesen so niederdrückenden Jahren seither geschehen ist (denken wir nur an das Wahnsinns- und Teufelszeichen der Wasserstoffbombe), allem Anschein nach nicht genügten. Wir haben am Anfang unserer Ausführungen versucht, die Ereignisse in dieses Licht zu rücken. Wir vermögen hier selbstverständlich nur Hinweise und Bruchstücke zu geben.

Von dem Ausbruch in Ungarn wird gesagt, er sei spontan gewesen. Zweifellos hat dieses Element in einem ganz starken Maße mitgewirkt. Es war wirklich ein Ausbruch aus Ketten, aus einer unmöglichen Situation, aus Unrecht, das nicht mehr ertragen werden wollte, zu einer Freiheit, die die Arbeiter, Studenten und Bauern, ganz ohne Zweifel große Teile des Volkes erkämpfen wollten. Es war aber auch ein Ausbruch aus einer Lage heraus, die gerade durch die Lockerung des Regimes entstanden war. Der lang gestaute und auch von außen aufgewühlte Strom (wir werden darauf noch zurückkommen) brach einfach einmal alle Dämme. In diesem von einem starken mongolischen Element durchsetzten Volk flammte, nur für einen Augenblick im Wort, dann aber sofort zur Tat, und zwar zu einer übermächtigen Tat aufrufend, jenes «Feuerreitertum» auf, das seinen ebenso übermächtigen Stolz und seine Ehre auch gegen die stärkste Macht mit Gewalt und allen Mitteln durchzusetzen versuchte.

Die Kommunisten hatten es mit ihrem Regime dahin gebracht, daß sich nun eben nicht nur «Konterrevolutionäre» und «Faschisten», wie sie sich so billig und lügnerisch ausdrücken, sondern die redlichsten aus ihren eigenen Reihen und dazu alle irgendwie sozialistisch denkenden Menschen, wirklich Arbeiter, Studenten und Bauern in einem Augenblick mit erhoben, wo gewiß auch die wirkliche Reaktion, ein maßloser und romantischer Nationalismus, der aber von den Russen durch Jahre schwer provoziert worden war, vor allem durch ihre Ausbeutungspolitik, und, in der unheilvollen Gestalt des Kardinals Mindszenty, ein Kirchentum und ein Katholizismus sich in die vorderste Linie stellten, die den Kommunismus auf Biegen und Brechen beseitigen und ihre katholisch-abendländische Ordnung mit amerikanischer Protektion installieren wollten. Imre Nagy und die Sozialdemokraten, die sich, vielleicht um dieser politischen Macht zu begegnen, immer mehr den Forderungen dieser Leute fügten, die sie nachher genau so erledigt hätten, wie man in den Tagen der so blutigen Freiheit die Kommunisten erledigte, mußten in diesem Gefälle der Dinge und mit einer solchen Haltung Rußland vor eine Situation stellen, der es so begegnete, wie wir

wissen. Der Westen hat für den ähnlich gelagerten umgekehrten Fall in den NATO-Vertrag mit Deutschland ja bekanntlich von vornherein die entsprechenden politisch-militärischen Sicherungen eingebaut. Wie eitel, gefährlich und den Frieden zerstörend solche «Pakte» sind: Warschauer Pakt und NATO-Pakt haben es ja diese Wochen zur Genüge bewiesen.

Wir haben bis jetzt von dem revolutionären Ausbruch geredet, der sich in Ungarn vollzog. Wir müssen aber um der Wahrheit willen – und die Freiheitskämpfer selbst haben uns ein Stück davon geliefert – sagen, daß diese Erhebung «unter den Augen der Kommunisten und der Russen» vorbereitet wurde. Sie war nicht nur spontan, sie war auch ein Plan. Nur die volle Wahrheit über seine Hintergründe werden gerade wir in der sogenannten freien Welt vorläufig nicht erfahren. Man kann auch die Freiheit gegen die Wahrheit mißbrauchen. Davon wurde erschreckend viel in diesen Wochen offenbar. Das hat aber anscheinend niemand erschreckt – um so schrecklicher ist es. Es könnte sein, daß die Freiheit einmal im Westen ohne die Wahrheit dastünde, wie sie es im Falle des kriegerischen Überfalls auf Ägypten ja schon sehr deutlich tat!

Rußland hat dem Westen, der seit Jahren alles für diese Art «Revolution getan hatte und dessen offizielles Programm bekanntlich die Aufrollung» des kommunistischen Lagers und seine Eindämmung war, gezeigt, daß es im Ernstfall, so wie es ihn sieht, zuschlägt. Was wir darüber denken, haben wir schon zum Eingang unserer Ausführungen gesagt. Die Kommunisten sind die kräftigsten Förderer des Antikommunismus, so wie auch die Antikommunisten die kräftigsten Förderer des kommunistischen Gewaltglaubens und der kommunistischen Weltpolitik sind. Eine weitere sichere Tatsache in diesem noch immer nicht der vollen Wahrheit erschlossenen Drama ist diese, daß die Ungarn auf das direkte Eingreifen und die direkte Waffenhilfe des Westens hofften und abstellten. Sie hatten Grund dazu, denn die westliche Politik, die westliche Propaganda und die westliche Untergrundtätigkeit (die ja genug Geld kostet!) mußten sie zu dieser Annahme bringen. Der Westen hat seine Blutschuld an den ungarischen Vorgängen. Ist er wirklich der Vertreter von Menschentum und Freiheit? Ist er mit seiner Politik und den Mächten, die ihn vertreten, nicht etwas ganz anderes? Es ist allzu billig von den Vertretern des Kalten Krieges und der antikommunistischen Revolution, nun plötzlich von den Realitäten zu reden, von Evolution statt «Revolution» oder von «nicht mit Gewalt» (wie der Vatikan, der mit seiner ganzen Weltpolitik und seiner «geistlichen» Propaganda wenig genug für den wirklichen Frieden und die wirkliche Freiheit tut*). Noch einmal: die Blutschuld dieser Mächte ist offenbar geworden, und sie wird noch weiter offenbar werden. Was

* Wir wollten uns auch noch mit der päpstlichen Weihnachtsrede auseinandersetzen, kamen aber nicht mehr dazu.

haben ehrlicher Friedenskampf, ehrlicher Freiheitskampf, ehrlicher Kampf um die Gerechtigkeit damit zu tun? Offenbar geworden ist die Geistesverfassung des Westens und auch der Schweiz. In der Schweiz gab es neben der wirklichen Hilfsbereitschaft und der echten Empörung und Erschütterung ein so starkes Aufschäumen eines bösen, selbstsüchtigen und militaristischen Geistes, auch so viel unlautere Regie bis in die Radiosendungen von Beromünster hinein (gerade von denen, die die eigene Finsternis so gern verdecken und verschweigen!), daß wir uns ernstlich gefragt haben: Was wird aus einer solchen Schweiz werden, wenn einmal die Hand des Höchsten nicht mehr über ihr ist?

Wir dürfen jene Tage und Wochen um alles dessen willen, was uns zuinnerst begegnete, nicht vergessen. Wer war nicht in den Nächten wach und weilte irgendwo an den Orten des Grauens, des Kriegsfeuers, des Bombenhagels und den Herden der Gärung und Unterdrückung im östlichen und westlichen Lager?

Mußte es nicht klar werden, daß das der Weg ins Verderben ist, auch für die *Freiheit* und ebenso für den *Frieden*? Wer diese noch weiter mit der militärischen Gewalt verbindet, hat sie preisgegeben und kann sie nicht erringen. *Die wirkliche Freiheit und der wirkliche Friede entziehen sich immer mehr der Gewalt, sie können nur noch durch den Geist, die Wahrheit und das Opfer getragen und vertreten werden.* Sie können nur durch den Geist und seine Mittel siegen. Europa wird zugrunde gehen, wenn es das nicht noch in letzter Stunde lernt. Die Gewalt, die schon immer mit Bösem verbunden war, heute schafft sie unendlich viel Böses und kann nichts gut machen!

Wir haben ernsthaft bedacht, was Prof. Hromadka in seinen «Gedanken über die ungarische Krise» ausspricht. Wie stellen wir uns zu folgendem Satz?: «Es handelt sich nicht nur um Freiheit (in abstracto), es handelt sich darum, *wer* die Freiheit erhalten hätte und zu *welchen Zielen* sie gebraucht worden wäre.» Wir verkennen gewiß nicht das Recht dieser Argumentation, und wir sind uns klar darüber, was in Ungarn wirklich drohte, nachdem die Dämme zerrissen waren und Mindszenty und alles, was mit ihm zusammenhing, aufgetaucht war. Aber wir müssen gerade darum sagen: Um so größer ist die Schuld derer, die allzu lange und allzu leichtfertig das Menschentum, das Recht und die Gottesgabe der Freiheit in Ungarn und anderswo so zertraten und verstörten, daß sie diesen Ausbruch und in seinem Gefolge auch die Höllengeister entbunden haben, die auf ihre Stunde warteten. Prof. Hromadka spricht von Buße. Wir glauben auch, daß nur die *Umkehr* in einem umfassenden Sinne noch Heil in sich trägt.

Wir wissen, daß die Freiheit (neben ihrem echten Kampf, auf den wir noch zu sprechen kommen) der Wandschirm der Reaktion, des Kapitalismus, des Kirchenimperialismus bis hin zum Bündnis dieser Mächte mit dem Faschismus ist: Um so schlimmer für den Kommunismus, der eine echte, sozialistisch begründete Freiheit und eine

wahre Demokratie bis heute nicht aus sich heraus zu verwirklichen vermochte. Das hätte er so dringend nötig, ja noch dringender als alle technischen Errungenschaften und allen gesellschaftlichen Fortschritt! Wir sind uns klar über die fast unlösbaren geschichtlichen und geistigen Widersprüche, unter denen und in denen der Kommunismus aufleben und sich entfalten mußte, und doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß er nur dann eine echte Zukunft haben wird, wenn er sich öffnen wird für das, was mehr ist als seine jetzige geschichtliche und geistige Fassung. Uns ist fraglich, daß das durch bloße Evolution gehen wird. Es wird nicht eine «westliche», sondern die ewige Revolution über ihn kommen müssen. Wir sehen trotz gewissen Wandlungen (darüber, wie weit sie nur «taktisch» bedingt sind, kann in diesem Zusammenhang nicht in ein paar kurzen Sätzen geredet werden!) die große geistige Knechtschaft, in der sich der Kommunismus bis heute bewegt, aus der herauszutreten er kaum willens und fähig ist. Er war und ist vielleicht in seiner jetzigen Gestalt noch eine Weile «Werkzeug», aber immer entscheidender wird es sich für ihn (ebenso wie für den Westen!) darum handeln, ob er sich öffnen kann, und wird für *die* Wirklichkeit und *das* Reich, die über ihm sind, die etwas anderes sind als «die sich selbst erzeugende Natur», die geschichtlich-ökonomische Dialektik und alles, was dazu gehört, was als «Marxismus-Leninismus» Absolutheitsanspruch erhebt wie irgendeine Kirche, irgendeine Religion und was mit der Staatsmacht oder gar Allmacht verbunden das Gefährlichste und Verhängnisvollste ist! Wenn wir trotzdem Hoffnung haben, so deswegen, weil Gott allein, der heilige Gott und Vater Jesu Christi, vom «Himmel» her, von seinem Reiche her, *alle* «Gottlosigkeit» sieht, durchdringend sieht, unsere im Westen ebensosehr, und darüber sein rettendes und richtendes Wort in Christus schon gesprochen hat und weiter spricht, der auch die «Gottlosen» gerecht spricht, der die «Ersten» Letzte werden läßt und umgekehrt und der allein zu ändern vermag, wo alles menschliche Ändern und Umschaffen das Neue doch nicht schaffen kann. Aber die Verheißung bleibt fest: «Siehe, ich mache alles neu!»

Das durften wir freilich nur sagen, weil wir gleich das andere dazu sagen werden, was dazu gesagt werden muß: Hier öffnet sich der Abgrund der *Schuld*, die auf uns «Christen» liegt, von der wir nichts abstreichen, die nur immer größer wird und die ja einen noch größeren Umfang hat als das, was auf der politisch-gesellschaftlichen Ebene in der Welt davon hervortritt.

Das scheint uns ein Stück der Antwort für unsere Haltung gegenüber dem Westen und dem Osten, die aus Glauben, einem neuen Aufbrechen des Glaubens, geschehen muß. Von da aus gilt es zu ringen um den Kommunismus, um die Wahrheit, um die Freiheit, um Gerechtigkeit und Frieden, um das Geschick der Völker, der Massen, deren Christus sich nicht umsonst erbarmt haben darf!

Wir möchten noch auf zwei mehr auf der politischen Ebene hervortretende Fragen zurückkommen.

In «der neue bund» (November/Dezember 1956) wurde in einer bemerkenswerten Offenheit und Ehrlichkeit Stellung genommen zu den Ereignissen. «Amerika hat versagt, Europa hat versagt», wird da mit Recht gesagt. Aber es wird kaum die Frage gestellt, warum sie versagen mußten. Die Frage wurde nicht gestellt, warum die amerikanische Politik, die gegenüber Rußland und dem Kommunismus faktisch seit dem Tode Roosevelts geübt wurde, wie sie im Osten versagt, auch im Westen versagen muß, es sei denn, man finde immer noch, die Politik der Stärke und der Rüstung sei ein gangbarer und nötiger Weg. Und um was für ein *Europa* handelt es sich denn? Ein *Sozialismus*, der sich in dieser Frage nicht klärt, der dem Europa der Reaktion und des Kapitalismus Zubringerdienste leistet und Unterstützung leiht, der den Frieden an die militärische Rüstung, die kein Volk, keine Menschen, keine Freiheit und kein Recht mehr zu schützen vermag, verraten hat, ein Sozialismus, der gegenüber seiner geschichtlichen Aufgabe vor und in zwei Weltkriegen versagt hat und aus diesem Versagen nicht herauszukommen vermag, der weder für den Frieden noch für die Freiheit noch für die soziale Gerechtigkeit der Bannerträger unter den Völkern und über alle Kontinente hin zu sein vermag, dürfte kaum berufen sein, zur Lösung jener verhängnisvollen Konstellation beizutragen, die durch den Ost-West-Konflikt ja nur an der Oberfläche markiert, in der Tiefe aber eine Weltrevolution mit Ausmaßen, Gefahren und Drohungen, aber auch Verheißungen andeutet, denen nur ein völlig neuer, aus tiefsten Kräften gespeister Sozialismus gewachsen wäre. Wir sagen solches wahrhaftig nicht (in einem Augenblick, wo uns das eigene Versagen so deutlich vor Augen steht), um andere abzuurteilen, wir sagen es, weil wir beim Nachdenken über diese Fragen immer wieder an diesen Punkt kommen und einsehen, daß nur eine bis in alle Tiefen unseres Menschenwesens und unserer heutigen Gemeinschaftsverhältnisse gehende Umkehr und Erneuerung helfen kann, und weil wir überzeugt sind, daß Gott selbst alles stürzen und umkehren wird, was sich seinem Reiche entgegenstellt und nicht seinem Reiche dient.

Premierminister Nehru hielt am 19. November vor dem indischen Unterhaus eine Rede, aus der wir folgenden Passus zitieren: «Wenn man im Verlauf von zehn Jahren das ungarische Volk nicht zu dieser bestimmten Theorie bekehren konnte, dann zeugt dies von einem gewissen Versagen, das mir weit größer erscheint als das Versagen der militärischen Aktion. Man kann daraus schließen, daß wir alle, ob Kommunisten, Nichtkommunisten oder Antikommunisten, umlernen müssen. Wir sprechen von Gewaltanwendung. Das Problem Ägypten und das Problem Ungarn ist entstanden. Im Augenblick haben diese beiden Fragen alle andern in den Hintergrund gedrängt. Ob es sich um Afrika oder Teile Asiens handelt, im Grunde genommen besteht kein

Unterschied, es sei denn der, daß ein neues Übel jeweils eine plötzliche Reaktion hervorruft, während man sich an ein altes gewöhnt. Deshalb müssen wir von dem Standpunkt ausgehen, daß ein derartiger Mißstand, gleichviel, ob es sich um ein neues oder altes Übel handelt, nicht gut ist und beseitigt werden muß, sofern er sich auf Gewalt und auf Unterdrückung eines Landes und eines Volkes durch bewaffnete Macht stützt. Solange dies nicht geschieht, werden Unruhe und Spaltung und möglicherweise sogar Kriege entstehen.

Deshalb handelt es sich, abgesehen von den äußeren Umständen der gegenwärtigen Krise, um eine Gewissenskrise, eine fast geistige Krise, in der die Menschheit sich befindet. Ich hoffe, daß die scharfe Reaktion auf diese Ereignisse diese geistige Krise und diesen Versuch, eine bessere Methode internationaler Zusammenarbeit zu finden, nicht einschläfert. Diese Methode kann, meiner Ansicht nach, wie sich jetzt wieder gezeigt hat, nicht dauerhaft sein, wenn sie sich auf den Einsatz von Truppen stützt, die in jedem Falle der Unterdrückung eines Volkes dienen. Wenn wir diese Tatsache anerkennen, so fordern wir volle Freiheit, ganz gleich, ob es sich um eine kommunistische oder eine antikommunistische Gesellschaft handelt.»

Pandit Nehru weist damit wirklich auf drei wesentliche Dinge hin: 1. *«Daß wir alle umlernen müssen.»* Daß dieses Umlernen sich allem Anschein nach nicht vollzieht, sondern daß man auf allen Seiten weiter macht mit seiner «Politik» und seinen politischen Methoden, daß insbesondere auch die Kommunisten in Ungarn nichts gelernt haben, deutet darauf hin, daß die politische Weltkrise weitergehen wird. 2. *Die Gewissenskrise.* Von ihr kann man nur wünschen, daß sie sich vertiefe, daß das Gewissen überhaupt einmal wieder zu seinem Rechte komme gegen alle Mächte, die den Menschen knechten im Osten und im Westen, in Politik, Gesellschaft und Religion. 3. Eine wirkliche friedliche Methode internationaler Zusammenarbeit kann nur aufkommen und die UNO zu einem echten Organ der Völkervereinigung und des Völkerrechts machen (was sie heute nicht ist!), wenn die *Völker* zu einem neuen geistigen Sinn und Menschentum erwachen, wenn sie, vorab die sogenannten christlichen Völker, auf den Menschensohn zu hören und zu schauen lernen. Indien hat mit Gandhi ein Beispiel gegeben, das uns Christen nur beschämen kann und das zeigt, wie weit entfernt wir von Jesu Weg und seinem Geist sind.

«Politik», so sagt man uns, «ist die Kunst des Möglichen.» Was dabei herauskommt, haben wir nun schon durch ganze Menschenalter und durch schwerste Katastrophen hindurch gesehen – und doch nichts gelernt. Was für ein Mögliches denn? Da greifen die Menschen eben zu dem, was diese Welt bietet: zur Macht, zum Geld, zum Interesse, zur Gewalt, und in der Selbstsucht und in der Gier, die in ihnen arbeitet, dienen sie den Göttern und Götzen dieser Welt. Die Weltreiche und die Religion leben von diesem Möglichen und verfallen dann dem Bösen,

dem Beherrscher dieser Weltzeit, der heute wahrhaft zufrieden sein kann mit uns: wir können uns umbringen, ausradieren, atomisieren und die Schöpfung zerstören! In Israel trat einmal das andere hervor: der lebendige und heilige Gott, der seine Schöpfung heiligt, erlöst und erneuert und der der Herr und Vater ist. Wir stehen vor einer *entscheidenden und wohl in einem gewissen Sinne letzten Konfrontation von Politik und Reich Gottes.* Das scheint uns der Sinn der Stunde. Wer soll Herr sein über den Menschen, die Völker, die Gesellschaften, die Schöpfung? Gott und sein Christus oder der Widersacher, die Weltreiche oder das Gottesreich, Christus oder Cäsar, Gott oder Mammon, Christus oder Barnabas (die Gewaltwelt!)?

Das Zeugnis der «Neuen Wege» war von Anbeginn bis heute dieses und kann kein anderes sein. Es drückt sich immer noch am besten in dem Jesuswort aus: «Das Reich Gottes ist genaht, kehret um und glaubet der frohen Botschaft.» Leonhard Ragaz hat im Jahre 1944 in einem Aufsatz: «Zur religiös-sozialen Bewegung» Stellung bezogen zu den Problemen, die sich dieser Sache stellen, und zu den Aufgaben, denen sie dienen soll. Schon damals war die Krise der Bewegung dem sehenden Auge offenbar, und all die Kämpfe seit dem Tode von Ragaz haben sie erst recht beleuchtet. Es ist uns nicht gelungen «die Einheit im Zentrum» (Leonhard Ragaz: «Neue Wege», Juli-August 1944, Seiten 358/359), die zu ihrem lebendigen Fortgang, ja zu ihrer tiefsten Berufung nötig wäre, durch ein lebendiges Vorwärtsschreiten und die Hinkehr zu dem lebendigen Christus zu finden. Nun wird eine Zeit des Suchens kommen müssen und auch eine Zeit des Sterbens, da wir alles, was nur toter Besitz ist oder nur von dieser Welt oder aus uns selbst, werden dran geben müssen. «Wie bei den Pflanzen der Kern, aus dem sie hervorgehen, das Entscheidende ist für ihre spätere Frucht, so auch bei religiösen Bewegungen: nicht die Bewegung, *der Kern* ist das Wichtige, wenn sie soll Frucht bringen fürs Reich Gottes» . . . «Nicht die Bewegung an sich ist das Wichtigste, sondern daß die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes in derselben zum Austrag kommen und Licht verbreiten in die Welt hinein.» (Blumhardt.) Wenn wir an diesem Punkte nicht durchzubrechen vermochten, so ist die Verheißung, daß hier ein Neues werden soll, daß Christus auch der Herr der Politik werden soll und daß ihm eine neue Gemeinde, seine wirkliche Gemeinde mit einem neuen Zeugnis darin dienen lernen wird, doch nicht aufgehoben, denn: Christus kommt und Christus siegt!

Wir wollten noch auf zwei Dinge hinweisen, von denen wir aber nun schon durch unsere ganzen Ausführungen gesprochen haben. Wir meinen die *konkrete, wirkliche Schuld,* die in unserer Zeit und an uns Menschen, Völkern und Regierungen so deutlich hervortritt, die wir nicht nur weiterschleppen und tragen, sondern weiter anhäufen, weil wir so wenig geneigt sind, sie einzusehen und umzukehren. Beides ist heute wichtig: die konkrete Schuld der einzelnen Völker, Regierungen

und Männer aufzuzeigen, wie sie seit langem zutage trat und in den Ereignissen der letzten Monate uns wirklich ans Herz greifen wollte und sollte. Dazu gesellen sich, grundsätzlich gesehen, die Schuld und das Versagen aller Menschen, Völker und Regierungen, die zu erkennen und in Betracht zu ziehen sind. Das vermögen wir hier nicht mehr, aber wir weisen nachdrücklich darauf hin*. Dafür aber haben wir alle, haben alle Völker, Richtungen, Bewegungen, Geistesmächte, Ideologien, Religionen und Kirchen die helfende und heilende Tat Gottes nötig, sein Erbarmen, seinen Sohn, der uns von der Schuld, aller Schuld zu befreien vermag, vom Tode retten und den Weg des Lebens weisen kann. Wir, die wir in den letzten Jahren mit großer Zurückhaltung von diesen Dingen gesprochen haben, in diesem Zusammenhang empfinden wir die Nötigung es auszusprechen und – vielleicht lange – mit dieser Erkenntnis schweigend oder doch im Verborgenen zu arbeiten!

Die Zeichen Gottes

Die Zeichen Gottes stehen über uns und über der Welt. Unverkennbar ist ihre Flammenschrift. Wenn wir sie nicht erkennen, bedeuten sie *Gericht und Katastrophe*. Das sagen wir nicht, weil wir «eschatologisch oder apokalyptisch denken» oder denken wollten, sondern weil uns die *Begegnung mit der Wirklichkeit* und der Aufblick des Herzens zu dem, der als das fleischgewordene Wort sich uns immer wieder über dieser Welt als der lebendige Herr bezeugt, solches *erfahren* lassen. Das wollen wir niemandem aufdrängen. Es gibt Ereignisse, die Zeichen sind und Zeiten, die *Entscheidungszeiten* sind, in denen über ganze Epochen, über Äonen entschieden wird. Unsere Zeit trägt im einzelnen und im ganzen dieses Zeichenmerkmal an sich, und es geht nach unserem Glauben, der auch unsere Hoffnung ist, wieder um die Umkehr und das Reich in einem Maße, das weit über unser Verstehen und Vermögen hinausgeht, worin wir uns nur noch in dem fassen und zusammenfinden können, was Jesus Christus im Vollsinn ist und bedeutet; bitten, glauben und wirken in dem, was das Unservater uns ins

* Man vergleiche dazu auch folgende Stimme im «Schweizerischen Diakonieboten», die sehr vorteilhaft absticht von gewissen kirchlichen und religiösen Äußerungen: «*Die Schuld der Kirchen im Taumel der Völker*: Es ist ohne Zweifel, daß in der gegenwärtigen Krise der Weltpolitik, im Taumel der Völker und der Mächte, Großstaaten bestimmend und schuldig werden, die im Bereich des christlichen Abendlandes ihre Geschichte haben: England, Frankreich, Rußland. Und weder die anglikanische und evangelische Kirche noch die römisch-katholische noch die orthodoxe kann im Bereich dieser Völker und Europas von Schuld dafür freigesprochen werden, wenn wir nicht nur auf den Augenblick, sondern auf die Geschichte der Jahrhunderte sehen. Vor allem ist es die nicht gelebte und nicht lebendig durchgestandene und dargebotene Einheit, wodurch sie alle schuldig geworden sind. Denn die Einheit ist das Zeugnis Christi, Seiner Wirklichkeit und Wahrheit.» Wir würden dem nur noch hinzufügen, daß es vor allem auch das Nichtstehen zum Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit unter den Völkern, wie das Nichtstehen zu der Lebenswirklichkeit Christi und seines Geistes ist, was in dieser Schuld hervortritt.

Herz pflanzen möchte und was im Gleichnis von der bittenden Witwe zum Ausdruck kommt: ein Glaube und eine Hoffnung, die nicht aufgeben und darum auch nicht zuschanden werden können.

Bekenntnis

Wir schließen mit einem Hinweis, der zugleich das andeuten soll, was wir bekennen möchten und wozu wir stehen möchten und uns zubereiten lassen wollen. Die Botschaft vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit wie die von dem lebendigen Gott und seinem Christus rufen neben der Jüngerschaft und der Nachfolge und diese einschließend zu einer lebendigen Gemeinde Christi, von der wir glauben, daß sie in unserer Zeit über alles heutige Kirchenwesen hinaus *neu* werden soll. Leonhard Ragaz hat uns immer wieder darauf hingewiesen, ebenso die beiden Blumhardt. Es ist mehr als ein Jubiläum, wenn wir die folgenden Worte unseres Freundes Ragaz an den Schluß unserer Ausführungen setzen, es ist Hoffnung und Bekenntnis zugleich:

«*Es ist eine große Sache um die Gemeinde.* Sie ist wirklich die berufene Trägerin des Reiches Gottes.

Ich komme damit wieder auf das Wort Jesu von der Gemeinde zurück. Wie ich schon erklärt habe, handelt es sich darin sicher nicht um die spezielle römische Gemeinde, sondern um die wahre Gemeinde Christi überhaupt. Von dieser aber wird Großes, Übergroßes gesagt. *Ihr* gilt die Verheißung, daß sie die Schlüssel des Gottesreiches haben solle, so daß das, was sie vertrete, auch bei Gott gelte. (Das ist der Sinn des ‚Bindens' und ‚Lösens'.) Um das Große, Übergroße, kühn auszudrücken: *Sie wird zur Stellvertreterin Gottes auf Erden gemacht.* Was der römische Bischof für sich in Anspruch nimmt und was auch keineswegs einfach von der Kirche-Gemeinde des Protestantismus gilt, das gilt von der wirklichen Gemeinde Christi, welche die Gemeinde des Reiches Gottes ist. Wir können von ihrer *Vollmacht* nicht groß genug denken. Einer solchen Gemeinde gilt nicht nur die passive Verheißung, daß die Pforten der Hölle, das heißt die gottfeindlichen Mächte, vor allem die Mächte des Todes, sie nicht überwältigen sollen, sondern auch die aktive, daß sie die Pforten der Hölle *zerbrechen* werde. Wenn wir eine solche Gemeinde hätten, dann gäbe es gewaltige Siege dieser Art, im ganzen und im einzelnen, im großen und im kleinen; nicht nur den Sieg über Krieg, Kapitalismus und Imperialismus, über Alkoholismus und Prostitution und ähnliche Mächte, sondern auch über Krankheit und Tod. Das ist, auf Grund der Verheißung, mein tiefer und fester Glaube. Darum sehne ich mich nach nichts so stark wie nach der Gemeinde, der Neuen Gemeinde, welche zugleich die älteste Gemeinde ist. Daß *sie komme, bedeutet die Rettung der Welt.*» Nur sie kann auch in der Tat und in der Wahrheit das Wort sprechen: «Ja, komm Herr Jesus!» (Offenbarung 22,20.)

Die Redaktion

Nachwort:

Wir hatten ursprünglich einen größeren zweiten und dritten Teil vorgesehen, doch reichte uns einfach die Zeit nicht unter den Umständen und Bedrängnissen, in denen wir standen. Wir möchten unsern Lesern und Freunden wenigstens noch die Stichworte bekanntgeben, unter denen diese Arbeit geleistet werden sollte.

II. Bekenntnis
- Die Zeichen Gottes
- Gewalt und Gewaltlosigkeit
- Krieg, Militarismus, Koexistenz
- Jesus Christus

III. Hoffnung
- Gott und sein Bund mit uns
- Scheidung der Geister
- Die Kämpfer für den Frieden
- Die Arbeiterschaft, die Völker, das Volk
- Neuer Kampf und Einsatz des Glaubens und des Geistes

Im übrigen enthält das ganze Heft in allen den Zeugen, die zu uns sprechen, jenes Bekenntnis und jene Hoffnung, die als *Kraft* und *Hingabe* unter uns lebendig werden sollten. Wir möchten auch ausdrücklich betonen, daß die Redaktion sich zu diesem Zeugnis bekennt und weiterhin dazu stehen wird.

Vier Jahrzehnte ungarischer Geschichte*

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges vollzieht sich eine Entwicklung weltweiten Ausmaßes: die Unabhängigkeitsbewegung der kolonialen, halbkolonialen und Satellitenvölker: Indien, Pakistan, Indonesien, Indochina, Marokko, Tunesien usw., überall sind Staaten unabhängig geworden oder ringen noch um ihre Freiheit. Diese Entwicklung hat nun auch auf Osteuropa übergegriffen, wo die Staaten ein neues Verhältnis zur Sowjetunion als der Großmacht des Ostens wünschen.

In Polen und Ungarn ist dieser Kampf um Unabhängigkeit von Moskau bisher zum Ausbruch gekommen.

Die Umwälzung in Polen ging unblutig vonstatten. Nach Arbeiter- und Studentenunruhen hatte die Bevölkerung immer dringlicher eine Änderung der bisherigen Verhältnisse verlangt. Ein Ziel der Kritik war die Person des Verteidigungsministers Rokossowsky, der als gebürtiger Pole Marschall der Roten Armee geworden und nach dem

* Aus «Stimme der Gemeinde», Darmstadt.

Krieg als sowjetischer Vertrauensmann nach Polen geschickt worden war. Er galt in Polen als Symbol des Herrschaftsanspruches der Sowjets. Die andere Stoßrichtung ging gegen die undemokratischen Zustände in Regierung und Verwaltung. Die Stalinisten in der Polnischen Arbeiterpartei wurden von den Nationalkommunisten abgelöst, an deren Spitze Gomulka steht, der zum Ersten Parteisekretär dieser Partei gewählt wurde. Er hat sofort nach der «Machtübernahme» die Vergewaltigung der Demokratie, die Besudelung der Menschenwürde, Ungerechtigkeit, Quälerei und Demoralisierung der Vergangenheit gebrandmarkt. Die «Frankfurter Allgemeine» schrieb in den Tagen der Krise: «Das vordringlichste Problem für die neue Warschauer Parteiführung besteht gerade darin, ihr Verhältnis mit Moskau im Guten zu regeln.» Gomulkas Weitblick hat die Krise überstanden. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird der Umschwung in Polen die erhofften Auswirkungen ohne Blutvergießen erreichen.

Anders, dramatischer und erschütternder, verlief die Entwicklung in Ungarn.

Um die Ereignisse richtig würdigen zu können, ist es notwendig, wenigstens in gedrängter Kürze die letzten *vier Jahrzehnte ungarischer Geschichte* zu überblicken:

Bis 1918 bildete Ungarn die eine Reichshälfte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie; der Kaiser von Österreich war gleichzeitig König von Ungarn. Nach der Auflösung der Doppelmonarchie wurde Ungarn selbständig. Nach einer kurzen Periode kommunistischer Diktatur unter Bela Kun im Jahre 1919 eroberte Admiral von Horthy die Macht. Die Kommunisten wurden ermordet, soweit ihnen nicht die Flucht ins Ausland gelang. Horthy behielt die Bezeichnung Königreich für Ungarn bei und nahm selbst den Regententitel (Reichsverweser) an. Sein Regime war eine konservative Diktatur, die die traditionelle Herrschaft großgrundbesitzenden Adels verkörperte. *Freie demokratische Wahlen gab es nicht.* Es wurde eine christlichnationale Einheitspartei gegründet, die das Parlament beherrschte. Geheime Wahlen gab es nur in den wenigen Städten; in den Landbezirken mußte *offen* gewählt werden. Dem Parlament war ein hocharistokratischer «Reichstag» *über*geordnet, der aber *nicht* aus Wahlen hervorging. Ihm und nicht der Volksvertretung waren die Minister verantwortlich, die im übrigen vom Reichsverweser ernannt und abberufen wurden. Mit Recht galt Ungarn als eine Hochburg der europäischen Reaktion.

Am 4. Juni 1920 hatten die Westmächte dem während des Ersten Weltkrieges verbündet gewesenen Land den Friedensvertrag von *Trianon* oktroyiert, der in seinen Auswirkungen noch schlimmer als der Vertrag von Versailles war: Ungarn verlor 70 Prozent seines früheren Gebietes und 60 Prozent seiner Bevölkerung an die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien. Diese Gebietsabtretungen waren unter nationalen Gesichtspunkten nur zum Teil berechtigt, wurden doch

dadurch zum Beispiel fast anderthalb Millionen Ungarn rumänische und 700 000 Ungarn tschechoslowakische Staatsangehörige. Die ungarische Außenpolitik konzentrierte sich seit dem Ersten Weltkrieg verständlicherweise auf die – zumindest zum Teil – berechtigte Revision des Vertrages von Trianon. Während sich die Nachbarstaaten Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien unter französischem Protektorat zu der «Kleinen Entente» gegen Ungarn zusammenschlossen, suchte Ungarn Anlehnung an Italien und Deutschland. Bei der völkerrechtswidrigen Aufteilung der Tschechoslowakei durch Hitler im Frühjahr 1939 erhielt Ungarn Teile der Slowakei und Karpatho-Rußland. 1940 wurden von Hitler und Mussolini durch den Wiener Schiedsspruch Teile von Rumänien an Ungarn gegeben. *1941 stellte sich Ungarn ganz den Achsenmächten zur Verfügung. Es beteiligte sich gegen territoriale Entschädigung an dem Feldzug gegen Jugoslawien und nahm vor allem mit eigenen Truppen an dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion teil.* Der ungarische Generalstabschef von Werth war einer der ersten ausländischen Militärs, die schon 1940 von Hitler in seine Angriffspläne gegen Rußland eingeweiht wurden. Die Ungarn waren auch schon vor dem Kriege als zweiter europäischer Staat nach Spanien dem Antikomintern-Pakt beigetreten. Als Ungarn nach verlustreichen Kämpfen kriegsmüde wurde, ließ Hitler im März 1944 das Land durch deutsche Truppen besetzen und Horthy entmachten. Der Führer der inzwischen gegründeten ungarischen nationalsozialistischen Pfeilkreuzler-Partei, Saalassy, wurde als Ministerpräsident eingesetzt. Der «braune» Terror herrschte im Land. Allein eine Million in Ungarn lebender Juden wurde ermordet. Nach der Aufgabe des Landes durch die deutschen Truppen infolge des Vormarsches der Roten Armee schloß Ungarn am 20. Januar 1945 einen Waffenstillstand mit den Alliierten. Die wichtigste Bedingung war, daß Ungarn alle Gebietserwerbungen nach 1938 an seine Nachbarn zurückgeben mußte. Die Behandlung der neuen ungarischen Minderheiten glich besonders in der Tschechoslowakei derjenigen, die auch die Deutschen nach 1945 dort erleben mußten.

Ungarn wurde Republik und sollte eine Demokratie werden. *Im November 1945 fanden die ersten und bisher einzigen, freien, geheimen, allgemeinen Wahlen in der ungarischen Geschichte statt.* Sie brachten der Kleinbauernpartei einen überwältigenden Sieg. Von 409 Mandaten erhielt sie allein 245, die Kommunisten 70, die Sozialdemokraten 69, die Bauernpartei 23, die Liberalen 2.

Die ungarischen Kommunisten respektierten dieses Wahlergebnis nicht. Zwar wurde eine Koalitionsregierung aus neun Vertretern der Kleinbauernpartei, vier Kommunisten, vier Sozialdemokraten und einem Bauernparteiler gebildet, doch begannen die Kommunisten, die sich die beherrschenden Positionen in Armee und Polizei gesichert hatten, alsbald mit undemokratischen Mitteln gegen die anderen Par-

teien vorzugehen. Es war ein Verhängnis, daß die führenden Köpfe der ungarischen KP wegen der Ächtung der Kommunisten in Ungarn seit 1920 im Ausland, vornehmlich in der Sowjetunion, gelebt hatten und weder zuverlässige Kenntnisse der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in ihrer Heimat noch hinreichenden Kontakt mit der Bevölkerung hatten.

Auf dem Wege zur Volksdemokratie, das heißt zur Unterstellung aller politischen Gruppierungen unter die Führung der Kommunisten, wurden schwere Fehler und Verbrechen begangen. Die sowjetischen Verhältnisse wurden kritiklos kopiert. Zwangskollektivierung in der Landwirtschaft und Bevorzugung der Schwerindustrie vor der Konsumgüterindustrie brachten schwere Störungen der ungarischen Wirtschaft mit sich. Der Lebensstandard sank, die Unzufriedenheit der Bevölkerung wuchs. In der «Partei der ungarischen Werktätigen», wie sich die KP Ungarns nach der Gleichschaltung nannte, gab es schwere Auseinandersetzungen über den richtigen Kurs. In dem Kampf der Stalinisten gegen die Nationalkommunisten kam es zu Justizverbrechen und ungerechtfertigten Hinrichtungen.

Die Bolschewisierung Ungarns war nur möglich, weil sich die Rote Armee im Lande befand. Zum Unterschied von Polen, der Tschechoslowakei und Bulgarien war sie als Feind ins Land gekommen. Die Sowjets blieben sich stets bewußt, daß Ungarn freiwillig an dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion teilgenommen hatte, durch den ihre Heimat an den Rand des Untergangs gebracht worden war. Alle Maßnahmen der sowjetischen Truppen standen daher in Ungarn mehr als anderwärts unter dem Gesichtspunkt der militärischen Sicherheit.

Nach den 1947 mit Ungarn und Rumänien geschlossenen Friedensverträgen hatten die Sowjets das Recht, bis zum Abschluß des Österreichischen Staatsvertrages in Ungarn zu verbleiben. Als im Mai 1955 eine Einigung der Großmächte über Österreich auf der Grundlage der militärischen Neutralität sich abzeichnete, suchten die Sowjets nach einer anderen Rechtsgrundlage für ihr weiteres Verbleiben in Ungarn. Sie halten einen Rückzug aus den osteuropäischen Staaten, die ihr militärisches Vorfeld bilden, nur unter der Voraussetzung für möglich, daß entweder die deutsche Frage in einem für sie tragbaren Maße gelöst ist oder gewährleistet wird, daß die von ihnen geräumten Länder sich zur Bündnislosigkeit verpflichten.

Im Hinblick auf die Pariser Verträge, durch die die Bundesrepublik Deutschland in den militärischen Westblock, die NATO, eingegliedert wurde, schloß die Sowjetunion mit den osteuropäischen Volksdemokratien und der DDR am 14. Mai 1955 einen Beistandspakt ab, den sogenannten *Warschauer Pakt*. Die Chinesische Volksrepublik, die als Beobachter vertreten war, stimmte dem Vertrag zu. Nach dem Vertrage wurde ein Vereintes Kommando der Streitkräfte der Partnerstaaten unter Leitung des Sowjetmarschalls Konjew und ein «Politi-

scher Beratender Ausschuß» gebildet. Die Konstruktion gleicht sehr der NATO, die unter amerikanischem Oberbefehl steht. In dem Vertrag ist ferner eine gegenseitige Beratung vereinbart und eine militärische Beistandspflicht. Gemäß Artikel 7 verpflichten sich die Partner, sich an keinen Bündnissen zu beteiligen und keine Abkommen abzuschließen, deren Zielsetzung den Zielen dieses Vertrages widerspricht. Der Vertrag ist auf zwanzig Jahre *unkündbar* abgeschlossen worden, soll allerdings außer Kraft treten, wenn ein kollektiver Sicherheitsvertrag aller europäischer Länder abgeschlossen wird. Mit Polen, Ungarn und Rumänien wurden auf Grund des Artikels 5 des Warschauer Paktes Sondervereinbarungen über sowjetische Truppenstationierungen in diesen Ländern getroffen. In Albanien, Bulgarien und der Tschechoslowakei wurden keine sowjetischen Truppen stationiert.

Als die Unruhen in Polen auch auf Ungarn übergriffen, hielt sich die sowjetische Armee in Ungarn zurück. Sie verhinderte nicht, daß an Stelle des moskauhörigen KP-Führers Ernö Gerö, der einmal Mitglied des Politbüros der Komintern war und u. a. während des Krieges die Berichte des Nationalkomitees «Freies Deutschland» zensierte, der Nationalkommunist Kadar und an die Stelle des Ministerpräsidenten Hegedues der Nationalkommunist Nagy gesetzt wurde. Die Tragödie begann erst, als Teile der ungarischen Bevölkerung gegen die sowjetischen Truppen selbst Stellung nahmen und die Besonnenen an die Wand gedrückt worden waren. An die Stelle des «roten» Terrors, dem die Bevölkerung zu entrinnen sich anschickte, trat der «weiße» Terror. Politische Gegner, sonderlich Angehörige der politischen Polizei, wurden gelyncht, ohne Rechtfertigungsmöglichkeit, geschweige denn Gerichtsverfahren, erhängt und teilweise bei lebendigem Leibe eingemauert. Zu diesem Zeitpunkt hatten ungarische Regierungsstellen – wer die Verantwortung dafür trägt, ist noch umstritten – die sowjetischen Truppen in Ungarn um ein Eingreifen gebeten. Noch einmal schien es aber, als ob die äußerste Zuspitzung vermieden werden könnte, als es Nagy gelang, mit Teilen der Aufständigen einen Waffenstillstand zu vereinbaren, eine Koalitionsregierung zustandezubringen und mit den Russen über einen Abzug ihrer Truppen zu verhandeln. Dann geschah das Unbegreifliche: Nagy kündigte einseitig den Warschauer Pakt. Dieser Vertragsbruch löste eine schnelle und brutale Reaktion der Sowjets aus: sie besetzten alle wichtigen Punkte des Landes, beseitigten die Regierung und setzten eine neue Regierung unter Kadar ein. Zur Stunde ist es noch nicht sicher, ob die Kämpfe in Ungarn beendet sind.

Dem ungarischen Volk, das um seine Unabhängigkeit und seine Freiheit nach innen und außen kämpft, gehört alle unsere Bewunderung. Einer Regierung, die Vertragsbruch begeht und das Volk schwersten Konsequenzen dieses Vorgehens aussetzt, gehört sie nicht. Als

Symptom für die geänderte Einstellung kann *die Haltung Chinas* gelten, das das Streben der Ungarn nach Unabhängigkeit anerkannte, ja begrüßte, das spätere Verhalten der Regierung dagegen scharf verurteilte.

Beziehen wir uns auf die deutsche Situation. Unterstellt, das deutsche Volk wünsche seine Freiheit und Unabhängigkeit und damit zwangsläufig den Abzug aller ausländischen Truppen von deutschem Boden. Unterstellt, es käme dabei zu Aufständen, zu Lynchjustizakten gegenüber Angehörigen der politischen Polizei, zu Angriffen gegen die Besatzungstruppen und schließlich gar zum einseitigen Bruch der Pariser Verträge durch eine deutsche Regierung. Ich fürchte, nach allem, was wir seit Jahren in Guyana, Indochina, Marokko, Tunesien, Zypern und Ägypten erlebt haben, würde die Reaktion zumindest der Engländer und Franzosen nicht anders sein als die der Sowjets. Man denke nur an die Notstandsklausel!

Was hilft uns weiter? Eine moskauhörige Regierung in Budapest, Friedhofsruhe auf der Spitze sowjetischer Bajonette – das kann, darf und wird nicht das letzte Wort sein. Das ungarische Volk hat – wie jedes andere Volk – ein Recht auf die freie Selbstbestimmung seines Weges im Rahmen der Völkerrechtsordnung.

Die Lösung für Ungarn, für das übrige Osteuropa, für die unterdrückten oder bedrängten Nationen in Afrika und Asien kann nur so gefunden werden, daß die Großmächte in Ost und West darauf verzichten, andere Staaten zu Satelliten zu machen und fremdes Land unter militär-politischen Gesichtspunkten zu mißbrauchen. Das ungarische Problem wird gelöst, sobald die Westmächte eine verbindliche Vereinbarung mit der Sowjetunion darüber treffen, daß Osteuropa nicht als ein neuer Einkreisungsgürtel gegenüber Rußland verwendet wird. Das geopolitische Interesse der Westmächte an diesem Raum war immer groß. 1948 gelang es zum Beispiel, den ungarischen Gesandten in Kairo, den Schwiegersohn des damaligen Präsidenten, *Tildy*, der auch jetzt wieder eine Rolle gespielt hat, zu bestechen, die Chiffre des Auswärtigen Amtes von Budapest an die Amerikaner zu verraten. Es gibt begründete Hoffnung, daß die USA – nicht zuletzt im Hinblick auf die Revolution in der Waffentechnik – sich in absehbarer Zeit zu einer friedlichen Generalbereinigung bereitfinden werden.

Die Bundesregierung hat schärfste Worte gegenüber den Sowjets gefunden. Das hilft niemandem. In Bonn sollte man ein Wort des polnischen «Freiheitshelden» Gomulka ernsthaft überdenken, der sagte, in Polen würden so lange sowjetische Truppen bleiben, wie in Westdeutschland im Rahmen der NATO aufgerüstet werde.

Auch von uns hängt es ab, wann Europa unabhängig sein wird.

Diether Posser

Präambel der Charta der Vereinten Nationen

Wir, *die Völker* der Vereinten Nationen, entschlossen,

kommende Geschlechter vor der Geißel des Krieges zu bewahren, die zweimal zu unseren Lebzeiten unsagbares Leid über die Menschheit gebracht hat, und unseren Glauben an die Grundrechte des Menschen, an die Würde und den Wert der menschlichen Person, an die gleichen Rechte von Männern und Frauen und von großen und kleinen Nationen erneut zu bekunden und

Bedingungen zu schaffen, unter denen Gerechtigkeit und Achtung vor den aus Verträgen und anderen Quellen des Völkerrechts entstehenden Verpflichtungen aufrechterhalten werden können, und

sozialen Fortschritt und bessere Lebensbedingungen in größerer Freiheit zu fördern

und zu diesen Zwecken

Duldsamkeit zu üben und zusammenzuleben in Frieden miteinander als gute Nachbarn, und

unsere Stärke zur Aufrechterhaltung des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit zu vereinigen, und

durch Annahme von Grundsätzen und die Schaffung von Verfahren sicherzustellen, daß bewaffnete Macht nur noch im gemeinsamen Interesse eingesetzt wird, und

die internationalen Einrichtungen für die Förderung des wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts aller Völker zu verwenden,

haben beschlossen, unsere Bemühungen zur Verwirklichung dieser Ziele zu vereinigen.

In Übereinstimmung hiermit haben unsere Regierungen durch ihre in der Stadt San Franzisko versammelten Vertreter, die ihre in guter und gehöriger Form befundenen Vollmachten vorgelegt haben, die vorliegende Satzung der Vereinten Nationen vereinbart und errichten hiermit eine internationale Organisation unter dem Namen Vereinte Nationen.

Was ist das für eine Schweiz?

Frankreich führt in Algerien Krieg. Hunderttausende von Soldaten bekriegen mit blutigem Terror die algerische Bevölkerung: Mann und Frau, Kind und Greis. Die Algerier wünschen ihr Selbstbestimmungsrecht zu erlangen, die Freiheit, sich als Volk selbst regieren und bestimmen zu dürfen. Hunderttausende von französischen Siedlern würden sich in ihren wirtschaftlichen Interessen geschädigt sehen, wenn Algerien sein Schicksal selbst bestimmen könnte. Große Kapitalien, die in Berg-

werk-, Industrie- und Landanbauunternehmungen angelegt sind, fürchten für ihre großen Gewinne. Darum darf Algerien nicht frei werden. Darum führt Frankreich Krieg gegen das algerische Volk.

Wir Schweizer erfreuen uns unserer erkämpften Freiheit und machen uns daran, noch mehr und mehr unsere Armee aufzurüsten, weil wir meinen, mit ihr unsere Freiheit schützen zu können. Anscheinend gönnen wir aber den Algeriern ihre Freiheit nicht. Denn wir liefern Frankreich tüchtig Munition und Waffen, damit es seinen Krieg in Algerien zur Unterdrückung der Freiheitsgelüste der Algerier erfolgreich führen kann. Zu diesem Zwecke haben wir vom Januar bis und mit Oktober 1956 für 3 631 917 Franken Waffen und für 9 294 328 Franken Munition geliefert. Die ganze Munitionsausfuhr der Monate Juni und August ist an Frankreich gegangen bis an 350 Franken im ersten Monat und bis an 628 Franken im zweiten. Bekanntlich gilt ja immer noch der Erlaß des Bundesrates, daß an Kriegsführende keine Kriegsmaterialien ausgeführt werden dürfen. Wie sieht angesichts solcher Tatsachen unsere Entrüstung über die Waffenlieferungen Sowjetrußlands an Ägypten aus? Weil wir gerade Ägypten erwähnen, dürfte es eine weitere Öffentlichkeit interessieren, daß sich unsere Waffenhändler diesen Markt auch nicht entgehen ließen. Vom Januar bis 31. Oktober 1956 erhielt Ägypten für 315 539 Franken Waffen und für 5953 Franken Munition, während Israel im selben Zeitraum sich mit Waffen in einem Betrage von 67 500 Franken und Munition von 3780 Franken begnügen mußte. Dabei erinnert man sich eines Zweifachen, daß nämlich der schon erwähnte Erlaß des Bundesrates bestimmt, daß in kriegsgefährdete Länder keine Kriegsmaterialien ausgeführt werden dürfen und daß bezüglich Israel schweizerische Kriegsmaterialfabriken sich weigerten, entsprechende Aufträge anzunehmen, wie seinerzeit unter Angabe der leicht erkennbaren Gründe vom «Israelitischen Wochenblatt» mitgeteilt wurde. Um das Bild noch abzurunden, sei zudem mitgeteilt, daß während der selben Zeitspanne hinter den Eisernen Vorhang Waffen für 221 206 Franken und Munition für 43 759 Franken geliefert worden sind. Politischer Zeitungskrieg und Handel und Verkehr scheinen sich in dieser Welt nicht zu begegnen. Ist's Heuchelei, ist's eine Hoffnung? *SZF*

Ein kurzes Wort zum Rückzug der sog. Chevallier-Initiativen

Wir haben uns in den «Neuen Wegen» zweimal zu den «Volksinitiativen zur Begrenzung der Militärausgaben und für soziale Sicherheit und internationale Solidarität» geäußert. Wir standen für die Initiativen ein, weil sie dem Ringen um diese Fragen einen, wenn auch

in wichtigen Punkten verwässerten Ausdruck gaben. Sie waren von vorneherein ein Kompromiß mit der militärischen Landesverteidigung, die finanziell beschnitten oder niedrig gehalten werden sollte. Sie waren auch ein Versuch, die Sozialdemokratie wenigstens auf diesem Boden für die Initiativen zu verpflichten. Beides schien uns von Anfang an fragwürdig. Auf diesem Boden haben die Argumente der Befürworter einer unbegrenzten militärischen Aufrüstung scheinbar die Logik für sich, und die Sozialdemokraten sind schon seit 1914 in den meisten Ländern und lange genug auch schon in der Schweiz für Rüstungskredite und eine «vernünftige» Rüstungs- und Militärkonzeption. Sie sind keine aktive Kraft im Kampf um die Überwindung des Krieges. Sie marschieren mit bis in den dritten Weltkrieg und die Atomvernichtung hinein.

Wer aber kann noch ehrlich die militärische Landesverteidigung als Schutz eines Landes, auch der Länder der größten Militärmächte ausgeben? Wer anders als die Militärleute sind es, die uns genau angeben, was dann mit den Völkern geschieht, wenn sie ihren *totalen Krieg* führen, den sie nach allen Seiten, gegen die Zivilbevölkerung und gegen die Heere, als Vernichtungskrieg führen *müssen*, weil ihnen das die heutige Rüstung mit ihren Vernichtungsmitteln aufzwingt!

Es gibt nur noch eines: den *ganzen ungeteilten Kampf gegen den Krieg*, konkret: den Kampf für eine totale Abrüstung und dazu *die Mobilisierung der Völker für den Frieden*. Die militärische Rüstung und der militärische Totalismus, die sich auf den Gewaltglauben, die Angst und das Mißtrauen gründen, müssen überwunden werden. Das wird nicht ohne die tiefsten geistigen Kräfte gehen. Es wird nicht ohne eine völlige Umkehr gehen. Es wird nicht ohne scharfe Klarstellung aller menschlichen Beweggründe gehen. Es wird nicht ohne die Zuwendung zu einer Welt der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Freiheit und des Friedens gehen. Es wird nicht über die bloßen Abrüstungsbemühungen der Staaten mit ihrem Abstellen auf die *Sicherheit* gehen – die gerade auf diesem Weg nicht zu erreichen ist und die das Mißtrauen nicht zu überwinden vermag –, es wird nur gehen, wenn sich die Menschen in den Völkern dem Entscheidungskampf um den Frieden genau so ungeteilt wie dem um die Freiheit und die Gerechtigkeit stellen und dabei den militärischen Gewaltmitteln zu entsagen bereit sind. Alles andere ist Selbstbetrug und Wahn. Das haben die jüngsten Ereignisse mit voller Deutlichkeit gezeigt. Sie waren auch Zeichen für uns Schweizer. Wenn unsere Militärkreise die Lage benutzten, um ein weiteres Stück ihres Aufrüstungsprogramms durchzudrücken – und mit was für Argumenten und mit was für Mitteln! –, so werden sie damit eines nicht vermögen: die tiefe Unruhe, die im Volk über die militärische Rüstung überhaupt vorhanden ist, zu beseitigen. Der einfache Mann und die verantwortungsbewußte Mutter in der Schweiz überlegen sich noch mehr Dinge als nur die Frage der Rüstungskosten; sie überlegen sich auch,

ob irgendeinem Lande die Rüstungen noch helfen können. Das Volk denkt heute schon gründlicher in diesen Dingen als seine militärischen und politischen Leiter. Es hat aber noch nicht die Kraft zu einer echten Willensformung gefunden, und es ist leider auch weithin noch zu träge, um mit völliger Klarheit zu erkennen, daß es mit Anspannung aller Kräfte überall um seine Existenz im tiefsten Sinne kämpfen muß, daß es wählen muß zwischen einem Wege zum Tode (das ist der Rüstungsweg!) und dem Wege zum Leben. Das ist der Kampf um den Frieden heute. So steht es für die Völker, so steht es für die Kirchen, die sich christlich nennen, so steht es für einen Sozialismus, wenn er überhaupt noch Sozialismus ist. Für solche, die das eingesehen haben, entsteht die Frage, ob und wie sie sich diesem Kampfe stellen, ob sie sich zusammenfinden! Sagen wir noch ein Wort gegen einen mit viel Lüge und Selbstsucht unterlegten Einwand der Antikommunisten, in deren Lager die bürgerlichen und sozialdemokratischen Schweizer gehören: Nur auf diesem Boden ist auch die Überwindung des kommunistischen Gewaltglaubens und Gewaltregimes möglich, nur auf diesem Boden wird jene soziale Gerechtigkeit erkämpft, die den Hungernden und Elenden, den Millionenmassen zum Brot verhilft. *A. B.*

STIMMEN

E. F.: Eben lese ich – als üble Ernüchterung nach der Sonntagspredigt – die «Positiven Vorschläge für unsere Armee» einer «Gruppe von Bürgern», die gegenwärtig in der Presse verbreitet werden. Wäre nicht die nötige Gegenoffensive einzuleiten mit dem Vorschlag, daß die Schweiz sich um die Mitgliedschaft in der UNO bewerben solle, um dort positiv mitzuarbeiten? Die erwähnten «Vorschläge» sind viel eher destruktiv als «positiv» zu nennen.

Unsere Delegation würde wahrscheinlich zunächst keine starke Förderung des UNO-Ideals sein; desto mehr könnte sie in diesem Gremium lernen – und das Schweizervolk mit ihr.

Kirche und Weltmacht

«Beide Schwerter sind also in der Gewalt der Kirche, das geistliche nämlich und das weltliche. Aber das letztere ist *für* die Kirche, jenes *von* der Kirche zu handhaben. Ersteres ist in der Hand des Priesters, letzteres in der Hand der Könige und Krieger, aber *nach der Weisung und*

Zulassung des Priesters. Ein Schwert muß unter dem andern sein, und die weltliche Autorität muß der geistigen unterworfen sein.»

Anmerkung der Redaktion: Dieses Zitat stammt aus der berühmten Bulle «Unam sanctam» des Papstes Bonifaz' VIII. Bis heute ist sie Grundlage und Zielsetzung jener vatikanischen Politik, die glaubt, um des «Reiches Christi» willen die Weltreiche als «Schwertarm» gebrauchen zu müssen oder sie wenigstens der kirchlichen Politik in «Staatsverträgen» – Konkordate genannt – zuordnen zu müssen. Das Reich Christi unter den Völkern wird aber auf diese frevelhafte Weise in eine unheilvolle Verstörung hineingerissen, wie es die Geschichte des «christlichen» Abendlandes auf so furchtbare Weise bis auf diesen Tag zeigt.

Die Toten des Zweiten Weltkrieges

Deutsche Soldaten	3 250 000
Deutsche Zivilbevölkerung	3 350 000
Italienische und österreichische Soldaten	560 000
Italienische und österreichische Zivilisten	190 000
Soldaten der Sowjetarmee	13 600 000
Zivilbevölkerung der Sowjetunion	6 700 000
Soldaten der osteuropäischen Staaten	1 000 000
Zivilisten der osteuropäischen Staaten	8 010 000
Westalliierte Soldaten (ohne USA)	610 000
Westalliierte Zivilisten (ohne USA)	690 000
Soldaten der USA	229 000
Soldaten aller übrigen Armeen (besonders Ostasiens)	7 600 000
Zivilverluste aller übrigen Staaten	6 000 000
Vermißte, die als tot gelten	3 000 000
Gesamtverluste	54 800 000

Aus «Stimme der Gemeinde», Darmstadt

Das Reich Gottes und die Welt der Gewalt und der Politik

Man mag darüber streiten, wie sich das Reich Gottes in der Welt durchsetzen könne und wie der einzelne Jünger und die Gemeinde Christi sich in einer Welt, wo noch Gewalt und Krieg herrschen, verhalten sollen; aber eins ist sicher: *Das Reich Gottes duldet keinen*

Krieg. Das Reich Gottes ist gegen die Gewalt. Das wird schon im Alten Bunde auf alle Weise klar, besonders in den gewaltigen Gesichten der Propheten, in Jesaja 2, 9, 11; Micha 4; das Evangelium aber ist die letzte Steigerung dieser Forderung und Weissagung. Das Evangelium will eine Welt ohne Gewalt und Krieg.

Das Evangelium ist geprägt durch einen ausgesprochenen Gegensatz zwischen Christus und Cäsar, zwischen Gottesreich und Staat. Wenn dieser Gegensatz rasch zu einem Kampf auf Leben und Tod wird (gemeint ist: im Leben Jesu selbst), so ist der Ansatz dazu schon in der Botschaft enthalten. Er schließt auch staatsähnliche Gebilde, wie die Kirche und ihre Organisation, ein. In der Passionsgeschichte stellt er sich urtypisch dar. Aber wir lesen schon in der Aussendungsrede: «Nehmet euch in acht vor den Menschen, denn sie werden euch ihren Synagogen übergeben und euch in ihren Synagogen geißeln. Und ihr werdet vor Führer und Könige gestellt werden um meinetwillen, zum Zeugnis ihnen und den Völkern» (Matthäus 10, 17–18). Wo je die Sache Christi in ihrer Kraft und Eigenart auftreten wird, da wird sie neben der Kirche in erster Linie den Staat zum Gegner haben. Der Staat ist die weltliche, wie die Kirche die geistliche Form des Gegenreiches. Es ist dem Staate die Neigung eingepflanzt, sich als absolut zu verstehen und sich in dieser oder jener Form an die Stelle Gottes zu setzen. Damit ist der Konflikt mit der Sache Christi gegeben. Zu dem Staate wird sich in steigendem Maße die *Nation* gesellen, das heißt das *Volk*, als letztes und höchstes Ziel verstanden, und wird sich, sei's mit ihm verbunden, sei's auch von sich aus, an die Stelle Gottes setzen. Es tritt dann neben den Gegensatz zwischen Christus und Cäsar der damit verwandte zwischen Jahwe und Baal. Das ist der zentrale Kampf, worin wir heute stehen. Es ist auch eine Rückkehr zu Christus.

Wenn wir nach alledem die Stellung Jesu und seiner echten Jünger zur Politik abschließend charakterisieren wollen, so müssen wir sagen: Politik ist eine Sache, die das Reich Gottes sehr nahe angeht. Sie ist in gewissem Sinne die Form des Reiches Gottes, ist es jedenfalls mehr als die Kirche. Augustinus, der auf alle Fälle ein großer Vertreter der Sache Christi ist, gibt darum dem gewaltigen Werke, worin er diese darstellt, den Titel: «Über den Gottesstaat» (De Civitate Dei). Aber gerade diese Verwandtschaft führt auch zum schroffsten Gegensatz. Darum soll, weil das Reich Gottes erst im Werden ist und den Staat zwar prinzipiell, aber nicht faktisch aufgehoben hat, ein Jünger Christi auch in das staatliche Leben hinein, aber er soll als Ziel das Reich Gottes im Auge haben. Daraus entstehen besondere Aufgaben, aber auch eine besondere Form jenes allgemeinen Konfliktes zwischen Gottesreich und Welt, der zum Wesen der Nachfolge gehört.

Leonhard Ragaz: «Die Bibel, eine Deutung.» Bd. V.: «Jesus»

Vom Offizier zum Friedenskämpfer

Friede auf Erden! Der Klang kommt aus der Höhe. Aus der Tiefe kommt das Wort des griechischen Denkers: «Der Vater aller Dinge ist der Streit.» Dem Menschen ist es aufgegeben, das Wort aus der Höhe zu vernehmen und das aus der Tiefe zu überwinden.

Wie wenige Menschen hat es gegeben, die der Klang aus der Höhe im Tiefsten getroffen hat und die den Versuch gemacht haben, den Weg des Friedens auf Erden zu suchen. Aber vielleicht niemals in der ganzen Menschengeschichte ist der Gesang, der Ruf der Engel so unbedingt fordernd gewesen wie jetzt, wo alle Gegenkräfte entfesselt sind.

Zu den ganz wenigen, die ihn in ihrer Weise – «freilich in einer stilleren Stunde» – vernommen haben, gehört ein Mann, dessen Name in der heutigen Welt verklungen ist. Seine Bücher sind in der Hitlerzeit verbrannt worden. Sein Wirken fällt in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg; er war eine seltene, man kann wohl sagen: eine einzige Erscheinung in den Jahren zwischen 1870 und 1914 in Deutschland. Nicht von der Genialität eines Tolstoj, aber von großer Kraft des Gewissens und vollkommener Treue zu seiner Sache. Er war ein hoher Offizier, der dem König Friedrich August III. von Sachsen nicht nur ein treuer Diener, sondern auch in Freundschaft verbunden war. Ihm geschah, daß auf der Höhe seines Lebens plötzlich, beim Lesen der Bibel, vor seinen Augen die Friedensverkündung der Propheten und des Evangeliums lebendig wurde und in seinem Herzen brannte. Und er begriff mit einem Schlage, daß das Leben seines Kreises und das, das er selber lebte, ja das der Menschen überhaupt, nicht das war, was die Bibel fordert, die für ihn von nun an alle Wahrheit umschloß. Er sann und sann und kam schließlich so weit, daß er begriff, es sei ihm aufgelegt, die Botschaft des Friedens weiterzutragen. Er schrieb an den König und teilte ihm in fast kindlichem Glauben an die eigene Überzeugung mit, was ihn in letzter Tiefe bewegte – sicher, daß dieser nahe Freund ihn verstehen würde. Er sandte ihm sein erstes Buch, in dem er den ganzen Ernst der Botschaft niedergelegt hatte. Doch der König war gebunden, diese Wahrheit konnte nicht die seine werden; er schrieb dem Freund, daß, wenn er bei dieser Gesinnung bleibe, er seine Uniform ablegen müsse.

Die Uniform war für Moritz von Egidy ein teures Symbol der Treue gewesen. Aber es gab keinen Augenblick des Zögerns für ihn; er entschied sich, die Uniform abzulegen, um ganz für die Friedensbotschaft und alles, was sie in sich schloß, zu leben.

So wurde er zu einem Pazifisten. Aber nicht zu einem Pazifisten im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Für ihn bedeutete der Pazifismus etwas grundsätzlich anderes als etwa eine praktische Notwendigkeit oder als die bloße dämmernde Erkenntnis, daß es so nicht weitergehen

könne, wenn die Welt nicht zugrunde gehen soll. Aber er war auch kein Pazifist, wie man ihn sich etwa vor den beiden Weltkriegen vorstellte: keiner, der von Natur und Temperament dem Krieg abgeneigt gewesen wäre und dessen Einsichten ihm zuletzt nur sein Lebensgefühl bestätigt hätten. Dieser Mann war – und darin liegt seine selbstüberwindende Größe – seiner Natur wie seiner Tradition nach Krieger vom Scheitel bis zur Sohle. So vollbrachte er, was kein anderer vor ihm und nach ihm in jenen Jahrzehnten erreicht hat: das Kriegerische seiner Natur umzuwandeln in das Kämpfertum des Geistes.

Moritz von Egidy hat uns keine neue Lehre gebracht; er war kein Luther, der eine Welt stürzte. Aber hätten mehr Menschen als er das «Hier stehe ich, ich kann nicht anders» mit so unerschütterlichem Ernst ausgesprochen, so hätte sich aus ihnen eine Welt erbaut, die unserer sittlich verarmten kriegerischen Welt entgegengestanden und sie zu Fall gebracht hätte.

Aber wer hätte wie er vermocht, sich aus dem die damalige Gesellschaft umschnürenden furchtbaren Netz allein kraft seines reinen Willens zu lösen? Wer besaß auch nur die Klarheit dazu, geschweige denn die Intensität des Wollens? Gewiß gab es gerade unter den hohen Offizieren einsichtige Männer, die Deutschland unter dem herrschenden System seinem Untergang entgegentreiben sahen – aber wo waren sie, als das Verhängnis sich dichter und dichter ballte, und warum schwiegen sie?

Man muß es sich in seinem ganzen Umfang klarmachen, was es heißt, als Einzelner aus diesen Bindungen herauszutreten – Bindungen, die den meisten identisch waren mit der Gestalt ihres Lebens selbst, Bindungen, die als Standesvorurteile zugleich übernommene Pflichten und geleistete Eide bedeuteten. Menschen, die niemals über ihren eigenen Aufgabenkreis hinauszublicken, niemals zu einem unmittelbaren Verhältnis gegenüber dem Ganzen des Lebens zu gelangen vermochten, konnten solche Bindungen nicht zerreißen, und wenn sie darüber ihr Land und die Welt zugrunde gehen sahen. Um so weit zu gelangen, dazu bedarf es eines anderen: einer Überzeugung des ganzen Menschen, vor der der Beruf, auch der teuerste und verpflichtendste, nur als ein einzelner, bestimmt abgegrenzter Kreis von Pflichten erkannt wird, der unbedingt dieser Überzeugung von der Verpflichtung gegen das Leben als Ganzem unterzuordnen ist.

Diese Grundüberzeugung, die ihn aus Millionen von Menschen heraushob und seiner selbst sicher machte gegen diese Millionen, gewann Moritz von Egidy aus dem Christentum. Aus einem Christentum, das nicht der kirchlich-staatliche Protestantismus war, wie er im Leben aller Offiziere bequem Platz hatte – dies kirchliche Christentum hat er vielmehr rücksichtslos bekämpft –, sondern aus einem Christentum, wie es ihm im Evangelium entgegengetreten war. Das ernstgenommene Christentum aber muß aus sich selbst mit Notwendigkeit alle

Einzelforderungen überwachsen, weil es den ganzen Menschen verlangt, Leib und Seele – weil gerade dies, den Einsatz des ganzen Menschen zu fordern, sein innerster Sinn ist. Im Feuer des wahrhaft zu Ende gelebten christlichen Gedankens versuchte Egidy so sein eigenes Leben und alles Leben um sich her, das soziale, das politische, das religiöse, zu läutern. Kein farbloser Internationalist ist hier der Verkünder des Friedens- und Liebesgedankens, sondern ein starker, strahlender Krieger, der den Krieg und die Lust am Krieg durch eine reinere Erkenntnis in sich überwunden hat, der das Ziel der Einen Menschheit an die Stelle des mörderischen naturhaften Willens gesetzt hat. Und nicht nur ein Krieger hat hier den Krieg überwunden; ein leidenschaftlich national empfindender Mann war es, der das Nationalistische in seiner gräßlichen Verzerrung erkannte, weil er einmal durch das Christentum den menschlichen Gedanken in sich empfangen hatte. So ist Moritz von Egidy ein klarer Beweis dafür geworden, wie man, tief im Nationalen wurzelnd, ein echter Internationalist sein kann.

Und so wurde er einer der wenigen, die in unserer Welt den christlichen Gedanken nicht mitgekreuzigt haben, die die von unserer gesamten Zeit mit so verhängnisvollem Achselzucken gestellte Pilatusfrage «Was ist Wahrheit?» durch die Gewalt einer ursprünglichen Überzeugung unmittelbar beantwortet haben.

Es ist kein Zufall, daß in seinen Schriften, und sogar in den Titeln seiner Schriften, das Wort «ernst» immer wiederkehrt. Er war ein ernster Mann, einer, dem es letzter Ernst war mit dem, was er wollte. Sein Leben dafür einzusetzen wäre für ihn, den kriegerisch mutigen Mann, gewiß nicht das größte Opfer gewesen. Die Opfer, die er gebracht hat, gingen darüber hinaus: es waren die Opfer seiner Natur und alles dessen, was ihm das Leben schön und freudig machte. Er hat alles erduldet, was einem stolzen, adeligen Charakter schwerfällt, weil ihn eine Gewißheit leitete, deren heiliger Ernst ihn über alle vorletzten Werte seines Lebens hinausführte. Hätten wir damals mehr solcher aufrechter Männer, mehr solcher mutiger Bekenner besessen, so wäre bereits der Erste Weltkrieg zur Unmöglichkeit geworden. Daß aber unter den Intellektuellen so viele weitere und bedeutendere Geister der schlichten Größe dieses Mannes fremd gegenüberstanden und die großen Zusammenhänge, in die er sein Tun einstellte, gar nicht durchschauten, das liegt daran, daß das unmittelbare Verhältnis zur Wirklichkeit, die Arbeit an ihr und für sie, nicht in den Problemkreis der Intellektuellen fiel. Sie lebten im Geiste außerhalb der Wirklichkeit, wie auf Inseln in fernen Meeren, nicht in den konkreten Verhältnissen ihrer Zeit, die darüber verdarb; sie waren mit anderen Fragen beschäftigt als denen, die über Wert und Schicksal Deutschlands entschieden, und dies ist für alle Zeiten ihre geschichtliche Schuld. Man hat darum die ganz wenigen, schlichten, unmittelbar von ihrem Wahrheitserlebnis zeugenden Gestalten viel zu wenig beachtet. Man war gewöhnt, viel

zu sehr auf das zu sehen, was ein Geist an Neuem brachte; man war auf das Interessante, das rein geistig Bedeutende gerichtet, auf neue Inhalte einerseits, auf nutzbar zu machende Einzelleistungen andrerseits; aber nach der lebenumformenden Kraft des Herzens hat nie eine Welt so wenig gefragt wie die unsere.

So blieb Egidy wie von seinem Stande, so auch von dem, in den er nun eintrat, den eigentlichen Verantwortlichen des Landes, den Intellektuellen, verlassen, einsam in seiner Welt. Wie einsam, das ist schwer ganz auszudenken, obwohl sich Menschen in Fülle um ihn scharten und manchem Schüler das Herz brannte vor seiner Geisteskraft. Aber der Erste Weltkrieg und die Haltung der Menschen in ihm haben gezeigt, wie einsam er immer geblieben war. Auch in seiner Familie ist Egidy einsam geblieben. Sicher gehört dies zu seiner Haltung, die nur auf das eine gerichtet war. Damit hat er auch Schuld auf sich geladen. Er war kein treu sorgender Gatte und Vater, er hat, wie jeder von einer Idee erfüllte Mensch, allein für diese gelebt. Indem er alles für die Verwirklichung seiner Idee hingegeben hat, hat er auch zum großen Teil den Besitz seiner Familie geopfert. Aber hatte er damit nicht von fern und durch alle Wolken der Zeit hindurch fast lautlos das Wort dessen vernommen, der zu seinen Jüngern gesagt hat, daß der nicht sein Jünger sein könne, der nicht Vater, Mutter, Weib und Kind verlasse, um ihm nachzufolgen?

War Egidy darum ein Utopist? Er war es, sofern er an den Sieg des Geistes über die Natur, der Sittlichkeit über die Lebenslüge glaubte; aber er war es nicht, sofern er diesen Sieg in sich selbst vollzogen hatte. Gerade darin liegt ja seine Größe, daß er Wirklichkeit geschaffen hatte durch sich selbst. Wenn er sich darum in der Welt getäuscht hatte, so war die Wurzel dieser Täuschung das, was allein alles Große und Gute in der Welt vollbringt: ein reines, starkes Herz. Denn wohin kämen wir, wenn diese Täuschungen großer Herzen, die der Realpolitiker belächelt, nicht mehr unser armes Land vorwärtstrieben und zu sich brächten? In diesen großen Herzen allein besitzen wir ja die Wirklichkeit von Werten, die wir sonst nur in einer andern Welt ahnen könnten.

Möchten wir uns heute, wo es uns mehr nottut als je, wieder dieses Mannes erinnern! Denn wessen wir bedürfen wie nie zuvor, das ist ein Pazifismus, wie er ihn gelehrt und gelebt hat: ein Pazifismus im Geist und in der Wahrheit. Nie hätte Moritz von Egidy von einem Friedensschluß – er sei, wie er sei – den wahren Frieden erwartet. «Erst wenn die Völker die Folgen ihrer letzten Friedensschlüsse verwunden haben», sagt er, «hört der Kriegszustand auf, den der sogenannte Frieden geschaffen.» Wann aber werden wir unseligen Völker die Folgen dieses heutigen Friedensschlusses, wenn er zustandekommt, verwinden?

Uns bleibt nur eine Möglichkeit, wie unendlich schwach ihr Schim-

mer auch durch das schwarze Gewölk dringen mag, die Möglichkeit, die Egidy meinte, wenn er sagte: «Die Folgen verwinden lehrt ein Volk einzig das Christentum.» Kein Außen kann uns mehr helfen; aus uns selbst, aus unserem Willen, unserer Gesinnung, unserer Überzeugung muß der Friede kommen, der uns allein einer besseren Welt entgegenreifen kann. Wir müssen damit beginnen, ein Leben zu erschaffen, in dem der Krieg von jedem einzelnen als Gesinnung überwunden wird: eine Versittlichung der Menschen, die sie den Krieg so ablegen lehrt wie Moritz von Egidy seine Uniform. So allein kann und wird ein Friede auf Erden möglich werden. Vor allem aber tut dazu not, daß wir an dem Beispiel dieses reinen Vorkämpfers das wiederfinden, was unter den Menschen der letzten Jahre so erschreckend selten geworden war: den Mut unserer Überzeugung. Mit ihm kommt alles Gute von selbst. «Um das Vollbringen sorge ich nicht», sagt Moritz von Egidy, «nur um den Willen dazu.» *Margarete Susman*

Über die Gewaltlosigkeit

Ich halte völlige Gewaltlosigkeit für richtig und erachte sie für möglich zwischen Mensch und Mensch, Nation und Nation, aber sie stellt keine Absage an den wahren Kampf gegen das Böse dar. Im Gegenteil, die Gewaltlosigkeit ist ein aktiverer und heftigerer Kampf gegen das Böse, als Vergeltung, deren Wesen letztlich darin besteht, das Böse zu vermehren. Ich denke an eine geistig-seelische und darum moralische Opposition gegen die Unmoral. Ich suche die Schneide des Tyrannenschwertes ganz stumpf zu machen, nicht indem ich ihr eine schärfer geschliffene Waffe entgegensetze, sondern indem ich die Erwartung des Tyrannen enttäusche, daß ich physischen Widerstand leisten werde. Dem seelischen Widerstand, den ich ihm statt dessen biete, hat er nichts entgegenzusetzen. Zunächst wird er überrascht sein und schließlich zur Anerkennung genötigt; dies wird ihn jedoch nicht erniedrigen, sondern erhöhen.

Der Weg der Liebe und der Gewaltlosigkeit ist nicht der Weg des Furchtsamen oder des Feigen. Es ist der Weg des Tapferen, der dem Tode ins Auge zu sehen bereit ist. Wer mit dem Schwert in der Hand zugrunde geht, ist tapfer — ohne Frage; wer aber dem Tod entgegensieht, ohne den kleinen Finger zu rühren und ohne zu wanken und zu weichen, der ist tapferer. Wer jedoch seine Reissäcke aus Furcht vor Mißhandlung widerstandslos ausliefert, ist ein Feigling und kein gläubiger Gefolgsmann der Gewaltlosigkeit. Er ist nicht vom Geiste der «ahimsa» berührt. Wer aus Furcht vor Mißhandlung die Entehrung der Frauen seines Haushaltes hinnimmt, ist nicht mannhaft, sondern

das genaue Gegenteil. Er taugt weder zum Ehemann, noch zum Vater, noch zum Bruder. Solche Leute haben kein Recht zur Klage.

Gewaltlosigkeit in ihrer echten Ausprägung bedeutet bewußtes Leiden. Sie bedeutet nicht weichliche Unterwerfung unter den Willen des Übeltäters, sondern sie bedeutet den Einsatz der ganzen Seele gegen den Willen des Tyrannen. Unter diesem Gesetz unseres Seins ist es auch dem einzelnen möglich, der ganzen Macht eines ungerechten Staates zu trotzen. Ehre, Religion und Seele zu retten und den Boden für den Fall dieses Staates oder für seine Erneuerung zu bereiten.

Noch nie ist auf dieser Erde etwas geschehen ohne direkte Aktion. Ich weise den Ausdruck «passiver Widerstand» zurück wegen seiner Unzulänglichkeit, und weil er als eine Waffe der Weichlinge gedeutet wird.

Ich bin kein Schwärmer; ich nehme für mich in Anspruch, ein praktischer Idealist zu sein. Die Religion der Gewaltlosigkeit ist nicht nur für die Weisen und Heiligen. Sie ist ebenso für den gemeinen Mann gedacht. Gewaltlosigkeit ist das Gesetz unserer Art, wie die Gewalt das Gesetz des Tieres ist. Der Geist schlummert im Tier; und es kennt kein anderes Gesetz, als das der physischen Gewalt. Die Würde des Menschen aber fordert von ihm, einem Gesetz zu gehorchen — der Kraft des Geistes. Ich habe es deshalb unternommen, Indien das alte Gesetz der Selbstaufopferung vorzulegen. Diese Lehre und ihre Teilanwendungsgebiete — Verweigerung der Zusammenarbeit und zivile Gehorsamsverweigerung — sind lediglich neue Namen für das Gesetz des Leidens. Die Weisen, die, von Gewalt umgeben, das Gesetz der Gewaltlosigkeit entdeckten, waren größere Geister als Newton. Sie waren größere Feldherren als selbst Wellington. Obwohl sie selbst mit den Waffen umzugehen wußten, so erkannten sie doch deren Nutzlosigkeit und lehrten eine der Waffen müde Welt, daß ihre Rettung nicht bei der Gewalt, sondern bei der Gewaltlosigkeit liege.

Der notorische Gesetzesbrecher bricht das Gesetz heimlich und versucht, sich der Bestrafung zu entziehen; nicht so der Mann der zivilen Gehorsamsverweigerung. Er befolgt stets die Gesetze des Staates, dem er angehört; nicht aus Furcht vor Strafe, sondern weil er der Ansicht ist, daß sie für das Wohlergehen der Gesellschaft nützlich und förderlich sind. Es gibt aber im allgemeinen seltene Fälle, in denen er gewisse Gesetze für ungerecht hält, daß es unehrenhaft wäre, ihnen zu gehorchen. Dann bricht er sie in aller Öffentlichkeit als verantwortungsvoller Bürger und erduldet schweigend die Strafe für den Bruch des Gesetzes. Meiner Ansicht nach ist die Schönheit und Wirksamkeit dieser Lehre so groß und so einfach, daß sie selbst Kindern gepredigt werden kann.

Die Feigheit darf sich nicht unter dem Mantel der Gewaltlosigkeit verstecken, denn diese ist die erste Tugend des Tapferen. Als Gewalt-

loser zu handeln, erfordert weit mehr Tapferkeit als die Ausübung des Waffenhandwerks. Feigheit ist mit Gewaltlosigkeit völlig unvereinbar. Der Übergang vom Kriegshandwerk zur Gewaltlosigkeit ist möglich, zuweilen sogar ein leichter Schritt. *Mahatma Gandhi*

Ein typisches indisches Volkslied

Das nachfolgende Lied hört man in Indien im Hause des Bauern, auf den Feldern, wo die Bauern arbeiten, bei den Fischern, die nach des Tages Arbeit auf dem Fluß oder auf dem Meer nach Hause kommen. Mahatma Gandhi liebte dieses Lied sehr. Bei allen seinen Versammlungen wurde es zu Beginn entweder als Einzel- oder als Chorgesang gesungen.

Wenn niemand deinem Rufe folgt, dann geh' allein,
Wenn niemand deine Meinung achtet, verzage nicht, sondern halte weiter an ihr fest.
Stürme, Wirren und Hindernisse werden auf deinem Wege sein.
Bringe sie hinter dich, halte an deinem Glauben fest.
Eines Tages wird jedermann auf dich hören.
Alle werden deinen Ratschlägen folgen und dir Glauben schenken, denn du hast recht.
Wenn du die Wahrheit in dir trägst, dann fürchte nicht, allein zu gehen.

Jesus Christus und unsere Arbeit*

Was uns an dem rastlosen Schaffen der Zeit vor allem in die Augen fällt, ist die freudige Gewißheit, auf dem *rechten Wege* zu sein, das mehr oder weniger deutliche Gefühl für eine umfassende, durch alle Teilvorstellungen sich Bahn brechende *Wahrheit* und das Verlangen nach *persönlichem Leben.*

Deutlich ist der gemeinsame Weg, den uns die Entwicklung unserer Kultur weist: der Sozialismus. Über alle Bedenken des Individualismus hinweg drängt sich uns allen gebieterisch die Erkenntnis auf, daß sich die Ziele der Menschheit nur gemeinsam, in gemeinsamer Arbeit, in gemeinsamem Glauben und Hoffen, erreichen lassen. Dieses Gemeinsame will also nicht nur in einer gewissen Organisation des wirtschaft-

* Wir bringen diese Arbeit von Hermann Kutter, weil sie nicht nur sehr aktuell ist, sondern die revolutionäre Botschaft aufzeigt, die er vertrat, bevor die Ablenkung auf Theologie und Kirche eintrat. In dieses Heft gehört auch seine Stimme. D. R.

lichen und des staatlichen Lebens bestehen, sondern es sucht sich zu vertiefen, es erkennt die vom Evangelium dargebotene Gemeinschaft des Geistes als seine eigene innerste Tendenz, kurz, es ist an dem Punkte angelangt, an dem es Verständnis gewinnt für das Wort Jesu: *«Ich bin der Weg»*. – Ebenso glaubt unsere Zeit wieder an eine allgemeine Wahrheit. Der Intellektualismus, der die Wahrheit nur als Abstraktion des Gedankens zugelassen, macht der Erkenntnis Platz, daß die Gedankengebilde, daß Logik und Philosophie nur Äußerungen und Formen der Wahrheit, nicht sie selbst sind, daß die Wahrheit tiefer ist als jedes Erkennen, daß das Erkennen wohl aus ihr zu schöpfen, niemals aber sie zu erschöpfen vermag.

Wir können von keinem andern Jesus mehr hören als von dem, dessen Größe der Größe unseres Verlangens entspricht – und das ist nicht der historische unserer Theologie, sondern der der vier Evangelien mit ihrer umfassenden Botschaft. Nicht eine Erscheinung neben andern innerhalb eines und desselben historischen Geschehens ist uns Jesus mehr, sondern der Brennpunkt aller der Strahlen, die durch die Herzen der modernen Menschen leuchten.

Jesus ist das Leben – oder es gibt überhaupt kein Leben. Wir geben alle vor, daß wir leben, indem wir das wechselnde Spiel, das fremde Mächte mit uns treiben, alle die auf- und absteigenden Wellen, auf denen unsere Seele schaukelt, Leben nennen. Jesus lebt wirklich, denn er ist der Meister des Lebens. Er hält es in seiner Hand. Niemand gibt ihm etwas und nimmt ihm etwas. Er ist souverän. Er ist sein eigenes Schicksal. Keine unverstandenen Gewalten, keine blinden Meinungen, keine Vorurteile, keine Leidenschaften verdunkeln seine Seele. Er ist nie etwas anderes als er selbst. Wir begreifen und erklären nicht ihn, er begreift uns. Es fehlen uns die Maßstäbe, an denen wir seine Erscheinung messen könnten, er wird nicht gemessen, er mißt. Grundsätze und Standpunkte, alle die Krücken, auf welche wir unsere Armseligkeit stützen, kennt er nicht. Er selbst ist Grundsatz und Standpunkt.

Wundervoll ist die Botschaft des Evangeliums vom Werte unserer Seele – aber um sie zu realisieren, müssen wir den Weg des Kreuzes gehen. Herrlich ist das Wort Jesu, aber nur durchs Sterben gelangt es zur Verwirklichung. Auf die Dauer werden nur die bei Jesus bleiben, um die Wahrheit seines Evangeliums an sich zu erfahren, welchen nicht das ästhetische Wohlgefallen, sondern der edelmütige Entschluß, das Leben preiszugeben, im Vordergrund gestanden. Kampf, schonungsloser, unerbittlicher Kampf gegen die Mächte, Herrschaften und Gewalten, die den Menschen einschließen. Damit ist schon gesagt, daß dieser Kampf nicht nur ein psychischer Bußkampf, sondern auch ein Kampf auf dem Schauplatz der Welt ist. Die psychischen Hemmnisse und Bande sind die selben, welche die ganze Welt binden. Was der Mensch innerlich erlebt, ist ein Spiegelbild dessen, was sich im Äußern ereignet. Was den Einzelnen bewegt, geht alle an, und was

alle erleiden, das liegt auch den Schmerzen des Einzelnen zugrunde. Und es ist unmöglich, daß der Einzelne für sich frei wird, wenn nicht alle frei werden. Die Sünde ist nicht eine *psychische*, sondern eine *gesellschaftliche* Macht. Man kann von der Sünde nicht los werden, ohne zugleich aus den bisherigen gesellschaftlichen Verbänden loszuwerden. Das Evangelium kümmert sich nicht um die besondere Art und Weise, wie der Einzelne die Sünde erlebt – was von unserem Christentum für die Sünde selbst gehalten wird, daher seine lediglich individuelle Behandlung der Sünde –, sondern um die Macht der Sünde, die überall die selbe ist, in der Gesamtheit wie im Einzelnen. Wir in unserem abgeschwächten Christentum nennen allein die psychische Erscheinungsform dieser Sündenmacht Sünde und gestalten so das allgemeine Weltproblem zu einem bloß moralischen für den Einzelnen um, wobei wir die Zusammenhänge, in denen der Einzelne steht, außer acht lassen. Hierin besteht der Pharisäismus unseres Christentums, dessen Wirkungslosigkeit gerade in unseren Tagen so erschütternd deutlich geworden ist. *Das Christentum sagt:* Wenn nur der Einzelne dem Bösen nicht zustimmt, das um ihn gebreitet ist, so ist er gerettet, unbekümmert um das Bestehen dieses Bösen selbst, das es gerne als eine Art Fatum betrachten möchte. *Das Evangelium sagt:* Gerettet ist der Mensch erst, wenn das Böse selbst, dem der Einzelne immer wieder zustimmen muß, aufhört. Zwischen dem Bösen und der Zustimmung zum Bösen trennen, ist eine künstliche Scheidung, die sich dadurch rächte, daß das Christentum, das sich ausdrücklich mit der Zustimmung zum Bösen allein zu befassen erklärt, zur bloßen Phrase heruntersinkt, da es ja gewiß eine selbstverständliche Sache ist, daß der Mensch dem Bösen nicht zustimmen soll. Damit aber ist die Erlösung, die das Evangelium darbietet, illusorisch gemacht; denn wie soll der Mensch von etwas erlöst werden, das in seiner eigenen Gestalt liegt? In Wahrheit hat das Evangelium mit den psychischen Funktionen nichts zu schaffen, sondern mit den Mächten, welche die Seele zu diesen Funktionen veranlassen. Nicht wie sich diese Mächte in der Seele spiegeln, sondern daß sie überhaupt vorhanden sind, ist das Problem, womit sich das Evangelium auseinandersetzt.

Jesus wollte nicht bloß eine psychologisch bekehrte Jüngerschar, sondern eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Gemeinschaft, der Menschen. Den Mächten, die die alte Ordnung geschaffen, stellt er neue Mächte gegenüber. Die Gerechtigkeit, von welcher er sprach, sollte kein bloßes inneres Gefühl sein, sondern eine Macht, der sich Äußeres und Inneres beugen. Die alte Ordnung verdirbt die Seelen: darum muß sie fallen. Sie muß fallen, weil die Mächte, die sie beherrschen, unmöglich mit Gott, dem einzigen Gut der Seele, zusammen bestehen können: Mammon, Gewaltherrschaft, Priestertum.

Vor allem *Mammon*, die Macht des irdischen Besitzes. Nicht Mammonsgelüste, nicht Mammonsgier – das sind die psychischen Reflexe

seiner Macht –, nein, Mammon selbst. Bis zur Personifikation erhebt sich die Schilderung seines Wesens im Munde Jesu. Wie eine persönliche Macht stellt er ihn Gott gegenüber. Und diese Macht muß aufhören. Sie kann aber nicht überwunden werden durch psychische Exerzitien und Experimente, sie hört nur auf, wenn Gott mächtig wird in der Menschen Mitte, wenn das Leben vom Geiste Gottes durchhaucht ist. In Gedanken und frommen Predigten gegen Mammon kämpfen, hilft nichts, solange das Leben von ihm bestimmt wird. Was hilft es – so können wir in Anwendung auf unsere Zeit sagen –, wenn eine Menge Menschen gegen die Mammonsgier auftritt und die Macht Mammons, die zu dieser Gier tritt, unangetastet lassen? Das ist wieder jenes nutzlose Versteckspiel, von dem wir oben geredet haben. Die Macht Mammons liegt in den Verhältnissen. Da hat sich Mammon sein Reich geschaffen. Mögen die Einzelnen noch so wenig geldgierig sein, wie sie vorgeben: sie müssen mithelfen am System, mitverderben, mitausbeuten trotz allem Christentum und aller Frömmigkeit – oder austreten. Oder soll der Anfang des Entscheidungskampfes im Innern liegen, sollen erst die gierigen Lüste überwunden werden, so wird – wenn anders dieser innere Kampf ein ernster sein soll und nicht bloß ein Vorwand für ganz andere Tendenzen – die Begeisterung nicht ruhen, bis sie mit den Herzen auch die Verhältnisse umgewandelt hat. Es ist unmöglich, daß das gegenwärtige Produktionssystem aufrechtbleiben kann, wenn die Herzen die alten Wertungen nach dem Gelde abgeworfen haben.

Mit der selben Unmißverständlichkeit stellt Jesus die Gemeinschaft der Seinen dem *Staatswesen* gegenüber. Der Staat ist für ihn nichts anderes als Gewaltherrschaft. «Die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberen haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.» «Ihr sollt euch nicht ‚Herr' nennen lassen, denn ihr seid alle Brüder.» Mit diesen Worten ist sein prinzipieller Bruch mit der Staatsgewalt klar und unzweideutig ausgesprochen. Jesu Jüngerschaft darf nicht aus Herrschern und Beherrschten bestehen. Das Evangelium verbietet jede Gewalttat. Es ist klar: entweder bleibt die Gewaltherrschaft bestehen – und es hat bis heute trotz allem Christentum keine andere gegeben –, und dann kann das Evangelium nur unter der Bedingung der Verfälschung seiner wesentlichen Postulate bestehen; oder aber das Evangelium behält den Sieg – und dann muß der heutige Staat verschwinden.

Die Hauptsache ist, daß der Geist des Evangeliums mit dem Geiste der irdischen Mächte im Kampfe steht. Das Evangelium findet sich nie mit der Staatsgewalt ab. Es sieht in ihr eine Knechtschaft der Seele, die ihr die von Gott verliehene Freiheit raubt. Ein notwendiges Übel, das nur so lange sittliche Berechtigung hat, als die Seele noch nicht erwacht ist zur Freiheit der Kinder Gottes. Denn diese Freiheit ist nicht nur ein inneres Gefühl, das sich vermöge seiner lediglich psychischen Beschaf-

fenheit mit der Brutalität des irdischen Regimentes abzufinden imstande ist, sondern ein inneres Leben, das wie alles Leben nach außen drängt und sich die Formen seiner Ausdrucksweise aus der Konsequenz seines eigenen Wesens ableitet. Hierin besteht die revolutionäre Bedeutung des Evangeliums, die in unserem Christentum nur darum wie eine fremde, von außen hereingebrachte Zutat erscheint, weil es den Geist des Evangeliums schon längst mit dem Geiste dieser Welt vertauscht hat. Was wir heute inneres Leben nennen, ist nicht mehr die alles umgestaltende Kraft der Botschaft Jesu, sondern Verlegenheit, Resignation, Beugung unter die Mächte dieser Welt.

Was endlich Jesu Stellung zur *offiziellen Religion* – Kultus- und Lehrgemeinschaft – betrifft, so tritt uns hier der Gegensatz, der uns beschäftigt, wieder in aller Deutlichkeit entgegen. Die Worte, die er der veräußerlichten Gerechtigkeit der Pharisäer zugunsten einer «bessern Gerechtigkeit» entgegenhielt, führen schließlich ganz von selbst zur Auflösung jeder in Priester und Laien abgeteilten Religionsgemeinschaft. Jede kirchliche Gestaltung des göttlichen Lebens, wie es von Jesus vertreten wurde, ist ein Abfall vom ursprünglichen Geiste. Geistliche Bevormundung, geistliches Vorrecht gar, ist in der Jüngergemeinde Jesu ein Ding der Unmöglichkeit. Der Klerikalismus ist der Todfeind des Evangeliums. Er muß fallen immer und überall, wo das Evangelium sich erholt; denn er verwandelt die inneren Lebensgewalten desselben zu äußeren Zwangsformen, die um so gefährlicher sind, je mehr sie ihre Berechtigung etwa gerade aus diesem – nicht mehr vorhandenen – Innern zu ziehen suchen. Mit ungeheurer Leidenschaft kämpft Jesus gegen diese Verkehrung des Göttlichen an. Die geistlichen Gewalten – das ist der Sinn seines Kampfes – sind der Seele noch viel gefährlicher als die weltlichen, indem sie vermöge ihres geistlichen Charakters die Knechtschaft, in die sie die Seele legen, ihr selbst als Gottesdienst erscheinen lassen – als gäbe es je einen andern Gottesdienst als den der Freiheit! Gottes Herrschaft bedeutet Freiheit und Leben, Priesterherrschaft Knechtschaft und Tod. Unser Christentum, das seinen Ruhm gerade in der Entfaltung einer Priesterkirche gefunden hat, steht dem Evangelium gegenüber wie die Nacht dem Tage.

Aber wir begreifen nun auch, daß Jesus den offiziellen Gewalten Geldmacht, Staatsmacht, Priestermacht unerträglich werden mußte. Jesus wurde ans Kreuz geschlagen, weil die Innerlichkeit seiner Verkündigung – Rettung der Seele – so unbedingt gemeint war und daher so stark und lebendig nach außen drängte, daß sie ohne weiteres mit den geltenden Mächten, die die Seele gefangen halten, in Konflikt kam. Die Seele kann nicht leben unter der Herrschaft blinder Gewalten. Sie will sich selbst alles Blinde untertan machen. Sie lebt nur, wenn sie herrscht, nicht wenn sie dient. Die Dinge und ihre Ordnungen sollen *ihr*, nicht sie den Dingen untertan sein. Diese Welt mit ihren brutalen Instinkten hat nicht Raum für die Botschaft von der Freiheit der Seele.

Sie muß vergehen, wenn Gott im Menschen zur Herrschaft gelangen soll.

Das Individuum ist unvermögend, einen privaten Gottesdienst mitten in den Ordnungen ungöttlicher Mächte aufrechtzuerhalten. Andacht, Rührung, Erbauung, Begeisterung aller Art sind eben nicht Gott selbst. Nur in einer Gemeinschaft, die die Maßstäbe und Maximen der Welt mit ihren an der blinden Gewalt orientierten Gemeinschaften abgeworfen hat, vermag auch der Einzelne ein gesundes, aus Gott quellendes Innenleben zu führen. Das Kreuz schafft zunächst – und das ist auch der geschichtliche Verlauf der Dinge gewesen – eine neue Gemeinde und erst auf Grund und im Schoße derselben neue Persönlichkeiten. Das Soziale, das in Jesu Wirksamkeit in erster Linie steht, schließt das Individuelle so ein, daß es dasselbe erst ermöglicht. So wenig kennt die Gemeinde Jesu den Unterschied zwischen sozial und individuell, daß sie erst in der Beziehung des einen auf das andere und in der Ableitung des einen vom andern ihr eigenes Wesen erkennt. – Lauter Dinge, die unser ausschließlich individuelles und subjektives Christentum noch zu lernen hat.

Das *Reich Gottes* vor allem, nicht individuelles Seligkeitsgefühl. Mit der Verkündigung dieses Reiches ist Jesus auf den Schauplatz seiner Wirksamkeit getreten, ihm und seiner Ausgestaltung gelten alle seine Worte und Taten. Eine Würdigung der Gesellschaft nach den Prinzipien der Gerechtigkeit und Liebe – das ist es, was das Evangelium verkündet. Wir wiederholen es: unser Christentum hat davon nur die biblischen Reminiszenzen aufbewahrt, von der Sache selbst weiß es sozusagen nichts mehr, unser Christentum, welches es fertigbringt, vom «inneren Leben» zu reden und Hand in Hand damit, wenn nicht ausdrücklich im Namen dieses innern Lebens, alles gutzuheißen, was staatliche und gesellschaftliche Mächte vollbringen, ein Inneres von einem Äußeren so vollständig abzugrenzen, daß es die Ungerechtigkeiten im Äußern durch um so intensivere Vertiefung ins Innere von sich ferne hält. Mit diesem Kompromiß hat das Evangelium nichts zu schaffen. Es ist ein einheitliches Leben, das sich seine eigene Form gibt, aus seinem eigenen Drange die Gebilde gebiert, in denen es zur Offenbarung kommt; es gliedert sich die Außenwelt in überlegener Anziehungs- und Organisationskraft an, es ruht nicht, bis das gesamte seelische und leibliche Leben der Menschen von seinem Geist durchleuchtet und getragen ist. Der Liebe, die es als Gesetz des Daseins verkündet, entspricht auch die Ordnung der Liebe. Eine Liebe, die sich in den Ordnungen des Geizes zurechtfindet, ist keine.

Die Innerlichkeit, von welcher Jesus sprach, ist etwas ganz anderes als das, was das Christentum unter diesem Namen verstand und heute noch versteht, ein inneres Leben, dessen Gewalt und Größe von selbst den Anspruch erhebt, sich den ganzen Umkreis der Schöpfung untertan zu machen: Gott.

Was gibt dem Evangelium Jesu jene Wahrheitsmacht, die zu keiner menschlichen Wahrheit in Widerspruch steht, sondern sie alle zu einem letzten lebendigen Zusammenhang verbindet? Warum haben wir den Eindruck, daß seine Werke nichts anderes sind als die Reaktionen des Lebens gegen die Angriffe des Todes? Worin besteht die Unmittelbarkeit, die heilige Selbstverständlichkeit, die uns aus seiner Erscheinung entgegenströmt?

Jesus sagt es uns: Ich und der Vater sind eins. In ihm ist Gott offenbar geworden. Was wir von Gott aussagen, von seiner Unendlichkeit und Absolutheit, das ist alles ein abstraktes Gedankengebilde, Theologie und Philosophie, das sind logische Begriffskünste, Systeme einer formalen Betrachtungsweise, für welche es ein Ärgernis und eine Torheit ist, Gott und Mensch in einer und derselben Erscheinung zusammen zu schauen. Jesus dagegen weiß nichts anderes, als daß ihm alle Dinge von seinem Vater übergeben, seine Worte und Werke Worte und Werke des Vaters sind. Gott selbst lebt in ihm. Nicht Vorstellungen über ihn, nicht Gedanken und Bilder tiefsinniger, religiöser Phantasie, nicht geniale Ahnungen und Erkenntnisse über Gott und göttliche Dinge. Nein. Gott selbst. Jesus ist kein religiöses Genie. Er hat nicht «sozusagen» oder «gewissermaßen» Gott erlebt. Sein Erlebnis läßt sich nicht nur in das Wort «Gott» kleiden, wobei es doch immer zweifelhaft bleibt, ob es einen wirklichen Gott gibt oder ob nur das Erlebnis mit diesem Namen bezeichnet wird – nein, es ist der einzige Beweis für die Wirklichkeit Gottes.

Wir werden uns hüten, dafür nähere Erklärungen abzugeben. Eben an diesen Erklärungen ist noch jede Theologie bis zum heutigen Tage gescheitert, zum negativen Beweis – neben dem soeben positiven – für die Göttlichkeit Jesu. Erklären kann man nur ein «Quasi»- und «Sozusagen»-Gottesleben, wie es unsere religiösen Parteien kennen, nicht aber das wirkliche. Nur soviel ist für immer klar: Für das Bewußtsein Jesu und der Seinen war die Frage nach Gott durch die Gegenwart Gottes selbst ein für allemal aus der Welt geschafft, weil ihnen Gott keine Frage mehr, sondern die Wirklichkeit war, in welcher sie alle andern Wirklichkeiten verstanden und umfaßten. Von nun an wird Gott nicht nur angebetet und religiös verehrt, sondern immer deutlicher erkannt. Sein Name wird geheiligt, sein Reich kommt, sein Wille geschieht auf Erden wie im Himmel. Er ist nicht mehr Gegenstand des Kultus, nein, sondern die Macht, die ins Menschenleben eingreift. Wo er zur Wirksamkeit gelangt, schwindet der bloße «Gottesdienst», schwinden Kirchen- und Priestersatzungen dahin. Es gibt keine «Religion» mehr. Ein Leben, ein Geist, eine Wahrheit in allem und durch alle.

Hierin besteht die ungeheure Revolution, welche mit Jesus in die Welt getreten ist und die heute mehr als je die christliche Gesellschaft erschüttert. Daß wir nie zur Ruhe gelangen, daß wir herumgeworfen

werden von einer Erkenntnis zur andern, daß wir immer wieder den Untergang dessen erleben müssen, was unsere eigene Hand gebaut – das beruht auf der Tatsache, daß seit der Erscheinung Jesu in der gesamten christlichen Geschichte, unvergleichlich mit allen Entwicklungsprozessen des Altertums, ein aufstrebendes, schaffendes, revolutionäres Element tätig, das nicht ruht, bis es alles Unfertige und Böse überwunden hat; ein Geist, der jeden Stillstand unmöglich macht, der die Gesellschaft unter den größten Schmerzen und furchtbarsten Krisen zu immer neuen Erlebnissen emporführt; ein rastloses, verzehrendes Feuer, das Feuer, das Jesus «gekommen ist anzuzünden auf Erden». Das Feuer des lebendigen Gottes, den Schriftgelehrten ein Ärgernis, den Philosophen eine Torheit, weil es ihre sauberen Schulmeisterbegriffe wie Stoppeln auffrißt. An diesem Feuer hat sich die soziale Frage, die heute in unser aller Herzen brennt, entzündet. Denn wo in aller Welt gibt es eine soziale Frage außer auf dem Boden des Christentums?

. . . Eines verstehen wir nicht, und doch ist es gerade das Wichtigste und Entscheidendste für unsere Arbeit in der Nachfolge Jesu: daß das Erlebnis Jesu auch das unsrige werden soll, daß das Feuer, das er angezündet, erst dann seinen Segen entfaltet, wenn es auf dem Altar unseres eigenen Herzens brennt. Sein Geist unser Geist, sein Gott unser Gott – so berichtet uns die Pfingstgeschichte. Die Apostel alle haben ihn nicht anders gekannt. Was in Jesus angefangen, das soll durch ihre Arbeit weitergeführt werden. Sie wollen nicht über Jesus und seine Taten allerhand tiefreligiöse Reflexionen anstellen, nein, sie wollen sein Werk zu dem ihrigen machen und, erfüllt von seinem Geiste, seine Arbeit verrichten.

Gemeinschaft mit Gott. Gott selbst oder nichts – das ist hier die Frage. Nur keine Kompromisse zwischen beiden, wie Religion, Dogma, Seligkeit usf. Nein. Entweder – oder. Entweder lebt Gott – und dann muß er selbst zur Wirksamkeit gelangen; oder es gibt keinen Gott – und dann hört überhaupt alles auf. Dazwischen gibt es nichts. Gerade hierin besteht der charakteristische Unterschied zwischen den Weltreligionen und dem wahren Christentum. Sie bauen sich alle auf dem Zwischenreiche an, zwischen Gott und dem Nichts, das Christentum dringt bis zu Gott selbst vor, um hier entweder auch nichts oder gerade alles zu entdecken. Entweder – so spricht es – hat sich Jesus einer totalen Täuschung hingegeben, als er den Jüngern den Geist aus Gott verheißen – oder unser gegenwärtiger Mangel an Gottesleben muß auch heute noch gehoben werden können. Wenn es nicht möglich ist, daß heute wie damals ein wirkliches Zeugnis aus Gott sich erhebt, dann ist das ganze, gerade auf dieses Zeugnis angelegte Evangelium nichts als eine seltsame und schmerzliche Illusion.

Wir haben viel mehr, als wir in den Momenten innerer Einkehr

und Sammlung zu entdecken vermeinen. Wir tragen alle Gott im Herzen.

Soll Gott, der Herr und Meister aller Wahrheit und Wirklichkeit, immer nur eine *religiöse* Angelegenheit der Menschen bleiben, soll seine allem andern erst Verständnis verleihende heilige Selbstverständlichkeit nie den Glanz ihrer absoluten Natürlichkeit durch unser Leben, unsere Worte, unsere Arbeit ergießen? Werden wir es nie lernen, die tausend Fragen und Angelegenheiten, die auf uns einstürmen, ins Licht des lebendigen Gottes, nicht nur in das irgendeines theologischen oder religiösen Standpunktes zu rücken? Soll es nie wahr bei uns werden, sondern immerdar mit dem Verdachte der Schwärmerei behaftet bleiben, daß es ein unmittelbares Erfassen und Verstehen der Dinge – nicht nur ein gelehrtes, theologisches – deswegen gibt, weil Gott lebt? Wenn sich die Schwärmer auf ihr «inneres Licht» berufen – soll das beweisen, daß es überhaupt kein inneres Licht gibt? Wenn die Unnatürlichkeit sich «unmittelbar» gebärdet, heißt das, daß alles Unmittelbare unnatürlich ist? Soll das Wort des Johannesevangeliums von dem Geiste, der in alle Wahrheit führt, ein dunkles Muckerwort bleiben, das glücklicherweise «eben nur im Johannesevangelium» steht?

Nein. Es ist das dringendste Bedürfnis für unsere Arbeit, daß wir es lernen, die Wahrheit des lebendigen Gottes, wie sie in den Tiefen unseres Herzens ruht, über ihre ausschließlich religiöse Fassung emporzuheben und sie in das Reich des Geschaffenen einzuführen. Gott muß uns viel mehr sein als Religion. Die religiösen Fragen müssen an der überragenden Wirklichkeit Gottes selbst verschwinden. Es darf nicht mehr damit sein Bewenden haben, daß sich der Christ mitten in der Wirklichkeit dieser Welt eine abgeschiedene, stille Innenwelt des Geistes aus den Worten Gottes erbaut, sondern darum muß es sich wieder handeln, ob diese irdische Wirklichkeit stimmt mit der Wirklichkeit Gottes. Nicht Erbauung und Andacht mitten in harter Ungerechtigkeit des Daseins, sondern Kräfte, welche die Ungerechtigkeit überwinden. Staats-, Wirtschafts-, Gesellschaftsprinzip muß uns Gott wieder werden, nicht nur Prinzip der Religion und des Kultus; der Maßstab, womit wir die Zustände und Verhältnisse messen, das Licht, das wir über die Rätsel und Verwirrungen des Lebens gießen und in dem wir alles, Äußeres und Inneres, betrachten.

Was folgt nun daraus für unsere Arbeit . . . ? Vor allem der große Sieg über uns selbst. Freiheit unserer Religion und unserer Theologie gegenüber.

Wir verstehen es wieder, daß das Heil in der Teilnahme am Reiche Gottes besteht, nicht in psychischen Prozessen, die jeder Einzelne für sich abtut und die deshalb so leicht ins Falsche und Verlogene hinüberspielen. Die zentrale Bedeutung des Reiches Gottes erfüllt uns wieder im Gegensatz zu der aussichtslosen Subjektivität, die wir bis dahin als Protestantismus und Evangelium gepflegt. Über die Schran-

ken des Christentums hinüber blicken wir wieder in das Urverhältnis, das Gott mit den Menschen eingegangen ist, der Gott, der «nicht nur den Juden» – und Christen –, «sondern auch den Heiden Gott ist» (Römer 3).

Die Schöpfung wird uns wieder lieb; zugewandt, nicht mehr abgewandt stehen wir den Menschen und Dingen gegenüber da.

Ohne den Kampf zu suchen, treten wir unwillkürlich in eine Kampfstellung zu den Mächten, die die Welt regieren.

Geist, der es wirklich ist, der aus sich selbst schöpft, ist nur Gott. Geist aber, der ohne Gott eigener Geist sein will in der Form von allerhand Prinzipien, Glaubenssätzen und allgemeinen Maximen, die wie selbständige höhere Wesen über dem Laufe der Dinge thronen – ist Götzengeist, nicht Gottesgeist. Unsere Ideale sind Götzenbilder. Man sehe nur, was für einen Jammer sie in der Welt angerichtet haben, um zu verstehen, wie gefährlich jeder Geist – sei es Religions- oder Wissenschafts- oder Rassen- und Nationalitätsgeist –, der nicht Gottes Geist ist, werden kann.

Wir sehen Gott selbst am Werke, nicht irgendein Christentum oder einen Sozialismus, den Gott, der aller Menschen Gott ist und der «die Gottlosen gerecht spricht», den Gott und Vater Jesu Christi, dessen Geist Jesus in unsere Arbeit eingeschrieben hat.

«Neue Wege» 1909 *Hermann Kutter*

BUCHBESPRECHUNGEN

Gustav A. Wetter: «Der dialektische Materialismus.» (Seine Geschichte und sein System in der Sowjetunion.) Verlag Herder, Wien.

Für dieses bedeutende Buch war ursprünglich eine eingehendere Besprechung und Auseinandersetzung vorgesehen. Nun müssen einige Hinweise genügen.

Das Werk des jesuitischen Verfassers ging aus Vorlesungen hervor, die dieser im Sommersemester 1945 am Päpstlichen Orientalischen Institut in Rom hielt. In einem ersten Teil wird die Geschichte des Marxismus-Leninismus, in einem zweiten Teil das System der Sowjetphilosophie in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen aufgezeigt. Auf dem zweiten Teil und den theologischen Schlußfolgerungen, die tief ins Herz der römischen Kirche blicken lassen und besonders die Betonung der Ausrichtung dieser Kirche auf Maria in sich trägt, liegt der Nachdruck der Ausführungen. Neben einem ausführlichen, breiten, beschreibenden Teil, der als Bericht weithin sehr sachlich und wissenschaftlich gehalten ist, finden sich die grundsätzlichen Bemerkungen des Verfassers, die, wie gesagt, aller Beachtung wert sind. Hier stoßen wir auf den Versuch eines geistigen Ringens des Katholizismus mit dem Bolschewismus bzw. Kommunismus. Es verläuft nicht zufällig auf einer mehr philosophischen und einer mehr theologischen Ebene, wie das dem katholischen Denken von Hause aus entspricht.

Interessant ist der Hinweis des Verfassers, daß der Marxismus eine quasi

«scholastische» Philosophie sei. Daß das nur sehr bedingt richtig ist, zeigt der Verfasser selbst in seinem Hinweis darauf, wie im Marxismus der Ansatz zu einer vertieften Erfassung des Verhältnisses von Praxis und Erkenntnis sich vorfindet. Wetter sieht den Marxismus auch als Religion bzw. Religionsersatz. Er sieht aber kaum das prophetisch-messianische Element, das bis heute ja dem Marxismus seine wirkliche Anziehungskraft gegeben hat und auf tiefere Zusammenhänge hinweist.

Endlich sind beachtenswert die Schlußfolgerungen des Verfassers für die «Taktik» des Katholizismus im Kampf mit dem Marxismus-Kommunismus. Wir zitieren A. Wetter selbst: «Diese Erkenntnisse (es sind theologische Ausführungen vorausgegangen, d. Schr.) geben uns nun auch eine klare taktische Linie für unseren Kampf. Es wird uns nun deutlich, daß man jene gottfeindliche Ideologie nicht dadurch überwinden kann, daß man dem bolschewistisch gefärbten Materialismus einen bloß anders gefärbten Materialismus entgegensetzt mit der Verheißung eines wiederum rein diesseitig gedachten Paradieses. Es wird uns nun ferner klar, daß man die bolschewistische Weltgefahr auch nicht mit Panzern, Düsenjägern und Atombomben beschwören kann. Die Rettung in diesem apokalyptischen Ringen unserer Tage kann nur durch die Kraft Gottes kommen. ‚Die einen vertrauen auf Wagen, die andern auf Rosse, wir aber preisen den Namen des Herrn, unseres Gottes.' Das, was die Menschheit ihrerseits tun kann, ist nur dies, immer mehr ‚Kirche' zu werden und durch ihre bräutliche Hingabe Gottes Kraft auf die Erde herabzuziehen, indem sie sich mehr und mehr die reine Gesinnung des Herzens der jungfräulichen Gottesbraut Maria zu eigen macht und durch das Einstimmen in ihr Fiat die Gottesparusie beschleunigt.»

Man möchte wünschen, daß in Rom der erste Teil dieses Zitates gehört würde. In Wirklichkeit ist ja die römische «Kirche» etwas Grundanderes als das, was A. Wetter mit seinem reinen Kirchenbegriff meint. Bis jetzt hat sie es auf alle Fälle mit «Rossen und Wagen usw.» gehalten, das heißt mit der ihr nach ihrer Ansicht unterstellten weltlichen Schwertgewalt. Die politische Linie nennt sich heute christlich-demokratisch, und die Schwertgewalt ist u. a. neben den faschistischen, halbfaschistischen und feudalistischen Staaten die NATO mit Amerika an der Spitze. Vatikanische Politik und die «Kirche» des Vatikans sind nun eben doch etwas gründlich anderes als die Gemeinde Jesu Christi, die wirklich auf dem Grund der Apostel und Propheten steht. Die Gemeinde Jesu Christi tut uns not, das Reich Gottes und seines Christus tut uns not – die «Kirche» aber ist neben der Theologie das große Verhängnis des christlichen Glaubens! *A. B.*

Georg D. Heidingsfelder: «Der Kampf zwischen Christentum und Kommunismus.» Herausgegeben vom Arbeitskreis für angewandte Anthropologie e. V., Göttingen.

Unser Mitarbeiter G. Heidingsfelder hat seine vielfältige Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in dieser Schrift zusammengefaßt. Er entfaltet sie in sechs Abschnitten: I. Was ist Christentum, was Kommunismus? II. Die Anklage des Kommunismus gegen das Christentum. III. Intermezzo: Die Ideologisierung des Christlichen. IV. Die Anklage des Christentums wider den Kommunismus. V. Zusammenarbeit und Koexistenz. VI. Überwindung des Kommunismus?

Heidingsfelder zeigt, daß es im Kampf mit dem Kommunismus um die Freiheit der Person geht (was mit Bürgerlichkeit am allerwenigsten zu tun hat!), um das an Gott orientierte und an ihn gebundene Gewissen, um die Reichsunmittelbarkeit des Jüngers Christi in der Auseinandersetzung mit dem ideologischen und faktischen Totalismus des Kommunismus. Wir sind darin völlig einig mit ihm. Er nimmt aber ebenso ernst die Anklage des Kommunismus gegen das Christentum. Hier würden wir die geschichtlichen Hintergründe und Ursachen sehr viel mehr herausarbeiten und unterstreichen als G. Heidingsfelder. Auf diesem Gebiet ist noch viel mehr Wahrheitsdienst zu leisten, gerade wenn der Wahrheitskampf zum entscheidenden Pol der Auseinandersetzung wird. Die Darstellung der Haltung der katholischen Kirche in diesem Kampfe halten wir trotz der tapferen Kritik des katholischen Verfassers doch

für zu abgeblendet. Wir dürfen gerade hier Theorie und Praxis nicht unterscheiden. Pius XI. hat im Jahre 1937 in der Enzyklika: «Über den atheistischen Kommunismus» sein Verdammungsurteil gesprochen. Wir wissen aber, daß in jenen Jahren der päpstliche Segen an den Faschismus erging und die Zusammenarbeit, zum Beispiel zur Bekehrung Rußlands, mit dem Nazismus bis in den Zweiten Weltkrieg hineinreichte. Die katholische Kirche hat nie die verhängnisvolle, pseudochristliche Zweischwerterlehre aufgegeben. Sie hat sie durch alle Zeitalter bis zum heutigen Tage nur mit verschiedenen ideologischen Hintergründen praktiziert. So übt sie im wesentlichen auch heute ihren Antikommunismus. Solange diese Kirche den Brudermord, den die Welt, nicht Christus, befiehlt, akzeptiert, duldet, sehr oft fördert, ist sie wie alle andern «Kirchen» dieser Art nicht nur fragwürdig, sondern antichristlich.

Wichtig scheint uns die Auseinandersetzung über das Problem der Koexistenz, das ja allem beidseitig geführten Weltbürgerkrieg zum Trotz auf die Existenzfrage der Völker in der heutigen Welt mit furchtbarem Ernste hinweist. G. Heidingsfelder lehnt die Koexistenz in der Furcht und in der Täuschung ab, gelten läßt er mit Recht nur diejenige in der Wahrheit. Daß beide «Lager» in einer über alle bis jetzt erfaßte Einsicht hinaus nur noch durch die *Umkehr* leben können, das ist der Angelpunkt alles Nachdenkens und Ringens um diese Frage. Von da aus lehnt G. Heidingsfelder mit Schärfe alles Bürger-Christentum ab, wenn seine Kritik auch nicht alle die Fragen erfaßt, die zum Beispiel N. Berdjajew in seiner Schrift: «Von der Würde des Christentums und der Unwürde der Christen» darlegt. In bezug auf diese ganze Frage aber glauben wir in einem gewissen Gegensatz zum Verfasser, daß dieser Kampf nur sieghaft werden kann auf dem Boden einer neuen Gemeinde Christi (die mit Sektentum gar nichts, aber mit dem Universalismus und dem Reiche Gottes alles zu tun hat!), nicht aber auf dem irgendeiner «Kirche». Viele Fragen schneidet der Verfasser noch an, über die wir gerne mit ihm reden möchten. So zum Beispiel die Frage der Tragik, die eben doch – auch wenn sie sich durch die ganze Geschichte zieht und alles Menschentum mitbestimmt – vorchristlich ist. Das Kreuz steht jenseits von Tragik und Fortschrittsglaube. Es allein öffnet einen Weg und weist den Weg des Lebens. Nachfolge und Kreuz sind andersartig als die Tragik. Die Tragik kennt keine Lösung, aber Christus ist der Erlöser und das Reich Gottes die große Auferstehung.

Die überaus anregende und tapfere Schrift ist in der Zentralstelle für Friedensarbeit zu beziehen. *A. B.*

Arthur Rich: «Marxistische und christliche Zukunftshoffnung». Zwingli-Verlag, Zürich.

Diese Schrift fiel uns vor einiger Zeit in die Hände und interessierte uns schon um des Themas und natürlich auch um des Verfassers willen. Arthur Rich grenzt seine Arbeit ab, indem er sich nur auf die Frühschriften von Karl Marx bezieht. Es ist allerdings eine Frage, ob man das Thema auch nur bei Marx so einengen darf. Wie das von Arthur Rich zu erwarten ist, wird vieles Treffliche gesagt. Wir meinen vor allem all das, was sich auf den Realismus der christlichen Botschaft, ihre Bezogenheit auf die Geschichte und auf den wirklichen Menschen bezieht. Ganz verfehlt aber scheinen mir die Interpretation eines Marxwortes und die Schlüsse, die daraus gezogen werden. Arthur Rich bezieht sich auf einen Satz Marxens in seiner Schrift «Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie» (Seite 278, Band 1, Kröners Taschenausgabe) über das Proletariat. Was nun hier Rich (und darauf baut er dann wesentliche Teile seiner wissenschaftlichen Schlußfolgerungen und natürlich auch die politischen Randbemerkungen auf!) Marx unterschiebt, ist das Gegenteil von dem, was Marx sagt und gerade in dieser Schrift über das Proletariat ausführt. In Marxens Auffassung soll es sich um «die Selbsttranszendierung des Proletariats» handeln, woraus Arthur Rich dann sehr weitgehende Schlüsse zieht. Marx hat aber nicht die Selbsttranszendierung, sondern «die Aufhebung des Proletariats» im Auge. So formuliert er es am Ende dieser Schrift. Richs Behauptung ist eine theologische Kon-

struktion, die weitab liegt von einem wirklichen wissenschaftlichen Beweis. Mir scheint, daß hier einmal wieder «die Theologie gescheitert» ist, wie Marx nur zu treffend in der gleichen Schrift bemerkt. Noch fataler scheinen mir die Ausführungen von Arthur Rich über den Totalismus. Dieser stellt tatsächlich einen Grundzug im Marxschen Philosophieren dar, er kann aber nur zusammen mit dem Marxschen Freiheitsgedanken und Emanzipationsgedanken recht verstanden werden. Das, was Marx wirklich unter Totalität versteht, zu klären, wäre im übrigen eine äußerst wichtige Sache. Mir scheint, daß der Rückgriff von Marx auf «die Kritik der Waffen» und «die materielle Gewalt» das schlechteste geistige Erbe aus der Französischen Revolution ist, das Flucherbe eines Christentums, das sich heute mit der Wasserstoffbombe zu «verteidigen» vorgibt, die Gewalt und den Totalismus als Kirchenimperialismus vertreten hat und sich bis heute davon nicht frei zu machen verstanden hat. Wer sich aber in dieser Sache über den Marxismus moralisch so erhebt oder heute sich zu erheben berechtigt glaubt, verurteilt sich. Die christliche Hoffnung scheint mir erst dort erreicht, wo Jesus Christus wirklich Weg, Wahrheit und Leben wird, wo sich endlich einmal der Kampf in der Praxis und im Leben vollzieht. Dem Schlußabschnitt stimmt der Schreibende völlig zu. Aber was bedeutet denn das «Nein gegenüber allem Totalitarismus», wenn es nicht völlig bezogen ist auf Christus und das Reich, und welche Lüge und Heuchelei bedeutet es, wenn es etwa bezogen ist auf westliche oder katholische Politik! Befremdend wirkt an dieser Schrift auch, daß sie weder einen Hinweis auf den Geisteskampf von Leonhard Ragaz noch auf den von Nikolai Berdjajew enthält, die bis zuletzt mit diesen Problemen in einer Weise «existentiell» gerungen haben, wie das kaum von einem Theologen oder nur von wenigen gesagt werden kann. *A. B.*

Hinweis: Im Heft 10 (Oktober), 1956, der Monatsschrift *«Rote Revue»* ist ein *Aufsatz von Markus Mattmüller-Keller* erschienen, der *über Leonhard Ragaz und seinen Weg zum Sozialismus* an Hand zahlreicher Dokumente berichtet. Viele unserer Freunde werden darin allerlei noch nicht bekannte Mitteilungen aus dem sozialistischen Wirken unseres Freundes Ragaz finden. Nicht einverstanden ist der Schreibende damit, daß M. Mattmüller das, was bei Leonhard Ragaz in all seinem Ringen mit der sozialen Frage hervortrat, als das «erste kohärente System eines christlichen Sozialismus» nennt. Das scheint mir völlig verfehlt. So etwas hat Ragaz nie «gehabt» und «vertreten». Sein theologischer Hauptkampf richtete sich ja gerade dagegen. Dafür zeugen auch die Kollegien und die großen zeugnishaften Schriften. *A. B.*

Leonhard Ragaz: «Zuflucht zu Gott.» Gottesdienstliche Gebete. Verlag Friedrich Reinhard AG, Basel.

Die Reihe dieser Besprechungen beenden wir mit dem Hinweis auf die gottesdienstlichen Gebete, die von unserem Freunde auf der Kanzel des Basler Münsters gesprochen wurden. Dazu sind noch einige andere Gebete hinzugefügt. Über *wirkliche Gebete* redet man nicht in der üblichen Menschenweise. Solche haben wir aber hier vor uns. Jene heilige, vom Feuer des Geistes belebte Glut strömt durch diese Gebete, die wir so notwendig bedürfen. So stehe an dieser Stelle zuletzt ein Ausschnitt aus einem solchen Gebet: «Berühre uns mit dem Hauche *deines* Lebens, der allein das Osterwunder schafft. Allen, die hierher gekommen sind, von Angst, Kummer, innerer Unruhe belastet, gib Mut zum Wandeln auf neuer, heller Bahn. Wälze du selbst *den* Stein vom Herzen, den Menschenhand nicht zu bewegen vermag. Laß Osterkraft aufgehen in der ganzen Christenheit, daß die Grüfte sich öffnen und aus toten Formen Wirken, Leben und Kraft werde. Stärke uns in schwerer Zeit durch die immer neue Zuversicht, daß du lebst und waltest, daß du aus dem Zerbrechen eines Alten ein besseres Neues schaffen und auch Stürme und Nöte zu deinen Boten und Arbeitern machen kannst, und laß uns mit dir schaffen an dem Reich, das siegen muß, weil es aus dir ist und gegründet auf das größte Opfer. Lebendiger Gott, mache uns lebendig. Amen.» *A. B.*

Wilhelm Mensching: «*Jesus und die Politik*». Grimmesche Hofbuchdruckerei, Bückeburg.

«Es war verhängnisvoll, daß in der Christenheit Jesus und mit ihm sein Reich immer mehr in den Hintergrund traten gegenüber der Kirche, der Bibel und anderen Größen. Das gilt ganz allgemein, besonders ernst aber für die Politik.» Statt dessen gilt es einmal, endlich sich mit ganzem Ernste und voller Aufgeschlossenheit Jesus zuzuwenden, dem wirklichen Jesus (der dann sicher auch der ewige Christus ist, der Christus Gottes!) und sein Wort und Tun, seinen Kampf ernst zu nehmen. Zwei Grundfragen stellt Wilhelm Mensching: 1. Wie stellte sich Jesus zur Politik? 2. Lassen Jesu Grundsätze sich in der Politik anwenden? Er geht also gerade den Fragen nicht aus dem Wege, denen Theologen und Kirchenleute immer noch gerne aus dem Wege gehen, um dann um so intensiver «Politik» zu treiben, die dann freilich in ihren Früchten sich sehr von dem unterscheidet, was Jesus tat und verkündigte. Jesus begegnete der «Politik» mit der Botschaft und Vertretung des Reiches Gottes unter den Menschen und gegenüber allen Menschen und Mächten. Was Jesus zusammengefaßt im Vaterunser aussprach und sein ganzes Wort, Handeln und Leben prägt, das ist für Wilhelm Mensching das, was der Jünger Jesu in der Politik und gegenüber der Politik vertreten sollte. Wenn wir fragen, ob wir mit Jesus auch in die Politik hineinschreiten können, ob sich Jesu Grundsätze (man verstehe dieses Wort recht!) in der Politik anwenden lassen?, so müssen wir etwas Entscheidendes bedenken: «Wir sollten bedenken, daß wir für das Ja Kraft brauchen.» Darauf kommt es wirklich an. Gerade für die Politik haben wir *alles* von Jesus zu lernen! *A. B.*

E. G. Rüsch: «*Die Erlösung der Kreatur*». (Die Geschichtstheologie Johann Christoph Blumhardts.) Zwingli-Verlag, Zürich.

Diese Schrift beschäftigt sich mit dem obgenannten Thema im Werke des Vaters Blumhardt. Mit Recht betont Prof. Rüsch, daß Blumhardts praktisch gefaßte, ernst genommene Hoffnung auf die Erlösung der Kreatur mit dem Abstellen auf den Sieger Jesus nicht auf Theologie und Systematik, wie sie heute getrieben werde, abgezogen werden dürfe. Sie unterscheidet sich ja wesentlich davon! Aber Blumhardt kann uns zum biblischen Wort und zur biblischen Wirklichkeit helfen, und das ist ja viel mehr. Wir werden von ihm allerdings gefragt, ob die ganze Wirklichkeit und Kraft der Erlösung bei uns nicht bloß «für uns» werden kann und vor allem, ob wir ihr dienen wollen; ob wir uns «hergeben» für den Glauben und für die Hoffnung. *A. B.*

Erich Klee: «*Die Familienerziehung bei Pestalozzi*». Tobler-Verlag, Zürich.

Ein im besten Sinne erquickendes Buch, das zu tiefem Nachdenken über die Familie selbst und die Familienerziehung anregt. In mancher Beziehung wird man an Max Piccards großartiges Buch: «Die unerschütterliche Ehe» erinnert. Nur daß hier der Kreis gleichsam von vornherein auf die Familie ausgedehnt ist, vielmehr uns in der Familie ein urtümliches Ganzes entgegentritt. Erich Klee faßt sein Buch mit Recht als «Handreichung für unsere Zeit» auf. Um die Lebenswirklichkeit der Familie hat Pestalozzi zu seiner Zeit gerungen und vor allem in «Lienhard und Gertrud» ihre Fundamente aufgezeigt. Darum kreist die Arbeit über Pestalozzis Familienerziehung von Erich Klee vor allem auch um dieses Werk. Er sucht die Quellen zu erschließen, die bei Pestalozzi wie unversieglich aus der Tiefe flossen. Daß diese Jüngergestalt Christi uns gerade heute Entscheidendes in der Ehenot, Familiennot, Volksnot und Menschennot zu sagen hätte, wird aus Klees Arbeit auf allen Seiten ersichtlich. Ob man aber in unserer Zeit solche stille Mahnung hört? Auf alle Fälle haben wir hier ein Buch vor uns, das beherzigenswert ist für jeden, der es liest und von jedem besinnlichen Menschen verstanden werden kann.

Adolf Leschnitzer: «Saul und David.» (Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft.) Verlag Lambert Schneider, Heidelberg.

In drei Teilen versucht Adolf Leschnitzer eine Deutung des Schicksals des deutschen Judentums. Im ersten Teil zeigt er die *Verflechtung* des Judentums mit dem deutschen Volke, vor allem mit der Mittelklasse, auf. Im zweiten Teil redet er von der *«Entfremdung»*, und der dritte Teil handelt von der *«Katastrophe»*. Es ist ebenso erschütternd, wie Leschnitzer den deutschen Weg zur Katastrophe wie den jüdischen schildert. Deutscher Wahnglaube und Machtglaube mußten zu diesem Ende führen. Sehr fein sind die Ausführungen über die *Bedeutung der Zerstreuung* für das Judentum und die gewaltige erhaltene Kraft, die in ihr wirksam war. Noch bedeutsamer scheint mir die Unterscheidung zwischen dem Weg eines Volkes in der Geschichte zur Erlangung von Macht und Größe und dem Weg Israels als dem Weg der «Heiligung des Lebens». Ein Letztes und Höchstes ist in dieser Weise nicht angeschnitten in dem Buche von Leschnitzer. Wir meinen: Sinn und Bedeutung des Gottesknechtes für Israel und die Welt. Und dazu die große Frage nach dem Reich. Könnte nicht die Katastrophe jene höchste Bedeutung gehabt haben und haben, daß sie zum Reiche rufen wollte und will und daß sie heute Israel und die Welt darin konfrontiert, aber auch – wer weiß es? – zu einer letzten Entscheidung und zu ihrer endgültigen Bestimmung ruft? *A. B.*

Heinrich Eduard Jacob: «Sechstausend Jahre Brot.» (Mit 115 Abbildungen im Text und auf den Tafeln.) Rowohlt-Verlag, Hamburg.

Das ist ein erstaunliches und ergreifendes Buch. Erstaunlich um der Spannweite seines Themas willen und um deswillen, was der Verfasser darlegt. Eine ganze Welt steigt in diesem Buche auf, die ganze Menschengeschichte kommt in ein neues Licht. Etwas von der ungeheuren Bedeutung der Bitte um das tägliche Brot in der Mitte des Vaterunser schwingt durch das ganze Buch. Wie ergreifend weiß es auch von dem «Brotgott Jesus Christus» zu erzählen! Etwas von dem Lichte des Reiches Gottes durchleuchtet das Buch, das nicht umsonst von einem jüdischen Menschen geschrieben ist! Welche Bedeutung hat die Brotfrage! Wir dürfen sie nicht dem Materialismus überlassen, weder dem Materialismus, der meint, in ihr erschöpfe sich alles, noch weniger aber jenem Kirchentum, das den Kampf um das Brot, das die Elenden führen, Materialismus nennt und bis heute nicht das Wort Jesu verstanden hat: «Gebt ihr ihnen Brot!»

«Es gibt kein Stückchen Brot in der Welt, an dem nicht Religion, Politik und Technik mitgebacken hätten.» Dieses Wort setzt H. E. Jacob an die Spitze des Prologs. Er erhärtet es durch alles, was er erzählt. «Brot ist, worauf alles andere steht», zitiert H. E. Jacob den uns allen bekannten Matthias Claudius, und er hat recht. «Brot ist heilig. Brot ist profan. Am wunderbarsten dünkt es mich dann, wenn es für *alle* vorhanden ist.» Am wunderbarsten dünkt es mich dann, wenn auch das «profane Brot» geheiligt werden wird in dem Namen des Gottes, den Jesus verkündet und der, wie die ganze Erlösung, so auch die ganze und echte Sättigung ist.

Eine Fülle bietet H. E. Jacob auch in den kulturgeschichtlichen und agrargeschichtlichen Ausführungen. So denken wir uns die Arbeit an einer neuen Volksbildung, der H. E. Jacob einen wichtigen Dienst geleistet hat. Auch die sorgfältig ausgewählten Illustrationen dienen dem ganzen Anliegen des Buches, das in jede wahre Volksbibliothek gehört und hoffentlich in viele Sprachen übersetzt wird. *A. B.*

Zwei wichtige Afrikabücher

Basil Davidson: «Erwachendes Afrika.» Steinberg-Verlag, Zürich.
John Gunther: «Afrika von innen.» Humanitas-Verlag, Zürich.

Beide Bücher verdienten einen großen Aufsatz, wenn nicht eine Sondernummer der «Neuen Wege». Das ist jetzt nach Lage der Dinge nicht möglich, um so dring-

licher empfehlen wir solchen Lesern, die es können, die Beschaffung des einen oder andern Buches.

Basil Davidson, der bekannte englische Publizist, dessen Äußerungen sich durch eine eindringliche Sachlichkeit auszeichnen, kommt in einem Kapitel seines Buches, das er «Nach der Sintflut» überschrieben hat, zu folgendem Schluß: «Das ‚asiatische Problem' wurde einst diskutiert, als käme es darauf an, was die Europäer und Amerikaner daraus zu machen oder damit anzufangen wünschten. Diese Zeit ist vorbei; die revolutionären Umwälzungen in Zentralasien, in China, in Indochina, in Indien und anderen Ländern haben derartige Überlegungen über den Haufen geworfen oder sind im Begriff, sie über den Haufen zu werfen. Es ist auch bereits unmöglich, das ‚afrikanische Problem' lediglich von dem Gesichtswinkel zu betrachten, was Europäer und Amerikaner daraus zu machen oder damit anzufangen wünschen. Die Afrikaner mögen weder Schulen noch Hospitäler, weder Kliniken, Bücher, Bibliotheken und schöpferische Muße, weder Stimmrecht noch gewählte Volksvertreter und Parlamente, weder Geltung noch Würde und Gleichberechtigung haben; der heute bereits vorhandene Unterschied besteht darin, daß sie wissen, ihnen fehlen diese Dinge, daß sie glauben, Anspruch darauf zu haben, und daß sie entschlossen sind, das alles zu erringen.» (S. 316.)

Es ist in der Tat das große *Erwachen alles afrikanischen Volkes*, das beide Bücher auf ihre Art schildern. Bei Davidson sind es glänzende Analysen, geschichtliche Durchblicke und Überblicke vor allem über den Kongo, aber auch über das Problem der Andersartigkeit und «Zurückgebliebenheit» der afrikanischen Kultur. Bei dem Amerikaner *John Gunther* ist es der Gesamtüberblick über Afrika und seine Probleme, in welchem wir von Land zu Land geführt werden, der immer wieder fesselnd wirkt, weil man durch die ganze Schilderung spürt, daß es sich um etwas Lebendiges, Kommendes handelt. Die Afrikaner wollen nicht länger mehr Objekte anderer Mächte, der weißen Herrschaft und der kolonialen Interessen sein, sie sind zum Selbstbewußtsein erwacht. Sie werden die Zukunft der Menschenwelt mitgestalten, in einigen Jahrzehnten wahrscheinlich schon mehr als alle in Afrika zurzeit noch anwesenden Mächte und Kolonialmächte, auch mehr als die USA, die in ihrer Weltraumpolitik zwar heute überall die alten Imperialismen ablösen oder verdrängen, wie das im Nahen Osten jetzt wieder so deutlich der Fall ist, damit aber erst wirklich vor den eigentlichen Problemen stehen. Wo sind die geistigen Kräfte, die diesem Erwachen, diesem Aufbruch hilfreich begegnen können, so fragt man sich, wenn man Seite um Seite der beiden Bücher mit innerer Anteilnahme liest! Es sind allerlei Erkenntnisse, allerlei Versuche dieser Lage und Aufgabe, die sich heute für jeden Erdteil, für den ganzen Weltraum stellen, zu begegnen, und aller gute Wille muß hier mithelfen, wo echte Ansätze zu jener Verantwortung sich zeigen, in der wir Menschen wirklich lernen im höchsten Sinn, nach unserer Bestimmung, uns als Menschen zu begegnen.

Deutlich wird auch in beiden Büchern, daß die Trägheit, Eitelkeit und Überheblichkeit unseres westlichen Wesens und Treibens, das im Grunde doch der furchtbarste Schatten auf dem ganzen Bilde ist, welches an unserem geistigen Auge vorüberzieht und sich unserem Gewissen einprägen will, diesem Erwachen nicht gewachsen ist. Es sind die Ausnahmen unter den Europäern und vor allem unter den regierenden unter ihnen, die zu Einsicht und Weitsicht gelangen. Die übrigen häufen überall in Afrika, um es einmal biblisch auszudrücken, «den Zorn auf den Tag des Zorns», wie es jetzt Frankreich wieder so deutlich in Algerien vordemonstriert.

Bei Davidson wird sehr deutlich, wie der christliche Kirchenimperialismus auch in diesem Erdteil versagt und die Proselytenmacherei kein Gewinn ist für die Sache Christi. Hier ist ja zum Glück in manchen Missionskreisen ein deutliches Umdenken im Gang, ob es bis zur Revolution Christi, der Gerechtigkeit des Reiches Gottes vordringt, wird von entscheidender Bedeutung sein.

Das Buch von John Gunther, einem echten Amerikaner, der noch geladen ist mit dem ganzen amerikanischen Selbstbewußtsein, zeigt, worauf es heute in der Weltpolitik ankäme: den Sinn der gesamten Freiheitsbewegung zu verstehen, die heute

alle Erdteile erfaßt hat. Es zeigt, daß es nicht angeht, echte Freiheit irgendwo und irgendwie mit der Reaktion, ja mit Unterdrückung oder gar Ausbeutung und Herrschaft zu verbinden. Noch entscheidender aber ist, daß diese Freiheitsbewegung überall eine soziale ist, was der Westen so schwer begreift, der Kommunismus aber um so besser versteht. John Gunther steht auf dem Boden des Kalten Krieges, also bei aller Einsicht doch auf dem Boden einer westlichen Politik, die in diesen Wochen ihre Sinnlosigkeit und Niederlage so deutlich enthüllt hat. Kalter Krieg oder Weltvernichtungskrieg – wer auf diesem Boden steht – gibt weder der Freiheit noch der Gerechtigkeit noch der Menschwerdung des Menschen eine Hoffnung. Die Totengebeine regen sich – helfen wird nur können der Geist aus der Höhe!

Ein Anhang mit einer ausführlichen Bibliographie findet sich noch am Ende des Buches von John Gunther, das überhaupt so etwas wie ein großes Nachschlagewerk ist. Die Übersetzung von Heinrich Kaufmann ist sicher eine gute Arbeit. Überall hat der Übersetzer auch in kurzen Anmerkungen die Berichterstattung über die jüngsten Entwicklungen oder inzwischen bekanntgewordene Tatsachen gewissenhaft nachgeführt. «Afrika ist erwacht, Afrika hat sich ermannt. Es hat das Beispiel Asiens vor Augen, auch wenn seine Lage von derjenigen Asiens verschieden ist. Ob zum Guten oder zum Bösen – es geht mit der Zeit», sagt John Gunther zum Schluß. Wir möchten sagen: auch Afrikas Zeit möge unter Gottes Hand gelangen, in dem Sinne, wie es der ältere Blumhardt für alle menschlichen Dinge versteht: «Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.» *A. B.*

Hans A. de Boer: «Unterwegs notiert.» Bericht einer Weltreise. I.-G.-Onken-Verlag, Kassel.

Es ist uns eine Freude, dieses Buch zu empfehlen. Es hat eine lautere Gesinnung, aus der heraus die echte Besinnung entspringt. Der Verfasser hat sich führen lassen von Gott. Er begann die Reise als Geschäftsmann im Auftrage seiner Firma, und er kam als von Gott Beauftragter zurück, vom Weg und den Beobachtungen seiner freiwillig und in höchstem Sinne unfreiwillig verlängerten Reise zu erzählen, und zwar so, daß es auch dem einfachsten Menschen verständlich ist, so daß man aufhorchen muß, wenn immer noch ein Herz in unserer Brust schlägt und ein Funken Jesusliebe darin glimmt. Die menschliche Erfahrung und die menschliche Haltung des Autors sind einleuchtend und zeigen uns die Probleme, die wir zu lösen haben — vor allem mit dem Herzen zu lösen haben. Wenn sich Herzen aufmachten, gleich diesem, nicht mehr und nicht weniger als lebendige Herzen, und sie riefen und handelten — dann könnten diese Fragen (Fragen der umfassenden Not des farbigen Menschen, die Frage seiner Würde und Daseinsfülle, die Frage des Verhältnisses des «Christen» zu seinem Bruder und Nächsten u. a. m.), deren Lösung frevelhafterweise über allem andern: Mammonsgier, Prestige, Interessen, Machtrausch und ähnlichen Dämonen nicht nur einfach vernachlässigt, sondern sogar systematisch von bösen Mächten, die sich in Menschen eingeschlichen haben, verhindert und immer wieder zunichte gemacht werden. Lest das Buch und brecht auf, auch ohne Organisation, einfach aus ganzem Herzen. *C. W.-St.*

Hilfe an wirtschaftlich unterentwickelte Gebiete

Nach der großen «Geographie des Hungers» des früheren FAO-Direktors de Castro, nach den aufrüttelnden Büchern Ritchie Calders, den von leidenschaftlichem Aufbauwillen beseelten Heften Fritz Wartenweilers und den auch hier kürzlich angezeigten Studien Hugo Kramers und von Fritz Katz beginnt das Schrifttum über die Not der Menschheit, wie sie als Hunger, Krankheit, Unwissenheit und politische Unmündigkeit weit mehr als die berüchtigten zwei Drittel der Erde beherrscht, nicht abzubrechen. Daß die Not der auf der Schattenseite unseres reichen Planeten lebenden Menschen immer deutlicher zum Bewußtsein kommt, und daß immer ernsthafter an ihrer Ueberwindung gearbeitet wird, darf als ein bedeutsamer Lichtschein

in unserer dunklen Zeit gewertet werden. Auch die Schweiz wird sich, auch hier wieder etwas hintennachhinkend, ihrer Verantwortung bewußt; so sind die Bundeskredite für die Technische Hilfe um 50 Prozent erhöht worden, und es hat sich eine direkte Hilfsaktion des Schweizer Volkes in Form des «Schweizerischen Hilfswerkes für außereuropäische Gebiete» gebildet, von welcher hier auch schon die Rede war; das SHAG hat nun seine Anfangsschwierigkeiten überwunden, hat erste bedeutsame Aktionen (vor allem in Nepal und Irak) unternommen und ist mit der «Europahilfe» in engen Kontakt getreten; unsere schweizerischen Leser seien nochmals zum Beitritt in das SHAG herzlich ermuntert (Beitrag mindestens Fr. 5.— an Postscheckkonto V 1155 Basel; Sekretariat: Nelkenstraße 26, Zürich).

Direkt auf die schweizerische Aktion hin geschrieben ist die Broschüre von Frau R. *Kägi*-Fuchsmann (Vizepräsidentin des SHAG) über «Die UNO im Dienste der Menschheit» (1955 als Sonderdruck des «Tages-Anzeigers für Stadt und Kanton Zürich» erschienen; zum Preis von Fr. 1.50 erhältlich beim SHAG). An Hand der guten Erfahrungen, die die UNO und ihre Unterorganisationen für Ernährung, Gesundheit, Kinderfürsorge und Unterricht machen durften und mit dem Hinweis auf bereits angelaufene Volksaktionen, vor allem in Skandinavien, werden unter der programmatischen Überschrift *«Hilfe zur Selbsthilfe — das beste Mittel zur Schaffung freier Völker»* Möglichkeiten zur Hilfe aufgezeigt, die auch von der Schweiz noch viel stärker benützt werden müssen.

Wichtiges Material geben auch die Sondernummern der Zeitschrift des Escherbundes, *«Der neue Bund»* von Juni/Juli 1955, und der Gesellschaft für die Vereinten Nationen, *«Die Schweiz in der Völkergemeinschaft»* von Oktober/Dezember 1955. *J. L.*

Karl Bechert: «Der Wahnsinn des Atomkrieges». Eugen-Diederichs-Verlag.

Das Vorwort zu dieser schmalen, aber gewichtigen Broschüre, deren erster Beitrag die erweiterte Fassung eines Vortrages ist, den Prof. Bechert am 16. April 1956 im Bundeshaus in Bonn gehalten hat, lautet: «Die Absicht dieser Schrift ist, vor Gefahren zu warnen. Bei den wissenschaftlichen Darlegungen stütze ich mich auf Veröffentlichungen der besten Fachleute. Es sind Wissenschafter aus Physik, Medizin, Biologie, Genetik, Landwirtschaftswissenschaften und anderen Gebieten. Sie haben alle etwas zu der Frage zu sagen, um die es hier geht: Welche Gefahren bedrohen den Einzelnen, ganze Bevölkerungsgruppen, ja die ganze Menschheit durch die unbesonnene, unkontrollierte Anwendung durchdringender Strahlung?

Die Erfahrung der letzten Monate hat mir gezeigt, daß es Amtspersonen und andere gibt, denen meine Aussagen unbequem sind. Denen möchte ich sagen, daß wissenschaftliche Aussagen nicht dadurch widerlegt werden, daß sie einem nicht passen. Wer aber der Ansicht ist: wir machen weiter, es wird sich schon zeigen, was dabei herauskommt, der ist nicht geeignet, Verantwortung zu tragen.»

Solch ein Vorwort sagt eigentlich schon alles, was die Schrift bringt, und bedeutet und sagt mehr: es zeigt, wie doch einige wenige Wissenschafter den Mut und die Menschenliebe und das Verantwortungsgefühl haben, das, was sie wissen, auszusagen und dem Volke zur Kenntnis zu bringen. Prof. Bechert spricht seit Monaten überall in Deutschland zum Volk, stellt sich ganz in den Dienst dieser so wichtigen Aufklärung. Aber – wie er sagt – dies paßt «Amtspersonen und anderen» nicht. Das Volk soll also nicht wissen, was ihm droht, heute schon, im Frieden. Sind solche «Amtspersonen und andere» menschlich? Hüten sie und sorgen sie sich um die Menschenwürde, um das Heil ihrer Völker? Würden wir einen Mitmenschen ohne Anruf einem Abgrund zulaufen lassen, wenn er nicht weiß, daß dort ein Abgrund ist, wir es aber wissen? Hat nicht jeder Staat seine Gesundheitsämter, die für die Gesundheit der Bürger verantwortlich sind? Muß man nicht ansteckende Krankheiten dem Arzt, dem Gesundheitsamt melden, und werden nicht normalerweise Vorkehrmaßnahmen aller Art getroffen, um die Bürger über Gefahren aufzuklären und vor Schaden zu schützen? Wer aber schützt die Menschheit als Ganzes? Wer

gebietet dem frevelhaften «Weitermachen», der absurden, sinnlosen und doch so zynisch-systematischen Vernichtungsvorbereitung Einhalt? Wie Amokläufer gebärden sich die Politiker (und neuerdings gedankenlose Menschen überhaupt), wie eine ahnungslose, verdummte Masse läßt sich der Mensch, lassen sich die Völker düpieren, imponieren, verblenden und ins nicht mehr gutzumachende Unheil führen, während die meisten Wissenschafter wohl hie und da warnen, aber doch sich ihrem Erfindertaumel hingeben, der heute fast nur noch bedenkenloser Wettlauf, gewissenlose Neugierde, Konkurrenzkampf, fatalistischer Fortschrittsunsinn ohne jede Besinnung und Verantwortung ist. Sie sind weit davon entfernt, «etwas Tapferes zu tun» und sich geschlossen von allem politischen Druck und materiellen Zwang und eigensüchtiger Selbstbehauptung freizuringen, um diesem satanischen Wüten gegen Mensch, Natur und Schöpfung endlich zu wehren. Wissenschafter, Kirche, Völker – sie sollten, vereint und fest im gemeinsamen Willen und in der gemeinsamen Verantwortung, es nicht fertigbringen, einer Clique von gewissenlosen Politikern, Forschern, Geldhintermännern und sonstigen «Interessenten» das Handwerk zu legen?

Die so verdienstvolle Schrift und das Wirken Prof. Becherts sind zu werten als Tat und Hingabe an die Menschlichkeit und an alles, was diese Menschheit als ihr Edelstes besitzt und – ausgerechnet mit Waffen – verteidigen will. Diese sachlich fundierte, leichtverständliche kleine Broschüre müßte allen, die noch blind sind, die Augen öffnen und müßte alle Kräfte, die sich der Menschlichkeit wirklich widmen wollen, verbinden zu gemeinsamer Auflehnung gegen den fürchterlichen Tod, der uns allen droht. Die «friedliche» Atomkraft sollte strengstens überwacht und gewissenhaft bedacht, die Atombombenversuche müßten überall unverzüglich eingestellt werden. Das erfordert aber den wahren Friedenswillen aller Menschen, Völker und Regierungen, die allgemeine Ächtung des Krieges, die grundsätzliche Abkehr vom Gewaltglauben, die völlige Besinnung auf das, was des Menschen allein würdig ist und seinem Dasein Sinn gibt. *C. W.-St.*

Richard Wilhelm, der geistige Mittler zwischen China und Europa. Herausgegeben von Salome Wilhelm. Mit einer Einleitung von Walter F. Otto. Verlag Eugen Diederichs, Düsseldorf-Köln.

Leider ist es uns im Moment nicht mehr möglich, eine ausführliche Besprechung dieses ganz besonders schönen und wertvollen Buches zu schreiben, aber wir wollen doch nachdrücklich darauf hinweisen. Von Richard Wilhelms Witwe, einer Tochter Christoph Blumhardts, mit äußerster Bescheidenheit aus ihres Gatten Briefen, Tagebüchern und andern Aufzeichnungen sowie aus schriftlichen Aufzeichnungen, Erinnerungen und Würdigungen von Freunden und durch eigene schlichte Tatsachenerzählung geformt, strahlt dieses Buch unmittelbar den hohen Geist, die außergewöhnliche Menschennatur, die einzigartige Berufung und ihre ebenso einzigartige Erfüllung Richard Wilhelms aus. Von besonderem Wert und erregender Aktualität sind einmal die Beziehungen Wilhelms zu seinem Schwiegervater Blumhardt, der in dem Buch mehrmals auch mit persönlichen Worten zu ihm und zu uns allen spricht, und dann die Tatsache des Mittlertums eines Europäers zwischen Ost und West, zwischen China und Europa. Ja, *solche* Menschen, solche Geister, solche Jesusjünger brauchten wir heute! Hier ist nichts von politischer Fixierung zu spüren, sondern es waltet allein der Geist, das Dienen am Reich Gottes ohne jedes Sichaufdrängen, und man erlebt es, wie der Geist ins Fleisch kommt, wie ein solch reiner und mit Vollmacht gesegneter Mann, wie Blumhardt es war, durch seinen ihm eng verbundenen Schwiegersohn konkret in die Ferne wirkt. Richard Wilhelms Wirken selber ist beispielhaft für alles, was Missionieren, was Vermitteln, was Dienst an Gott und dem Menschen sein kann und immer wieder sein könnte. Die Welt Chinas, sowohl die geistige wie die materielle, kommt uns durch diesen Menschen rein und urtümlich nahe, und dies ist uns gerade in heutiger Zeit und Lage, gerade in den heutigen Fragestellungen so nötig.

Ebenso kann das Problem der Mission in dem Buch gesehen und durchdacht

werden auf Grund des lebendigen Tuns dieses wahrhaft lebendigen und freien Menschen, der so frei war, daß er sich immer und nur von Gott führen und weisen ließ und sich von jeder Eigenmacht löste.

Wir möchten nicht nur auf dieses vorliegende Buch hinweisen, sondern auf die Erscheinung und Tätigkeit Richard Wilhelms überhaupt und auch auf das kleine Buch, das 1953 im Zwingli-Verlag, Zürich, von ihm herauskam: «Jesus, Züge aus seinem Leben.» Dieses Zeugnis und sein Vermittlertum zwischen China und Europa bringen uns Richard Wilhelm im Geiste menschlich so nahe, daß wir an ihm einen Freund und Führer haben, der uns sicher vorangeht und hilft in den schweren, uns alle jetzt bedrängenden Problemen: Verständnis, echte Durchdringung von Osten und Westen; echte Nachfolge Christi, um Jesus als Menschenbruder den östlichen Völkern aus eigenem existentiellem Beispiel heraus vertraut zu machen; echtes Verstehen der östlichen Religionen, so wie sie Jesus verstanden hat, und dessen Person und Botschaft sie dienten und dienen; echte Beziehung von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk. *C. W.-St.*

Bericht über den Ferienkurs auf dem Flumserberg

7.—14. Oktober 1956

Notgedrungen muß dieser Bericht über den sehr gut besuchten und wertvollen Ferienkurs diesmal ganz kurz ausfallen und kann nur ein ganz unvollständiger Rückblick sein.

Die gemeinschaftliche Arbeitswoche verlief (in Schnee und Sonnenschein) im allgemeinen nach dem in den «Neuen Wegen» seinerzeit veröffentlichten Programm und brachte in den Referaten und Diskussionen eine reiche Menge an Gedanken, Anregungen, Informationen und Ausblicken für unsere weitere Arbeit. Für alles sind wir den Referenten und den am Gespräch Mitwirkenden sehr dankbar. Ein Verlust war es, daß Prof. Bechert absagen mußte. Sein sehr aufschlußreiches Manuskript wurde verlesen und besprochen. An Stelle von Prof. de Graaf, der leider aus gesundheitlichen Gründen verhindert war, kam Frau Prof. Clara-Maria Faßbinder in dankenswerter Weise zu uns, und unerwartet war für ein paar Stunden Dr. Silvio Fanti, der Autor des im September/Oktoberheft besprochenen Buches «Ich habe Angst», in unserem Kreis und gab ihm durch seine Ausführungen und Fragestellungen zu denken. Pfr. Huber und Dr. P. Furrer bereicherten durch ihre Voten den Kurs, und der Musikabend verlief wie immer sehr anregend und harmonisch. Viele ausländische Freunde, bekannte und unbekannte, gaben dem Kurs Lebendigkeit und Fülle; auch Probleme aller Art stellten sich da. Besonders schön war dann auch der Abschluß des Kurses, der uns auf die andere Seite des Walensees zu Herrn Karl Bickel führte. Sein imposantes Lebenswerk: das Pax-Mal, ein Tempel aus Churfirstengestein mit unvergeßlichen Mosaiksymbolen, sowie eine, seiner Frau und seines Sohnes sehr herzliche Gastfreundschaft überraschten und beglückten uns an diesem strahlenden Sonntag.

Wie grundsätzlich jedesmal, war es diesmal besonders problematisch, daß wesentliche, ja entscheidende Gegensätze innerhalb der Haltung der Redaktion der «Neuen Wege» und ihres regelmäßigen Mitarbeiters, die gerade an diesen Ferienkursen seit jeher besonders akut wurden, nicht bis auf den Grund ausgetragen worden sind, so daß sie deutlich zutage getreten wären und für viele, die sie nicht sahen oder nicht sehen wollten, aufrüttelnd hätten werden können. Hier liegt eine gemeinsame Schuld vor, und sie ist ein wichtiger Grund dafür, daß wir mit der wirklichen Arbeit nicht weiter und tiefer vorwärts kommen konnten. Gewiß ist es schwer, anläßlich dieser Ferienkurse, in Anwesenheit auswärtiger Gäste, Eigenes ernstlich auszutragen. Aber der Mut dazu hätte doch sicher seine ganz besonderen Früchte gebracht.

Denn es ist ja doch wohl gerade für uns eine unserer wesentlichen Aufgaben, offen unsere Haltung immer wieder zu prüfen und zu festigen, offen Gegensätze zu sehen und zu behandeln, offen sich selbst, unsere Arbeit und unser Wirken immer wieder «in Frage zu stellen». Wir wollen aus unsern Versäumnissen lernen! *C. W.-St.*

Vom ewigen und vom neuen Menschen

Die wichtigste Frage für uns ist die Frage nach dem Menschen. Alles geht von ihm aus und kehrt zu ihm zurück. Man spricht von dem Erscheinen des neuen Menschen. Man sucht den neuen Menschen. Das ist nicht neu, es ist schon oft dagewesen. Sicherlich befindet sich der Mensch entweder im Prozeß der Entwicklung oder der Regression, er ist nicht unbeweglich. Man kann von einem neuen technischen Menschen, von einem faschistischen Menschen, von einem sowjetischen oder kommunistischen Menschen reden. Ebenso sprach man von einem katholischen oder einem protestantischen Menschen, von einem Renaissance-Menschen oder einem romantischen Menschen. Man kann dem Typus Mensch viele Namen geben, aber der Mensch ändert sich weniger, als es nach seinem Äußern und seinen Gesten scheinen könnte; er hat öfters seine Kleidung gewechselt, in einer gewissen Periode seines Lebens zog er die Kleidung des Revolutionärs an, in einer andern Periode die Kleidung des Reaktionärs; er kann sowohl Klassiker wie Romantiker sein, ohne in der Tiefe weder das eine noch das andere zu sein. Die Idee des neuen Menschen, des neuen Adam, einer Wiedergeburt, ist eine christliche Idee, die antike Welt kannte sie nicht.

Heutzutage ist die Fähigkeit zur Reue aufs neue verloren. Die Veränderung der sozialen Lage, wenn der Reiche arm und der Arme reich wird, macht an sich den Menschen innerlich nicht anders. Der Mensch kann sich verbessern oder verschlechtern in den Grenzen seines Typs, aber das ergibt noch keinen neuen Menschen. Man muß sagen, daß politische Revolutionen, sogar die allerradikalsten, den Menschen verhältnismäßig wenig verändern. Es wird ein großer Unterschied zwischen dem bourgeoisen und dem kommunistischen Menschen gemacht. Aber ein Kommunist, der gesiegt und die Macht ergriffen hat, kann innerlich, geistig, bis ins Mark bourgeois sein. Geistig bourgeoises Wesen ist sowohl Sozialisten wie Kommunisten sehr eigen. Es ist allen denen eigen, die sich zu gut hier auf Erden einrichten wollen, allen, denen die Unendlichkeit verschlossen ist und die sich fest im Endlichen einwurzeln. Nur eine neue Geburt, die Geburt des geistigen Menschen, der früher schlummerte und unterdrückt war, ist ein wirkliches Erscheinen des neuen Menschen. Veränderung, Entwicklung, Erscheinen des neuen Menschen ist nur möglich als ein Sieg über den alten Menschen.

Die Persönlichkeit setzt eine Vereinigung von Veränderung und

Unveränderlichkeit voraus. Wenn die Persönlichkeit sich nicht nur verändert, sondern sich selbst untreu wird, so zersetzt sie sich, und letzten Endes vollzieht sich keine Veränderung. Der neue Mensch, das Neue im Menschen setzt voraus, daß der Mensch in seiner menschlichen Eigenschaft fortfährt zu existieren. Keine Veränderung und Vervollkommnung des Affen kann zum Menschen führen. Nietzsches Idee des Übermenschen ist ein Streben in die Höhe, ein Verrat am Menschen und an der Menschlichkeit. Es handelt sich dann um eine neue Art, eine neue Rasse, eine göttliche, dämonische oder tierische, aber nicht um einen neuen Menschen. Der neue Mensch ist mit dem ewigen Menschen verbunden, mit dem Ewigen im Menschen.

Das Bewußtsein spielt eine doppelte Rolle, es erweitert und es verengt und beschränkt. Die Macht der Vergangenheit über den Menschen bleibt auch in den radikalsten Revolutionen bestehen. In den Revolutionen wirken die alten Instinkte der Gewalt, der Grausamkeit und der Herrschsucht. Sie äußern sich auch in den stürmischen Reaktionen gegen das Vergangene. Die Menschen der Französischen Revolution waren Menschen des alten Regimes. Dasselbe muß von der Russischen Revolution gesagt werden. In ihr wirkten Menschen, die Sklaverei im Blut hatten. Der Terror der Revolution ist das Alte in ihnen und nicht das Neue. Keine Revolution kann in einer kurzen Zeitspanne einen ganz neuen Menschen heranbilden, obgleich sie etwas Neues mit sich bringt. Die Revolution ist eine Erscheinung des alten Regimes, an sich ist sie keine neue Welt. Das Stärkste in den Revolutionen ist eine negative Reaktion auf das ihr vorangehende Regime. Haß ist in ihr immer stärker als Liebe. Am wenigsten kann die Ökonomik einen neuen Menschen schaffen. Die Ökonomik gehört zu den Mitteln und nicht zu den Zwecken des Lebens. Und wenn man sie zum Lebenszweck macht, so bedeutet das Degradation des Menschen.

Im neuen sowjetischen Menschen findet nicht nur eine außerordentliche Schmälerung der Freiheit statt, sondern es verschwindet sogar der Geschmack an der Freiheit, das eigentliche Verstehen dessen, was Freiheit ist. Die alten Revolutionäre veränderten sich aber bis zur Unkenntlichkeit, nachdem sie Sieger und Herren geworden waren. Doch das bedeutet am allerwenigsten das Erscheinen eines neuen Menschen; es ist eine Rückkehr zum alten Menschen.

Der Typ des Menschen hat sich im Verlauf der Geschichte vielfach geändert. In Rußland hat man im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts viele Male den Anspruch auf das Erscheinen eines neuen Menschen erhoben, fast in jedem Jahrzehnt. Und gewöhnlich wurde ein weicherer Typ durch einen härteren abgelöst: der Idealist der vierziger Jahre durch den denkenden Realisten der sechziger Jahre, der Narodnik durch den Marxisten, der Menschewik durch den Bolschewik, der revolutionäre Bolschewik durch den aufbauenden Bolschewik. Das geschah gewöhnlich aus psychologischer Reaktion. Aber ein eigentlich neuer

Mensch erschien nicht. Die größte Neuheit ist die Erscheinung in der Welt des technischen Menschen. Aber das ist die beunruhigendste Erscheinung, und sie wirft ein Licht auf die Möglichkeit der Geburt eines neuen Menschen.

Revolutionen sind zutiefst dem historischen Schicksal der Völker eigen.

Die Revolution ist ein Kind des Verhängnisses und nicht der Freiheit. Und man muß das Verhängnisvolle in der Revolution verstehen, um sie zu verstehen. Die Revolution ist in bedeutendem Maße eine Sühne für die Sünden der Vergangenheit, ist ein Zeichen, daß es an schöpferischen Kräften zur Umgestaltung der Gesellschaft gefehlt hat. Deshalb darf man von der Revolution nicht das Erscheinen eines neuen Menschen erwarten. Der Rächer für das Böse der Vergangenheit ist kein neuer Mensch, es ist noch der alte Mensch.

Wenn man unter Revolution die in einem gewissen historischen Moment verübten Gewalttaten, Morde, Blutvergießen versteht, wenn man darunter die Aufhebung aller Freiheiten, Konzentrationslager usw. versteht, so kann man keine Revolution herbeiwünschen, und man kann von ihr nicht das Erscheinen eines neuen Menschen erwarten, man kann unter gewissen Umständen in ihr nur eine fatale Notwendigkeit erblicken und ihre Milderung wünschen.

Wenn man aber unter Revolution eine radikale Änderung der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Beziehungen sieht, so muß man sie wünschen und bereiten. Aber der Götzendienst der Revolution ist eine ebensolche Lüge wie aller Götzendienst. Jedenfalls hängen radikale und tiefe Änderungen und Verbesserungen nicht von dem Maße verübter blutiger Gewalttaten ab.

Gandhi war ein größerer Revolutionär als Lenin und Stalin, wenn man unter Revolution das Erscheinen eines neuen Menschen versteht. Das Erscheinen eines wirklich neuen Menschen – und nicht eine bloße Änderung der Kleider – setzt geistige Bewegung und Änderung voraus. Ohne einen inneren geistigen Kern und die sich darin vollziehenden geistigen Prozesse wird keine neue soziale Ordnung zu einem neuen Menschen führen.

Der revolutionäre Geist wird durch die radikale Vernichtung der Vergangenheit bestimmt. Doch dies ist eine Illusion der Revolution. Die wütende Vernichtung der Vergangenheit ist gerade Vergangenheit und nicht Zukunft. Man kann nur das verfaulte, verlogene und üble Vergangene vernichten. Aber man kann nicht das Ewig-Wertvolle, Echte in der Vergangenheit vernichten. Ein Idealisieren der Vergangenheit ist eine ebensolche Lüge wie das Idealisieren der Zukunft. Der wahre Wert hängt nicht von der Zeit ab, er ist ewig.

Es besteht die Gefahr, daß der neue Mensch nach außen hinaus geworfen, sich selbst entfremdet, ausschließlich der materiellen Seite des Lebens, der technischen Zivilisation, zugewandt sein wird. Über-

raschend ist es, daß der neue Mensch des sowjetischen Rußland dem neuen Menschen der ihm so feindlichen Welt Amerikas sehr ähnlich werden kann. Ein solcher technischer Produktionsmensch kann ebensogut auf dem Boden des Kommunismus wie auf dem Boden des Kapitalismus erwachsen. Die positivsten Eigenschaften des russischen Menschen, welche in der Revolution und im Kriege zutage traten – seine außerordentliche Opferwilligkeit und Leidensfähigkeit, sein Gemeinschaftssinn – sind christliche Eigenschaften, die das Christentum im russischen Volke entwickelt hat, das heißt: die Vergangenheit.

Die kommunistischen Züge des neuen Menschen, die weniger durch die Freiheit als durch das Fatum erzeugt werden, rufen eher eine negative Bewertung hervor. Der neue Mensch betet das Ideal oder das Idol der Produktivität an, welches den Menschen in eine Funktion der Produktion verwandelt, er beugt sich vor der Kraft und dem Erfolg, ist erbarmungslos gegen den Schwachen, er ist durch den Wettbewerb im Kampf angetrieben – und was das Wichtigste ist: in ihm geht eine Schwächung, ja fast eine Vernichtung der Geistigkeit vor sich. Der neue Mensch will die Unendlichkeit in sich verschließen und einen Unterschlupf im Endlichen finden. Er denkt, dadurch ein Maximum an Aktivität zu erreichen. Der neue Mensch ist diesseitig, er verneint das Jenseits. Er ist vor allem stolz darauf, von jeder Transzendenz frei zu sein. Das bedeutet, daß der neue Mensch sich endgültig im Reiche des Cäsar ansiedeln und endgültig das Reich des Geistes verwerfen will. Er ist Monist, und das ist seine Grundlüge. Das ist ganz und gar nicht ein neuer Mensch, das ist nur eine der Transformationen des alten Adam, in ihm verbleiben alle Instinkte des alten Adam.

Die ganze Welt muß eine Periode des sozialen Umbaues, eines intensiven materiellen Aufbaues durchmachen. Dieser Prozeß wird von einer Versenkung in die materielle Seite des Lebens begleitet werden, welche eine größere Organisiertheit erfordert. Aber das wird keineswegs unbedingt das Erscheinen eines neuen Menschen bedeuten, das kann im Zeichen des alten Adam geschehen. Dieser alte Adam wird sozialer sein, er wird sich sozialisieren müssen. Dieser Prozeß hat in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften bereits in verschiedenen Formen stattgefunden. Es wird aber den Bourgeois, den Bürger des Reiches des Cäsar, nicht verschwinden machen. Dadurch wird nur eine gerechtere und gleichmäßigere Verteilung der Bourgeoisie erreicht werden. Die Gerechtigkeit, die darin liegen wird, muß angenommen und begrüßt werden. Aber das wird nicht das letzte Wort sein. Der Mensch hat immer dazu geneigt, die Mittel des Lebens für die Ziele des Lebens zu nehmen. Der sogenannte neue Mensch, der daraus hervorgeht, wird dazu neigen, die Mittel des Lebens endgültig für Ziele des Lebens zu halten. Die Ziele des Lebens werden sich für ihn verschließen. Deshalb wird er sich für kollektiv halten und darin etwas Neues erblicken. Aber nach dem notwendigen Prozeß der Sozialisierung wird ein Prozeß der

ndividualisierung beginnen. Tritt dieser Prozeß nicht ein, so muß der Mensch als Persönlichkeit verschwinden. Doch die innere Gesittetheit les Menschen kann nicht erstickt werden, so sehr ihn auch die harte Notwendigkeit drücken mag: der geistige Hunger wird in ihm erwachen.

Der ewige Mensch, der der Ewigkeit und Unendlichkeit zugewandte Mensch, ist ein ewiges und unendliches Problem, er ist zugleich ein ewig neuer Mensch. Der ewige Mensch ist keine fertige Gegebenheit, man darf ihn nicht statisch verstehen. Der neue Mensch, der wirkliche neue Mensch, ist eine Realisierung des ewigen Menschen, der das Bild und Gleichnis Gottes in sich trägt.

Der neue Mensch kann nur ein schöpferischer Mensch sein und muß deshalb dem Kommenden, dem Nichtgewesenen, zugewandt sein. Das ist die Antwort auf Gottes Ruf. Aber das Schaffen kann nicht mit Arbeit identifiziert werden. Die Arbeit ist die Grundlage des menschlichen Lebens in dieser Welt. Die Arbeit gehört ins Reich der Notwendigkeit («Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen»), sie gehört ins Reich des Cäsar. Die Würde der Arbeit muß gehoben werden. Daher die Bedeutung, welche die Arbeitenden gewinnen, daher die Notwendigkeit, die Ausbeutung der Arbeit zu besiegen, das heißt die religiöse Wahrheit des Sozialismus.

Das Schaffen aber gehört zu den Zielen des Lebens, es gehört in das Reich der Freiheit, in das Reich des Geistes. Die Zwecke des Lebens dürfen nicht den Mitteln unterstellt werden, die Freiheit kann nicht der Notwendigkeit unterstellt werden, das Reich des Geistes kann nicht dem Reich des Cäsar unterstellt werden. Daher die religiöse Wahrheit des Personalismus.

Aus Nikolai Berdjajew: «Das Reich des Geistes und das Reich des Cäsar.» Seiten 181 ff.

Erklärung der Redaktion

Die redaktionelle Leitung der «Neuen Wege» teilt ihren Abonnenten, Lesern und Freunden mit, daß sie sich nach langem, reiflichem Besinnen entschlossen hat, auf die Mitarbeit Dr. Hugo Kramers, der seit elf Jahren die politische Weltrundschau für die «Neuen Wege» schrieb, zu verzichten.

Nach Pfarrer Balscheits Rücktritt als Redaktor der «Neuen Wege» wurde von der Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der «Neuen Wege» ein Redaktionskollegium gewählt, innerhalb welchem Dr. Kramer die Weltrundschau schreiben sollte. Wenige Monate später trat Dr. Kramer auf Grund einer unerfreulichen, die Redaktion und die Vereinigung sehr belastenden Divergenz ohne unsern Willen

aus dem Redaktionskollegium, aus der Religiös-Sozialen Vereinigung und aus der Vereinigung der «Neuen Wege» aus. Er blieb regelmäßiger Mitarbeiter für die Rundschau, und wir haben seine Arbeit in mancher Hinsicht sehr geschätzt. Er hat damit vielen Abonnenten viel gegeben und sich eine beträchtliche Anhängerschaft erworben.

Die Redaktion der «Neuen Wege», der es um die *Einheit* der *Haltung* der «Neuen Wege» sowie um das Sichtbarwerden der Kraft, der wir uns verbunden wissen und um echte Gemeinschaft untereinander geht, hat aber in den vergangenen Jahren die geistige und tatsächliche Trennung der Zeitschrift in zwei Teile und die Tatsache von zwei verschiedenen Haltungen innerhalb der «Neuen Wege» immer deutlicher gesehen und empfunden und konnte diese Tatsache nun nicht mehr länger verantworten. Sie hat sich der religiös-sozialen Sache, die sich noch immer am zuverlässigsten und in echter und wahrhaftiger Weise auf Leonhard Ragaz, den einsamen und hochragenden Kämpfer für das Reich Gottes auf Erden und die Sache Christi, berufen kann und soll, verpflichtet. So möchte und muß sie auch die Weltlage und die Weltereignisse von diesem Zentrum her und vom Boden der ganzen Wahrheit aus sehen und sich ihnen stellen. Sie versucht, alle Geschehnisse von der Sicht des Reiches Gottes her und aus der Tatsache des Abfalls der Menschen vom lebendigen Gott und der Christen im besonderen vom lebendigen Jesus Christus heraus zu sehen und zu beurteilen. Nur so kommen wir in die wirkliche Realität auch der Weltpolitik; nur so können wir diese real verstehen und nur so ihr tatsächlich reale Kräfte entgegensetzen.

Dr. Kramer seinerseits vertritt nach unserer Ansicht eine bestimmte politische Linie und verfolgt sie bis zu verhängnisvoller Einseitigkeit, die ihm hindernd in der Vertiefung vieler Problemstellungen und in der freien und nachdrücklichen Auseinandersetzung mit ihnen ist. Wir verweisen auf die Aufsätze von Albert Böhler «Zur Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Kommunismus» im Juli/August-Heft 1953 und «Kommunistische Verantwortung und Entscheidungen» im Juli-Heft 1956. Es war uns aber aus verschiedenen Gründen nicht möglich, öfters solche Aufsätze gleichsam als «Korrektur» der Rundschau zu bringen, wie es uns jetzt nicht länger möglich war, als Redaktion ihre *Haltung* (nicht etwa viele ihrer Ausführungen und Dr. Kramers Eintreten für einen erneuerten Sozialismus an sich) zu verantworten. Daß wir «einen neuen Kurs» einschlagen wollten, wie es uns Dr. Kramer jetzt unterschiebt, davon ist keine Rede. Und das weiß er genau. Unsere Versuche, mit ihm darüber in sachliche Aussprachen zu kommen, scheiterten immer wieder. So wurde seine Mitarbeit an den «Neuen Wegen» leider immer problematischer, und unser Entscheid drängte sich auf und wurde, soweit es an uns lag, in rechter Weise vertreten.

Es ist uns aber unmöglich, hier alle Beweggründe unseres Entschlusses darzulegen. Es ist dies in Vorstandssitzungen und Besprechungen unter-

einander geschehen, außerdem an einer außerordentlichen Mitgliederversammlung durch ein ausführliches Referat von Carmen Weingartner-Studer. An dieser Versammlung kam auch Dr. Kramer zum Wort, und er hat sich seiner an Zahl damals überwiegenden Anhängerschaft vergewissert. Aber wie wir nur auf Wunsch von Lesern und Freunden auf seine Mitarbeit nicht verzichtet hätten, wenn durch sie die geistige Einheit unserer Zeitschrift nicht gefährdet oder verunmöglicht gewesen wäre, so durfte uns ebensowenig die Anhängerschaft Dr. Kramers und die vorbehaltlose Zustimmung eines sicher großen Teiles unserer Leser zu seiner Rundschau von unserer Gewissensentscheidung abhalten.

Von uns aus ändert die neue Situation nichts an der Wertschätzung der Arbeit Dr. Kramers, nichts an der Achtung vor seinem existentiellen Einsatz für seine Überzeugung. Wir möchten auch betonen, daß nicht äußere Weltereignisse uns zu diesem Schritt veranlaßten, sondern lediglich Verantwortung gegenüber dem Wollen und dem Sinn der «Neuen Wege». Der Entscheid mußte reifen und er fiel zusammen mit dem Ende dieses Jahrgangs der «Neuen Wege», mit unserm Willen zu einer völligen Neubesinnung innerhalb unserer Vereinigung und einer damit verbundenen, im übrigen auch aus äußeren Gründen notwendigen völligen Neugestaltung der «Neuen Wege», welche nach unserem festen Glauben von neuem Ausdruck einer Kraft werden sollten, die etwas im Kampf um die Umkehr, den Frieden und die Wahrheit auszurichten vermag.

Um den Abonnenten die zuletzt geschriebene Rundschau Dr. Kramers nicht vorzuenthalten, legen wir sie diesem Hefte bei. Wir hoffen zuversichtlich, daß unsere Abonnenten, Leser und Freunde unsern Entscheid verstehen und achten, daß sie den Glauben an die Sache, der wir weiterhin dienen wollen, und die Treue zu den «Neuen Wegen» nicht aufgeben und daß sie unsere interne Entscheidung nicht einer geänderten, schwankenden oder unfreien Haltung unsererseits gegenüber den Weltereignissen oder gar einer Änderung unserer Haltung überhaupt zuschreiben. Wir hoffen darüber hinaus, daß in dieser Angelegenheit – die für uns alle, wenn wir sie im richtigen Lichte sehen und zu eigenem Umkehr- und Reinigungsprozeß willig sind, nichts Unwürdiges bedeutet – jedes Wort gewogen und jede Äußerung verantwortlich und vom Geiste her getan werden möge.

Im Verlaufe der Folgen unseres Entscheides und der Auseinandersetzungen darüber traten wir als Redaktion zurück. Darüber und über die weitere Daseinsberechtigung und Daseinsmöglichkeit der «Neuen Wege» werden unsere Abonnenten, Leser und Freunde nach der Jahresversammlung Anfang Februar in einem besonderen Zirkular Mitteilung erhalten.

16. Januar 1957

Die Redaktion: *Carmen Weingartner-Studer, Albert Böhler.*

Nachwort. Seit obiger Erklärung ist folgendes geschehen: Der Rücktritt der Redaktion war auf Grund der internen Lage innerhalb der Mitglieder der Religiös-Sozialen Vereinigung und der Freunde der «Neuen Wege» und nach einer von Dr. Kramer durchgeführten Abstimmung anläßlich der von ihm gewünschten außerordentlichen Mitgliederversammlung, an der der Entscheid der Redaktion hinsichtlich Dr. Kramers Rundschau mitgeteilt wurde, eine absolute und gewissensmäßige Notwendigkeit geworden. Es ist uns leider nicht möglich, unsere Leser über Näheres jetzt zu orientieren. An der ordentlichen Jahresversammlung der beiden Vereinigungen am 3. Februar wurde er bekanntgegeben und begründet. In der Aussprache zeigte es sich erneut und sehr kraß, daß die Redaktion wohl das Vertrauen zur geleisteten Arbeit an sich gehabt hatte, sich aber nicht auf das Vertrauen und das Verständnis in ihre geistige Haltung und Verpflichtung gegenüber den «Neuen Wegen» hatte stützen können, und daß das Interesse an der Rundschau Dr. Kramers eindeutig dominierte. Ein Votum von Dr. Kramer bewies eine völlig gegensätzliche Einschätzung dessen, was wir, unter Hintansetzung der Person, als *Dienst an den «Neuen Wegen»* verstehen. Es wurde über zwei Anträge abgestimmt. Der erste Antrag, den wir unterstützten, lautete auf Sistierung der «Neuen Wege» auf unbestimmte Zeit und wurde begründet mit der Notwendigkeit, die Situation zu sehen, wie sie ist, sich Zeit zu nehmen zur Stille und einer dringend geforderten Neubesinnung aller Verantwortlichen und dann zu versuchen, die Gestaltung der «Neuen Wege», die auch finanziell nicht mehr haltbar war, und die Arbeit an dieser Zeitschrift von Grund auf neu aufzubauen. Dabei blieb es offen, ob die beiden bisherigen Träger der Redaktion unter diesen und *nur* diesen Voraussetzungen eventuell später wieder auf irgendeine Weise sich in den Dienst der «Neuen Wege» gestellt hätten. Der zweite Antrag lautete dahin, bei Bestätigung des Rücktritts der Redaktion eine beratende Kommission zu ernennen zur Bestellung eines neuen Vorstandes und einer neuen Redaktion. Dieser zweite Antrag wurde mit deutlicher Mehrheit angenommen.

Damit schließt dieses Heft mit dem Abschied der Redaktion von den Abonnenten, Lesern und Freunden der Zeitschrift. Wir wissen, daß die Sache, der wir uns hingeben, größer ist als Zeitschrift und Menschen, die sie tragen und gestalten wollen, und daß die Verantwortung gerade den «Neuen Wegen» gegenüber seit jeher eine große und schwere ist. Nicht nur das geistige Erbe von Leonhard Ragaz ist darin rein und lebendig zu erhalten, sondern auch die religiös-soziale Sache (nicht die Bewegung oder Vereinigung als solche), die eine große Verheißung hatte und eine wirkliche Kraft war, mußte in dieser Zeitschrift nach dem Tode von Ragaz richtig vertreten werden. So mußte sich jede Redaktion, die seit 1945 die umfassende Arbeit an den «Neuen Wegen» auf sich genommen hatte, einer höchsten Verantwortung unterziehen, die auf sie gelegt war. Sie mußte auch ehrlich bereit sein, die Wahrheit, die in der religiös-sozialen Sache liegt, wenn sie existentiell vertreten wird, als reine Kraft zu erhalten und zur Wirkung zu bringen versuchen und dafür wach und zu fortwährender gewissenhafter Prüfung des eigenen Wirkens bereit zu sein. Diese Frage wird sich nun auch denjenigen stellen, die glauben, ohne jegliche Besinnung in den «Neuen Wegen» jene politische Linie, die gar kein wirklicher Kurs ist, fortsetzen zu dürfen. Es gibt eine Aufforderung an uns, die Geister zu prüfen. Sie ist den Lesern der «Neuen Wege» nun ebenfalls gestellt.

Wir werden, sollte es geboten sein, uns eine weitere Stellungnahme vorbehalten.

So wie das über fünf Jahre dauernde Bemühen darum uns Herzens- und Gewissensangelegenheit war, so stehen wir weiterhin zur Sache und werden zum Dienst an ihr aufgerufen sein. Wir danken unsern Abonnenten, Lesern und Freunden für Bereitschaft, Opfer und Treue. Wo immer Menschen ehrlich für die Sache Gottes und für die Sache Jesu Christi streiten, da wird es neue Wege geben.

5. Februar 1957

Carmen Weingartner-Studer *Albert Böhler*

Triumph des Antikommunismus Die zwei Monate, die seit dem Erscheinen unserer letzten Weltrundschau verstrichen sind, sind so übervoll von umstürzenden Ereignissen, daß es schier unmöglich ist, sie in einen geordneten Zusammenhang zu bringen und zuverlässig zu deuten. Hatten wir es im September-/Oktober-Heft noch als «sehr wahrscheinlich» bezeichnet, daß es über dem Suezkonflikt nicht zu einem Kriege komme, auch nicht zu einem «kleinen», so ist inzwischen der Krieg gegen Ägypten doch ausgebrochen, freilich auch (vorerst) wieder abgebrochen worden, als die Gefahr brennend wurde, daß daraus ein neuer Weltkrieg erwachse. Und glaubten wir in einer früheren Rundschau sagen zu dürfen, daß die Entwicklung der Weltereignisse unserer auf ein friedliches, fruchtbares Nebeneinanderleben der kommunistischen und nichtkommunistischen Welt gerichteten Haltung Recht gebe, so scheint jetzt die Niederwerfung des ungarischen Aufstandes durch die Rote Armee alle Hoffnung auf eine solche Koexistenz brutal zerschlagen zu haben. Im Gefolge der ungarischen Tragödie wälzt sich ja nun die trübste Schlammflut des ordinärsten *Antikommunismus* über den Westen und besonders über die Schweiz hin, die wir je erlebt haben. Die ganze sowjetische Außenpolitik der letzten anderthalb Jahre, so jubelt unsere Presse, ist zusammengebrochen. «Entspannung», «friedliche Koexistenz», «Nichteinmischung» und all die anderen «papierenen Propagandathesen des Kreml» seien nun endgültig als freche, heuchlerische Lügen entlarvt worden, hinter denen das wahre Gesicht der russischen Politik, ihr nihilistischer Despotismus, ihr Weltherrschaftswille, ihr ausbeuterischer Kolonialismus der ganzen Menschheit sichtbar geworden sei. Die Sowjetunion scheue sogar keinen Augenblick vor dem Krieg zurück, wenn ihre Stellungen bedroht seien; während sie den asiatischen und afrikanischen Völkern Freiheit predige, greife sie unbedenklich zum «Massenmord gegenüber einer zivilisierten Nation von alter Geschichte, um ihre Forderung nach Freiheit zu unterdrücken».

Die selbstverständliche Folgerung aus diesem Tatbestand, so tönt es von allen Seiten, sei der Abbruch, wenn nicht der diplomatischen, so doch aller wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zur Sowjetunion. Einer der höchsten schweizerischen Armeeführer, Oberstkorpskommandant Frick, verlangt sogar (in der «Neuen Zürcher Zeitung» Nr. 3202) ein Ultimatum «des gesamten Westens, mindestens der Atlantikpaktländer» an die Moskauer Machthaber mit der Forderung, «Ungarn innert bestimmter kurzer Frist zu räumen» – also tatsächlich die Kriegserklärung an die Sowjetunion. Die kommunistische «Partei der Arbeit» ist zwar vorderhand in der Schweiz noch nicht verboten,

aber gegen ihre Mitglieder und Anhänger tobt gegenwärtig, von der Presse planmäßig gelenkt, eine terroristische Hetze von unsagbarer Gemeinheit, an der sich Rechtssozialdemokraten und Gewerkschaftsführer womöglich noch leidenschaftlicher beteiligen als die bürgerlichen «Patrioten» und «Demokraten» und die an Tollheit sogar noch die «Hexenjagd» der McCarthy-Zeit in Amerika hinter sich zurückläßt. Selbstverständlich wird der Fall Ungarn auch zur erneuten Stärkung des etwas erlahmten «Wehrwillens» ausgenützt; die Volksinitiative für die Erweiterung der Volksrechte in Militärsachen ist (mehrheitlich) von ihren eigenen Urhebern mutlos fallengelassen worden, so daß die Propaganda für die neue Riesenrüstung der Schweiz, die jetzt vorbereitet wird, auf keinerlei ernsteren Widerstand mehr stoßen wird. Und daß auch die «geistliche» Rechtfertigung des ganzen Treibens nicht fehle, wird uns wieder einmal im Kommunismus der «große Leviathan» vorgestellt, «das große Tier aus dem Abgrund», das «kein Gewissen hat und keinen Gott» und in Ungarn in Gestalt der Sowjetarmee aufgestanden sei (Pfarrer Max Schoch in der «Neuen Zürcher Zeitung»). *Uns* scheint, daß sich auch in der Russen- und Kommunistenhetze dieser Tage und Wochen richtige Höllengeister austoben, daß wir hier in einen Abgrund von dämonischer Besessenheit blicken, der uns schaudern macht, und daß recht eigentlich Teufelsmächte am Werk sind, um in Ausnützung der augenblicklichen Lage alle Arbeit zunichtezumachen, die seit einem Jahrzehnt für die Verhinderung einer dritten und wohl endgültigen Weltkatastrophe unter uns geleistet worden ist!

Ein überholtes System Versuchen wir daher, über die Vorgänge in Ungarn wie in anderen «Volksrepubliken» ein Urteil zu gewinnen, das, frei von Hysterie und Haß, so sachlich und nüchtern wie möglich die Dinge an den richtigen Platz stellt. Es handelt sich nämlich, so glauben wir, einfach um die Lebenskrise des sogenannten *Satellitensystems*, das die Sowjetunion seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und besonders seit seinem Abschluß aufgebaut hat. Der Zweck dieses Systems war nicht *nur* Schutz vor neuen Angriffen aus dem Westen, sondern auch Ausbeutung der wirtschaftlichen Kräfte der angeschlossenen Länder zugunsten der Sowjetunion und Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, aber doch in erster Linie militärischer Schutz. Seit 1939 hat, wie seinerzeit Professor E. H. Carr («Sowjetrußland und der Westen», S. 132) schrieb,

«die Besetzung strategischer Außenposten im Interesse der Sicherheit – eine Methode, die in der Vergangenheit von den Großmächten vielfach angewandt wurde – sich bei den Berechnungen der Sowjetunion immer mehr in den Vordergrund geschoben. In Osteuropa geschieht das in der Form, daß man einen breiten Schutzgürtel befreundeter Staaten zu schaffen sucht, der alle feindlichen Einflüsse von der Sowjetunion

fernhalten soll. Die Erfahrung der ersten Revolutionsjahre, als diese Länder als Ausgangsbasis für die Entfesselung des Bürgerkrieges gegen das Sowjetregime mit Rükkendeckung durch die Westmächte benutzt wurden, steht den Russen noch deutlich vor Augen. Diese Gebiete sind für die Sowjetunion heute dasselbe wie die Monroedoktrin für die Vereinigten Staaten (‚Wer sich in Angelegenheiten des amerikanischen Kontinents einmischt, greift auch die Vereinigten Staaten an.' H. K.), die Niederlande für Großbritannien oder die Rheingrenze für Frankreich. Aber nichts in der Sowjetpolitik läßt auf die Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Ost-West-Bewegung die Form eines bewaffneten Angriffs oder einer militärischen Eroberung annehmen könnte.»

Die hier gemeinte Sicherung war *vielleicht* in den ersten Nachkriegsjahren militärisch-strategisch noch vertretbar; heute, im Zeitalter der Atombombenrüstung, ist sie völlig überholt. *Wenn* der Westen je gegen die Sowjetunion losschlagen wollte, so geschähe das – wie noch letzthin General Gruenther, der bisherige Oberkommandant der NATO-Armeen, gedroht hat – durch sofortigen Einsatz der Kernwaffen, die über den Satellitengürtel hinweg die Sowjetunion schnell zu ruinieren vermöchten. Das System der Kontrollierung von Untertanenländern stieß aber auch immer heftiger auf den Freiheitswillen der Ostvölker, die eben keine Satelliten des Sowjetreiches sein wollen, sondern volle politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit, wenn auch in natürlicher und politisch-sozialer Verbindung mit Rußland, erstreben. Gleichzeitig drängen die Nationen der Volksrepubliken auch innenpolitisch immer stürmischer auf Freiheit von jenem starren Diktaturkommunismus, der in der Ära Stalin ganz Osteuropa beherrscht hat. Die Diktatur war, unter dem Schutz der sowjetischen Besetzungsmacht, höchstens ein zeitweiliger Notbehelf, der angesichts der neuen, besonders auch in Westdeutschland beheimateten Bedrohung der Volksrepubliken und im Blick auf das Wirtschaftschaos der Nachkriegsjahre unausweichlich schien; in dem Maß aber, da dieses Chaos gebändigt wurde und da die Sowjetunion militärisch wie politisch erstarkte, konnte, ja mußte das Satellitenverhältnis verschwinden und die Diktatur einer sozialistischen Demokratie Platz machen. Sozialismus und Freiheit – das ist die wachsende Überzeugung der Ostvölker, das Sowjetvolk eingeschlossen – schließen sich nicht aus (wie die westliche Propaganda behauptet), sondern ergänzen und bedingen sich gegenseitig.

Der so entstandenen Freiheitsbewegung in den Ostvölkern drohen nun aber zwei Gefahren. Die eine ist, daß das Beharrungsvermögen der Träger und Nutznießer des alten Systems den Durchbruch der neuen Ordnung verzögert oder verhindert und so – da Druck eben Gegendruck erzeugt – zu katastrophalen Explosionen führt. Die andere liegt darin, daß die Freiheitsbewegung zu ungeduldig, zu unbedacht, zu überstürzt vorstößt und nur zu neuem Chaos führt, ja daß sie von reaktionären Kräften mißbraucht wird, daß also sozusagen das Kind mit dem Bad ausgeschüttet und im wiederaufgenommenen kalten

Krieg von den Westmächten doch das Ziel erreicht wird, das im «heißen» Krieg zu erstreben die Aussicht auf einen allgemeinen Atomkrieg ihnen verbietet: die Zerschlagung der sozialen Umwälzung im Osten und die Revision aller Grenzziehungen von der Oder bis zur Wolga, vom Böhmerwald bis zum Ural.

Daß solche Möglichkeiten – in der einen oder der anderen Richtung – in der «Entstalinisierung» enthalten seien, daß insbesondere die nach Stalins Tod eingeleitete und am 20. Parteitag der sowjetischen Kommunisten offen verkündete Bewegung ihren Urhebern aus den Händen gleiten und weit über deren Absichten hinausführen könne, ja müsse, war von Anfang an klar und wurde schon in unserem ersten Kommentar zu den Liberalisierungsbemühungen in der Sowjetunion ausgesprochen. In den Volksrepubliken sind beide Möglichkeiten zur Tatsache geworden, hier weniger, dort mehr, hier als Bremsversuch, dort als chaotischer Bewegungsdrang, überall aber verbunden mit schweren Krisen und Leiden. In *Jugoslawien* kam es 1948 zum Bruch mit der Sowjetunion, der erst im laufenden Jahr einigermaßen geheilt werden konnte; das Land errang und behauptete seine Unabhängigkeit von Moskau, blieb aber auf dem Boden eines Kommunismus, der starke Ansätze zur Demokratisierung zeigt und die Industrialisierung erfolgreich vorwärtstreibt, wenn auch die Landwirtschaft sehr unbefriedigend entwickelt ist. In *Ostdeutschland* brachte der 17. Juni 1953 ein erstes Aufflammen der Freiheitsbewegung, das aber bestimmt nicht das letzte sein wird, da die dortige Führungsschicht nach einem vorübergehenden Einlenken auf die Volksbegehren sich wieder stur und selbstgerecht in ihren alten Stellungen verschanzt hat und auf die Allmacht der russischen Bajonette vertraut. In *Polen* ging es hart an einer nationalen Katastrophe vorbei; aber das Regime zog noch rechtzeitig die Lehren aus dem Aufruhr vom 28. Juni dieses Jahres und auch aus der Tatsache, daß Polen auf die Sowjetunion angewiesen ist, wenn es seine Westgrenze gegen Deutschland halten will. Da anderseits auch Moskau Polen braucht, politisch-militärisch wie wirtschaftlich (Kohle aus Oberschlesien!), so bot es mehr oder weniger willig die Hand zur Gewährung der wesentlichen Forderungen der stürmischen Unabhängigkeits- und Freiheitsbewegung des polnischen Volkes. Es ist nicht zum wenigsten das Verdienst Gomulkas, des 1948 abgesetzten und wegen seines «Titoismus» ins Gefängnis geworfenen, nun aber wieder an die Spitze der Kommunistischen Partei gestellten volkstümlichsten Führers in Polen, daß diese Verständigung gelungen ist. Wohl hat sich in dem sowjetisch-polnischen Abkommen vom 18. November, das die im Oktober grundsätzlich erfolgte Vereinbarung bestätigt und ausbaut, die Warschauer Regierung zur Unterstützung der Moskauer Außenpolitik bekannt, aber sie hat dafür so viele national-politische, wirtschaftliche und militärische Zugeständnisse von der Sowjetregierung erlangt, daß das bisherige Satellitentum Polens gegenüber der Sowjetunion tatsäch-

lich in ein Bündnis zwischen gleichstehenden Staaten umgewandelt worden ist. Und was ebenso wichtig ist: Polen begibt sich immer mehr auf den Weg eines demokratischen Sozialismus. Mit dem Stalinismus, ja eigentlich mit dem Kommunismus im bisherigen Sinn ist es wohl in Polen vorbei; die Liberalisierung des Regimes, die namentlich auch eine Wiederherstellung der Gewerkschaftsfreiheit in sich begreift, wird nicht zu einer Neuauflage der feudal-kapitalistischen Scheindemokratie der Vorkriegszeit führen, sondern zu *neuen Formen* der Selbstregierung des Volkes auf der Grundlage einer sozialistischen Wirtschaftsverfassung. Daß der römischen Kirche ihr ganzer Besitz zurückgegeben werden soll und sie ihre alte Machtstellung großenteils wiederzugewinnen im Begriff ist, ist zwar mehr als ein bloßer Schönheitsfehler, dürfte aber, sofern sich das internationale Klima nicht entscheidend verändert, doch nicht einer Wiederherstellung des reaktionären ancien régime Vorschub leisten.

Die Tragödie Ungarns Ganz anders als in Polen ist die Unabhängigkeitsbewegung in *Ungarn* verlaufen, so sehr ihre Anfänge auch dem polnischen Muster glichen. Wir können hier nicht die ganze Entwicklung in Ungarn nachzeichnen, müssen aber doch einige ihrer entscheidenden Züge klarstellen.

Die große Krise nahm bekanntlich ihren Ausgang von einer Kundgebung der Intellektuellen und Studenten am 23. Oktober, der sich bald Soldaten und aus den Fabriken kommende Arbeiter anschlossen. Ihre Hauptforderung war die Wiederherstellung der freiheitlichen Grundrechte und die Rückberufung Nagys an die Spitze einer «entstalinisierten» kommunistisch-sozialistischen Regierung. Es war also ungefähr ein ungarisches Regime Gomulka, was die Demonstranten begehrten. Hätten die Inhaber der Macht auf diese Linie eingelenkt, so wäre die weitere Entwicklung auch wirklich etwa im polnischen Sinne verlaufen. Statt dessen lehnte der maßgebende Mann in der Regierung, Ernö Gerö – obwohl nicht Stalinist, sondern erst vor kurzem aus dem Gefängnis entlassen, in das ihn das Regime Rakosi gebracht hatte –, Gerö also lehnte die Forderungen der Demonstranten in einer drohenden Radioerklärung schroff ab und bezeichnete die Urheber der Kundgebung fälschlicherweise als Provokateure. Das putschte die Menge regelrecht auf und brachte sie *wirklich* unter den Einfluß von Provokateuren. Nach einem offenbar bereits festgelegten Plan und mit erstaunlich schnell herbeigeholten Waffen trieben die Hintermänner der Operation die Demonstranten zum Sturm auf das Radiogebäude, auf den Sitz der Kommunistischen Partei, auf das Hauptquartier des Sowjetkommandos und auf andere strategisch wichtige Punkte, aber auch auf das Nationalmuseum, das vollständig niedergebrannt wurde. Am andern Morgen hatten die *grundsätzlichen* Gegner

des bisherigen Regimes bereits das Heft in der Hand. Und jetzt erst entschloß sich die Regierung zum Nachgeben. Imre Nagy wurde zum Ministerpräsidenten ernannt – aber es war schon zu spät. Denn inzwischen hatte Gerö die in Ungarn stationierte russische Besetzungsmacht um Hilfe angerufen, und das brachte den längst mottenden Russenhaß im Volk wie auch die angestaute Erbitterung über das altkommunistische Zwangsregime vollends zum gewaltsamen Ausbruch. Das Verhängnis nahm von nun an seinen fast gesetzmäßigen Verlauf.

Zutreffend stellt aber der Budapester Berichterstatter des linksbürgerlichen Pariser «Express» (26. Oktober) fest, daß die Schuld an der Lage, die zur Anrufung der Sowjettruppen führte, nicht nur auf der damaligen ungarischen Regierung lastet, sondern auch auf der Moskauer Regierung mit ihrer sprunghaften, unzuverlässigen Politik gegenüber den Volksrepubliken:

«Die Budapester Ereignisse», so schreibt er, «bestätigen so wieder einmal, daß es keine schlimmere Politik gibt als die des Hinhaltens und der Zweideutigkeit. Seit drei Jahren hat sich die Sowjetregierung für keine politische Linie entscheiden können. Sie hat den Volksdemokratien Versprechungen mit Vorbehalten gemacht, denen sie Drohungen folgen ließ; sie hat zwischen Liberalisierung und brutaler Einmischung geschwankt; sie hat Verpflichtungen unterschrieben, die sie dann unter der Hand wieder gebrochen hat. Das Ergebnis dieses schwankenden Kurses, dieser Halbheiten, die die ideologische Zerfahrenheit der Sowjetführer widerspiegeln, welche weder imstande sind, die Diktatur aufrechtzuerhalten, noch sie mit *einem* Schlag abzubauen – es besteht darin, daß die Ereignisse mindestens in Ungarn der Sowjetunion den übelsten Entschluß aufzwangen, den sie überhaupt fassen konnte: die Unterdrückung mit Waffengewalt. Die Sowjetführer hätten die Volksdemokratien ‚halten' können, wenn sie ihnen gegenüber entweder ‚die Schraube angezogen' hätten oder sie die Karte des ‚Nationalkommunismus' hätten ausspielen lassen. Weil sie sich nicht rechtzeitig für den einen dieser beiden Wege entscheiden konnte, schwächte die Sowjetunion die ‚Harten' vom Schlag Rakosis, der noch von Stalin eingesetzt worden war, ohne die liberalen Kräfte gewinnen zu können, die heute (das war gegen Ende Oktober geschrieben; H. K.) triumphieren. Die Entstalinisierung, die die Sowjetunion sich hat abwickeln lassen, vollzieht sich – in Warschau, in Budapest, morgen vielleicht in Prag und in Ostberlin – *gegen* die Sowjetunion.»

Man durfte indessen trotz allen diesen Fehlern hoffen, daß sich die Sowjettruppen nach der Wiederherstellung der primitivsten Ordnung zurückziehen würden und die Regierung Nagy aus eigener Kraft die Lage zu beherrschen imstande sein werde. Das war ein Irrtum. Die entfesselte Volksleidenschaft überspülte völlig die Gruppe Nagy, die keinerlei inneren oder äußeren Halt mehr gewann, sich mehr und mehr auch die extremsten Forderungen der Aufständischen zu eigen machte und immer deutlicher von der Sowjetmacht abrückte. Die Rote Armee schickte sich zwar an, Budapest zu räumen, aber die Aufständischen drängten nur um so hemmungsloser nach. Es setzte eine Art revolutionären Terrors ein mit grausamen Racheakten gegenüber den Anhängern und Organen des «scharfen» Kommunistenregimes; ja ganz zweifellos mischten sich jetzt neue gegenrevolutionäre Elemente in den Kampf ein, die den Rücktritt der «Mörderregierung Nagy» forderten.

Die Eigengesetzlichkeit der Gewaltanwendung, die wir aus unzähligen Beispielen kennen, machte sich auch hier wieder geltend. Es war einfach ein Verhängnis, daß die ungarische Freiheitsbewegung fast von Anfang an den Charakter eines bewaffneten, blutigen Aufstandes angenommen hatte, der seine Träger zu immer wilderen Konsequenzen hinriß. (Nebenbei: woher kamen eigentlich die Waffen und die Munitionsvorräte, mit denen die Aufständischen wochenlang einer gutausgerüsteten, starken Sowjetarmee Trotz bieten konnten? Stammten sie alle aus den Waffenlagern der ungarischen Armee? . . .) Auf der anderen Seite ließ sich aber auch das Kommando der Roten Armee zu neuer, rücksichtsloser Repression herausfordern. Wie die westdeutsche «Welt» (5. November) schrieb:

«Imre Nagy dürfte bereits zu dieser Stunde gewußt haben, daß es für den Kreml eine Staatsraison und für den roten Generalstab ein Gesetz des Handelns gibt, daß Moskau unter den neuen Aspekten nicht eine Niederlage hinnehmen kann, weil sie sich nicht auf Ungarn beschränken würde. Das polnische Beispiel hat gezeigt, daß Moskau trotz größten Bedenken und Widerständen gezwungen werden kann, Konzessionen zu machen. Einem eindeutig antikommunistischen Regime jedoch, das praktisch die Ausrottung des Kommunismus betreibt, kann es keine Konzessionen machen, ohne das Gesicht zu verlieren.»

Das war in der Tat die Auffassung, die das sowjetische Armeekommando bei seinem ganzen weiteren Vorgehen leitete. Und es wurde mehr und mehr auch die Auffassung einer um Janos Kadar gescharten Gruppe innerhalb der ungarischen Regierung selber, die von einer panischen Angst vor dem Durchbruch einer echt reaktionären, ja vielleicht faschistischen Gegenrevolution gepackt schien. Sie entledigte sich kurzerhand Nagys und seiner Freunde als schimpflicher Kapitulanten, konstituierte sich selbst als «Regierung» und rief aufs neue nach den Russen, sofern man nicht annehmen will, daß die Russen von sich aus zum «Kampf gegen die faschistische Gegenrevolution» aufriefen und sich in Kadar und seiner Gruppe nur eine ungarische Rückendeckung schufen. Daß sich Kadar zu der Rolle, die ihm zufiel, überhaupt hergab, ist deshalb so tragisch, weil er nach dem Zeugnis eines so gründlichen Ungarnkenners, wie es Franz Fejtö ist, «ein Freund Rajks war, ein echter Widerstandskämpfer, ein Nationalkommunist par excellence, der erst kürzlich aus dem Gefängnis gekommen war», und daß er mit anderen zu Beginn des Aufstandes, am 23. und 24. Oktober, «das Menschenmögliche getan hatte, um die Katastrophe zu vermeiden». (Siehe «France-Observateur», 1. November.)

Wie dem auch war, das Sowjetkommando hatte die Zügel fest in die Hand genommen und unter Täuschung der Öffentlichkeit mit eilends herangeführten Verstärkungen eine neue, als entscheidend gedachte Offensive gegen die Aufständischen vorbereitet. Die weiteren Ereignisse sind bekannt: verzweifelter Widerstand der Ungarn im ganzen Land, unsagbare Leiden des Volkes, aber auch schwere Opfer

der russischen Armee, Generalstreik der Arbeiter und Angestellten (endlich!), Vierzehn-Punkte-Programm Kadars mit meistens vortrefflichen Absichten, Erlahmen des Aufstandes unter dem Druck furchtbarer Not, Zwangsverschickung Tausender von gefangenen Ungarn nach der Sowjetunion, Organisierung einer sowjetischen Militärdiktatur. Im Augenblick, da ich schreibe, ist Kadar noch formell Ministerpräsident; aber die *gewaltlose* Revolution gewinnt nun doch mehr und mehr an Boden und wird vielleicht (vorläufig) zur Verwirklichung des verständigen Programms von Istvan Bibo führen: Wiedereinsetzung Nagys, nationale Unabhängigkeit Ungarns mit Anlehnung an die Sowjetunion und die übrigen Volksrepubliken, fortschreitender Abzug der Russen, Errichtung eines demokratisch-parlamentarischen Regimes unter Beibehaltung der Landreform und der Sozialisierungen. Ob Bibo nicht von radikaleren, das heißt nationalreaktionären Strömungen weggeschwemmt wird, bleibt abzuwarten.

Die russische Schuld Wie sollen wir nun aber von unserem Standpunkt aus die ungarischen Ereignisse *grundsätzlich* beurteilen? Ich habe bereits an anderem Ort ohne Umschweife gesagt, was ich von der gewaltsamen Niederschlagung des ungarischen Aufstandes durch die Sowjetarmee denke: sie ist in meinen Augen ein kaum sühnbares Verbrechen an der Menschlichkeit, an der Freiheit, am Sozialismus und auch am Frieden. Zu *erklären* scheint sie nur aus einer typisch sowjetisch-kommunistischen Furcht: der Furcht, daß in Ungarn die kapitalistisch-feudalistische Gegenrevolution triumphieren könnte, die auf die übrigen Volksdemokratien, ja auf die Sowjetunion selber übergreifen und alles, was seit bald vierzig Jahren in Osteuropa im Sinn einer sozialistischen Revolution erkämpft worden ist, zerstören, ja einen Weltkrieg herbeiführen könnte. Das in Ungarn angezettelte Komplott, so heißt es beispielsweise in der früher erwähnten polnisch-sowjetischen Erklärung vom 18. November, sei «integrierender Bestandteil einer allgemeinen Verschwörung der Imperialisten gegen den Frieden und die Sicherheit der Völker» gewesen. Das Schlagwort – ein eigentliches Totschlagwort –, das immer und immer wieder herhalten mußte, um «linke» oder «rechte» Abweichungen vom stalinistischen Kurs zu verdammen und ihre Vertreter auszurotten, ist nun auch auf die ungarische Freiheitsbewegung angewandt und im größten Maßstab die mörderische Konsequenz daraus gezogen worden.

Man hätte zwar meinen können, mit der großen Entstalinisierung, die jedem Volk das Recht auf seinen eigenen Weg zum Sozialismus zuerkannte und auch die titoistische Ketzerei legitimierte, sei diese ganze Methode grundsätzlich erledigt gewesen und damit auch das Verhältnis der Sowjetunion zu den osteuropäischen Volksrepubliken auf eine neue Grundlage gestellt worden. Allein Ungarn beweist nun,

daß – um das Mindeste zu sagen – der Zickzackkurs des Kremls in seinen Beziehungen zu den Satellitenstaaten, von dem wir schon gesprochen haben, trotz der erfreulichen Regelung des sowjetisch-polnischen Verhältnisses weitergesteuert wird. Was in Ungarn geschehen ist, stellt einen furchtbaren Rückfall in den Stalinismus dar. In dem zu Beginn unserer Rundschau gekennzeichneten Zwiespalt, wie die Volksrepubliken ihre eigenen Wege gehen könnten, ohne den Ostblock in Gefahr zu bringen («weder zu langsam noch zu schnell»), hat die Regierung der Sowjetunion für Ungarn das Verkehrteste gewählt, was sie überhaupt tun konnte. Die «Harten» haben in Moskau erneut die Oberhand gewonnen und scheinen jetzt leichtes Spiel zu haben, um die «Entstalinisierung» grundsätzlich als Irrweg oder doch wenigstens als überstürzt in Gang gesetzt zu verrufen. Und doch wirft die Niederschlagung des ungarischen Aufstandes für die Besetzungsmacht derartig schwere Probleme auf, daß früher oder später eben doch geschehen muß, was schon in den letzten Oktobertagen hätte geschehen müssen: der Rückzug der Sowjetstreitkräfte. Es wäre damals für die Sowjetunion nicht schlimmer herausgekommen, als es jetzt geworden ist!

Aber die *«faschistische Gegenrevolution»* und der *«weiße Terror»*? Die «westmächtliche Intervention» und der drohende «Übergang Ungarns ins Lager der Friedensfeinde»? Daß der Westen mit seiner jahrelangen Propaganda (zum Beispiel durch den eigens für solche Zwecke geschaffenen Radiosender «Freies Europa» in München), mit seiner Agententätigkeit, für die das amerikanische Parlament Hunderte von Millionen Dollar in aller Öffentlichkeit bewilligt hat, und mit anderen Mitteln Ungarn planmäßig unterwühlt und zur Erzeugung des Klimas, in dem der Aufstand möglich wurde, wesentlich beigetragen hat, steht für mich außer Zweifel; das zu leugnen hieße eine unverantwortliche Naivität an den Tag legen. Aber was auch der Westen unternommen haben mag, vor und während des Aufstandes – entscheidend war das nicht. Vom Ausland her konnte nur eine Stimmung *gefördert* werden, die aus innerungarischen Antrieben heraus bereits da war; die westliche Propaganda brauchte nur den wachsenden Unabhängigkeitswillen und die fast offene Russen- und Kommunistenfeindschaft im Volk sich auswirken zu lassen, um daran anknüpfend ihre Sonderziele zu verfolgen. Daß diese Ziele in der bewaffneten Intervention und im Anschluß Ungarns an den Westblock bestanden hätten, ist ganz unwahrscheinlich; der Sturz des kommunistischen Regimes und der Bruch Ungarns mit der Sowjetunion konnten ihr vollkommen genügen. Von einem unmittelbaren Eingreifen des Westens in den ungarischen Kampf war auch auf dem Höhepunkt der Krise so wenig die Rede, daß in der verzweifelten Bevölkerung mehr und mehr eine schmerzliche Enttäuschung über das «Versagen der freien Welt» zum Ausdruck kam, die noch lange nachwirken wird.

Richtig ist allerdings, daß *Ansätze* zu einer bürgerlich-konservativen

Gegenrevolution schon sehr bald in Budapest selber und noch mehr in Westungarn bemerkbar waren. Franz Fejtö, den wir in anderem Zusammenhang anführten, stellt (im «Observateur», 1. November) deutlich fest:

«Es bestätigt sich tatsächlich, daß sich im Westen des Landes militärische Abteilungen mit extremistischen Zielen fieberhaft organisieren und eine politische Aktion ins Auge fassen, die unabsehbare Folgen haben könnte. Die Erinnerung an den Staatsstreich Horthys von 1919 beschäftigt die Geister in Ungarn, wo – vielleicht mehr als sonstwo – die Geschichte die Neigung hat, sich zu wiederholen.»

Hatte die «nationale» Gegenrevolution nicht schon einmal ein verhaßtes kommunistisches Regiment – die Räterepublik mit Bela Kun an der Spitze – weggefegt? Konnte sie jetzt nicht wiederum zum Siege geführt werden, auch wenn im Gegensatz zu 1919 das Ausland – damals waren es Großbritannien, England und Rumänien – keine «Freiheitsarmeen» ins Land schickte? Solche Fragen spukten zweifellos in vielen ungarischen Köpfen auch in diesen Herbstwochen. Aber alles spricht dagegen, daß die Führer des Aufstandes und gar die hinter ihnen stehenden Volkskräfte für die Wiederherstellung des Großgrundbesitzes und des kapitalistischen Privateigentums kämpften. Fast sämtliche Aufrufe und programmatischen Erklärungen aus den Reihen der Aufständischen hielten an der Aufteilung des Großgrundbesitzes und an der Sozialisierung der Wirtschaft fest; was sie forderten, war – neben dem Abzug der Russen – vor allem die Aufhebung der Geheimpolizei, freie Rede und Vereinigung, Beseitigung der Zwangskollektivierung in der Landwirtschaft und Selbstverwaltung der Industrie durch echte Arbeiterräte. Die Errungenschaften der Revolution aus den Jahren 1945 bis 1949 – das war die Meinung – waren durch den zentralistisch-bürokratischen Stalinismus unfruchtbar gemacht, ja verfälscht worden; sie sollten wieder in ihrem ursprünglichen Sinn lebendig gemacht und in die Form einer sozialistischen Demokratie gegossen werden. Von einer kommunistischen Vorherrschaft konnte dabei natürlich nicht mehr die Rede sein; auch kein «Titoismus» kam mehr in Frage. Es ging um die Wiederherstellung des parlamentarischen Regimes der Jahre 1945 bis 1949 mit einer Koalition aller ungarischen Parteien – der Bauern, der Kleinlandwirte, der Sozialdemokraten und der entstehenden katholischen Partei – nach westlichem Muster, wobei allerdings, besonders auf sozialdemokratischer Seite, vielfach die gänzliche Ausschaltung der Kommunisten ins Auge gefaßt wurde.

Das war nun aber gerade der Punkt, an dem die Russen einhakten. Bruce Renton, der die ungarischen Ereignisse als Augenzeuge miterlebte, bemerkt im «New Statesman» (17. November) sehr richtig:

«Das ungarische Volk hatte sich klar für den Westen (das heißt für die parlamentarische Demokratie und das Mehrparteiensystem; H. K.) entschieden. Das war für die Russen das Grundproblem. Für sowjetische Stalinisten wie Suslow (mit seiner persönlichen Verantwortung für ungarische Angelegenheiten) spielte es keine Rolle,

daß Ungarn klar ausgedrückt hatte, es wolle sich dem Westen als ‚neutrales' Land anschließen wie die Schweiz und Österreich, deren Namen in Ungarn auf aller Lippen waren. Um die Niederschlagung einer Demokratie westlichen Typs zu entschuldigen, griffen die Russen zu der Geschichte vom ‚weißen Terror' und von der ‚faschistischen Gegenrevolution'.»

Das ist tatsächlich der entscheidende Punkt. Aber damit verurteilen sich die Russen selber. Mit der gewaltsamen Niederwerfung des ungarischen Aufstands im Namen der sozialistischen Revolution haben sie nicht den Sozialismus *verteidigt*, sondern ihm wieder einmal einen betäubenden *Schlag* versetzt. Sie haben der internationalen Reaktion in die Hände gespielt wie kaum jemals zuvor, haben also die Gegenrevolution erst recht auf den Plan gerufen und mindestens in der westlichen Welt einen sozialismusfeindlichen Haßausbruch von einer Wildheit erzeugt, wie man sie kaum für möglich gehalten hätte. Es ist darum auch völliger Widersinn, wenn man jetzt behauptet, das militärische Eingreifen in Ungarn sei zur Sicherung des Lebens und des Friedens der Sowjetunion notwendig geworden. Das Gegenteil ist wahr: indem Moskau mutwillig die ganze Politik der internationalen Entspannung und der west-östlichen Koexistenz selbst zerschlagen hat, hat es den zu allem bereiten Kriegskräften in der westlichen Welt einen gewaltigen Triumph verschafft und die Sicherung des Lebensrechtes der Sowjetunion neuerdings ungeheuer erschwert. Es hilft der Sowjetregierung gar nichts, wenn sie nun wieder mit Abrüstungsvorschlägen – und seien sie an sich noch so vernünftig – an die Westmächte herantritt, wie das mitten im Ablauf des blutigen ungarischen Dramas geschehen ist. Die Westregierungen und ihre Anhänger haben es zu leicht, auch das wieder als unehrliches Propaganda- und Ablenkungsmanöver abzutun, auf das einzutreten sich die Mühe überhaupt nicht lohne. Die Folge wird jedenfalls nicht Abrüstung, sondern neue Aufrüstung sein, auch auf sowjetischer Seite; ja vermutlich wird sich Moskau, sofern es nicht seinen Kurs unverzüglich gründlich herumwirft, gezwungen sehen, den Zusammenhalt seines Satellitensystems – von Polen abgesehen – noch mehr als bisher auf Gewalt zu gründen.

Nein, Sozialismus und nationales Lebensrecht sind durch eine Methode, wie sie in Ungarn angewandt wurde, nicht zu verteidigen. Wenn je einmal, so erweist sich auch hier wieder, daß ein schlechtes Mittel nicht zu einem guten Ziel führen kann. Das Lebens- und Selbstbestimmungsrecht, das man für sich selbst beansprucht, muß man auch andern zuerkennen – doppelt wenn es sich um das Verhalten einer Großmacht gegen ein kleines Volk handelt. Auch wenn die Sowjetunion glaubte, der ungarische Aufstand trage gegenrevolutionären Charakter und solle Ungarn ins Lager der Westmächte führen, so hatte sie doch kein Recht, Ungarns Volk ein Regime aufzuzwingen, das es fast einhellig *nicht* wollte, und es mit Gewalt im Kreise von Untertanenländern zu halten, die ein schützendes Vorfeld, ein militärisches

Glacis für die Sowjetunion bilden sollen. Wie kein Einzelmensch zum Werkzeug fremder Zwecke erniedrigt werden darf, so auch kein Volk zur Schachfigur im Spiel ausländischer Machtinteressen!

Das wußte man einmal auch in der Sowjetunion. Lenin selbst stellte den Grundsatz auf: «Wir dürfen keine Gewalt gebrauchen, um andere Völker zur Verbündung mit Rußland zu zwingen. Es darf nur ein wirklich freiwilliges, ein wirklich freies Übereinkommen geben, und das ist unmöglich, wenn keine Freiheit besteht, das Übereinkommen aufzukündigen.» Und wiederum: «Die Finnen» (heute müßte Lenin sagen: die Ungarn) «müssen erklären, daß sie das Recht haben, über ihr Schicksal nach eigenem Gutdünken zu entscheiden, und der Russe, der ihnen dieses Recht nicht gewähren will, ist ein Chauvinist.» Dementsprechend besagt auch eine Entschließung des Warschauer Kongresses (November 1950) der «Weltbewegung für den Frieden», die unter kommunistischer Leitung steht, wenn sie auch *alle* Friedenskämpfer bei sich willkommen heißt, ganz unzweideutig: «Angreifer ist der Staat, der als erster, gleichgültig unter welchem Vorwand, Streitkräfte gegen einen andern Staat einsetzt. Keinerlei Erwägungen politischer, strategischer oder wirtschaftlicher Art, keinerlei Begründung mit der inneren Lage in einem anderen Staat kann eine bewaffnete Einmischung rechtfertigen.» Die sowjetische Militäraktion in Ungarn schlägt diesem Grundsatz offen ins Gesicht. Um so erfreulicher ist es, daß der schweizerische Zweig der genannten Bewegung an einer jüngst in Biel abgehaltenen Konferenz ihn wieder zu Ehren gebracht hat, indem er bedingungslos jegliche Einmischung irgendeines Staates in die Angelegenheiten eines anderen Landes verurteilte. Es gehört zu den dringendsten politischen Notwendigkeiten unserer Zeit, daß die hier aufgestellte Verhaltensregel selbstverständlicher Bestandteil der internationalen Moral wird.

Heuchelei des Westens Daß sie es auch im Westen noch *nicht* ist, stempelt die moralische Entrüstung eines sehr großen Teiles der «freien Welt» über die sowjetische Gewaltpolitik zur widerlichen Heuchelei und Unwahrhaftigkeit. Ich rede nicht von den Leuten, die bei uns wirklich das Recht haben, gegen das russische Verbrechen an Ungarn aufzutreten, weil sie *alle* politischen Verbrechen ähnlicher Art mit der gleichen Kraft verurteilen, sondern von den zahllosen anderen, die ihre sittliche Empörung immer nur (oder doch nur hier mit voller Lautstärke) einseitig gegen die Sowjetunion und die Kommunisten richten. Würden diese Leute beispielsweise auch protestieren, wenn die klerikal-konservative Regierung Italiens gegen eine sozialistisch-kommunistische Volksbewegung, gestützt auf den Atlantikpakt oder sonst eine Abmachung, die amerikanische Besetzungsmacht zu Hilfe riefe? Und doch läge der Fall grund-

sätzlich nicht viel anders, als er in Ungarn beim Eingreifen der sowjetischen Armee lag. Präsident Truman erklärte am 18. März 1948 in einer Botschaft an die amerikanische Bundesversammlung unzweideutig, die Vereinigten Staaten müßten aufrüsten, um Westeuropa gegen einen kommunistischen Angriff nicht nur von außen, sondern auch von innen zu schützen. Und andere amerikanische Äußerungen lassen ebenso klar erkennen, daß die Vereinigten Staaten auch einen ganz verfassungsmäßig zustandegekommenen Umschwung zugunsten der Linken in irgendeinem Land, etwa in Italien, als «innere Aggression» ansehen und mit militärischer Macht bekämpfen würden. (Vgl. K. Zilliacus, Dragon's Teeth, S. 30–32.) In Guatemala haben sie ja nach diesem Grundsatz erst vor zwei Jahren gehandelt, wenn auch nicht durch direktes Eingreifen amerikanischer Truppen, sondern nur durch stellvertretendes Aufgebot gemieteter Streitkräfte aus Honduras. In Mexiko, Nicaragua und andern mittelamerikanischen Ländern haben die Vereinigten Staaten übrigens wiederholt selber mit bewaffneter Hand eingegriffen, um ihre kapitalistisch-imperialistischen Ziele zu erreichen. Hat man jemals gehört, daß dagegen eine Protestbewegung der «freien Völker» organisiert worden sei? Und wie steht es mit der moralischen Entrüstung der heutigen Freiheitsenthusiasten über die vielen andern Verbrechen der Regierungen und Armeen «demokratischer» Staaten an unterentwickelten, kolonialen und halbkolonialen Völkern? Greifen wir nur wenige Beispiele heraus.

In China haben die Vereinigten Staaten jahrelang in großem Stil dem korrupten Regime Tschiang Kai-scheks Armeen, Waffen und Geld zum Kampf gegen die freilich kommunistisch geführte Freiheitsbewegung des chinesischen Volkes geliefert. Die Opfer, die bei dieser Schlächterei fielen, sind um ein Vielfaches größer als die Opfer des ungarischen Widerstandes. Auf Japan haben die Vereinigten Staaten am Ende des Zweiten Weltkrieges Atombomben abwerfen lassen, die mit *einem* Schlag mindestens 120 000 Menschen vernichtet haben. Keine Protestwelle ist über die «freie Welt» hingegangen. Weiter: Der Krieg gegen Vietnam wurde mit der Beschießung Haiphongs durch die französische Flotte eröffnet, bei der es 6000 Tote gab, und dann mit namenlosen Opfern und Leiden für das vietnamesische Volk jahrelang weitergeführt – ein klassischer Unterdrückungs- und Ausrottungskrieg. Der Aufstand des Volkes von Madagaskar im Jahre 1947 wurde von den Franzosen im Blut von mindestens 60 000 Menschen erstickt (die Franzosen selber geben nur 11 505 «sicher Getötete» zu). In Marokko haben die gleichen Franzosen seinerzeit den Überfall auf das Spital von Oued Zem mit der Niedermetzelung von über 7000 Menschen gerächt. Den Aufstand im algerischen Setif haben sie mit dem Massaker von einigen 40 000 Eingeborenen niedergeschlagen, und die Bilanz ihres Unterdrükkungskrieges gegen Algerien insgesamt erzeigt schon bis jetzt über hunderttausend im Kampf oder durch barbarische Vergeltungshandlungen

getötete Fellaghas. Nur nebenbei sei an die erbarmungslose Zerschlagung des Mau-Mau-Aufstandes in Kenya durch die Engländer erinnert, die etlichen Zehntausenden von Afrikanern das Leben gekostet hat. Nicht zu reden von dem britisch-französischen Krieg gegen Ägypten, der zwar wegen seiner kurzen Dauer nur verhältnismäßig wenige Todesopfer forderte, aber eben doch ein Gewaltakt brutalster Art war und die Welt an den Rand eines allgemeinen Krieges brachte.

Wo und wann haben sich die «freien Nationen» gegen all diese Verbrechen in einer Art und Weise aufgelehnt, die auch nur entfernt der ins Hysterische ausgearteten Protestbewegung in Sachen Ungarn nahekam? Wo blieb auch ihre sittliche Empörung, als Hitlerdeutschland die Tschechoslowakei vergewaltigte und mit Mussolinis Italien zusammen die spanische Freiheit ermordete? Die Regierung unserer «freien Schweiz» war eine der ersten, die das Blutregime Francos anerkannte, so wie sie auch die Eroberung Abessiniens durch Italien, ohne auf einen Massenprotest des Volkes zu stoßen, als rechtsgültig anerkannte, obwohl die Greuel, die die italienischen Armeen an einem fast hilflosen Volk verübt hatten, zum Himmel schrien. Und nicht zuletzt: Wo blieben das menschliche Mitgefühl und die elementare Empörung Westeuropas, als Horthy mit englischer und französischer Hilfe die ungarische Räterepublik stürzte und nach nie bestrittenen Feststellungen über 50 000 «Rote» hinrichten ließ – ähnlich wie auch die finnische Gegenrevolution nach dem Ersten Weltkrieg mehrere zehntausend wirkliche und angebliche Kommunisten abschlachtete? Wären diese ungeheuerlichen Schandtaten nicht auch eines «Aufstandes der empörten Gewissen» würdig gewesen?

Aber genug. Die Heuchelei und Verlogenheit der durch den Kampf in Ungarn ausgelösten Russen- und Kommunistenhetze ist mit Händen zu greifen. Ihr gilt, neben Jesu Warnung vor selbstgerechtem Aburteilen, in besonderem Maße auch das Pauluswort (Römer 2, 1): «Für dich, o Mensch, der du dich zum Richter machst, gibt es keine Entschuldigung; denn worin du den anderen richtest, darin verurteilst du dich selbst.» Wer zu den erwähnten Verbrechen «der anderen» geschwiegen hat oder nur lau gegen sie aufgetreten ist, der hat einfach kein Recht, jetzt in dieser völlig zügellosen Gehässigkeit über die Russen herzufallen, wie wir das seit Wochen erleben. Die Sowjetunion und ihr gegenwärtiges Regime stehen moralisch nicht tiefer als die «freie Welt» des westlichen Kapitalismus und Kolonialismus; die Behauptung von der einzigartigen Bosheit und Teufelei des Sowjetkommunismus, dieses «Tieres aus dem Abgrund», ist unwahr und dient nur als Vorwand für den Kampf der Weltreaktion gegen die soziale Umwälzung, die als gewaltige Aufgabe vor unserem Geschlecht steht. Und was im Sowjetkommunismus wirklich an Bösem und Grausigem steckt, was seine große Sünde ausmacht und auch jetzt in Ungarn wieder offenbar geworden ist, das ist – man kann es nie genug wiederholen – weit-

hin die Schuld des «christlichen», «freiheitlichen» Westens selber, auf dessen Gewalttätigkeit und Unmenschlichkeit der Osten im *gleichen* Geist antwortet. Mit einem Berdiajew, einem Foerster protestieren auch wir gegen «jene gänzlich oberflächliche Art», in der man weithin das russische Regime be- und verurteilt, als wären seine Handlungen «ein unbegreifliches Attentat, durch das eine Reihe von revolutionären Banditen die russische Gesellschaft (und Osteuropa überhaupt, H. K.) überrascht und vergewaltigt hätte». Katastrophen, wie sie im Zusammenhang mit dem Sowjetkommunismus eintreten, sind wirklich nur «ein Teil des strafenden Schicksals, das durch Sünden von Jahrzehnten, ja von Jahrhunderten, Sünden, in die wir alle verwickelt sind, unabwendbar hervorgerufen worden ist» (F. W. Foerster, Christus und das menschliche Leben, neue Auflage, S. 316).

In diesem Zusammenhang müssen wir auch das Geschehen in Ungarn würdigen. Ohne die russische Schuld im geringsten verschleiern zu wollen – ich habe sie, glaube ich, klar genug ins Licht gestellt –, haben wir unsere eigene, ganz besondere Schuld auch am Schicksal Ungarns zu erkennen und anzuerkennen. Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß Moskau in Ungarn gar nicht losgeschlagen hätte, wenn London und Paris nicht das böse Beispiel am Suezkanal gegeben hätten. Der «New Statesman» (vom 10. November) schreibt in diesem Sinne sehr wahr:

«Am Montagmorgen (29. Oktober) schien die Ankündigung, daß Moskau eine Tagung der Staaten des Warschauer Paktes einberufen habe, darauf hinzudeuten, daß die Kräfte der Vernunft obenaufkommen würden. Dann kam am Dienstag Edens verhängnisvolles Ultimatum, dem am Mittwoch seine Bomben folgten. Schon am Freitag waren die Dunkelmänner in Moskau wieder fest im Sattel. Und am Sonntagabend lag Ungarn wieder in bitterem Dunkel. Müssen wir also die Verantwortung für den Mord an Ungarn auf uns nehmen? Wir wissen es nicht; aber bei jener schicksalshaften Debatte im Kreml mag unser Angriff auf Ägypten, der tatsächlich eine neue Periode von Gewalttat und Gesetzlosigkeit eröffnet hat, recht wohl den Ausschlag gegeben haben. Jedenfalls hat Eden uns des Rechtes beraubt, Rußlands Brutalität zu verdammen. Wir gaben das Beispiel, die Russen befolgten es.»

Was muß geschehen! Wenn unsere Deutung der ungarischen Ereignisse richtig ist, ergeben sich von selbst die Folgerungen für unser Handeln. Wir können sie hier, um nicht zu lang zu werden, vorerst nur stichwortartig zusammenfassen.

Es ist zunächst selbstverständlich, daß die Sowjetunion ihren Kurs gegenüber den östlichen Volksrepubliken rasch und ganz konsequent auf freie Zusammenarbeit und Verbündung umstellen muß. «Nichts bindet so sehr wie Freiheit» – auch hier! Also ehrliche Durchführung der Grundsätze der Moskauer Erklärung vom 30. Oktober dieses Jahres, stufenweise Zurücknahme der sowjetischen Besatzungstruppen aus allen Ländern, Verzicht auf alle Einmischung in die innere und äußere

Politik anderer Länder. Es gärt ja ganz stark auch in Bulgarien* und Rumänien, in der Tschechoslowakei und in Ostdeutschland. Wenn jetzt nicht schnell eine entschlossene Lockerung des russischen Griffes auf diese Länder erfolgt, wird es zu weiteren Katastrophen nach ungarischer Art kommen. Die Gefahren einer solchen Lockerung sind auch für die Sowjetunion auf die Länge viel geringer als ihr Segen; die *wirkliche* Gefahr liegt in der Fortsetzung des Satellitenverhältnisses. Auch mit Jugoslawien wird sich die Sowjetführung nur verstehen, wenn sie die Linie, der jetzt ihre Beziehungen zu Polen folgen, gegenüber *allen* Volksrepubliken einhält.

Die *innere* Liberalisierung der Volksrepubliken wird sich anderseits in dem Maße durchsetzen, als das Selbstbestimmungsrecht der Völker nach *außen* anerkannt wird. Der Sozialismus wird auch in Osteuropa auf der Zustimmung der Volksmehrheit ruhen müssen – sonst hat er keine haltbare Grundlage. Und die Sache des Sozialismus im Westen, ja in der ganzen Welt kann nur gewinnen, wenn Osteuropa von der Hypothek des Stalinismus endgültig befreit wird. Umgekehrt wird die soziale und politische Reaktion im Westen und überall sonst um so stärker, kühner und gefährlicher werden, je länger sich der Gewaltkommunismus im Osten erhält. Sie lauert ja förmlich darauf, die Fehler und Sünden des Sowjetregimes für ihre Zwecke auszubeuten, eingeschlossen der längst ersehnte «Freiheitskreuzzug» gegen die Sowjetunion (und China!).

Aber wir gehören eben zum *Westen*, und darum muß sich unsere Forderung vor allem an *ihn* richten. Was verlangen und erwarten wir von ihm? Kurz gesagt: nur das eine – daß er den kalten Krieg und die Vorbereitung des heißen Krieges gegen den Sowjetkommunismus einstelle und jetzt erst recht Wege zu einem friedlichen Zusammenleben mit dem Osten suche. Das tönt nach den ungarischen Ereignissen und inmitten der antikommunistischen Hysterie im Westen für die allermeisten Menschen unter uns phantastisch, unsinnig, ja verbrecherisch. Und doch ist es *die* Notwendigkeit unserer Lage – sonst kommt es mit unausweichlicher Gesetzmäßigkeit zum dritten Weltkrieg. Entweder Gehorsam gegen die *sittliche* Notwendigkeit oder Erleiden der *schicksalshaften* Notwendigkeit! Vor diese Entscheidung stellen uns die ungarische Tragödie und der Ausbruch der dämonischen Leidenschaften, die sie entfesselt hat.

Erste Notwendigkeit also: Äußerster Widerstand gegen den unsinnigen Russen- und Kommunistenhaß, der unter uns wütet, wie auch gegen die unerträgliche Heuchelei und Selbstgerechtigkeit der «freien

* Ein Bulgare schrieb letzthin einem schweizerischen Freund, der ihm berichtet hatte, daß höchstens 10 Prozent der Schweizer mit dem Kommunismus sympathisieren: «Lassen Sie die 10 Prozent nur für drei Tage nach Bulgarien kommen, und sie werden sich den übrigen 90 Prozent anschließen.»

Welt».* Und Hand in Hand damit: unermüdlicher Kampf gegen die Lügenflut, die jetzt über den Westen hingeht, Suchen der Wahrheit über die Weltereignisse und ihre Zusammenhänge und ruhige Vertretung der gefundenen Erkenntnis gegen alle Halbwahrheiten und ganzen Lügen.

Sodann, als tätige Folgerung aus einem neuen Geisteszustand: Einstellung des kalten Krieges, der offenen und unterirdischen Hetzpropaganda gegen den Osten und der militärischen Aufrüstung, nicht zuletzt unseres schweizerischen Wehrmachtsausbaus und unserer Waffenlieferungen an das Ausland. Wer jetzt, da die Sowjetunion keinesfalls mehr auf ihre bisherigen Satelliten zählen kann, noch Furcht vor einem russischen Angriffskrieg verbreitet, handelt schlechterdings unverantwortlich; dem Westen ist ja nun auch der letzte Vorwand für defensiv gemeinte Kriegsrüstungen genommen. Der kalte Krieg und die Vorbereitung auf einen heißen erzeugt bei der Sowjetunion nur neue Furcht und treibt sie zu neuer Gegenrüstung wie zur Festhaltung des vermeintlichen Schutzgürtels von Gefolgsstaaten an ihrer Westgrenze. Oder was denkt man, daß die Russen empfinden, wenn sie Aussprüche vernehmen wie denjenigen des neuen westdeutschen Wehrmachtsministers Strauß: «Wir leben in einem technischen Zeitalter, in dem die vereinigte Stärke unserer Bundesgenossen ausreicht, um das Reich der Sowjetunion von der Landkarte streichen zu können»? Oder den des westdeutschen Bundestagsabgeordneten Prinz von Löwenstein: «Wenn wir stark sind, wird es auch in der Zone (das heißt in Ostdeutschland) zu einem 23. Oktober wie in Ungarn kommen»?

Die wirkliche Aufgabe des Westens wäre es, den Russen zu *helfen*, ihre Furcht vor einer neuen Bedrohung des Lebens und der Errungenschaften der Sowjetunion zu überwinden und ihnen die Weiterführung der Liberalisierung und Entstalinisierung im Innern wie nach außen zu erleichtern. Chruschtschew meinte es gewiß völlig ernst, wenn er letzthin bei einem Empfang im Kreml zu den westlichen Gästen gewandt sagte: «Wenn ihr eure Truppen aus Deutschland zurückzieht, werden wir nicht einen Tag länger in Polen, Ungarn und Rumänien bleiben.»

Auch nicht in Ostdeutschland! Hier liegt nach wie vor der Schlüssel zur Lösung der deutschen Frage – nicht in der frevelhaften Durchsetzung der beschlossenen Aufrüstung. Und von hier aus kann sich dann auch der Aufbau eines Europas vollziehen, das vom Westen ebenso unabhängig wäre wie vom Osten, also weder ein strategisches Vorfeld für die Sowjetunion noch eine Landbasis der Vereinigten Staaten für einen Krieg gegen den Osten bildete. Im Blick auf einen

* Ein ausgezeichnetes Wort sagt dazu die Compagnie des Pasteurs du Canton de Genève in der «Vie Protestante» vom 24. November. Ehre *diesen* Dienern am Wort! In der welschen Schweiz ist überhaupt die Massenhysterie weitaus geringer als in der deutschen.

Atombomben- und Raketenkrieg können ja sowohl Amerika als die Sowjetunion immer unbesorgter (wenn man so sagen darf) auf ihre west- und osteuropäischen Stützpunkte verzichten. Das sagt sich wahrscheinlich auch Eisenhower, der mit solchem Vorsprung vor seinem Konkurrenten Stevenson wiedergewählte Präsident der Vereinigten Staaten, der das ihm Mögliche gewiß tun wird, um als «Friedenspräsident» in die Geschichte einzugehen. Und an Nehru, dem Führer Indiens, hat er ja einen Verbündeten, der unbeirrt an der Schaffung «einer dritten Kraft» zur Verhinderung eines Zusammenstoßes der beiden großen Machtblöcke arbeitet, weswegen er auch von unseren westlichen Kriegstreibern immer mehr als verkappter Kommunistenfreund angeprangert wird.

Der Erfolg dieser Arbeit setzt freilich voraus, daß die aus dem *Kapitalismus* und aus der bürgerlichen Welt des Westens stammenden Kriegskräfte endgültig gebändigt werden. Der Traum von der Zurückgewinnung des Ostens für die «freie Wirtschaft» muß ein für allemal ausgeträumt sein; zu *unserer* Aufgabe aber wird es weiterhin gehören, das Positive, das Gute, das Verheißungsvolle, das in der Sowjetunion, in den europäischen Volksrepubliken, in China geschaffen worden ist, sichtbar zu machen. Wir werden jetzt erst recht für eine *sozialistische* Neugestaltung der Völker- und Weltordnungen einstehen müssen und nicht auf eine Zerstörung der starken Ansätze zur Gemeinwirtschaft und zu einer klassenlosen Gesellschaft spekulieren dürfen, die jetzt von den Volksrepubliken her im ganzen kommunistischen Osten bemerkbar sind. Was wir dort erleben, so schrieb unlängst Aneurin Bevan,

«ist keine Gegenrevolution, sondern die schrittweise Anpassung der kommunistischen Praxis an die Wirklichkeiten der modernen Gesellschaft. Wir müssen Verständnis und Sympathie mit den Sowjetführern aufbringen, wenn sie die Probleme anpacken, die sich aus der Lockerung der Zügel in Rußland selbst und der Neugestaltung ihrer Beziehungen mit den Kommunisten anderer Länder ergeben ... Unsere Aufgabe ist es, ihnen das zu erleichtern und nicht so zu reden und zu handeln, als erlebten wir das erste Stadium der Liquidierung der Russischen Revolution.»

Der Suezkrieg Neben den ungarischen Ereignissen her und mannigfach mit ihnen verknüpft läuft nun also der doch noch ausgebrochene *Krieg gegen Ägypten*. Die Kräfte, die ihn ausgelöst haben, sind, wie man weiß, sehr verschiedener Natur. An seinem Anfang stand der Entschluß *Israels*, durch eine militärische Gewaltaktion seiner immer unerträglicher gewordenen Lage ein Ende zu machen. Vom gewöhnlichen, «realpolitischen» Standpunkt aus versteht man diesen Entschluß ohne weiteres. Seit acht Jahren lebt Israel in einem nur dünn verschleierten Kriegszustand mit Ägypten, ja mit allen arabischen Staaten, die ihm den Untergang geschworen haben. Sein Handel wurde boykottiert, seine Schiffahrt in Suez und im Golf von Eilat blockiert, sein Bewässerungswerk gelähmt, sein Gebiet von terroristischen Banden angegriffen, seine Grenzbevölkerung gemordet

– alles unter den Augen der Vereinten Nationen, die ihm nie wirksame Hilfe leisteten, und zum Teil sogar unter Mithilfe der Westmächte wie der Sowjetunion, die Israels Feinden reichlich Waffen lieferten, ihm selbst aber sie verweigerten. Aus dieser Lage herauszukommen, den feindlichen Ring zu sprengen, die Großmächte und die arabischen Staaten zu einer befriedigenden Lösung der Palästinafrage zu zwingen – das war der Zweck des *Präventivkrieges*, den Israel Ende Oktober gegen Ägypten unternommen hat.

Der Zeitpunkt seiner Auslösung schien raffiniert geschickt gewählt: weder die Vereinigten Staaten, die im Präsidentschaftswahlkampf standen, noch die Sowjetunion, die in Ungarn festgelegt war, schienen handlungsfähig; *England* und *Frankreich* aber, die nur grollend auf einen Schlag gegen Ägypten verzichtet hatten, um den Suezkanal wieder in ihre Hände zu bekommen, waren von vornherein mindestens stille Verbündete Israels und ermunterten sogar zuletzt in einer schmutzigen Verschwörung mit Israel, deren Einzelheiten nun allmählich bekannt werden, die Regierung von Tel Aviv ganz schamlos zum Losschlagen. Wie Israel die beiden Westmächte für *seine* Zwecke benutzte, so diese ihrerseits Israel für ihre Absicht, Ägypten – dieses «Werkzeug Moskaus» – doch noch auf die Knie zu zwingen und die Herrschaft über den Suezkanal zurückzugewinnen.

Die Sache kam anders heraus. Die Israeli leisteten zwar – wie die Militärs sagen – «glänzende Arbeit», zerschlugen in einem einzigen Anlauf die ägyptische Wehrmacht, machten eine riesige Beute und eroberten fast die ganze Halbinsel Sinai. Aber die britisch-französische Operation kam nur stockend vorwärts, stieß am Kanal auf ernsthaften Widerstand und vermochte das Regime Nasser in keiner Weise zu erschüttern. Inzwischen wurde die Weltmeinung heftig aufgerührt; besonders in England entwickelte sich ein leidenschaftlicher, von der Labourpartei angeführter Feldzug gegen das Suezabenteuer, das die Regierung Eden vergeblich durch immer neue und immer lügenhaftere Rechtfertigungsgründe zu beschönigen suchte, während die Vereinigten Staaten, die sich durch England und Frankreich schmählich hintergangen fühlten, offene Feindseligkeit gegen das ganze Unternehmen zeigten und im Verband mit anderen Ländern, besonders den Mitgliedern des asiatisch-afrikanischen Blockes, die UNO gegen die Kriegsmacher und Verächter des Völkerrechts in Bewegung setzten. Den Ausschlag gab aber die kaum verhüllte Drohung der Sowjetunion mit einem Eingreifen in den Suezkonflikt (durch eine russische «Freiwilligenarmee», der sich sofort auch die Chinesen mit einer Viertelmillion Kämpfer anschließen wollten) – eine Aussicht, vor der zuerst England und dann widerstrebend auch Frankreich, das der Haupttreiber bei dem ganzen Unternehmen gewesen war, doch zurückschreckten, zumal da sie der amerikanischen Hilfe in einer *solcherart* herbeigeführten Kraftprobe mit dem Sowjetblock und seinen asiatisch-afrikanischen

Verbündeten nicht von vornherein sicher sein konnten. Kurz, der Suezkrieg wurde fast von einem Tag zum andern ergebnislos abgebrochen, und die Vereinten Nationen forderten Israel, Großbritannien und Frankreich zur unverzüglichen Räumung der besetzten ägyptischen Gebietsteile auf, wobei sie gleichzeitig die Entsendung einer aus Truppenabteilungen verschiedener Staaten zusammengesetzten «internationalen Polizeitruppe» an den Suezkanal in die Hand nahmen.

Die moralische und politische Niederlage der drei Kriegführenden war vollständig. Israel war schwer enttäuscht und ernüchtert. All seine Hoffnungen zerstoben. Keines der Ziele, die es sich gesetzt hatte, war erreicht; seine Lage war im Gegenteil schlechter geworden, als sie vorher war, hatte Israel doch unendlich viel Sympathien in der westlichen Welt, besonders auch in Amerika, eingebüßt, während es sich die Sowjetunion nun erst recht zum Feind gemacht hatte und in den Augen der Völker Asiens und Afrikas – wenn auch zu Unrecht – als Vorposten des westlichen Imperialismus dasteht. Wieder einmal ist bewiesen, daß ein Präventivkrieg, und diene er auch noch so sehr der Selbstverteidigung, nie zu rechtfertigen ist (das galt ja auch schon von Nordkorea); wiederum hat das ganze Gewaltdenken eine Lehre bekommen, die eben wegen ihrer Schmerzlichkeit nur heilsam wirken kann und die, so hoffen wir, auch in der übrigen Welt verstanden werden wird. Vor allem aber hat der *falsche* Zionismus, der aus Israel einen nationalistischen Militärstaat – dazu noch mehr und mehr kapitalistischen Charakters – machen wollte, eine eigentliche Katastrophe erlitten; Israels Bestimmung ist es nun einmal, *kein* Volk «wie die andern Völker» zu sein, sondern ein auserwähltes Werkzeug Gottes für die Schaffung eines Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens in der Welt. Ein neues, das *wirkliche* Zion muß aufgepflanzt werden, der «Berg des Herrn», von dem aus Belehrung für alle Völker ergehen und Recht für die ganze Erde gesprochen werden wird, damit kein Volk mehr gegen das andere zum Schwert greife und sich niemand mehr auf den Krieg einübe (Jesaja 2, Micha 4).

Nicht viel weniger verheerend sind die Folgen des Suezkrieges für die beiden Westmächte. Die elende Regierung Mollet, diese Schande für den ganzen Sozialismus, scheint zwar vorerst nicht erschüttert, weil das französische Volk moralisch unempfindlich geworden ist und die Politiker keine neue Regierungsformel zu finden vermögen; der Widerstand gegen die Algerien- und Ägyptenpolitik des Kabinetts, der sich innerhalb der Sozialdemokratischen Partei abzeichnet, wird ja durch Druck von oben und Schwächlichkeit von unten ebenso sicher erstickt werden wie alle anderen Gesundungsbewegungen, die früher in Frankreich eingeleitet worden sind, zumal die Kommunistische Partei mit ihrem bornierten «Stalinismus» jede Bildung einer handlungsfähigen Linken verhindert. Aber daß die französische Algerienpolitik auch auf dem Umweg über Ägypten nicht zu dem erstrebten Ziel geführt hat,

daß es heute, da Nasser erst recht der Held des allarabischen Nationalismus ist, auch mit dem Aufgebot einer Armee von einer halben Million Soldaten nicht mehr möglich ist, den Freiheitswillen eines ganzen Volkes zu unterdrücken – das liegt so klar am Tage, daß über kurz oder lang der moralische und politische Bankerott eines Systems unvermeidlich ist, dem nun auch die amerikanische Hilfe allmählich zu entgleiten droht.

Auch die «enge Solidarität» mit Großbritannien, auf die sich das Pariser Regime so gern beruft, wird ihm nichts mehr nützen, steht doch England selbst nach dem Zusammenbruch am Suezkanal heillos geschwächt da. Die Kosten des Kriegsabenteuers, an dem 60 000 britische und 30 000 französische Truppen, 1200 Düsenjäger und zwei Drittel der einsatzfähigen Kriegsflotte beteiligt waren, werden schwer auf den Staatsfinanzen lasten und die britische Währung neuerdings ins Schwanken bringen. Der Suezkanal ist gesperrt und wird erst nach Monaten wieder befahrbar sein. Die Ölzufuhr aus dem Osten ist so stark vermindert, daß in ganz Westeuropa schwerer Benzinmangel eingetreten ist. Politisch aber sind die noch verbliebenen Machtstellungen Großbritanniens im Mittelosten – besonders in Jordanien, Irak und Saudi-Arabien – so gut wie erledigt; die ganze arabische und mohammedanische Welt, eingeschlossen Pakistan und Indonesien, ist *gegen* England geeinigt; Indien ist «neutralistischer» als je und nähert sich mehr und mehr den Vereinigten Staaten, deren Abrücken von Großbritannien und Frankreich den Zusammenhalt des Atlantikbundes auf eine schwere Probe stellt. Das Ansehen und die Wirkungsmöglichkeit der UNO hat gleichzeitig trotz dem energischen Eingreifen Generalsekretär Hammarskjölds in die Suezkrise noch weiter gelitten; die Sowjetunion aber hat in Vorderasien einen Machtzuwachs errungen, der ihren Prestigeverlust in Europa weithin aufzuwiegen geeignet ist und die Siegesaussichten der Westmächte für den Fall eines kriegerischen Zusammenstoßes der beiden Großblöcke wesentlich verschlechtert. Denn ob Amerika, das jetzt mit seinem neuentdeckten Antikolonialismus so demonstrativ aufwartet, in der asiatisch-afrikanischen Welt an Einfluß zurückgewinnen kann, was es selbst und seine europäischen Verbündeten dort verloren haben, das steht doch noch sehr dahin.

An der Zeitenwende Aber ist nicht dieses ganze Macht- und Militärdenken überhaupt an seinem Ende angelangt? Ist es nicht eine der großen Lehren auch der jüngsten weltpolitischen Ereignisse, daß aller Gewaltweg ein fürchterlicher Irrweg ist, der die Völker nur endgültig ins Verderben stürzen kann, und daß ein völlig *neuer Weg* beschritten werden, eine gänzliche *Umkehr* von all dem, was heute Politik heißt, eintreten muß, wenn wir gerettet

werden wollen? Wir haben an Ungarn erlebt, wozu der Gewaltkommunismus fähig ist, der im Namen des Sozialismus und der Friedenswahrung aufs neue ein ganzes Volk knechtet und mordet. Es ist die Selbstenthüllung eines Geistes, der die große Sache der sozialen Gerechtigkeit und der Befreiung unterentwickelter Völker aus jahrhundertelanger Bedrückung schändet, der Anfang des Zusammenbruchs eines ganzen Systems, das, aus der Not und dem Chaos grausiger Kriegszeiten geboren, über die barbarische Primitivität dieser Zeiten nie recht hinausgekommen ist. Wir haben aber auch den Ausbruch einer Gegenbewegung gegen den Gewaltkommunismus erlebt, die in Ungarn selbst wie in Westeuropa wirkliche Höllengeister und Satansmächte entbunden hat und über die verschärfte Wiederaufnahme des kalten Krieges doch noch zur Endkatastrophe eines dritten Weltkrieges zu führen droht. Und wir haben im Suezkrieg Mächte am Werke gesehen, die aus dem Geiste der internationalen Anarchie und des kapitalistischen Imperialismus und Kolonialismus heraus drauf und dran waren, einen ganzen Erdteil in Brand zu stecken, ja den Weltkrieg heraufzubeschwören.

Weil es diesmal «freie Nationen» waren, die das Verbrechen begangen haben, hat man es mit Hilfe der Ungarnempörung zu bagatellisieren verstanden; aber wir sind gewiß, daß der gleiche Angriffskrieg, von der Sowjetunion gegen ein westliches Land angezettelt und begonnen, einen antikommunistischen Haßaufschrei von überhaupt nicht mehr zu beschreibender Wildheit herausgefordert hätte und mit der sofortigen «Ausradierung» Moskaus und Dutzender von anderen sowjetischen Städten beantwortet worden wäre. Kein Wunder darum, daß die Sowjetunion ihrerseits Miene gemacht hat, sich in den Suezkrieg einzumischen; kein Wunder aber auch, daß sie durch den britisch-französischen Schlag gegen Ägypten – wie früher bemerkt – wohl erst zu ihrem Schlag gegen Ungarn veranlaßt worden ist. Vielleicht hat der ägyptische Krieg sogar eine *Kettenreaktion von Gewalttätigkeiten* ausgelöst, deren letztes Glied ganz wohl die Weltkatastrophe des Atomkrieges sein kann. Auch dem Ersten und dann dem Zweiten Weltkrieg sind «kleinere» Kriege – auf dem Balkan, in Tripolis, in Abessinien, in Spanien, in China usf. – vorausgegangen, bis die Friedensdämme so weit unterhöhlt waren, daß die große Flut hemmungslos einbrechen konnte.

Wo sind aber die Kräfte, die dem Unheil noch wehren könnten? Auf menschlicher Ebene vermögen wir sie nirgends zu erblicken. Auch die Furcht vor der eigenen Vernichtung, die der Einsatz von Kernwaffen gegen den andern nach sich ziehen müßte, wird auf die Dauer nicht vorhalten, solange der Geist der Gewalt in den Völkern weiterlebt und die «Politik der Stärke», der militärischen Rüstungen und der allgemeinen Kriegsvorbereitung die selbstverständliche Praxis der Regierungen bleibt. Dieser Geist, diese Politik aber werden wir mit den

rein weltlich-menschlichen Kräften nicht bezwingen. Mit ihnen werden wir der Kriegsdämonen nicht Herr werden. Da müssen jenseitige, müssen göttliche Kräfte in unsere Menschenwelt einbrechen und unter uns Gestalt gewinnen – die Kräfte, an die uns die herannahende Weihnacht wieder erinnert. «Wohl bedeckt Finsternis die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir geht der Herr wie eine Sonne auf, und seine Herrlichkeit wird sichtbar über dir.» (Jesaja 60, 2.) Sollte sich die Prophezeiung nicht doch erfüllen? *Haben* wir das Licht nicht schon seit bald zweitausend Jahren? Wollen wir ihm nicht doch endlich folgen? Wir wollen es, wir sollen es. Und werden dann wirklich singen dürfen: «Welt ging verloren, Christ ward geboren, freue dich, o Christenheit» – trotz alledem.

28. November *Hugo Kramer*

GTU Library
3 2400 00334 8376

v.50
1956

Neue Wege

v.50
1956